Die Weltbühne
Herausgeber Siegfried Jacobsohn

XIV 1.
1918

Die Weltbühne

Herausgeber
Siegfried Jacobsohn

XIV. Jahrgang.

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Neue Weltbühne

Die Neuordnung der Welt

von Germanicus

Es wäre gewiß sehr schön, wenn nach all diesem Grauen des Mordens und der Verwüstung die Welt neu und sozusagen für die Ewigkeit geordnet erstünde. Solche Illusion ist aufzugeben und mit ihr zugleich der Glaube, daß die neue Weltordnung durch die Macht Deutschlands ihr Schwergewicht und ihre Oberaufsicht bekommen wird. Das Eine ist nämlich heute schon gewiß, daß am Ende des Krieges nicht eine sieghafte und für absehbare Zeit unbesiegbare Hegemonie aufragen wird. Und das Andre ist kaum weniger deutlich: daß die großen weltpolitischen Probleme und Konfliktsmöglichkeiten sich nicht gar so wesentlich verschoben haben werden; die bisherigen Drehpunkte und die Richtungsachsen der Weltpolitik sind erhalten geblieben. Es bestätigt sich die Erkenntnis, daß auch noch so gewaltige Ereignisse von heute auf morgen nicht Weltgeschichte zu machen vermögen, sondern bestenfalls gewisse politische Klärungen bewirken. Im Gang der Entwicklung ist auch der Weltkrieg, unbekümmert um die Millionen seiner Opfer, nur eine Stufe. Womit zugleich gesagt ist, daß nicht zum letzten Mal die Erde unerhörte Ströme Blutes getrunken haben wird. Der Wille zu einem dauernden und allgemeinen Frieden hat sich durch die dreieinhalb Jahre des Krieges ohne Zweifel außerordentlich verstärkt; die Wahrscheinlichkeit, daß solchem Willen die Auswirkung ermöglicht wird, ist wohl um manches größer geworden, aber sie ist noch längst nicht absolut. Dieser Tatbestand wird allein schon dadurch besiegelt, daß, wie der Krieg schließlich auch ausgehen möge, England nicht von dem bisher eingenommenen Platz verdrängt sein wird, daß es, wie bisher, noch oft genug wird den Versuch machen können, die Schicksalsfäden zu seinem Besten zu knüpfen und den Weltrechtszustand, soweit es ihn erstrebt, unter seine Macht zu stellen.

England ist nicht besiegt worden, und England wird auch im weitern Verlauf des Krieges nicht besiegt werden. So weit wie wir heute zu sehen vermögen, bleibt es dabei, daß neben Deutschland England als zweiter Sieger aus dem Kriege hervorgeht. Dabei setzen wir von vorn herein voraus, daß die Niederlage, die das englische Heer auf dem Kontinent vielleicht schon in allernächster Zeit erleidet, furchtbar und wahrhaft vernichtend sein wird. Wir rechnen mit einem katastrophalen Zusammenbruch Frankreichs und mit einer nachhaltigen Zerstörung des englischen Versuchs, den europäischen Kontinent durch die Gewalt englischer Waffen zu beherrschen. Selbst wenn das aber alles gelingt, wovon wir überzeugt sind, so bleibt doch die alte Wahrheit bestehen, daß England nur als Seemacht besiegt werden kann, und daß es nicht besiegt ist, solange seine Flotte die Meere regiert. Wir teilen nicht den Optimismus des Fürsten Bülow, daß der Sieg der deutschen Heere, der die kontinental-politische Vormachtstellung Deutschlands bestätigt,

auch den deutschen Häfen neues Leben geben, uns den Weg auf das Weltmeer öffnen und für alle Zukunft freimachen wird. Nun leugnen wir keineswegs die schmerzhafte Bedrohung, die der englischen Seemacht durch unsre U-Boote bereitet wird; wir glauben aber nicht daran, daß ein technisches Mittel weltpolitische Entscheidung zu erzwingen vermag, und wir sehen andrerseits noch in keiner Weise unwiderlegbar begründet, daß die Zeit der englischen Seeherrschaft und damit zugleich des englischen Imperiums abgelöst werden könnte. Die Vernichtung der englischen Hochseeflotte wäre vielleicht der Beginn solcher England-Dämmerung. Solange uns aber solche Tatsache nicht gemeldet wird, scheint uns jede Voraussetzung dafür zu fehlen, daß der Krieg, der jetzt bereits seinem Ende zugleitet, England in die Ohnmacht gedrängt hätte. Das Gegenteil ließe sich weit eher nachweisen. Das englische Imperium hat sich befestigt; die Belastungsprobe, die die Dominions bestanden haben, eine Probe, die vor dem Kriege keineswegs sehr wahrscheinlich war, bestätigt die Festigung. Sowohl der Seeweg wie der Landweg nach Indien ist während des Krieges noch mehr als bisher gesichert worden. Und schließlich die anglo-amerikanische Zusammengehörigkeit im Verlauf des Krieges um vieles deutlicher und kompakter geworden. An diesem Tatbestand kann es garnichts ändern, daß Kanada sich in letzter Zeit weniger kriegsfreudig gezeigt, daß Australien die Wehrpflicht abgelehnt, daß Persien, dessen Einverleibung in das britische Imperium schon so gut wie vollzogen war, wieder einige Aussicht auf Selbständigkeit bekommen hat. Selbst wenn es möglich wäre, Belgien völlig aus Englands Einflußbereich herauszuziehen oder gar zu einem gegen England gerichteten kontinental-europäischen Brückenkopf auszugestalten, selbst dann ließe sich nicht ohne weiteres zugeben, daß das weltpolitische Machtverhältnis durch den Krieg wesentlich zu Ungunsten Englands verschoben worden wäre. Das Einzige, was so etwas wie einen Abbruch der englischen Welthegemonie bedeuten könnte, ist die Erkenntnis von der Gefährlichkeit dieser Hegemonie. Wir möchten meinen, daß solches Kriegsergebnis immerhin ein Schritt vorwärts ist, und zwar nicht so sehr darum, weil sich dadurch der Kampf Aller gegen die anglo-amerikanische Machtanmaßung versteift, als vielmehr darum, weil sich so die Notwendigkeit ergibt, der anglo-amerikanischen Einheit eine andre möglichst nicht minder mächtige entgegenzustellen und zugleich zu versuchen, zwischen diesen beiden Einheiten, von Macht zu Macht, zu vermitteln. Die Spannungszentren haben sich geklärt und vielleicht auch fester geballt; erst damit aber ist die Voraussetzung geschaffen für die Einleitung der entscheidenden Entspannung, einer Entspannung, die allerdings den Weltfrieden bedeuten würde, von der wir aber nicht glauben, daß sie kommen kann, ohne daß zuvor noch mehr als einmal die Welt im Flammenmeer des Völkermordes zu verbrennen droht. So sehr wir nun aber auch mit solchen Zusammenstößen rechnen, so wenig wird, wenn im weitern Verlauf und beim Abbau des Krieges

sich wirklich die grundsätzliche Gegnerschaft des anglo-amerikanischen Blocks zum kontinental-europäischen ergeben sollte, dies Gegeneinander als unversöhnliche Todfeindschaft zum Ausdruck kommen. So gradlinig pflegen weltgeschichtliche Entwicklungen nicht vor sich zu gehen. Wir glauben darum auch nicht an den unerbittlichen Handelskrieg, der zwischen den beiden Blockgrößen ausbrechen soll, und der jedenfalls den heutigen Mittelmächten angedroht wird. Dazu sind denn doch die Wirtschaftsinteressen der Welt viel zu sehr ineinander verzahnt; Rohstoffboykott und Hafenverschluß lassen sich auf die Dauer nicht durchführen. Diese Einsicht wiederum zwingt uns, den kontinental-englischen Gegensatz nicht überflüssig und voreilig zu vertiefen. Grade weil wir uns als Sieger fühlen, weil wir aber zugleich wissen, daß auch England das Gefühl des Siegers in sich tragen muß, werden wir danach zu trachten haben, mit diesem Partner, dessen Gegnerschaft wir keineswegs verkennen, gute Beziehungen zu suchen; unsre Ehre würde es nicht einmal verletzen, könnten wir dies nur als Junior-Partner tun. Ein Junior-Partner Englands, der das zu leisten vermochte, was Deutschland geleistet hat und nicht zuletzt gegen England leisten konnte, darf sich immerhin sehen lassen. Wir können aber den von einigen deutschen Politikern angestrebten scharfen und schärfsten Gegensatz zu England auch darum nicht für wünschenswert halten, weil wir den europäischen Kontinent noch keineswegs so gefestigt vor uns sehen, wie dies notwendig wäre, um das Risiko der grundsätzlichen kontinentalen Gegnerschaft gegen England aufnehmen zu können. Noch sehen wir den Revanchegedanken trotz aller seiner Enttäuschungen nicht so verblaßt, daß selbst offenbare Interessengemeinschaften ein politisches Zusammengehen Frankreichs mit Deutschland sicherstellten. Noch scheint uns selbst in einem arg zerrütteten und erst aus Trümmern sich wieder erhebenden Rußland der westliche Expansionsgedanke nicht für alle Zeit ausgetilgt zu sein. Man sollte doch nicht vergessen, daß dreihundertjährige Herrschaft eines politischen Ideals sich nicht so ohne weiteres, auch nicht durch so gewaltige Operationen, wie sie der russische Körper jetzt erfahren mußte, ausstreichen läßt. Die Sehnsucht nach dem durch den großen Peter aufgebrochenen westlichen Fenster und nicht zuletzt der Trieb nach Konstantinopel werden noch für absehbare Zeit latent und damit auswirkbar bleiben.

Aus all diesen Erwägungen heraus scheint uns darum der Eifer, mit dem sich einige politische Schulen, darunter auch Sozialdemokraten, einseitig auf die östliche Orientierung festlegen wollen, außerordentlich bedenklich. Es ist gewiß richtig, wenn, zum Beispiel, Max Cohen in den Sozialistischen Monatsheften darauf hinweist, daß England die sich anbahnende europäische Festlandsverständigung nach Möglichkeit zu hintertreiben suchen wird; aber es ist nicht weniger richtig, daß solcher Versuch Englands von vornherein aussichtslos wäre, wenn die europäische Festlandsverständigung (und zwar bis tief nach Asien hinein) so ohne weiteres selbst-

verständlich oder auch nur möglich wäre. Solange das aber nicht zutrifft, müssen wir, selbst auf die Gefahr hin, daß manche Krise der Vorkriegszeit, die durch unser Pendeln zwischen Rußland und England bedingt war, sich wiederholt, nach wie vor und unbekümmert um unsre guten russischen Beziehungen zu England Fühlung behalten. Wir können darum nicht gelten lassen, jedenfalls nicht in dieser schroffen Unbedingtheit, was Cohen sagt: „Wollte man jetzt noch nach der westlichen Seite schielen und dadurch das wahre Gebot der Stunde unerfüllt lassen, so würde das Versäumte uns später wohl durch nichts zurückgebracht werden können." Daß andrerseits eine prorussische Orientierung, für die auch Quessel (in der ‚Glocke'), aber bedächtiger als Cohen, eintritt, für uns eine Notwendigkeit ist, haben wir ja während der Friedensverhandlungen mit Rußland einigermaßen bewiesen. Doch können wir uns nicht der Erwägung verschließen, daß durch die Ausscheidung größerer Landesteile aus dem russischen — wohl nicht für immer maximalistischen — Staatsverband keimhaft Sprengminen gegen jene kontinentale Einheit, die die Voraussetzung einer grundsätzlichen Englandfreundschaft sein müßte, gelegt worden sind.

Alles in allem: der Abschluß des Krieges wird keine dauernde Vereinigung der Welt oder auch nur Europas zu bringen vermögen. Wohl aber wird er die Ansätze hierzu deutlicher herausarbeiten, und er wird vor allem, des allerdings sind wir gewiß, zum mindesten keimhaft die Atmosphäre schaffen, aus der heraus künftig die unvermeidlichen Auseinandersetzungen solange wie irgend möglich mit bessern Mitteln als mit denen des Völkermordes zur Erledigung kommen könnten. Zu solcher Hoffnung gibt uns vor allem die Tatsache der durch den Krieg geförderten Demokratisierung (wobei wir nicht zuletzt an die Durchbrechung der Geheimdiplomatie denken) berechtigten Anlaß. Wir fühlen uns nicht abgeneigt, uns zu der Formel zu bekennen, die kürzlich Johann Plenge geprägt hat: daß der Krieg, der für Deutschland als ein Verteidigungskrieg begonnen habe, ein Begründungskrieg geworden sei, und daß der eigentliche Gewinn des Krieges Raum für gesunde Wachstumsmöglichkeiten, und zwar nicht nur für Deutschland, sondern für alle an dem Kriege beteiligt gewesenen Staaten, sein werde.

An das neue Jahr von Franz Rudolphy

Die Zeichen, unter denen du in die Welt trittst, sind nicht schlecht; und man kann wohl annehmen, daß du dieses Licht vorauswirfst, dessen Helligkeit jetzt beginnt, die Nacht zu scheuchen.

Wir haben es bereits seit längerer Zeit aufgegeben, Zeichen zu deuten und Prophezeiungen zu wagen; und so hüten wir uns, Vermutungen darüber anzustellen, wie du aussehen wirst. Aber unsre Hoffnungen sind sehr vertrauensselig und begrüßen dich mit leidenschaftlicher Erwartung.

Du weißt es jedenfalls, welch ungeheuerliche Erbschaft du antrittst; und dir zu sagen, welches deine Aufgaben sind, wäre auch dann sinnlos, wenn ein menschlicher Mund dazu fähig wäre. Aber ich möchte dir doch mit wenigen Worten andeuten, worum es sich handelt.

Früher (es ist nun schon lange her) waren wir einmal Herren der Zeit. Wir befahlen ihr, und sie mußte gehorchen. Alle ihre Tage, alle Stunden neigten sich demütig und ehrfürchtig und waren willig, uns zu dienen. Viele waren geschäftig wie nette Heinzelmännchen, uns ausgespitzte und maßlose Vergnügungen herbeizutragen, nach denen wir mit stets neu gestacheltem Spürsinn unablässig suchten. Andre wehten uns mit großer Leichtigkeit in ferne Länder, sie fuhren mit uns über die Ebenen, durch steile Berge hindurch, keines Widerstandes achtend, bis an entfernte Meere, deren Anblick Jauchzen und demütigen Dank in unsre Herzen goß; sie schenkten uns Blumen, in denen die holdesten Träume zur sichtbarsten Wahrheit wurden, und zeigten uns fremde Frauen, die das Blut mit unbekannten Erregungen bezauberten. Wieder andre mühten sich, die Freuden der Gesundheit zu bringen und das Gefühl wachsender und von sehr heiligen Quellen genährter Kraft, die damals noch nicht Ursprung unbegreiflicher Qualen war. Kurz: alle Stunden waren uns untertan und mit sklavischem Eifer unterwürfig nur darauf bedacht, unser inneres Leben zur lautersten und höchsten Flamme zu nähren.

Und plötzlich beschloß die geknechtete Zeit, sich zu rächen; als hätte zu lange dauernder Druck in ihr die wildesten Kräfte gelöst, so empörte sie sich gegen uns, und geheimer Ingrimm, der sich jedenfalls in ihrem Herzen gesammelt hatte, entlud sich zerschmetternd. In Einer Nacht riß sie alle Macht an sich und hob sich zur selbstherrlichen Tyrannin über uns; und nun herrschte sie mit einer Grausamkeit, deren Maß zu erfassen keines Lebenden Gedanken weit genug sind. Wer die mächtigsten Worte versammeln könnte, die je auf der Erde gewesen sind: wahrlich, auch dieser müßte dennoch verzweifeln, ihre Ungeheuerlichkeit zu sagen.

Wir wurden Alle ganz gering vor ihr. Sie tilgte Unzählige aus, so vollkommen, daß kaum der Gedanke ihres Daseins erhalten blieb; und Derer, die sie zerdrückte und zerstampfte, waren so viele, daß man zwar mit einiger Mühe ihre Zahl sagen, aber niemals begreifen kann. Nun waren wir es, die ihr dienen mußten; sie zerrte jeden zu sich heran, auch wenn er sanft war und von Gott erfüllt und wenig geschaffen, ihr furchtbares Werk zu verrichten.

So hob sich ein Jahr aus dem Dunkel und ein neues und wieder eines. Jedem wurden die ausschweifendsten Hoffnungen entgegengetragen, und viele Menschen traten auf und suchten, mit Klugheit und mit Gewalt die Zeit zur Milde zu überreden. Aber es gelang ihnen nicht; und es lag ein Zauber über der Welt, daß jedes neue Jahr dem vergangenen gleich sein mußte an unbeugsamer Härte.

*

Du nun bist vielleicht berufen, dich aus der magischen Kette zu lösen und das Licht zu tragen, das wir mit entsetzter Ungeduld erwarten.

Es ist keine Macht, die dir gebieten könnte, und noch immer sind wir dir hilflos überantwortet. Und doch sollst du es wissen, was wir von dir erhoffen, erflehen, verlangen —:

Sei unähnlich deinen Brüdern, die vor dir kamen! Nichts, garnichts sei dir gemeinsam mit ihnen!

Und wenn du tust, was wir auf den Knieen von dir erbitten, so sendest du deine Tage zu allen Menschen und läßt sie, zu einem jeden, die Worte sprechen, die alten heiligen Worte, die eines Gottes Mahnung durch die Dunkelheit der Zeiten tönen: „Heute, so du die Stimme hörest, so verschließe dich nicht!"

Die Sozialdemokratie und die Intellektuellen

von Cienfuegos

Im Jahre 1878 kommt Eduard Bernstein — so erzählt er in seinen Erinnerungen, die unter dem Titel: ‚Aus den Jahren meines Exils' bei Erich Reiß erschienen sind — als Privatsekretär von Karl Hoechberg in die Schweiz. Der Sohn armer Leute hat wenig von der Welt gesehn, der nicht eben überreich besoldete Bankbeamte betritt zum ersten Mal süddeutschen Boden. So kommt es, wie es eben kommen muß, und Ueberraschung folgt auf Ueberraschung. Es ist nicht einmal so die Südschweiz als Landschaft, die damals immerhin noch unverkitscht und dem Fremdenverkehr einigermaßen unerschlossen war. Einen tiefern Eindruck noch macht auf den jungen Berliner die Tatsache, daß der Süddeutsche (eine Tatsache, die sich heute in einer nur an Ort und Stelle ausgesprochenen Opposition gegen Norddeutschland äußert) — daß der Süddeutsche sich dem großen Ausgleichprozeß entziehen und sich nicht mit dem gleichmäßigen neutralen Grau überstreichen lassen will, das nördlich des thüringer Waldes beginnt. In Zürich wird unter allgemeiner Teilnahme der „Bög" verbrannt, und in der damals schon bedeutenden Industriestadt wird, unbekümmert um den Weltverkehr, das ehrliche gute „Zürritütsch" gesprochen, das so tief in der Kehle sitzt und bei sämtlichen Botschaften die Anstellung eines besondern Dragomans notwendig macht. Man sitzt auf dem Dolder oben, noch nicht in greuelsäligen ‚Restaurants', sondern in den kleinen einfachen Weinkneipen, wo der Spießer und der Gelehrte und eidgenössisches Patriziat den mitgebrachten Käse auswickelt und sich zum Weine setzt und eigentlich immer ziemlich schwer ladet. Und wer damals einiges Glück hatte, konnte Gottfried Keller treffen, der ebenfalls recht schwer geladen hatte und hinterher bei irgendeinem Spieß auf der Straße nach seiner (Kellers, jawohl, nach seiner eigenen) Wohnung sich erkundigte: „He, chönnet Ihr mir nit sage, won ich wohn?" Antwort: „Der Tuusig, Ihr seid ja der Gottfried Keller!" Worauf Keller grob wurde: „Dum-

mer Chaib! Han ich Eu gefragt, wer ich bin? Ich han Eu gefragt, won ich wohn!"

Dann kommt in Deutschland das Sozialistengesetz, und ein Verfolgter nach dem Andern sucht Zuflucht in Zürich. Zu Italienern und Südfranzosen stoßen russische Sozialisten aus Peter Krapotkins blutiger Zeit. Leise romantisch wird notwendigerweise alles, was man treibt. Spitzel werden entlarvt, und allen, die (unter falschem Namen natürlich) die deutsche Grenze passieren wollen, werden mit virtuoser Technik verbotene Druckschriften um den Leib geschnürt. Und selbst der Parteikongreß des Jahres 1880 tagt unter systematischem Vorpostendienst und allen übrigen Sicherungen im Rittersaal eines halbverfallenen einsamen Edelsitzes.

Die Verbannten, inmitten teetrinkender Russen, umgeben von Lock- und gewöhnlichen Spitzeln, vergessen ihre bürgerliche Vergangenheit: die ehemaligen Handwerker, Parteisekretäre, Redakteure, Bankbeamten und verabschiedeten Offiziere leben plötzlich in einer wein- und liederseligen Atmosphäre, die beinah altburschenschaftlich anmutet. Kautsky und Vollmar und selbst so stahlharte Wirklichkeits-Menschen wie der alte Liebknecht, der ganze im „Thalegg" zu Hottingen bei Zürich tagende Mohrenklub — sie alle werden irgendwie verstrickt in den halb bourgeoisen, halb romantischen Zauber der Stadt: nach der Arbeit Bergwanderungen und studentisches Zechen, bei dem Liebknecht Jeden, der Wert darauf legte, unter den Tisch trank. Das olle ehrliche Lied vom Bürgermeister Tschech („Er erschoß uns auf ein Haar unser teures Königspaar . . . .") wird zu Vollmars Zitherbegleitung gesungen, und der alte Bürkli gibt sein Glanzstück zum besten: einen alten eingeborenen Pastor, der im zürcher Dütsch seine Agende vorliest und dabei Satz um Satz im allersalbungsvollsten pastoralen Hochdeutsch von einem norddeutschen jungen Theologen abgelöst wird . . .

Im Jahre 1914, kurz vor dem Ausbruch des Wahnsinns, ist Eduard Bernstein wieder in die Schweiz gekommen: Hotel an Hotel, Kasten an Kasten . . . Lugano . . . Zürich . . . alles umgemodelt für den grauen gleichmäßigen Strom von Amtsrichtern, Shopkeepern, pensionierten Regierungsmandarinen und andern nützlichen Individuen, die alljährlich kommen, und denen zuliebe die Länder der ganzen Welt immer mehr verunstaltet werden. Der Sechziger, Siebziger (ich weiß nicht genau) sieht wehmütig die Verwüstung: „Es ist gut, daß der Mensch dahinstirbt. Wird er über die Fünfziger, so wird fast Jeder Romantiker. Mag der Verstand noch so sehr mit der Zeit Schritt halten: das Gefühl empfindet immer stärker mit der Vergangenheit . . ."

Und hier, scheint mir, streift er leise und vielleicht wider den eigenen bewußten und klaren Willen eine Schicksalsfrage, die hinter seiner eigenen Lebensarbeit steht. Wie verträgt sich eigentlich diese physiologische Entwicklung zur Romantik und zum aesthetischen Unterscheiden mit dem Sozialismus?

Ja, wie verträgt sie sich! In Berlin gab es vor sieben Jahren eine Ausstellung von Arbeitermöbeln: einfache Arbeit, anständige Proportionen, ungestrichene gute Hölzer und, vor allem, unbedingte Vermeidung jedweden Kitsches. Das alles hatte natürlich mit Romantik nichts zu tun, aber es wandte sich eben doch schon an einen differenziertern Arbeiter, an Menschen mit Lebensfreude und Geschmack. Und wie reagierte damals die sozialdemokratische Presse darauf? Ich habe freilich nur eine Kritik im Gedächtnis, und ich bin sogar um den Namen der Zeitung verlegen und glaube mich nur zu erinnern, daß es die Leipziger Volkszeitung war. Die Worte jener Kritik aber sind mir in absolut deutlicher Erinnerung: „Mag sein, daß das alles gut ist, und daß das Kunsthandwerk zum mindesten seinen guten Willen beweist. Aber das Plüschsopha und der althergebrachte Nußbaumschrank mit dem Muschelmotiv erscheinen fast als das getreuere Abbild des proletarischen Weltbildes . . ."

Der Kritiker war ein Esel? Mag sein. Weiter also: ich lese alte ‚Fackeln' (infam aktuell, grade jetzt!) und finde in der vom ersten Juni 1909 eine Arbeit (nicht von Karl Kraus, sondern) von Robert Scheu über Victor Adler. Was steht dort zu lesen über die innere Entwicklung der oesterreichischen Sozialdemokratie, soweit Victor Adler sie beeinflußte? „Die Sozialdemokratie brach bewußt mit der Lassalleschen Tradition, welche den Bund der Intellektuellen mit der Arbeiterschaft verkündet und in flammenden Farben hingezaubert hatte. Das war die magische Anziehungskraft des Sozialismus gewesen: die erlesensten Geister mit den Arbeitern in einem monumentalen Bunde zu verschmelzen. Um diese Lassallesche Theorie zu durchbrechen, wurde in Deutschland und in Oesterreich geflissentlich das unpersönliche System in den Vordergrund gestellt. Will man den Beweis haben, so lese man die parteioffizielle Ausgabe der Werke Lassalles, bei der man im Zweifel ist, was man mehr bestaunen soll: die Kühnheit, mit der ein führender Kopf der deutschen Nation zensuriert und abgekanzelt wird — oder den Mangel an Pietät, die eine Partei ihrem Heros und Gründer entgegenbringt. Bei festlichen Anlässen darf Lassalle sich als Gipsbüste sehen lassen. Die Art, wie Victor Adler mit Studenten, aber auch mit Gelehrten von Rang verkehrte, hatte etwas ganz Eigentümliches. Sie mochten sich immerhin in Arbeiterschulen, Volksbildungsstätten nützlich machen. Aber die wunderbare Kühle, mit der man sie im übrigen behandelte, bezeichnete symptomatisch eine bedeutungsvolle Phase: man hatte darauf verzichtet, die Ansprüche des Intellekts mit dem Sozialismus in Einklang zu bringen."

Selbstverständlich: Der Arbeiter, der statt zehn Tagesstunden deren sechs oder acht Nieten klopft, kommt in Gefahr, die frei gewordene Zeit in einer die Partei-Interessen gefährdenden Weise zu verwenden. In der gleichen Weise, wie er wandert, Sport treibt, liest, ins Theater geht, in demselben Maße, wie er differen-

zierter wird, muß er innerlich dem Weltbild des Sozialismus (ohne daß etwa Herr von Gräfe deswegen auf ihn hoffen dürfte) verloren gehn. Robert Scheu beweist, wie einer der Führer aus der Partei die Intellektuellen ausschaltet. Mit gutem Grunde und richtigem Instinkt: an Verfeinerung, Kultivierung und erwachter Kritik des Einzelnen könnte schließlich die Stoßkraft der Massen erlahmen. Täglich fast sitze ich in einem Vorortzug Rücken an Rücken mit zwei jungen Munitionsarbeitern. Ich glaube nicht, daß es Aristokraten ihres Standes sind. Aber tagtäglich sprechen sie von seltsamen Dingen. Vor acht Tagen davon, daß ihnen Wedekind wenig sympathisch sei. Gestern aber von ‚Michael Kramer', der ihnen in irgend einem volkstümlichen Abend vorgelesen worden ist. Bedenkt es und staunt und fragt, was morgen aus einer Partei wird, die sich bislang auf Undifferenziertheit stützte und weder die Differenzierung noch den wachsenden aesthetischen Willen gegen die Tyrannei der Maschine hindern kann.

Eduard Bernstein wandert über die Höhen um Lugano und ballt die Faust gegen die Riesenbauten. Vergißt er, daß Riesenhotels statt der alten Postwirtshäuser, die ekelhaften Wohnmaschinen statt der kleinen Bauten mit dem Mansardendach, diese Notunterkünfte für eine ausgemergelte Menschheit, nichts andres sind als ein Ausdruck eben jener Wirtschaftsformen, die die Maschine und mit der Maschine die Sozialdemokratie schufen?

Er ballt die Faust gegen das eigene Werk! Ist er konsequent genug, es bei sich zu gestehn? Oder mag er es lieber nicht in voller Klarheit sehen, dieses Dilemma, das einmal die Welt umgestalten wird?

„Wie kommt solche Unaufrichtigkeit in die Partei?" fragte vor bald neun Jahren eben jener Analytiker Victor Adlers. Der Krieg hat das Schicksalsproblem der Sozialdemokratie für seine Dauer verhüllt. Hinter den Hüllen spielt das unerbittliche Uhrwerk weiter.

Parlamentarier von Erbe

IV.

Stresemann

Nehmt alles nur in allem: das Erbe Bassermanns zu tragen, kann nicht allzu drückend sein. Immer hübsch auf der mittlern Linie, weder links noch rechts gar zu heftig angestoßen; wenn aber irgend einer der ohnehin unbeliebten Extremen wieder einmal den Chor der Entrüstung herausgefordert, dann kraftvoll eingestimmt und jenes Pathos hervorgeholt, das sonst nur gegen London und Paris gekehrt oder gegen exporthemmenden Bürokratismus geschleudert werden konnte, also nutzlos vertan wurde.

Auch dieser glatteste Schnellredner des Reichstages hat sich zum „Arbeiter- und Soldatenrat" gesellt, jenem ganz geheimen interfraktionellen Ausschuß der Juli-Mehrheit, auf den die Kon-

servativen glühende Kohlen sammeln, dieweil nicht sie es sind, die hier Kronrechte bedrohen. Aber Gustav Stresemann, zu dessen Partei neben dem Verständigungsdiplomaten Richthofen und neben dem Linksreformer Schiffer immer auch noch der Zechen-Syndikus und Longwy-Forderer Beumer und schon gar der Unterwerfungsstratege Fuhrmann gehören — Gustav Stresemann unterläßt nie zu betonen, daß die Nationalliberalen weder mit den Kriegszielen noch mit dem innern Programm der losen Gemeinschaft Ebert-Payer-Spahn einverstanden sind. Aber versuche einmal einer die Kriegsziele der Nationalliberalen oder ihre innerpolitischen Forderungen zu ergründen: er höret nichts als den Wasserfall der Stresemannschen Rede, eintönig, nimmer müde, ohne Ende. Und während der neue Führer der Mittelpartei im weiten schwarzen Gewand, den glatten Kopf gedankenschwer gesenkt, nach Bassermanns Eckplatz im vordersten Halbrund schreitet, weiß man soviel wie vorher.

Die Armen von Harry Kahn

Man hatte bei Paillard Canard à la Rouennaise und Crêpe Suzette gesessen, dann im Alhambra eine halb zärtliche, halb zotige Strophe von Mayol gehört, in der Abbaye de Thélème die Irroy-Gläser viertelgeleert gelassen, weil einem der Halsansatz der Diseuse nicht gefiel; man hatte im Tabarin eine Maxixe Brésilienne mitgetanzt und darauf bei der grade en vogue befindlichen Diane oder Gaby ein Schäferstündchen verbracht — nun, gegen Vier, fauchte der 60-PS.-Panhard den Fortifications zu. Der Wagen hielt an irgendeiner düstern Ecke, wo siebenstöckige Mietskasernen in den mattbesternten Himmel steilten, und ging unter der Führung eines Herrn vom Konsulat, der gute Beziehungen zur Geheimpolizei unterhielt, ein bißchen erregt, die gasüberflammte Gasse hinauf, stieg zuletzt, die leise Furcht vor dem Ungewohnten für ein Staunen haltend, eine auswurfbesudelte Treppe hinab, auf die durch eine Ritze ein gelblicher Lichtfaden fiel, und trat schließlich in einen kaum erträglichen Dunst von niederm Alkohol, üblem Atem und übernächtigem Achselschweiß ein. Man nannte das: die tournée des grands-ducs . . .

Nach den Ausschweifungen der Liebesjagd und des Spießerhasses, nach den gründlich durchgekosteten Kasteiungen der Rassen- und Klassenzwitterung, nach den Selbstzerfleischungen um persönliche und öffentliche Tat ist Heinrich Mann nun an der letzten Station auf dem Passionsweg der Sensationen angekommen: dem sozialen Mitleid. Schon in ‚Madame Legros' wunderte er sich baß darüber, daß die Roture auch einen Kalbsbraten auf dem Rost hatte, und die Fäulnis der obern Welt war seiner Darstellungskraft unendlich vertrauter und geriet deshalb bei aller Differenzierung weit runder als die Gefühle der niedern Schicht, deren Festgelegtheit auf eine spruchbandmäßige Formel wie mittels Glei-

chung höhern Grades errechnet schien. Nicht gar anders steht es auch um diesen, seinen neuesten Roman (den Kurt Wolff verlegt hat). Der Arbeiter Balrich, dessen Aufstand wider den (aus dem — noch nicht in Buchform veröffentlichten — ‚Untertan' balzacisch herausentwickelten) Ausbeuter Heßling als symbolhaft für den Auftrieb seiner Klasse gelten soll, ist gesehen mit den Augen Eines, der nie Arbeiter war; diese Armen sind gezeichnet mit der schmalfingrigen, beringten Hand Eines, der nie arm war.

Man wird mich nicht für einen von den Flachgeistern halten, die es etwa Karl May vorwerfen, daß er nicht in Arizona und nicht im Sudan war. Das ist ja, und dies eigentlich das einzige, Kriterium für das Vorhandensein ursprünglichsten Kunsttriebs, daß Einer in einem Zimmer zu Radebeul sitzt und sich in Abenteuer träumt, über die die tausendjährigen Korkeichen Kaliforniens, und in die die Katarakte des Nil rauschen. Ein andres aber ist das Bild, ein andres die Seele des Bildes; ein andres die Gestimmtheit des Wesens, ein andres die Lineatur der Gebärde. Wenn mitten in den riesenmäßigen Ritten und den farbentollen Fantásien Karl Mays die gemütvoll sächselnde Seele eines deutschen Mittelbürgers vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts sichtbar oder gar die kümmerliche Mystagogik eines Dreigroschen-Dostojewskij erkennbar wird, so nötigt einem solche Diskrepanz nur ein Lächeln ab. Wenn aber ein Stoffkomplex, in dem das heißeste Herzblut der Zeit kreist, gestellt (eher denn dargestellt) erscheint als das sorgfältig balanzierte und distanzierte Figurenspiel Eines, der alle Kurse durchschmarutzt hat, so ist die ernsthafte Frage nach der Legitimation gewiß berechtigt; und wenn statt sehnlichst erwarteter Wärme Aufgeregtheit gegeben, (vielleicht! vorhandene) Anteilnahme in nichts als teils temperamentvolle, teils ironische Abenteuer umgesetzt wird, so dürfte Absage selbst an einen sonst bewunderten Künstler wohl angebracht sein. Daß die Reichen, die Mächtigen, die Staatserhaltenden bei Heinrich Mann nicht gut wegkommen, ist hierzu weder Widerspruch noch Entschuldigung. Denn der Haß gegen sie dokumentiert sich nicht minder wohlfeil als die eintönig-kalte Pathetik, in der sich das Mitleid mit den Enterbten manifestiert. Es mag hingehen, daß das rein Pragmatische sich mittels einer Dokumenten-Affäre vollzieht, die jedem Dreyfus-Prozeß und jedem Detektiv-Schmöker anstünde; fast unerträglich jedoch ist die Schiefheit der seelischen Konstruktion der Hauptfiguren, die attrappenhafte Hohlheit des ganzen Ambiente.

Heinrich Mann hat, wie aus allerhand essayistischen Veröffentlichungen hervorgeht, viel über Emile Zola nachgedacht, und dem stoffverhafteten Blick möchte es erscheinen, als verdanke er diesem Franzosen Wesentliches. Nun ist es wohl keine Blasphemie, wenn man den psychischen Aufbau der Menschen in Zolas berühmtesten Romanen nicht einwandfrei findet, und wenn man die von ihm hitzig geübte Monumentalisierung verblasen nennt. Aber alles wird hier doch zusammengehalten, erfüllt, zum Erlebnis ge-

steigert durch die monomanische Wirklichkeitsliebe dieses Notizen-Nimrods. Das blühende Fleisch verdeckt und das fließende Blut belebt immer wieder das willkürliche und im Grunde unlebensfähige Gerüst. Aber wo bei Zola Fleisch und Blut, Puls und Nerv ist, da ist bei Mann nur Drapierung, und es bedarf keineswegs eines röntgenhaften mal'occhio, um durch sie hindurch das mißgeschaffene Skelett zu erkennen.

So bleibt der Roman ‚Die Armen' ein höchst fragwürdiges Gebilde. Jedoch sein Verfasser müßte nicht der Dichter der „Jagd nach Liebe' und der ‚Stürmischen Morgen', der Schöpfer Ninos und Pippos sein, wenn nicht auch in diesem Buche Szenen und Bilder verstreut wären, die einem das Blut heißer machten. Wo immer Heinrich Mann mit dem Herzen wirklich dabei ist, wie etwa bei der pubertativen Vergötzung einer begehrten Frau, gelingen ihm Absätze wie dieser, dessen lyrische Bild- und psychologische Ausdruckskraft kaum ihresgleichen hat in deutscher Sprache: „Er lief, und ihm voran lief sein Herz. Es war schon angelangt, es sah sie schon, sein Herz sah ihr Gesicht schon, das es so sehr fürchtete um seiner Schönheit willen — und wie sie ihre weißen Arme auseinanderschlug . . . Plötzlich fand er sich auf der Landstraße, noch immer hier, kaum hinaus über Klinkorum. Am Himmel, der sich erhellte, flitzten Schwalben dahin bis über die Stadt, bis über ihr Haus, kehrten um, waren zurück und bebten noch. So war sein Herz." Und Heinrich Mann müßte nicht der geistvolle Schriftsteller sein, der er, jenseits alles Programmatischen, doch bleibt, wenn nicht manchmal blitzhafte Lichter herniederschössen, die verriegelte Tiefen aufrissen, wie dies: „Die Armut aber ist mehr, viel mehr als ein Gesetz der Wirtschaft; die Seele will sie." Schade, daß dieses herrliche Wort nur ein Erkennen, kein Erleben bedeutet. Es müßte das Motto zu dem Buche sein, als welches es jetzt im Entferntesten nicht gelten kann.

Einen Dichter gab es, einen Landsmann Emile Zolas, über dessen gesamtem Schaffen es in leuchtender Fraktur stehen könnte; ein Dichter, dessen Werke den Deutschen für die seligen Zeiten, da der Weltpostverein wieder funktionieren wird, ans Herz und in die Hand gelegt seien: Charles-Louis Philippe.

Garten der Jugend von Alfred Polgar

Diese Komödie in vier Aufzügen von Thaddäus Rittner ist ein liebenswürdiges, fast zu liebenswürdiges Stück. Ein zartes Spiel vom alternden Menschen, der nicht altern will, vom Zauber der Jugend, von Liebe und ihrer Macht und Narretei, von Verjüngungstränken, die nur wirken, wenn die Hand der treuen Gefährtin sie reicht, von Eitelkeit und Verzicht und der weise führenden Natur. Spielt irgendwo und irgendwann. Ein Stück Leben, zur Lustigkeit des Märchens verdünnt und verflüchtigt. Das Gesetz der Schwere ist aufgehoben, holde Unwahrscheinlichkeit regiert,

Menschen und Dinge schweben in einer rosenroten Wolke (die immerhin aus Erdendünsten aufgestiegen).

Der alternde König, durch Künste seines Arztes äußerlich jung, sehnt sich nach Rausch und Abenteuer und seligem Ich-Gefühl seiner frühern Jahre. Er nimmt Abschied von Weib und Thron und sucht bei einer Freundin von ehemals den Traum der Jugend wiederzuträumen. Der König hat einen Sohn, einen charmanten Jüngling, den er von Herzen liebt, soweit ihn nicht des Jünglings aufsteigendes Sein an den eigenen Abstieg gemahnt. Diesen Sohn sendet die kluge Königin dem Gatten heimlich nach. Er wird, fühlt sie, für des Vaters ausschwärmende Sehnsucht die sicherste Hemmung sein.

Auch jene Freundin hat ein Kind, eine charmante Jungfrau, zu der die Mutter in ähnlicher Beziehung steht wie der König zu seinem Sohne. Das Mädchen wächst in Heimlichkeit groß, unterm Glassturz, indes die Mama, einen Kreis alter verliebter Thoren um sich, die Illusion ihrer dauernden Jugend, Schönheit, Wirkung durch Tempo und Mittelchen aufrechthält. Der einzige Mann, den die Jungfrau kennt, ist der blau-wollene Prinz im Wandteppich ihres Zimmers. Daß er, „wenn die Stunde gekommen ist", herabsteigen und leibhaftig wandeln wird, ist tote Märchengewißheit. Eigentlich sind alle Figuren wie dieser Prinz: farbige Wolle, durch Dichters Phantasie aus ihrem Gobelindasein in den Raum erlöst. Wäre das Stück von einem ungarischen Poeten, so spielte die erste Szene bei einem sonderbaren, hutzligen Antiquitätenhändler, von dem der Graf für seine Geliebte einen kostbaren alten Wandteppich zu kaufen wünschte. Vor dem gewebten Kunstwerk versänke er dann in tiefe Betrachtung — die Komödie — und sagte in der letzten Szene, wieder beim Antiquitätenhändler: „Senden Sie den Teppich meiner Frau . . . . Diesen alten, bequemen Lehnstuhl aus dem sechzehnten Jahrhundert aber nehme ich für mein eigenes Zimmer."

Nun kommt also der König, begleitet von seinem Leibarzt, an den Liebeshof. Indes die Herrin und ihre burlesken Anbeter zeitweilig vom Schauplatz abtreten — zu welchem Zweck der Apparat der Komödie, hörbar ächzend, einigermaßen mühevolle Arbeit leisten muß — verliebt sich der König in die Sechzehnjährige. Er ist in bestem Zuge, da läßt ihn der Leibarzt, der Königin treu ergeben, im Stich. Er verschwindet, und mit ihm des Königs angezauberter Jünglingsglanz. Wie die Jungfrau das merkt und es ihn in ahnungsloser Grausamkeit fühlen läßt, das gibt die lieblichste, von Heiterkeit und Melancholie zart durchsponnene Szene des Stückes. Was folgt, versteht sich von selbst: das Erscheinen des Königssohnes, wie Jugend (durch natürlichste Magie) zur Jugend findet, das Erwachen der Mädchenseele aus ihrer Unbewußtheit, das kristallreine C-dur der Liebe. Hier sind wir recht im Garten der Jugend, Natur und Menschenherz fangen wie ein gestimmtes silbernes Glockenspiel zu musizieren an, Blumen und Brunnenfiguren

sprechen, alles ist Zärtlichkeit und Duft und holdes Fieber, Leben wird Märchen, Märchen Leben, das Mysterium des Aeußern ist d'accord mit dem Mysterium des Innern, und an der Jungfrau vollzieht sich das süßeste Mysterium des Unterrichts. Im Dunkel aber steht der alte König und verbirgt sein faltiges Antlitz wie seinen Gram.

Der Schlußakt spielt wieder bei Hofe. Der König ist zurückgekehrt, weiß und weise. Nur daheim nützt das Elixir, nur für die liebende Frau hat der geliebte Mann dauernde Jugend. Oder auch so: in der Fremde wirken Verjüngungstränke nicht, und daheim sind sie überflüssig. Des Königs Herz bezwingt alle Bitterkeit, die die Götter vors Glück der Erkenntnis gesetzt, und das beunruhigende Gespenst der eigenen Jugend weicht dem Tageslicht einer neuen Lebensfreude. Daß Juljane ihren Prinzen bekommt, wird dich, milder Leser, nicht überraschen.

Eine angenehme Komödie. Schmerzlos-geistreich. Voll Grazie, Schelmerei und sanfter Traurigkeit. Nur ein wenig süß, und im Poetischen hie und da ein wenig konventionell-lieblich. Die Rosen im Garten der Jugend rascheln manchmal mit einem papierenen Laut; und das goldblonde Juljanchen duftet und schimmert wie eine kandierte Jungfrau. Aber das tut den vielen hübschen Dingen des ‚Gartens', seinem zart blühenden Lyrismus, seiner hauchdünn von Melancholie umschleierten Heiterkeit wenig Abbruch. Abend- und Morgendämmerung des Lebens, ineinanderfließend, spannen über ihn einen tremolierenden Lichtbogen. An Vollblütigkeit leidet die Komödie nicht. Grade ihre Rosigkeit verrät ihre Blässe. Das Netteste an dem Spiel ist seine Unschwere; und wie es, auf Zehenspitzen, zwischen Laune und Wehmut, in zierlichen Achtern spazieren schwebt.

Im Burgtheater erhielt das Stück, auch szenisch, weiche Linien und Farben. Die Bühne sah „gar hold und jugendlich" aus. Der Garten des dritten Aktes, blühender Rosen üppigst voll, schmetterte: Sommer. Und hörbar harfte die Mondnacht durchs Land. Fräulein Mayen paßt gut in den süßen Zauber. Ihre Naivität ist ein bißchen unwirklich. Aber hat eine Märchenprinzessin wirklich zu sein? Sehr hübsch traf sie das Schmerzvolle in der Lust der ersten Liebe. Auch Herr Walden ist in Rosengärten und sonstigen Nachtigall-Quartieren zu Hause. Er war sehr fein, sehr sachte. Seigneural, duftig, melodisch. Ich glaube, auch die Bienen müssen auf ihn fliegen. Frau Retty ist die kluge, sanfte Königin. Man kennt ihre vollkommene Art, klug zu sein und ein Sansterl. Herrn Schotts jünglingshafter Ungestüm klingt nicht übermäßig hell. Seine echte Jugend ist wie mit Schminke der Jugend gedeckt, seine frische Natur mit einer tüchtigen Schicht Theater. Herrn Tiedtkes Arzt war von behutsamster Komik, die Herren Lackner und Frank rollengetreu humorlos. Als überreife, viel geliebte und die Liebe liebende Lady gab Frau Witt munterste Temperamentstriller zum Besten, die karge Figur einer Gouvernante beschenkte Fräulein Mayer mit

etlichen winzigen, aber aparten Humorchen. Das Publikum fühlte sich ungemein wohl. Der Dichter, wie es schien, auch. Rechtens und erfreulicherweise.

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Wenn ich das „Niveau" eines Dichters beurteile, unterscheide ich Anschüttung und gewachsenen Boden.

*

Glücklich sein ist ein absolutes Gefühl. Wem es „relativ gut" geht, dem geht es meistens miserabel.

*

Im Verkehr mit minderwertigen Leuten genügt es nicht, abzurücken, um die gewollte Distanz zu bewirken. Sie rücken nach. Man muß es verstehen, jene von sich zu entfernen.

*

Immer wenn ein genialer Dichter die Welt erfüllte, gab es eine zeitgenössische Dichtung, die sozusagen aus der Luft gegriffen war.

*

Der Mensch und der Dichter müssen völlig Eines sein im Dichter. Was gilt die Nachtigall „als Vogel"!

*

Ihr müßt vom tiefen Denker nicht auch Schlagfertigkeit verlangen. Erinnert euch der mathematischen Genies, die schlechte Kopfrechner sind.

*

Um Ja- und Nein-Sagen zu lernen, braucht man das Studium eines ganzen Lebens.

*

Nichts wegwerfen können ist ein Zeichen von Schlechtrassigkeit.

*

Wenn einer auch gar kein Gesicht hat, ein wichtiges bringt er immer noch zustande.

*

Mancher hat den Ruf, schlechter zu sein als sein Ruf.

*

Die Zeit heilt Wunden und schlägt Narben.

*

Wenn jedermann, bevor er eine seiner Angelegenheiten einem Andern anvertraut, sich gewissenhaft fragte: Was gälte das mir, wenn mir der Andre eben diese Angelegenheit als die seine erzählte? — ich glaube, Milliarden Geständnisse unterblieben.

*

Wer immer offen ist, wird bald leer.

*

Was an Menschen gesündigt wird, denen man „leicht Unrecht tut", wird ebenso leicht durch Wiedergutmachen überkompensiert. Jene kommen schließlich dahinter und sind auf ihren Vorteil bedacht.

*

Sechse fielen in einen Müllhaufen. Bevor sie daran gingen, sich zu reinigen, erklärten sie sich zunächst einmal solidarisch.

*

Die Ungezogenheit ist in gewissen Kreisen zu einer Art Zeremoniell geworden. Man rülpst mit Stilgefühl.

Das junge Deutschland

Das junge Deutschland: immer wieder verlangt sichs sein Daseinsrecht. Und erhälts, wenn es sichs nicht zum Vergnügen, sondern unter unwiderstehlichem Zwange verlangt hat. Hinterher, und manchmal schon vorher, benennt eine knappe Formel das Chaos, das einen tanzenden Stern geboren hat oder gebären wird. Eines heißt Sturm und Drang; eines Romantik; eines, genau wie dies letzte, das junge Deutschland; eines, das vorletzte, Freie Bühne. Der natürlichste Vorgang von der Welt. Meistens nach einem Menschenalter sind die Formen der Kunst so erstarrt, daß der spezifische Geist der Zeit seinen Ausdruck nicht mehr in ihnen findet. Also sucht er. Unsre suchenden Väter folgten gläubig einem Wort Wilhelm Scherers: „Alle Poesie ist Stümperei, welche nicht das umgebende, augenfällige, greifbare, fühlbare Leben zu gestalten weiß.“ Sie griffen hinein. Eine Fülle neuen Lebens lag ja bereit für die Poesie, eine Fülle neuer Stoffe, neuer Konflikte, neuer Figuren. Die satte Behaglichkeit des deutschen Kaiserreiches war gründlich aufgestört, war umgeschüttelt und durchgerüttelt worden; der politische Zersetzungsprozeß des deutschen Bürgertums hatte begonnen. Die Welt beschäftigte sich mit den Rechten und Pflichten des Menschen, mit der sozialen Frage und ihrer Lösung. Der Redekampf der Parteien und Volksversammlungen, der wirtschaftliche Krieg der Streiks und Boykotte, die Erregungen des Sozialistengesetzes, die sozialen Vorlagen der Regierung: alles Das hatte den Vierten Stand in den sogenannten Vordergrund des Interesses gerückt. Die Erkenntnis sozialer Lebensbedingungen steigerte das Erbarmen mit der Kreatur. Das Studium des Proletariats, seiner physischen, geistigen und moralischen Not, wurde Ziel und Inhalt der dichterischen Bestrebungen. Die Naturwissenschaft lieh die Methode, nach der das Werk der Kunst gestaltet wurde. Denn die Weltanschauung der Zeit war naturwissenschaftlich. Wem es versagt war, das Wesen der Welt anders als rationalistisch zu begreifen, der mußte sich an die pure Wirklichkeit halten und so getreu wie möglich Das abkonterfeien, was sich von ihr erfassen ließ: die Beschaffenheit und Bedingtheit des Menschenlebens durch das Natur- und Kulturmilieu. Dem Diesseitswahn der Zeit entsprach dei esprit de recherche et de l'observation, der die Kunst der Zeit zu beherrschen begann. Nach Zolas Vorgang gaben auch deutsche Künstler ein unerbittlich vollständiges Protokoll erlebter, geschauter und gehörter Wirklichkeit auf Grund der Lebenseindrücke, die sie in den Volkstiefen empfangen hatten. Solche Nachahmung äußerer Erscheinungen war eine Tätigkeit des ausgebildeten Intellekts, die selbst wieder an den Intellekt appellierte und darum nirgends auf so viel Verständnis rechnen konnte wie in Berlin. Berlin war von den Künsten immer wenig beachtet worden. Wenn es jetzt zuerst in Deutschland und gegen das übrige Deutschland dem Naturalismus in der Literatur zum Sieg half, so geschahs nur, weil sich einmal das augenblickliche Bedürfnis der Zeit mit dem ewigen Bedürfnis der Stadt getroffen hatte: der pedantische Naturalismus, der alle Kraft und Wirkung aus der reinen Vernunft zog und unlogischen Regungen von Gefühl und Phantasie sich gern entwand, lag im Zug ihrer Ueber-

lieferung, die von Nicolai her unverändert die gleiche geblieben war. Daß in dieser Stadt zur rechten Zeit die rechte Aufgabe an die rechten Männer kam, war ein seltener Glücksfall. Wie die zeitgenössische Literatur aller Gattungen Anschauungsmaterial zu den Sätzen der zeitgenössischen Wissenschaft beibrachte, so lieferte im Berlin des Jahres 1889 der junge Gerhart Hauptmann unabsichtlich die dramatischen Beweise für Otto Brahms kritische Lehrmeinungen.

... Fast dreißig Jahre später, am dreiundzwanzigsten Dezember 1917, sitzt Dramenbaumeister Solneß im Ersten Rang des Deutschen Theaters und spitzt die Ohren, wie die Jugend an seine Türe klopft. Er sieht nicht aus, als hätte er Angst. Ueber Brahms Dogma ist er hinausgewachsen. Und selbst wenn er mit fünfundfünfzig Jahren zu Ende wäre: an seinen fünfundzwanzig Bühnenwerken werden noch Generationen zu knacken haben. Das weiß auch die nächste Generation; und das nimmt der neuen Bewegung den Schwung der vorletzten. Für eine frisch-frohe Revolution ists nötig, daß zunächst einmal alles zertrümmert wird; und zertrümmert zu werden verdient. So steht es hier kaum. Die Welt sie war nicht, eh' ich sie erschuf: soweit das nicht jederzeit jeder Künstler sagt, kanns in unsern Tagen kein Revolutionär mit Verstand und gutem Gewissen sagen. Die ältere Generation hat mit Mitteln der Kunst eine Macht des innern Wertes begründet, in deren unangefochtenem Besitz sie nicht gegen den Nachwuchs zu kämpfen braucht. Von Hauptmann wirds Hasenclever schwerlich ergehen wie von Heyse einst Hauptmann. Also es fehlt zum flammenden Aufruhr zweitens der Widerstand. In den achtziger Jahren mußte um einen Fußbreit Bodens gerungen werden. Dichter, Kritiker, Bühnenleiter, Mimen und Publikum bildeten eine kompakte Majorität, die ihre Habe mit einer Verzweiflung verteidigte wie die konservative Partei ihr Wahlrecht. Umso nachhaltiger war dann freilich der Sieg des Fortschritts. Heute werden den Jünglingen Ehrenpforten errichtet, vor denen die Kontrolle sich auf den Geburtsschein beschränkt. Zwanzig Jahre? Passiert. Alle sind berufen, keiner bleibt unausgewählt. Austausch der Rollen: nicht mehr rennt der fertige Autor die Theaterkanzleien ein, sondern dem Embryo werden die schönsten Stätten für seine Rampenniederkunft zur gefälligen Auswahl angeboten. Wozu da eine Sonntagsmittagsvereinigung? Aus Gründen der Organisation. Die gleichen Brüder sollen unter Eine Kappe gebracht, mit ihrem Herzblut soll keine Kasse gefüllt, und von der Behörde soll keine Bevormundung ausgeübt werden. Funktionär: Max Reinhardt. Dessen Liebe gehört nicht eigentlich dem Theater als der ergänzenden Dimension der dramatischen Literatur. Er hat den Selbstzweck des Theaters — wo nicht entdeckt, so doch glanzvoll aufgerichtet. Kein Zufall, daß er den lebenden die toten Dichter vorzieht, die ihn nicht hindern können, in ihren Werken seine Visionen auszudrücken. So wäre Gefahr, daß uns die Zukunft des deutschen Dramas allzusehr im Bilde der Gegenwart des Deutschen Theaters erschiene, wenn dieses nicht aus Instinkt zu solchen Dramen griffe, die unter seinem Einfluß entstanden sind.

In Reinhard Sorges ‚Bettler' stammt von Max Reinhardt die Behandlung des Lichts. Scheinwerfer erhellen einen Ausschnitt der Bühne,

dann einen andern, dann einen dritten, während jeweils der Rest im Dunkel bleibt. Das ist bezeichnend für den blutjungen Sorge. So tastet sein seherisch begabtes Auge das Leben ab, ohne es doch mit Einem Blick zu umfassen. Es wird von dem lastenden Jammer der elterlichen Behausung geredet: aber diese wirkt durchaus behaglich. Der Vater wird für verrückt erklärt: aber er spricht nicht verrückter als alle Erfinder und Poeten. Er bittet den Sohn um Gift: aber aus Versehen trinkt die gesunde, keineswegs todesbedürftige Mutter mit, geht dabei drauf, und der schuldige Sohn hats in der nächsten Minute vergessen. Soll man moralisieren und nach der Wahrscheinlichkeit fragen? Des Dichters Aug' in holdem Wahnsinn rollend: hier haben wirs vor uns. So will Sorge, so befiehlt er. Willkür ist alles. Am Anfang weiht uns der Sohn, der der Dichter selber ist, in die Entschlossenheit seiner künstlerischen Absichten ein, die er keiner Erfolgsmöglichkeit aufopfern wird: am Ende blättert er in der Handschrift des Opus, das uns soeben vorgespielt worden ist. Ein Rahmendrama voll romantischer Pathetik statt der romantischen Ironie, die zu erlangen dem Dichter die feindliche Kugel nicht erlaubt hat. Aber er hat ja vor dem Kriege Muße gehabt, seine Sehnsucht fiebernd herauszuschreien, ohne sich um die Gesetze der alten oder der neuen Aesthetik zu kümmern. Seine Prosa wirft sich auf einmal rhythmisch; im Literaten- und Huren-Café, wo der Geist sich ebenso unbedenklich prostituiert wie der Körper, sitzt plötzlich, atmend und monumental zugleich, ein Fähnlein Flieger, die von der schmutzigen Erde in den reinen Aether aufsteigen; und zuletzt erfährt man sogar, weshalb dieses Szenenbündel ‚Der Bettler' heißt: weil der Dichter allmählich in die ärmlichste Dachkammer sich hinaufgedichtet hat und durch die Liebe dafür entschädigt werden muß, daß er nicht in einer Welt lebt, wo gänzlich undramatische Dramen aufgeführt werden, wenn der Verfasser tot ist.

Kein Zweifel: von dem lebengebliebenen Sorge hätte die Bühne nicht früher Kenntnis genommen, als bis auf diese Verheißung die Erfüllung gefolgt wäre. Was er hinterlassen hat, ist das Werk der Dichter, in denen das Gewichtsverhältnis der Mischung von Lyriker und Dramatiker sich umkehren müßte, um im Theater eine Wirkung zu tun. Seine Ekstase ist sichtbar: aber sie teilt sich nicht mit. Er stellt sich steil auf die Zehen und breitet die Arme aus: aber er kann nicht fliegen. Sein eigenes Herz schlägt stürmisch: aber nicht das Herz seiner namenlosen Typen. Der weltschmerzliche Weltfreund übertreibt nicht, wenn er um sich herum, an die beseelten Dinge und an die toten, die ihm nicht tot sind, mit glühender Innigkeit singt: „Ich höre euch ganz. Ihr seid die Sterne und Stimmen, mit denen ich immer lebe. Eure Zeichen habt ihr in mich gemeißelt, diese Zeichen reden nun immer zu mir. Wenn ihr sprecht, wird alles Ewigkeit und schöner Trost." Aber nur für ihn — nicht für uns. Er singt — nicht: es singt. Er lebt mit den Sternen und Stimmen — nicht der Zuschauer. Oder doch für fünf Akte zu selten. Denn so ergreifend es ist, so ist es zuwenig — oder zuviel, weils schließlich automatisch geschieht —: daß immer wieder die Decke sich öffnet und die himmlischen Lichter feierlich ruhig auf die irdische Wirrsal blicken und blinken; daß magische Chöre brausend den kleinen Lärm des tatsächlichen

Vorgangs übertönen; daß der Alltag sich mystisch verklärt. „Der Toten eingedenk begrüßen wir das Leben“: so mögen die Herren des ‚Jungen Deutschland‘ mit dieser Veranstaltung haben sagen wollen. Aber wahrscheinlich hat nicht Pietät allein bei der Wahl gewaltet. Es sollte wohl auch ein Weg betreten werden, auf dem es weiterhin vorwärts gehen wird. Und so gewiß beim ersten Schritt das Ziel noch nicht zu erkennen ist, so fragt man sich doch und möchte sich gerne antworten. Man würde in diesem Fall die Vermutung äußern, daß es auf eine Durchdringung des Naturalismus mit Symbolik hinausläuft, wenn das irgendwie neu wäre, wenn nicht der Dramenbaumeister Solneß, unter anderm, in seinem Glashüttenmärchen Das gekonnt hätte, wovon Reinhard Sorge wortreich geträumt hat.

Soweits möglich ist, hat Max Reinhardt diesen Träumen Gestalt gegeben. Man begriff, daß er selbst sich in jede seiner Szenen verliebt hatte und jede zögernd von der nächsten ablösen ließ. Auf Kosten des Tempos und der Abwechslung. Zu gleichmäßig langsam gedieh die undramatische ‚Dramatische Sendung‘ zu einer noch weniger dramatischen von vier Stunden. Der Gewinn: ein Reichtum von kleinen und großen, heimlichen und unheimlichen Einfällen. Reinhardts Schüler Sorge schreibt einmal vor: „Die Stimmen der Kokotten kommen dem grellen und nackten Eindruck des Scheinwerfers zu Hilfe.“ Man kann sich denken, wie der Meister ihm diese Gelehrigkeit dankte. Alle seine Wesen lebten an diesem Mittag vom Licht. Lebten und waren wie abgestorben: das lautlos lärmende Caféhaus bewies, wie beide Eindrücke zu vereinen sind. Aber es blieb nicht bei solchen verblüffenden Virtuosenstücken der neuen Regiekunst. Manchmal glaubte man in wahrhaft kosmische Räume gerissen zu sein. Der Hall von wenigen Akkorden: und es klang wie die tröstlichste Sphärenmusik. Dann wieder breitete vages Grauen des Irrsinns beklemmend sich aus. Darin hätte unfruchtbare Stilspielerei die Personen zur Panoptikumsstarrheit gelähmt. Reinhardt empfand ganz richtig, daß eine so lymphatische Dichterei das nicht vertragen, das heißt: daß unser Anteil dann nicht durchhalten würde, und trieb seine Leute an, den Sorge als schauspielerisches Material nicht von Shakespeare zu unterscheiden. Die Losung war nicht: Linie, sondern, höchst unrebellisch: Körper. Ein Mäzen von Jannings: knirschendes Fleisch. Das Alter war durch die ungern alternde Eysoldt als vergrämte Mutter und den jugendlich-gesunden, vollblütigen Wegener als angeblich geistesgestörter Vater minder naturgetreu denn artistisch reizvoll vertreten. Ihr Sohn Ernst Deutsch glich mit der schwarzen Locke, die sich am Ohre ringelt, einem Widder — eine Tierart, die ja auch jüdisch aussieht — und vertuscht durch keine Geistesinbrunst, daß sein Jünglingstum einen greisenhaften Zug hat. Gradezu anbetungswürdig: Helene Thimig als Jungfrau-Mutter. Wenn die Lehmann der üppige Herbst der deutschen Schauspielkunst ist und die Höflich der strahlende Sommer, so ist die Thimig nur darum nicht ein knospender Frühling, der wunderbare Blüte und prangende Frucht verspricht, weil beides schon da ist. Das ‚Junge Deutschland‘ aber soll Vorfrühling sein. Es habe als Motto, was die drei Engel des Dramenbaumeisters Solneß und seines Hannele singen. Und schwebe zu Höhen der ewigen Reiche.

Die Sühne

Eine ostjüdische Geschichte, mitgeteilt von M. J. bin Gorion

In den Tagen des Gesetzlehrers und Meisters Rama ging in der Stadt Krakau eine schwere Seuche um, an der viel Volk, Männer, Frauen und Kinder starben. Der Meister war darum schwer bekümmert. Da bestimmte er eines Morgens, daß man die Toten, die an diesem Tage sterben würden, nicht begrabe und sie bis zur Nacht in dem Vorraum des großen Bethauses liegen lasse. Das wurde befolgt. In der Nacht kam Rama in die Vorhalle und befahl, ihm jeden Toten zu zeigen, damit er sein Gesicht sehe. Er schaute jedem Toten ins Angesicht und gab dann Befehl, die Leichen nach einander zu bestatten. Nur von einem Toten, das war ein Lehrer, der den Kindern des Ortes den ersten Unterricht erteilte, bestimmte der Meister, daß er noch bis zum nächsten Tage liegen bleibe.

Am folgenden Morgen befahl Rama, die Füße des verstorbenen Schullehrers an die Schwänze zweier Pferde zu binden und die Leiche in dieser Weise durch die Straßen der Stadt zu schleifen. Danach suchte der Meister den besten Platz auf dem Gottesacker aus und ließ den Dahingeschiedenen mit großen Ehren zu Grabe tragen. Wie nun der Tote beigesetzt ward, stand die Seuche still, und Ruhe kam in die Stadt.

In der Nacht darauf erschien der Verstorbene dem Meister Rama und sprach zu ihm: Warum hat mir mein Herr einen solchen Schimpf zufügen lassen? Meine Taten sind vom himmlischen Gerichtshof geprüft, und es ist an mir keine Sünde erfunden worden, derentwegen ich eine solche Schmach zu erdulden verdiente. Ich sollte in den Garten Eden gebracht werden, durfte aber nicht eher dorthin gelangen, als bis ich meinen Herrn um den Sinn seiner Handlung befragt hätte.

Darauf erwiderte der Gesetzeslehrer: Dich allein habe ich für wert ersehen, diese Unehre zu erfahren, damit durch dich der ganzen Stadt vergeben würde; ich habe unter allen Einwohnern keinen gefunden, der so rechtschaffen wäre wie du.

Alsdann bat Rama den ihm Erschienenen, daß er ihn über die Ursache der Seuche, von der die Stadt heimgesucht worden war, aufkläre; ihm selbst war das Wissen darum vom Himmel vorenthalten worden. Der Tote sprach darauf: Mein Herr komme mit mir, ich will ihn den Grund des Unglücks sehen lassen. Und die beiden gingen zusammen, bis sie sich außerhalb der Stadttore befanden. Hier wies der Verstorbene den Meister auf eine Höhle hin, in der Rama einen reichen Bürger der Stadt mit zwei Weibern, andrer Männer Ehefrauen, buhlen sah. Er richtete seinen Blick auf den Sünder, und dieser wurde zu einem Haufen Gebeine.

Übersetzt von R. R

Aus einem neuen Band der Sammlung „Der Born Judas“, die im Insel-Verlag zu Leipzig erscheint.

Mozart von El Ha

Im elektrischen Wirbel seines Wesens knistern die Rasereien des Mittags. Seine fieberraschen Pulse kennen den Sonnensturm! Der da gewaltiger ist als das irdische Unwetter. Wütender als der stärkste Orkan. Mächtiger als Blitzschlag und Donner

Süßer Ansturm der Sonne! Gärten im Mai, überschäumend von Blütenkraft. Jugend und Liebe. Moschusgeruch und Todeständelei. Wildester Frühlingsrhythmus. Die Passion des Lebens! Ein Funke der Ewigkeit! Mozart! Er beglückt uns mit dem unbändigen Herzschlag der Lust.

Bilanz von Lorarius

Die Jahresrückblicker jammern. Es ist kein Raum für Bandwürmer. Wir schlucken nur Pröbchen des statistischen Archivschutts. Das schadet der Problemverdauung gewiß nicht. Ganz im Gegenteil: Je weniger Zahlen, umso frischer Blut und Hirn. Vielleicht wird diese Setzerschonung dauernd. Das wäre ein prachtvolles Ergebnis der Kriegspapiernot.

Was sehen wir hinter uns? Zunächst mehr Organisation und noch mehr Organisationsmängel. Die extremen Kandarenmänner sind blamiert. Sie haben die Preise nicht gezügelt, und ungeheure Mengen sind ihnen entschlüpft. Sollen wir ihnen die Nichtgefährdung der Kriegführung danken? Wir wissen es nicht, denn die Gegenprobe konnte nicht gemacht werden. Jedenfalls haben wir einen rapiden Zuwachs an Kriegsmillionären, Schleichhändlern und Steuerdefraudanten erlebt. Man nennt das „Vermögensverschiebung". Kletternde Preise, springende Dividenden, darbende Mittelständler: der Gegensatz hat sich verschärft trotz Gehaltserhöhungen und Teuerungszulagen. Der Wert der Hirnarbeit sank noch tiefer. Für ein Pfund Kaffee konntest du zwölf Offenbarungen einhandeln.

Immerhin: wir sind durch. Sie haben uns im Jahre 1917 nicht ausgehungert. Die Festungsmauer wurde gedehnt, zum Schluß des Jahres im Osten durchbrochen. Mit Sparsamkeit, Zusammenlegung, Anpassung und Ersatz haben wir die Knappheit erfolgreich bekämpft. Der Milliardenkreislauf brachte die gewünschten Riesensummen in die Reichskasse, ließ sie in die Wirtschaft zurückströmen und sich wieder in den großen Becken der Kreditzentralen ansammeln. Die Reichsbank wahrte ihren Goldschatz. Sie hat ihn, als einzige Notenbank der kriegführenden Länder, seit Kampfbeginn fast dauernd erhöht. Um nicht weniger als zweiundneunzig Prozent. Der Reichsmarkkurs erholte sich schon. In Berlin schossen die Kurse der fremden Devisen abwärts. Die Valuta-Angst ist verflogen, der Außenhändler atmet auf.

Wieder sind Industrie-Erfindungen gemacht und ausgebeutet worden. Die Exportpioniere rüsten sich. Die Reservekeller sind angefüllt. Schiffahrt und Schiffbau erhalten neues Blut. Die Uebergangswirtschaft kann beginnen. Hat im Osten schon eingesetzt. Sogleich zeigte sich die Ueberspannung des Organisationsgedankens, der sich ja mit der Schematisierung der Kriegswirtschaft nicht begnügen konnte. Kommt 1918 der allgemeine Friede, so wird die Selbständigkeitswut die Schranken wegbrechen. Ueberall regt es sich. Der Kapitalshunger bellt, der Erweiterungsdrang stößt vor, eine Welt von Kaufleuten geht mit

Plänen schwanger. Drei Jahre fünf Monate Ketten! Gierig werden sich die Menschen auf jede Freiheitsmöglichkeit stürzen.

*

Tränenden Auges wird der Kriegswucherer die Bilanz des Jahres 1916 betrachten. Weinen wird er beim Anblick der Riesenzahlen. Das Jahr 1917 schließt mit einem peinlichen Wuchermißakkord ab. Die Inventur macht kein Vergnügen mehr. Mancher, der sich im November noch zu Eiffelturmpreisen eindeckte, sitzt jetzt traurig auf seinen Beständen. Will er nicht noch mehr verlieren, so muß er die Schieberware schleunigst abstoßen. Ewig ist kein Glück auf Erden, auch das Wucherglück nicht. Einmal mußte der Hieb kommen. Er kam nicht von der Hand des Staatsanwalts, des Strafrichters; er kam von Osten. Der Waffenstillstandsvertrag mit Rußland hat das ganze Wuchergebäude ins Wackeln gebracht. In Oesterreich begann das Abbröckeln, und nun kommt auch in Deutschland der Wucherzusammenbruch. Schon kann sich die Hausfrau vor Angeboten nicht mehr retten. Jeder Schieber will noch schnell ohne Verlust seine Ware los werden. Drei Jahre fünf Monate hindurch hat man sich bemüht, den Drachen zu töten. Der erste freie Wind über die Grenze ist ein Gasangriff gegen ihn. Das ganze Problem ist ja nur Annäherung der Schleichhandelspreise an die Höchstpreise. Mindert sich die unerhörte Differenz, so ist auch der Schleichhandel zum Tode verurteilt. Nicht von heute auf morgen wird er aufhören, aber er muß abbauen. Schieberexistenzen werden vernichtet. Doch was kümmert uns das! Wir wollen keine Schieber, wir wollen Bohnen, Tee, Kakao, Speck, Schinken, Eier, Wurst, Tabak, Reis, Gänse und Hühner. Es gibt in Deutschland auch noch Leute ohne Pulveraktien und ohne ein Dutzend Aufsichtsratsmandate. Diese Leute haben gar kein Interesse am Kriegswucher, weder am Lebensmittel- noch am Industriewucher. Sie haben nur Interesse an einer gerechten Zuteilung zu erschwinglichen Preisen. Sie haben ferner Interesse an einer schlennigen Beseitigung des Ladenterrors. Inbrünstig sehnt die Hausfrau die Zeit der Käufer herbei. Sie hat lange genug unter den Grünkram-Napoleons gelitten. Sie schreit nach Verkäuferhöflichkeit und Wucherkatastrophe. Bräche sie bald herein, dann wäre vielleicht die ganze Kodifizierung der Wucherbestimmungen überflüssig.

*

Vor einiger Zeit hat der „Präsident" der A. E. G., ein Mann von seltener Aktien-Ubiquität, nachdem er Jahre hindurch sich eifrig bemüht, Weltgründe aufzudecken und Wegweiser zu werden, seine Verwaltungserfahrungen niedergebracht. Das Buch oder vielmehr Büchlein von Walther Rathenau heißt: ‚Vom Aktienwesen, Eine geschäftliche Betrachtung' (und ist bei S. Fischer erschienen). Die Handelspresse hat ablehnend und zustimmend Stellung zu den zweiundsechzig Seiten Verwaltungsextrakt genommen und zwar mehr zustimmend als ablehnend. Die Ablehnung war sozusagen eine Repräsentation des Rückgrates, vor der Verbeugung, die die Herren dem Sohne Emil Rathenaus zu machen pflegen, was er auch beginnen mag.

Bevor ich diese Zeilen schrieb, habe ich die zweiundsechzig Seiten zum zweiten Male durchgelesen. Rathenau zeigt sich hier wieder als Problemanschneider. Man hat das unangenehme Gefühl, daß dieser Mann keinen Vertiefungswillen oder keine Vertiefungskraft besitzt, daß er sich aus schnell Geschautem Probleme zusammenzimmert und diese Probleme nun mit eleganter Hand in die Diskussion wirft. Immer wieder habe ich die Empfindung, eine Zwittrigkeit zu erleben: nicht Ge-

schäftsmann und nicht Forscher. Auch nicht Publizist. Ich glaube, er hat einmal irgendwo von der Notwendigkeit des Problemanschneidens gesprochen, wohl aus der Einsicht oder Empfindung, daß er weder induzieren noch deduzieren kann.

Natürlich durchrast er auf den zweiundsechzig Seiten das ganze Riesengebiet des Aktienwesens, streift unterwegs noch einige Grundfragen der Gesellschaftsordnung und gibt uns einen Ausblick auf Das, was ich die Dreistufigkeit der Wirtschaft nennen möchte. Wir sehen aber selbstverständlich nur etwas Blasses, denn wirklich deutliche Konturen hat Rathenau noch niemals gezogen. Vielleicht kann ich noch einmal an Einzelheiten der Schrift Fehlblick und Mängel der Stellen, die sich als Geschichte des Aktienwesens präsentieren, und bezeichnende Widersprüche mit frühern Behauptungen des Autors aufzeigen. Für heute sei gesagt, daß die Schrift, aus Unklarheit geboren, die Verwirrung über ein wichtiges wirtschaftliches und sozialethisches Problem nur vermehren kann.

Jedenfalls würde sich der Aktienkritiker freuen, Herrn Rathenau als Praktiker des Aktienwesens von den Grundsätzen und Anschauungen der zweiundsechzig Seiten abkommen zu sehen. Nicht als ob die Uebereinstimmung von Prinzipien und Tat unerwünscht wäre. Das Gegenteil ist der Fall. Aber man gewinnt den Eindruck, daß die Theorie hier zur Verteidigerin einer Praxis wird, die weder der Aktiengerechte noch der Sozialethiker verteidigen darf. Mir war, als läse ich die Einleitung zur diesjährigen Generalversammlung der A. E. G. Denn in dieser Generalversammlung hat Herr Rathenau sich zu den Bilanzierungsgrundsätzen seines Vaters bekannt. Ist das die Bilanz des Mannes, der sich als Pionier der Wirtschaftsethik gibt? Der Vater fehlte gegen die Bilanzierungserfordernisse, weil er eigenwillig, kraftvoll und wahrhaft stolz war. Der Sohn . . . ?

Antworten

Moriz Seeler. Sie wünschen „mit ein paar Worten aufmerksam zu machen auf das stellenweis sehr amüsante Bändchen: ‚Der rasende Pegasus', das ein so genannter Paul Bernhardt soeben (im Verlag Heinz Barger) herausbringt. Das ist beileibe nicht etwa ein vollwertiger Mauthner redivivus, aber immerhin — es ist der („zeitgemäße") Ersatz eines Gumppenberg-Ersatzes (und Gumppenberg ist selber wohl eigentlich schon Ersatz). Kaum irgendwo der unentrinnbare Parodisten-Griff, der den armen Sünder von Dichter unbarmherzig bei seinem Sterblichen und bei seinem Unsterblichen zu packen kriegt und mit einem einzigen Ruck den ganzen Kerl aufdreht (Mauthner machte die Literaturgeschichten überflüssig!) — aber zuweilen doch mehr als bloßer Scherz: die Däubler-Persiflagen geben vielleicht für die Erkenntnis des Dichters Wesentliches. Vorzüglich auch die beiden Erzählungen, die hoffentlich manchem die Augen öffnen über den Novellen-Fabrikanten Sternheim und den dämonischen Pausback Edschmid. Nur schade, daß der Pegasus-Jockey den Kontrast zwischen preziöser Form und gleichgültigem Inhalt, der letzten Endes das Wesen der Parodie ausmacht, nicht scharf genug herausgearbeitet hat; so glaubt man zuweilen eher einen fingerfertigen Sternheim- und Edschmid-Epigonen als Parodisten vor sich zu haben. Ja, bei Rilke und George ist der allgemeine Ton so beängstigend gut getroffen, als ob diese Gedichte ursprünglich ernst gemeint gewesen wären. Aber trotz alledem: im Ganzen ein gelungener literarischer Scherz! Der Verlag hat das Seine getan, ihn gelingen zu lassen:

ein Einband, der den Büchern vom ‚Jüngsten Tag' zum Verwechseln ähnlich sieht, eine Lithographie von Ottomar Starke und eine lustige Einleitung von Mynona. Schade, daß der nicht noch eine Parodie auf sich selber beigesteuert hat."

Zwei Provinzler. Mainz ist zu klein und Würzburg erst recht. Zuviel verlangt, daß ich die Thespisse eurer Städte vor ihren Rhadamantyssen beschütze. Diese verfolgen jene, weil sie Strindberg und Kaiser spielen. Nun ist das Analphabetentum ihrer Philippiken unbestreitbar. Aber was würde es nützen, wenn ichs verbreitete? Und wen würde ein Abdruck, den ihr „zur Bestrafung" empfehlt, überraschen? Woher sollen vertrocknete Aktenwürmer, die bei Wilbrandt und Sudermann aufgewachsen sind, die Organe für Kunst beziehen? Und schließlich: Sind eure Pauker und Rechtsanwälte, die abends den Helikon erklimmen und dort im Alter zu finden wünschen, womit sie ihre Kindheit geschmückt haben, nicht immer noch sympathischer als diejenigen unsrer berliner Musageten, die aus Angst, den Anschluß zu verpassen, mit heraushängender Zunge und fliegenden Rockschößen in jeder neuen Richtung einherkeuchen? Sie fallen auf alle Schwindler und Pfuscher hinein, an denen es keiner „Richtung" fehlt, und habens durch diesen Mangel an Unterscheidungsvermögen dahin gebracht, daß das Publikum weder ihnen noch den Künstlern über den Weg traut, und daß die Empfindung für Echtheit auf dem Gefrierpunkt angelangt ist. Aber ich muß euch noch schmerzlicher enttäuschen. So wenig ich die armen Tintenkleckser, die da aus Eitelkeit oder zu Nebenerwerbszwecken sich als Lokal-Aristotelesse aufgetan haben, verurteilen kann, so wenig kann ich die Bühnenleiter lobpreisen. Sie sollen ihr Publikum heben, schön. Allein nicht ohne Sinn und System. Nicht aus dem Sumpf auf mehr oder minder steile Gipfel, sondern zunächst einmal auf die feste Erde. Und nicht ohne Kenntnis seiner Wesensmischung. Mainz ist eine Hochburg des Klerikalismus und Würzburg erst recht. Eure kleinen Reinhardts, die größere Neumann-Hofers abgelöst haben, in allen Ehren. Aber ists vernünftig und pädagogisch, daß sie von ‚Sherlock Holmes' zu ‚Rausch', von den ‚Mottenburgern' zu den ‚Bürgern von Calais' ohne Zwischenstufe hinüberspringen? Es scheint doch, als ob nicht bloß das menschliche Leben, sondern auch das Metier des Volkserziehers eines der schwierigsten sei. Da ist Kayßler, der in die Volksbühne einrückt. Seine beiden Vorgänger haben mit ‚Götz' und den ‚Räubern' begonnen. Er beginnt mit ‚Merlin' von Immermann. Rührend die reine Kunstliebe, die sich darin erweist. Aber noch rührender die vollendete Ahnungslosigkeit. Denn dies Werk ist ohne hingegebenes Studium überhaupt nicht zu fassen; und den Mitgliedern der Freien Volksbühnen würde selbst das hingegebenste Studium nicht zum Verständnis verhelfen. Also laßt mich im Lande bleiben und mich von den Böcken meiner heimischen Sonntags- und Alltagsjäger der Bühne redlich nähren. Ihr habt nur ein Mittel, mich für eure Städte fruchtbar zu machen. Schenkt beiden Parteien das ‚Jahr der Bühne', sämtliche Bände. Die Thespisse werden daraus erfahren, was für ihren Spielplan in Frage kommt und was nicht, und die Rhadamantysse werden einfach ihre Chiffre vor meine Kritiken setzen. Und damit wird den Theaterbesuchern, den Zeitungslesern und der Bühnenkunst am weitaus besten gedient sein.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Gefährliche Unklarheit von Germanicus

Schon in der letzten Betrachtung wurde darauf hingewiesen, daß die Ausscheidung größerer Landesteile aus dem russischen Staatsverband von vorn herein die kontinentale Einheit und damit die Machtvoraussetzung einer mit England sich ausgleichenden Politik, wenn vielleicht auch nicht während des maximalistischen Interims, so doch mit größter Wahrscheinlichkeit unter einer spätern kadettischen Regierung gefährden müßte. Deutlicher auf die Gefahren der am achtundzwanzigsten Dezember im Namen der Mittemächte einsetzenden deutschen Taktik hinzuweisen, schien weder angemessen noch zweckmäßig. Inzwischen hat sich die Lage peinlich geklärt. Bereits die bolschewistische Regierung protestierte, und zwar unbekümmert um angeblich vorgenommene, ihr aber nicht genügende Volksabstimmungen, gegen die „wohltemperierte" Lostrennung russischer Landesteile. Leider konnte sie dies so gut begründet tun, daß dadurch die deutsche Diplomatie nicht nur vor der lauernden Entente, nicht nur vor wohlwollender und gerechter Sachlichkeit, sondern auch vor dem deutschen Interesse ins Unrecht gesetzt wurde. Der Unterschied zwischen dem, was Deutschland am fünfundzwanzigsten, und dem, was es am achtundzwanzigsten Dezember den Russen zu sagen für richtig hielt, war eben gar zu deutlich und trotz aller Verschleierung zu durchsichtig, als daß nicht das, was dann auch prompt gekommen ist, zu erwarten gewesen wäre. Man darf und muß von einer Niederlage der deutschen Diplomatie reden. Sie erklärt sich wohl am einfachsten aus der Unfähigkeit und, man darf wohl sagen, aus der verhängnisvollen Unmöglichkeit, die Mischung der bei uns wirksamen Kräfte zu klären. Noch immer machen wir — und zwar aus Schwäche und Instinktlosigkeit — Mischmasch-Politik. Wir wollen annektieren und sollen zugleich alles beim Alten lassen; wir wollen Demokratie und müssen gleichzeitig die Forderungen der militärischen Gewalt erfüllen. Hoffentlich wird uns der unangenehme Zwischenfall von Brest-Litowsk — von dem sich im Augenblick noch nicht sagen läßt, ob er beigelegt wird oder sich zu einem dauernden Zustand auswächst — nun endlich belehren, daß sich mit kleinlichen Mitteln grundsätzliche Konflikte nicht beheben lassen, und daß Klarheit des Wollens die Voraussetzung des Erfolges ist.

Es wäre zwar eine Verleugnung des Verteidigungskrieges, aber immerhin real gewesen, wenn man den Russen von vorn herein gesagt hätte, Deutschland müsse auf der Abtrennung eines gewissen Teils der nördlichen russischen Provinzen bestehen. Das hätten die russischen Unterhändler vielleicht verstanden, jedenfalls hätte man ihnen diese Forderung unter dem Druck der militärischen Lage einigermaßen nahebringen können. Sehr bedenkliche Folgen

mußte es jedoch haben, dem Schein nach auf die demokratischen, vielleicht utopischen Vorschläge der Russen einzugehen — und dabei hinter Phrasen eine Weichenstellung vorzunehmen, die den Eroberungszug in die Station bringen sollte, die ihn aber, wie einige Voraussicht erkennen konnte, zur Entgleisung bringen mußte. Ob es notwendig ist, unsre Ostgrenze nach dem Rat der militärischen Sachverständigen zu verbessern, können wir nicht entscheiden; ist es aber notwendig, Grenzsicherung über Friedenssicherung zu stellen, dann soll man, besonders, wenn die Verhandlungen darüber vor der Oeffentlichkeit vor sich gehen, gradlinig handeln und nicht Wolken von vielschillernden Worten abblasen, in der Hoffnung, daß hinter solchem Schutz sich die entscheidenden Operationen vornehmen lassen würden. Für harte Kraft hätten die Russen ohne Zweifel ein besseres Verständnis gehabt als für die feingesponnenen Regiekünste, womit die deutschen Unterhändler ihnen beizukommen suchten. Freilich, eins darf nicht vergessen werden: wenn schon eine bolschewistische Regierung nicht den Mut zu haben scheint, ohne die Ostseeprovinzen vom Friedenstisch heimzukommen — wieviel stärker wird eine spätere kadettische Regierung gegen solche Verkürzung des russischen Staatsgebietes sich widersetzen! Die Gefahr eines östlichen Elsaß-Lothringen wird sichtbar. Aber immerhin: wenn die militärischen Erfordernisse so sind, daß diese Gefahr gewagt werden muß, und wenn die militärischen Sachverständigen dafür — soweit dies überhaupt möglich ist — Sicherheit bieten, daß solche Gefahr jederzeit pariert werden kann, so mag der Schnitt getan werden. Zu erwägen bliebe nur, ob nicht die militärische Sicherung, die durch eine Veränderung unsrer Ostgrenze auf Kosten des bisherigen russischen Staatsgebietes erreicht werden würde, zum größten Teil wieder ihre Aufhebung fände in der Lockerung und dauernden Beunruhigung des kontinental-europäischen Zusammenschlusses, die möglicherweise, vielleicht sogar notwendig die Folgen sein würden. Das aber zu erwägen ist eine Angelegenheit, die, bevor man den Russen gegenüber den Mund auftut, einseitig durch die beteiligten deutschen Stellen erledigt sein muß. So, wie in Brest-Litowsk verfahren worden ist, hat man den Eindruck, als wenn solche vorherige Uebereinstimmung der militärischen und der politischen Tendenzen auf deutscher Seite nicht erreicht worden sei. Die Russen scheinen dies erkannt zu haben, und tatsächlich ist denn auch durch ihren Widerstand und durch die so sich zeigende Möglichkeit, daß der östliche Frieden an unsern Landansprüchen scheitern würde, in Deutschland eine Verwirrung ausgebrochen, die unmöglich hätte ausbrechen können, wenn die notwendige Klarheit von vorn herein vorhanden gewesen wäre. Wir verkennen keinen Augenblick die peinliche Lage, in der sich unsre Unterhändler befunden haben mögen, als sie unter militärischem Druck den Russen gegenüber eine Forderung vertreten sollten, deren Gefährlichkeit sie wohl erkannt haben mögen. Aber solch schwankender Zustand ist eben keine richtige Voraussetzung für einen Verhandlungserfolg. Es gibt hier nur ein Ent-

weder-Oder. Es geht nicht an, daß hinter der Maske dessen, was man eigentlich möchte, das angestrebt wird, was man selbst für falsch hält, aber was man erreichen muß, weil es zu erreichen befohlen ist. Das Opfer des Intellekts muß sich in solcher Sachlage bitter rächen. Die Wirkung ist denn auch nicht ausgeblieben. Es läßt sich jedenfalls nicht leugnen, daß die Waffenstillstandsverhandlungen einen viel reinern Stil zeigen als ihre diplomatische Fortsetzung. Die Reinheit des Stils aber entscheidet auch über die Qualität der Politik. Das sollte grade Herr von Kühlmann, von dem man sagt, daß er die Politik als eine Kunst höchsten Grades betreibe, am besten verstehen. Er mußte sich sagen, daß ihm ein Erfolg nur sicher sein konnte, wenn zuvor das Programm, das er vertreten wollte, in jeder Hinsicht rein und einheitlich war. Womit wir natürlich nicht leugnen wollen, daß der Staatssekretär nicht von Anfang an seine Taktik auf Zermürbungspsychologie, und zwar auf eine nach beiden Seiten hin wirksame, gegründet hatte. Die Tatsache, daß zuvor auch bei uns einige Hartnäckigkeiten (von dem alldeutschen Wahn zu schweigen) mürbe zu machen waren, kennzeichnet übrigens die schwierige Lage unsrer Unterhändler und rechtfertigt vielleicht trotz alledem Kühlmanns Kandierungstechnik, die schließlich Deutschland doch nur so wiederspiegelt, wie es nun einmal ist: ein Uebergangstypus.

Für solchen Uebergangstypus kennzeichnend war nun auch eine Begleiterscheinung der Zwangsrutschbahn von Brest-Litowsk. Man hat mehrere und zwar entscheidende Tage das deutsche Volk über das, was kommen mußte, völlig im Unklaren gelassen, und dies, obgleich man keinen Augenblick im Zweifel sein konnte, einfach darum nicht, weil — mögen auch die Nachrichten der petersburger Agentur reichlich verschärft worden sein — sofort am achtundzwanzigsten Dezember im direkten Anschluß an das vermummte deutsche Annektionsprogramm die Russen mit der sie gut kleidenden Brutalität erklärt hatten, daß sie die deutschen Pläne durchschauten und ablehnten. Zum Vexierspiel ist die gegenwärtige Zeit wahrhaftig wenig geeignet. Auch hier wiederum zeigt sich die Unfähigkeit, grundsätzlich zu handeln. Entweder macht man die äußere Politik gemeinsam mit dem Parlament, oder man hütet sie eifersüchtig hinter verschlossenen Türen. Aber beide Stile zu mischen, gibt ein ungenießbares Ragout; solche nicht bekömmliche Speise zu servieren, hätte der vom Parlamentarismus, wenn auch nur wenig überschattete Hertling vermeiden sollen. Er hätte dies umso eher vermeiden können, als er anscheinend niemals ernstlich den Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker, und zwar genau so, wie ihn die Russen auslegen, verleugnet hat noch verleugnen wollte, und als er andrerseits die Gewißheit haben mußte, daß die Mehrheit des Hauptausschusses so, wie es geschehen ist, sich jederzeit zu dieser Auslegung bekennen würde. Man möchte sagen, daß die Verhandlungen und Bekenntnisse des Hauptausschusses wenigstens noch einiges von dem gerettet haben, was die deutsche Tradition in Brest-Litowsk verdorben hatte.

Was nun kommen wird, läßt sich nicht übersehen, zumal wir ja nicht wissen können, ob nicht inzwischen wiederum Ereignisse eingetreten sind, deren Kenntnis uns die Amtsstellen vorenthalten. Eine peinliche Unsicherheit; und ein durch nichts wegzudisputierendes Symptom für den Kindheitszustand der deutschen Weltpolitik. Es gehen seltsame Gerüchte um. Der Kampf der verschiedengearteten Interessen, deren Durcheinander das Versagen der eingeengten Diplomatie in Brest-Litowsk verschuldet hat, scheint in eine Krise gekommen zu sein. Als Tatsache wird gemeldet, daß Trotzki und die russischen Delegationen wieder an den bisherigen Ort der Verhandlungen sich begeben. So bleibt also zunächst die Hoffnung berechtigt, daß die östliche Stillegung des Krieges doch noch gelingt. Geschieht dies, so wird wenigstens einigermaßen der Schaden, der durch die bisherigen mißratenen Verhandlungen angerichtet worden ist, wieder gut gemacht werden. Ueber die Bedeutung dieses Schadens darf man sich keinen Illusionen hingeben. Es bedürfte nicht der Regiegeschicklichkeit der Entente, um nunmehr der Welt klarzumachen, daß Deutschland so, wie man es immer orakelt hat, auf Raub ausgeht und eine hinterhältige Politik betreibt. Daran ist nun nichts mehr zu ändern. Wir werden stark genug sein, auch diese Last noch zu tragen. Immerhin: sie hätte uns erspart werden können. Sie würde sich vervielfachen, wenn der östliche Ausgleich endgültig scheitern sollte. Wohlverstanden: wir sind davon überzeugt, daß unsre militärischen Kräfte völlig ausreichen, den Sieg, so wie wir ihn brauchen, zu erkämpfen, auch wenn die Ostfront aktiv bleibt. Geschieht dies, so würden die Russen fürs erste wohl kaum besonders nennenswerte Gegner sein. Aber selbst wenn sie im Verlauf von ein bis zwei Jahren mit amerikanischen Millionenheeren durchsetzt würden, dürften wir ihnen begegnen können. Wir sind also nicht ängstlich, aber wir fänden es doch glücklicher, wenn es gelänge, was eigentlich nach den Gesetzen der politischen Logik im Interesse beider Parteien gelingen müßte, mit Rußland in Uebereinstimmung zu kommen. Darüber kann doch kein Zweifel bestehen, daß der Krieg, der sich nun über dreieinhalb Jahre hinschleppt, zum Abschluß gebracht werden kann nur durch ein Auseinanderreißen der uns bedrängenden Koalition. Und daß ferner solch Riß, soweit wir heute zu blicken vermögen, nur im Osten möglich ist, weil er dort im Interesse des gegenwärtigen Gegners liegt. Damit ist aber festgestellt, daß nichts unklüger sein kann, als Rußland die Wahrnehmung seiner Interessen zu erschweren, daß es aber gradezu eine Versteifung der gegen uns gerichteten Koalition wäre, wenn wir es nicht unterlassen könnten, Rußland noch mehr als bisher in die Gewalt der Ententeherrschaft zu hetzen. Wir sollten nicht vergessen, daß bereits Nikolaus der Zweite die Absicht hatte, mit den Mittemächten in Friedensfühlung einzutreten. Die Entente hat uns die Möglichkeit, mit dem Zarismus Frieden zu machen, was ohne Zweifel leichter gewesen wäre, als mit den Bolschewiki zu verhandeln, vereitelt. Wir sollten ihr nicht zu dem Triumph

verhelfen, die größte Gefahr, die ihr droht, durch unsre eigene Torheit unwirksam gemacht zu sehen. Kommt der Ostfrieden zustande, wovon wir vor allem im Hinblick auf die Nöte und auf den Selbsterhaltungstrieb der Russen immer noch überzeugt sind, so soll uns das umso mehr freuen, je weniger dabei die Grundsätze zerstört werden, von denen wir seit Kriegsbeginn gesagt haben, daß sie unsre Politik regieren. Daß Kühlmann ein Wächter dieser Grundsätze sein will, davon sind wir überzeugt, und dafür danken wir ihm. Kindisch aber, und außerdem diktiert, ist die Hysterie, mit der die Vossische Zeitung gegen den Staatssekretär loswütet. Solche Geschichtsfälschung geht denn doch zu weit. Nicht Kühlmanns Landhunger hat den östlichen Frieden gefährdet. Soll überhaupt ein Verschulden des Staatssekretärs konstruiert werden, so kann es nur darin gesehen werden, daß er versucht hat, unzuständigem Drängen nach angeblich notwendiger Grenzregulierung nachzugeben. Er hätte fester darauf vertrauen sollen, daß im Zeichen der Weltdemokratie Tauroggen eine Vokabel bleiben muß.

Parlamentarier von Erbe

V.

Graf Westarp

Es wird den Konservativen oft nachgesagt, sie wünschten deshalb kein Eingehen auf innerpolitische Reformen im Kriege, weil sie nur bei ihrer Aufschiebung bis nachher ihr Scheitern erhoffen könnten. Ob das richtig ist oder Graf Westarp den sagenhaften Burgfrieden bewahren will — jedenfalls beweisen seine Reichstagsreden im Kriege eine Zurückhaltung, die mit der Presse und andern Aeußerungen der Partei in erkennbarem Gegensatz steht.

Der Führer der Rechten im Reichstag ist — ob in der Johanniter-Litewka oder in völligem Zivil — einer der kältesten Redner. Keine Handbewegung, kaum eine Wendung des immer korrekten Kopfs, ein scharfes eckiges Sprechen, das sogar schon die Fünfzahl unsrer Selbstlaute als übergroße und schlappe Variabilität zu empfinden scheint. Als Graf Westarp noch klar seine politischen Grundsätze aussprach, da waren sie sehr einfach: Wer Staat und Wirtschaft anders haben will, als sie sind, der schließt sich aus und ist unter Beiseitesetzung papierner Rechtsgleichheit rücksichtslos zu verfolgen.

Der Graf war einmal Polizeipräsident in Schöneberg-Wilmersdorf und wurde dann berufen, an oberster Gerichtsstelle die preußische Verwaltung zu überwachen.

Mit Parlamentarisierung und Demokratisierung will Graf Westarp nichts zu tun haben. Er und die Seinen sehen keine neue Zeit und denken nicht daran, ihr die Reverenz zu erweisen. Aufrecht und ungebeugt erwarten sie den eventuellen Sturm, der sie gegebenenfalls hinwegfegen könnte.

Graf Westarp, der im Antipolenkompromiß zu Bomst-Meseritz Erwählte, ist nicht vorstellbar im Tumult stürmischer Wählerversammlungen. Entweder Bomst krönt ihn wieder, oder er dürfte uns das nächste Mal abhanden kommen — denn es scheint, als ob die Parole: „Machtfrieden!" untergehen sollte in dem massenstimmigen: „Macht Frieden!"

Wilhelm Schäfer von Leopold Ziegler

Lieber Wilhelm Schäfer!

Es ist und bleibt doch in vielerlei Hinsicht eine wunderliche Aufforderung Benvenuto Cellinis an seine Leser, wenn er mit der ihm eigentümlichen gutgläubigen Anmaßlichkeit behauptet, ein Mensch, der Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht, solle mit der Niederschrift seines Lebens, jedoch nicht vor dem vierzigsten Jahr, beginnen. Manches Mal habe ich in einer müßigen Stunde darüber gegrübelt, in welchem Sinne dieser Aufforderung eine höhere Wahrheit entsprechen möchte, und fast meine ich, einer solchen allmählich auf die Spur gekommen zu sein. Denn mit vierzig Jahren, bedünkt es mich, wird sich ein tüchtiger und vorwärts schreitender Mensch versucht fühlen, ein wenig frischen Atem zu schöpfen und sich darüber zu besinnen, wohin es nun eigentlich mit ihm hinauswolle. Absichtlich sage ich nicht, wohin er selber hinauswolle, weil dies die verhältnismäßig untergeordnete Angelegenheit willkürlicher Entschließung ist, jenes dagegen die schwer zu erringende Erkenntnis unsrer triebhaften und daher uns selbst unheimlichen Strebungen und Richtungen betrifft, deren verborgenes Walten unser Geschick ungleich entscheidender zu bestimmen pflegt als das vernünftige Wollen unsrer selbstbewußten Ichheit. Wohin also ein dauernd unterirdisches Es mit uns hinauswolle, wird der angehende Vierziger wirklich einmal endgültig zu ergründen trachten und, was vielleicht richtiger ist, endgültig zu ergründen fähig sein: auf diese Weise lege ich mir den Ausspruch unsres florentinischen Tausendsassa zurecht, der es ja mit erheiternder Grazie versteht, eine bescheidene Wahrheit in das malerische Gewand üppiger Uebertreibungen einzuhüllen.

Zu dieser zeitgemäßen Neugierde des Vierzigers, sich endlich einmal selbst zu erkennen, gesellt sich aber doch noch das Andre, daß der Mann, dem in einem sehr bemerkenswerten Unterschiede zur Frau eine ‚Vergangenheit' erlaubt, ja notwendig ist, in diesem Lebensalter vielleicht zum ersten Mal seine Vergangenheit in ihrer vorläufigen Abgeschlossenheit und Rundung überschaut. Jetzt in vielerlei Betracht bereits ein Gewordener, lüstet es ihn nach ehrlicher Rechenschaft, wie er geworden ist, wobei er glücklicherweise diese Anwandlung nicht mit dem Verzicht bezahlen will, sich noch je und je als ein Werdender zu fühlen. Es wird also, kurz gesagt, im fraglichen Lebensabschnitt der Mann erstmals tauglich, sich mit

einiger Gewißheit selber zu erkennen, indem er sich selbst als eine abgeschlossene Vergangenheit von der und der Beschaffenheit wahrnimmt. Und falls er in eben diesen Jahren, zur Selbstbesinnung, Selbstdarstellung gereift, zum Genuß des feierlichen Augenblicks die innerliche Gelassenheit fände, sähe er wahrhaftig wie Mörikes traumgesichtete Mitternacht „die goldene Wage nun der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn . . ."

Neigen wir danach tatsächlich zu Beginn unsres fünften Jahrzehnts dazu, unsre eigene Fragwürdigkeit näher ins Auge zu fassen und das Ergebnis des bisherigen Daseins redlich zu überschlagen, so gilt es freilich nicht auch schon jetzt für herkömmlich, etwa von den Andern zu erwarten, daß sie sich gleichfalls mit unsrer Person rückblickend, erkennend, abwägend, bewertend befassen sollten. Gewiß hat man sichs sauer genug werden lassen, um sich endlich, zwar ohne Eitelkeit, aber nicht ohne ein erlaubtes Zutrauen gleichsam selber gegenständlich zu machen. Nach alter und vielbewährter Sitte ist jetzt indes die Zeit selbst für den Tüchtigen noch nicht gekommen, wo er nicht nur das Urteil seiner eigenen Person, sondern außerdem auch schon der Freunde und Feinde, der Gleichfühlenden und Gegensinnigen zur Festlegung herausfordern darf. Diese größere Ehrung bleibt vielmehr dem Eintritt ins sechste Jahrzehnt vorbehalten, indem wir mit vierzig ehestens uns selbst, mit fünfzig ehestens der Welt bewiesen sind. Wobei gottlob auch für den Fünfziger der Umstand gilt, bei einem freilich erheblich vergrößerten Schlagschatten von Vergangenheit immer noch Licht und Zukunft genug und übergenug vor sich zu wissen, um sich aufrichtigen Herzens darüber zu freuen, daß ihm nunmehr die Umwelt verpflichtet ist, den Lebensertrag mit Wohlwollen, womöglich sogar mit Dankbarkeit zu überprüfen. Es ist mir, lieber Wilhelm Schäfer, leider nicht bekannt geworden, ob Sie etwa dem Ratschlag des florentinischen Goldschmiedes beizeiten Folge geleistet und eine Geschichte Ihres Lebens ungefähr seit zehn Jahren in Angriff genommen haben — wenn ich auch fast vermute, die Versuchung dazu sei Ihnen nicht ganz fremd geblieben. Aber mit desto größerer Lebhaftigkeit empfinde ich heuer, wo Sie die Fünfzig bald erfüllen, unsre eigene Verpflichtung, als Mitfühlende und Mitstrebende uns einmal so recht gegenwärtig zu machen, was Sie uns eigentlich sind.

Hier, bei der Erinnerung an die Zeitspanne des von Ihnen durchlebten Halbjahrhunderts, wird mir erst voll bewußt, wie schwer es Ihnen die Zeit gemacht haben mag, das einstweilige Erträgnis am heutigen Tage unter Dach und Fach zu bringen. Mit einigen andern Außenseitern unsres Schrifttums, die ungefähr zur gleichen Zeit mit Ihnen oder etwas früher die Fünfzig erreichten — ich denke hier an Paul Ernst, an Richard Dehmel, an Emil Strauß —, fiel Ihre erste Jugend in die siebziger, Ihre zweite in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. In beiden Fällen hat Ihnen die Umwelt alles dargeboten, was Ihrer besten

Art fremd oder zuwider sein mußte, und hat Ihnen alles verweigert, was Ihnen gemäß gewesen wäre. Hineingeboren in das Deutschland, welches sich anschickte, gleichsam das edle Bürgerhaus seiner Vergangenheit gewaltsam einzureißen, um eine öde Mietshöhle, Mietshölle an seiner Stelle zu errichten, wären Sie wahrscheinlich noch schlimmer daran als wir Jüngern, die wir diese Höhle doch wenigstens als fertiges Obdach vorfanden, ohne zunächst von einer würdigern Behausung das Mindeste zu ahnen. Sie dagegen spielten mitten im Lärm des Niederbruchs und Neubaues Ihre ersten Knabenspiele, träumten Ihre ersten Jünglingsträume, und es wird Ihre Lage nicht erleichtert haben, daß vermutlich früh in Ihnen der Wunsch regsam ward nach eigener Hervorbringung und Gestaltung. Denn ihrer Natur nach ist ja jede frühe Hervorbringung notwendig Nachbildung eines schon Vorhandenen; was aber Ihnen die Zeit zur Nachahmung darbot, war bestenfalls belanglos, meist jedoch gradezu schlecht, verkehrt, unsinnig und gemein. Einerseits welkten die Formen eines Lebens und einer Kunst ab, die einst eine deutsche Wirklichkeit von hoher Weihe und Geistigkeit ausgedrückt hatten. Auf der andern Seite schossen die neuesten Gebilde ungeheuerlich wie eine Giftsaat aus Drachenzähnen ordnungslos hervor, unter dem Tamtam der Marktschreier, lärmend, verwirrend, beleidigend, wie die ganze Herrlichkeit der neuen Zeit. Um überhaupt noch menschlich zu bestehen, gab es hier nur zwei Möglichkeiten: entweder den überzeugten Anschluß an die emporstrebenden Naturalisten des Lebens, der Sitte, der Künste, der Wissenschaften, die eben mittels einiger Rezepte eine neue Menschengemeinschaft wie weiland Famulus Wagner seinen Homunkulus zusammenbacken wollten — oder ein unsäglich mühsäliger Beginn von vorn, eine entschlossene Absage an die Zielsetzungen der Zeit, eine selbständige Grundlegung auf den ewigen Gesetzmäßigkeiten menschlicher Betätigungsweisen.

Die Annahme, Sie wären niemals zwischen beiden Entscheidungen hin- und hergezerrt worden, hieße Ihnen Uebermenschliches ansinnen, weil sie Ihnen zumutete, immerdar ohne Irrtümer und Schwankungen das Richtige zu tun, das Irrige zu vermeiden. Wichtiger, als es diese eitle Behauptung wäre, ist es sicherlich gewesen, daß Sie in der Hauptsache zur zweiten Möglichkeit klar entschlossen waren und in der Absicht, Schriftsteller zu werden, kurzerhand dort begannen, wo echte Künstler und echte Künste in Zeiten der Zerrüttung wieder beginnen müssen, nämlich beim Handwerk. Wohl mit etlichem Befremden durften Sie feststellen, daß die zeitgenössischen Naturalisten und Impressionisten des Worts gar keinen richtigen Satz mehr niederschreiben konnten, daß sie die Sprache nirgends mehr als ein Darstellungsmittel von eigener Art und eigener Gesetzmäßigkeit zu meistern vermochten. Die Kunst, in ihren Ursprüngen weder ein Programm noch eine Doktrin noch eine Prophetie noch eine Revolution, sondern ganz einfach ein Handwerk, hatte vergessen, ein solches zu sein, und in den Büchern

sprangen, wie das Nietzsche einmal als sicheres Merkmal einer schlechten Stilistik tadelt, die Seiten aus den Abteilungen, die Sätze aus den Seiten, die Worte aus den Sätzen. Beobachtend, daß die ebenmäßig dahinfließende Stetigkeit eines sprachlichen Zusammenhangs kaum noch von Einzelnen bewußt angestrebt wurde, fingen Sie sozusagen schrittweise mit der Erlernung dessen an, was für die Sprache wie für die Musik die unerläßliche Vorbedingung jeglicher Hervorbringung bleibt: Sie bemühten sich, den ‚Satz' zu beherrschen als rhythmisches Gefüge einzelner Worte von bestimmter Länge und Kürze, Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, Helligkeit und Sättigung, Klangfarbe und Wertigkeit. Eine solche Zusammensetzung lautlicher Einheiten zu einem Gefüge, ja zu einer Fuge mußte ihre eigene Bewegung und ihr eigenes Zeitmaß aufweisen können, wenn anders sie zum dichterischen Darstellungsmittel erhoben sein wollte, und dieser anspruchsvollen Forderung verschlägt es nichts, daß die Regeln des poetischen Satzes nicht in eben dem Maße als Generalbaß und Kontrapunkt feststellbar und erlernbar erscheinen wie die des musikalischen Satzes.

Von dieser grundsätzlichen Abweichung war es aber auch bedingt, daß Sie so wenig wie sonst jemand das verlorene Handwerk des dichterischen Satzes gewissermaßen in abstracto üben konnten, wie dieses dem Musiker ohne weiteres geläufig ist. Im Unterschied vom bloßen Klang und seinen Verbindungen hat jedes einzelne Wort seine besondere Bedeutung, jedes Wortgefüge seinen entsprechenden Sinn. Um eine Kunst des Schreibens wieder in Schwang zu bringen, konnten Sie sich daher nicht einfach vom Klang des Sprachlautes und seinen Verwandtschaften tragen lassen, sondern mußten sich einer sinngemäßen Absicht durchaus unterwerfen. Will heißen: Sie mußten im Gegensatz zum Tonsetzer, im Gegensatz aber auch zu gewissen heutigen Futuristen jeweils eine deutliche Gesamtvorstellung des in Worten mitteilbaren Zusammenhangs besitzen und in Uebereinstimmung mit diesem beherrschenden Zweck die Spracheinheiten verknüpfen. Irgendeinen wörtlich zu bezeichnenden Vorgang, eine Abwickelung, eine Geschichte mußten Sie zu berichten trachten, falls Sie ein Künstler des Satzes zu sein bestrebt waren, und diesem sachlichen Gebote kam Ihre persönliche Neigung so weit wie möglich entgegen, wenn Sie dabei zunächst auf das ‚Anekdoton' verfielen, als welches im Griechischen ziemlich dasselbe bedeutet wie die ‚Novella' im Italienischen: nämlich ein noch nicht herausgegebenes, unbekanntes, unveröffentlichtes und infolgedessen neues Vorkommnis. Ob diese Neuigkeit der Sage, der Geschichte, dem Kalender oder dem persönlichen Erlebnis entnommen war, hatte Sie wenig zu kümmern, ja nicht immer darauf brauchten Sie Gewicht zu legen, ob der zur Kenntnis gebrachte Inhalt als solcher schlechterdings für neu gelten dürfte, da er Ihrer Ueberzeugung gemäß eben durch die künstlerische Absicht des Berichterstatters zur Neuheit und Neuigkeit geformt ward. Derart erzählten Sie uns tatsächlich neu jenen berüchtigten Vorfall am Hofe

des sechzehnten Ludwig, der die ungeheure Umwälzung unsrer Welt so unheilkündend androhte; erzählten uns ferner neu die anmutigsten und bedeutsamsten Sagen des deutschen Rheines; neu eine stattliche und hoffentlich bald noch vermehrte Reihe von ergötzlichen oder traurigen, witzigen oder verhängnisvollen Vorkommenheiten des Alltags: aber doch auch schon hier und da ein Stück eigenen oder befreundeten Geschickes, Mißgeschickes, nicht zu vergessen einen ersten selbstgesponnenen kleinen Roman.

Was Sie uns hier mit allmählich befestigter Meisterschaft darzubieten wußten, war aber auch in dem etwas andern Wortverstande neu, als diese Art einer prunklosen und sachlichen Berichterstattung von hoher schriftstellerischer Qualität seit ungefähr den Tagen Johann Peter Hebels, Heinrich von Kleists oder der Gebrüder Grimm bei uns kaum noch mit künstlerischem Ernste und Gewissen geübt worden war, obschon die Ursprünge einer solchen Novellistik grade in unsrer Rasse bis zu den erstaunlichen Versuchen der isländischen und norwegischen Skalden rückwärts verfolgt werden können. Sie bringen also mit Ihren Anekdoten gleichsam ein uraltes Besitztum an unser Volk zurück, ein Besitztum, dessen blühende Bewirtschaftung wir leider in den letzten Jahrhunderten überwiegend der Sorgfalt unsrer westlichen Nachbarn überlassen hatten. Denn die genaue und zarte Vollendung, die makellose Abrundung und Glättung im Kleinen und Kleinsten hatte seit dem ausgehenden Mittelalter immer mehr die Tugend des französischen Schriftstellers ausgemacht, und es ist jedermann geläufig, was diese insbesondere in der literarischen Gattung des petit fait geleistet haben — brauche ich doch nur den Titel von Balzacs ‚Tolldreisten Geschichten‘ hinzuschreiben, um ihren weiten Vorsprung auf diesem Gebiete kund zu geben. Nun aber traten Sie mit dieser bescheidenen und doch so unendlich anspruchsvollen Kunst des Fertigmachens in ernsthaften Wettbewerb und lehrten die Deutschen langsam wieder ein Handwerk schätzen, welches seine höchste Ehre dreinsetzt, einem anvertrauten Stücklein Weltenstoff Formen des Menschengeistes aufzuprägen.

Bedauerlicherweise haben wir ja aus dem Begriff des Verse-Schmiedes einen Ekelnamen gemacht, da es doch rätlich schiene, die Kunst des Wörter-Schmiedens zu ihrem vormaligen Ansehen zu bringen. Was es mit einem wirklichen feurigen Durchglühen der sprachlichen Substanz auf sich habe, bis sie jede vom Geist gewollte Gestalt nachgiebig in sich aufzunehmen fähig wurde, das können wir Jüngern kaum bei einem andern Schriftsteller unsrer Zeit mit gleicher Vorbildlichkeit erlernen. Fast scheint mir hier etwas von jener sprichwörtlichen deutschen Treue, die vielleicht besser deutsche Andacht heißen sollte, im Spiel zu sein, die, sehr viel mehr als eine bloße Fingergeschicklichkeit, einstmals gewisse Gattungen des deutschen Kunsthandwerkes, sogar nach dem Zeugnis des eingangs von mir berufenen florentinischen Tausendsassa zu den ersten ihrer Zeit gemacht hat.

(Schluß folgt)

Bulgarische Lyrik von Alexander Balabanoff

Funken

Heulet, Stürme, dreist und dreister —
Singt, unholde Poltergeister,
Singt in Frost und Winternacht!
Auf und nieder meinen langen
Weg bin ich zu Ende gangen —
Da: ein Herd in Feuerpracht.
Funken flammen, flattern, flimmen,
Flunkern, glitzern und verglimmen,
Schwärmen, leben, leuchten schwül.
Kecke Feuerzungen lohen,
Zischen, knistern, knattern, drohen —
Heißes Gnomenschlachtgewühl.
Glühend stieben rote Dolden —
Eins der Fünkchen schwingt sich golden,
Schwebt — und husch, ist es im Schlot.
Prassel nur, du tolles Junges!
Freu dich deines kurzen Schwunges!
Birst und stirb den Flammentod!
Und ein zweites regt sich leise,
Schimmert schüchtern, schwebt im Kreise
Auf mich zu, gemach und lind.
Ist es blind, daß es mich blendet?
Hat die Hölle dich gesendet
Mir ins Auge, Teufelskind?
Fünkchen, Träume, Lieder, Flammen —
Hexen, Jugend — all' beisammen
Lodern auf von diesem Herd . . .
Erste Sehnsucht, erste Plage —
Ach, wo seid ihr, ferne Tage . . . ?
Ausgelöscht und brandverzehrt.

Mein Herz

Mein Herz — es ist das welkeste aller Blätter —
Ein zarter Hauch wird es von dannen wehen.
Es muß ein Wölkchen nur am Himmel stehen —
So stirbt mein Herz, erschlagen von dem Wetter.

Schlummer

Die Sonne ging noch nicht zur Rüste —
Mir ist, als ob ich schlummern müßte.

Schlummern, träumen . . . Lieder singen . . .
Oder mich zu Rosse schwingen?

Toben, lieben, rasen, fechten
Mit dem Säbel in der Rechten?

Heiß nach meiner Jugend jagen?
Oder weinend, stumm entsagen?

Genehmigte Uebersetzung von Roda Roda

Das Jahr der Bühne

Das Vorwort zum sechsten Band, der ja doch einmal erscheinen wird.

Das fünfte Vorwort war von Goethe, dem 1823 ein Theaterkritiker meiner monströsen Art — bezeichnenderweise auch ein Berliner — untergelaufen war. Seine Verteidigung meines besessenen Ahnherrn übertrug ich auf mich. Nach dieser Atempause des vorigen Jahres soll nichts mehr mich hindern, meine Verteidigung selber zu führen. Als Kritiker freut mich das Leben nur, wenn ich loben kann; und die Hartnäckigkeit, womit ich manche künstlerischen Landplagen verfolge, bekommt ihren Unterton von Gereiztheit daher, daß ich diesen Erscheinungen ihren völligen Mangel an Lobenswürdigkeit bitter verüble. Sie verwehren mir, meine beste Eigenschaft zu entfalten; und diese Stockung macht mein Blut trüb und störrisch. Einer der Schönheitsflecke, die man an mir vermerkt, hat hier ihren Ursprung. Aber man vermerke ihn, man vermerke sie alle getrost. Denn als Objekt der Kritik freut das Leben mich nur, wenn ich getadelt werde. Dieser Tadel hebt die lähmende Wirkung des Tadels, den ich leider aussprechen muß, wieder auf: er erhält mich geschmeidig. Er läßt meine Selbstkritik nicht einschlafen. Er zieht in den fünfundsiebzig gedruckten Meinungsäußerungen, die sich seit meinem letzten Bericht über die Einwände meiner Beurteiler aufgesammelt haben, meine Augen magnetisch an und zwingt mich, seine Berechtigung zu prüfen. Ich brauche mich öffentlich mit diesem Tadel nicht zu befassen: einmal, wo ich ihn rundweg ablehne, weil er sichtlich von der Dummheit oder der Rachsucht oder dem Neid erhoben ist; und zweitens, wo ich ihm bedingungslos zustimme, weil da ja wohl die Wirkung genügt, daß ich künftig um einen Grad weniger tadelnswert sein werde. Ich befasse mich öffentlich mit ihm, wo ich von einer Aussprache eine Klärung erhoffe.

Der meisterhobene Vorwurf ist, daß ich mich auf Berlin beschränke. Dreihundert Uraufführungen habe Deutschland im Berichtsjahr gehabt, und davon seien in meinem Buch vier besprochen! Die Reichshauptstadt führe nicht mehr; sie bringe nicht allein keine neuen Dichter mehr in den Vordergrund, sondern auch keine schauspielerischen Talente. Und wenn ich öfters Theater von München, Hamburg, Stuttgart besuchte, so würde ich in der Provinz als selbstverständlich vorfinden, was die Berliner als Ausnahme höchlichst preisen. Und kurz und gut: „er darf sich nicht länger zum Mauerweiler machen, er muß über Berlin hinausschauen und hinausgreifen. Er ist ja heute der Einzige in Deutschland, der Theaterkritik als alleinigen, den ganzen Kerl ausfüllenden Beruf betreibt." Nun, hoffentlich sind nicht alle Argumente so unstichhaltig wie dieses. Ich bin nämlich nicht bloß Theaterkritiker, sondern mit derselben Verbissenheit Herausgeber einer Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft und möchte nicht sehen, in welchen Zustand diese geriete, wenn ich zum Rundreisekritiker würde. Vor dem Kriege beehrte das Hauptblatt einer Provinzhauptstadt mich mit dem Antrag, bei ihren Uraufführungen jeweils als Kritiker zu gastieren. Schon das erwies sich als undurchführbar. Und da verlangt man, daß ich in jede Provinzhauptstadt fahre. In jede. Denn wer gewöhnlich andrer

Meinung ist als seine Genossen, der kann sich auf keinen Rat und keine Auswahl verlassen, der muß, um den Weizen herauszusondern, auch die ganze Spreu durch die Zähne ziehen. Eine furchtbare Vorstellung. Der berliner Kritiker ist am Schluß des Winters dem Selbstmord nahe: der deutsche Kritiker säße nach vier Wochen im Tollhaus. Außerdem ist ja für keinen alten Berliner die Regie- und Schauspielkunst selbst der besten Provinztheater genießbar oder gar ein Genuß. Und kurz und gut: ich werde doch wohl als Mauerweiler verbraucht werden müssen.

Mein Berlinertum also wird mir zur Last gelegt; mein Deutschtum aber wird mir energisch abgestritten. Nicht von Allen; ja nicht einmal von allen Christenmenschen deutschen Geblüts. „Jacobsohns Tendenz: Emporhebung der Theaterkunst zu einer ernsten nationalen Sache. Diese nationale Seite seiner Kritik ist angefochten worden von jenen Kreisen, die mit Unrecht meinen, daß sie allein über das Deutsche in der Kunst und im Leben im klaren seien." Eine Stimme aus jenen Kreisen: „Es ist nicht eine Kritik, die dem Volke in seiner Gesamtheit dient, sondern einem ziemlich deutlich umrissenen Kulturkreise, der seine ganz und gar nicht auf deutschem Empfinden beruhenden Anschauungen als die allein maßgebenden anerkennt." Das muß er immerhin, sobald er zu wirken beginnen will. Ich wüßte wenigstens nicht, wie ich mit einigem Nachdruck Anschauungen sollte verfechten können, von deren Gültigkeit, in strittigen Fällen: von deren Alleingültigkeit ich nicht überzeugt wäre. Und das deutsche Empfinden? Ein kitzliges Ding. Wenn die Sprache nicht gänzlich unverräterisch für den Menschen ist, so will ichs mit allen Reventlows der Aesthetik aufnehmen. Mögen sie mir ein Kapitel dieses Buches nach-schreiben! Nur eines dürfen sie nicht verlangen: daß ich, wie sie, den Deutschen Blücher über den Deutschen Goethe stelle. Und daß ich, weil mir die Deutschheit Lenzens, Büchners und Hauptmanns wonnevoll auf der Zunge zergeht, vor Bernard Shaw im Bogen ausspucke. Und daß meine Schätzung einer Kritik gälte, die dem Volke in seiner Gesamtheit dient. Solche Kritik hat es nie gegeben und wird es nie geben. Schon deshalb nicht, weils keine Gesamtheit des Volkes gibt. Was unter dem Strich der ‚Deutschen Tageszeitung' unmöglich, ist unter dem Strich des ‚Vorwärts' möglich; und umgekehrt. Und Conrad Schmidts wie Richard Nordhausens Leser gehören zum deutschen Volk. Von Lessing über die Schlegels bis Schlenther hat Kritik einem ziemlich deutlich umrissenen Kulturkreis gedient, und ihre Tiefe hat nichts mit seiner Enge zu tun. Aber das wird schwerlich ein Gegner begreifen, dems als Verbrechen erscheint, daß „der Mensch von heute, wie er in diesen Köpfen sich malt, das Maß aller Dinge ist". Wär' ich nicht der Unehrlichkeit, der geistigen Unreinlichkeit schuldig, wenn sichs anders verhielte?

Was sagt da mein Gegner erst zu meinem Geständnis, daß der Mensch, der diese Kritiken schreibt, sich selber das Maß aller Dinge ist? Hier wird ihm freilich sofort Unterstützung. Einer rügt: „Jacobsohns Selbstbewußtsein berührt nicht immer angenehm." Sein Nachbar: „Mag manchem Leser die starke Betonung des Ich-Standpunktes, die Jacobsohn beliebt, nicht recht behaglich sein . . . " Wär' nicht der

Dritte im Bunde ein weißhaariger Berliner, ich würde darauf erwidern, daß der Kritiker der Provinz, wie jung er immer sei, aus jener guten alten Zeit stammt, wo man eine heilige Scheu trug, mit seinem Ich überhaupt hervorzutreten, wo man erklärte, daß „wir uns gestern sehr gelangweilt haben", und das nach Aufführungen, die nur den Kritiker gelangweilt hatten. Ich maße mir keine Majestät an. Ich teile mit, daß niemand weiter als ich sich gelangweilt hat. Was Ueberhebung scheint, ist also eigentlich Bescheidenheit; zum mindesten kein Mangel an Bescheidenheit. Gegen den subjektiven Eindruck des Lesers steht der subjektive Eindruck des Schreibers, der vor dem Leser die Gabe voraus hat, seinen Eindruck zu deuten und darzustellen. Hat der Schreiber den Leser oft genug von der ‚Richtigkeit' seiner Einsichten überzeugt, so wird und wächst Das, was man Autorität nennt. Wenn ich die in siebzehn Jahren für eine Anzahl Leser gewonnen habe — ich glaube nicht, daß ich sie mißbrauche. Wenn ich öfter von mir spreche als abgeklärtere Kritiker von sich, so entspringt das nicht einer Eitelkeit, die meinem Wesen fremd ist, sondern dem Wunsch, daß der Leser mich immer besser kennen lerne, daß er mich immer weniger als Pythia oder Pythius nehme, immer mehr als so und so beschaffenen Menschen, dessen Urteil und Geschmack aus einer ganz bestimmten Herkunft, Jugend, Bildung, Art und Unart zu erklären ist. Jedem steht dann frei, überraschende Abweichungen in der Bewertung einer Kunstleistung auf Besonderheiten des Kritikers zurückzuführen, die ihm entweder die Zustimmung oder die Ablehnung verwehren. Ein Kritiker, der diese Kontrolle nach seinen Kräften dem Leser ermöglicht, sollte meines Erachtens eher gelobt als getadelt werden.

Aber ich bin ja dankbar für Tadel. Und da ich bisher, wie längst aufgefallen sein wird, noch kein Wort vom Kriege gesagt habe, so habe ich offenbar unbewußt das gutgemeinte Bedauern gerechtfertigt, daß Jacobsohns Verhältnis zum Kriege „in der Abwehr, besser: in der Negation des gewaltigen Geschehens steckenbleibt". Das ist meine Rettung vor diesem gewaltigen Geschehen, vor dem Andre sich anders retten. „Dem Erlebnis des Krieges erkennt Jacobsohn keine Bestimmungs- und Bekehrungskraft für Das zu, was zur Kunst gehört." Wirklich, da bin ich begriffsstutzig. Aber es ist sicherlich nur ein Beweis meiner Unzulänglichkeit, daß ich grade für die Kunst nichts von Menschen erhoffe, die dreieinhalb Jahre lang diesen Krieg haben führen müssen und ihn vielleicht noch einmal so lange werden führen müssen; und schon garnichts von Menschen, die ihn, daheim und draußen, gerne geführt haben und immer weiter führen möchten. Gewiß kann das mordende Grauen so groß werden, daß es früher oder später Kunstwerke wie Naturereignisse aus sich herausschleudert. Nur: an Kunst und Künstlern hätts auch ohne Krieg nicht gefehlt. Worans fehlen wird, sind die Kunstempfänger. Was der Kriegestaumel, widerwillig ertragener oder freudig begrüßter, aus ihnen gemacht hat, sehen wir täglich. In noch erschreckenderm Grade werden sie zwischen stumpfsinnigster Betäubung und rasender Geldverdienerei sich zerteilen, wenn erst der Friedenstaumel gekommen sein wird. Trotzdem: käm' er doch erst!

Große Oper von Kurt Singer

Während die Leiter unsrer Schauspiel-Bühnen ehrgeizig vorwärtsstreben, greifen die Opernleute wieder einmal zurück, so ziemlich hundert Jahre zurück, um sich die frohlockende Teilnahme des gleichen Publikums zu sichern, das da angeblich erschauernd vor den Rätseln Strindbergs und den Leiden Reinhard Sorges sitzt. Unter den Linden wagt man es kaum je mit einem Neuling (auch Korngolds Ruf mußte erst durch halb Deutschland posaunt sein, ehe man hier auftat: man bleibt beim Zugkräftigen und Bewährten. Was an sich noch unbedenklich wäre. Wenn aber ein Haus von dieser Tradition und mit diesen Mitteln dann einmal, mittendrin einmal ausholt, so scheitert Mozarts entzückendes Buffo-Stück von Belmonte und Konstanze schon an Unmöglichkeiten der Besetzung; dieses deutsche Singspiel aus italienischem Samen verblüht, kaum daß die ersten Lied-Knospen sich zu entfalten wagen. Die melodische Kostbarkeit, von der einst Goethe schrieb: „Die ‚Entführung aus dem Serail' schlug alles nieder" — bei uns schlägt die Große Oper sie und alles nieder.

Was ists mit dieser ‚Jüdin'? Richard Wagner hat ihr 1842 unbegreiflich viel Gutes nachgesagt. Halévy als Vorbild für Alle, denen es ernst ist um die „hohe, wahre dramatische Kunst"! Der Hymnus wäre in der Nibelungen-Zeit zum Zornruf geworden, das gepriesene Muster zwanzig Jahre später mit freierm Deutsch an den Pranger gestellt worden. Das Werk krankt an dem Zwiespalt zwischen Begabung und Sehnsucht, zwischen Wunsch und Vollendung, zwischen seelischer Notwendigkeit und modischer Mache. Das beste Können dieses begabtesten Cherubini-Schülers mußte ihn auf die zarte, liedhafte, empfindungsreiche, sinnfällige Melodie weisen; das Vorspiel, Brognis Kavatine, Rechas Romanze, Eleazars Gebet, Leopolds Serenade und manches andre zeigt den Boden, auf dem ein feines französisches Singspiel, eine lyrische Oper, niemals aber eine Meyerbeeriade wachsen konnte. Die große Gebärde, der Gestus des Dramatikers liegt Halévy nicht: seine Kraft ist eine stille Versonnenheit, eine gefühlssatte Harmonie, eine Freude am Lied — nicht aber das Zusammenraffen von Massenwirkungen, das Anfeuern und Durchleben hochdramatischer Momente, das Hineinknieen in Riesenchöre, Finales, Aufzüge. Tatsächlich rettet sich der erregte Halévy gern in das Fahrwasser des ‚Schwans von Pesaro'; im Wettbewerb mit Meyerbeers Reichtum an auftrumpfenden Kontrasten, an mitreißerischen Bewegungen, an plastischem Ausdruck mutet er arm und blaß an. Lebendig bleibt an dem Werk das zitternde Pathos des Einzelgesangs, die Vibration eines Zusammenklangs von Haß und Liebe. Man fühlt: hier hat vornehmes Können ein Text von brutaler Gewaltsamkeit zunichte gemacht. Halévys ‚Jüdin': eine Ruine, bewachsen von wenig frischem Moos. Man grüßt die Oper wie aus weiter Ferne. Und melodisch kommen Klänge zurück, die unsre Grüße übertönen:

Spontini, Auber, Rossini. Das ists: wenn überhaupt große Oper, dann die echte, massige, rassige — Gepränge, Aufruhr, Versammlungen, Schlachten, Flitter und Tand, Elefanten und Pferde auf die Bühne! „Schau"-Stücke mit obligater Musik. Statt Leidenschaften künstliche Erregung, statt Stimmung Ablenkung, statt Menschen Figuren, statt Oper Kino. Der Ossa auf den Pelion gestülpt, und kinderfroh erkennen wir: alles aus Pappe!

Für die historische große Oper hat Hülsen sicherlich die Ader. Er könnte es mit der ‚Vestalin', mit ‚Olympia', mit der ‚Stummen von Portici' wieder versuchen. Die zartere ‚Jüdin' gab wenig her. Immer wieder Besetzungs-Mühen. Jadlowker sagt den Eleazar ab und bekommt gleichzeitig die Erlaubnis, in der Philharmonie geschmacklose Programme zu singen. Der Gast aus Hamburg (Schubert) spielt die verknöcherte Rachsucht, nicht so die zerfließende, fanatische Liebe; er kämpft mit den strahlenden Tönen. Blech, der Dirigent, und Kemp als Recha machen den Abend genußreich. Tut nichts — die ‚Jüdin' wird verbrannt.

Die junge Generation von Alfred Polgar

Die Neue Wiener Bühne spielte in ihrem Zyklus ‚Die junge Generation': ‚Marc', Schauspiel in drei Akten von Oscar Maurus Fontana. Marc, der Sanatoriumsdirektor, scheut vor keiner Niederträchtigkeit zurück, um in die Höhe zu kommen. Was er dort, auf der Höhe, eigentlich will, wird nicht ganz klar. Er hat etwas Dämonisches, das ihn treibt. Eine kernige Bestialität, auf die die Weiber flattern. Je zu einem Drittel ist er von Wedekind, von Eulenberg und Theaterbösewicht alten Stils. Die Addition ist von Fontana. Im ersten Akt sehen wir Marcs Anstalt und Charakter in Betrieb. Eben verabschiedet er sich von einem besten Freund, den er aus der Leitung des Sanatoriums hinausgebissen hat. Dann hören wir, daß er einen jungen, Zerquandt heißenden, aber sonst ganz gesunden Mann in der Anstalt gefangen hält. Zwischen Marc und seinem Opfer kommt es zu einer erregten Szene, in deren Verlauf sich der junge Zerquandt über Welt und Leben mit großer, weiß Gott berechtigter Bitterkeit äußert. „Wissen Sie" — sagt er — „was ich in jedes meiner Zimmer schreiben lasse? Hier wird gekotzt." Diesem Sinnspruch getreu, speit er dem Doktor Marc ins Antlitz. Der Zwischenfall ist bezeichnend für das Theater der jungen Generation. Die alte hätte den armen Zerquandt nur vor dem Doktor Marc ausspucken lassen, auf den Boden. So ändern sich Ziele und Richtungen.

Drei Frauen kreuzen Marcs Schicksalsweg. Sie verkörpern drei Spielarten der Hysterie. Minna, die Braut, deren tränenklebrige Inbrunst ihm auf die Nerven geht, und die er los werden will. Esther, die herrische Frau, die er begehrt. Und Karin, Apothekersgattin aus Travemünde, die den jungen Zerquandt befreien will. Ihre Seele trägt die Stigmata der großen Menschenliebe;

trägt sie unter Geschrei und Flügelschlag zur Schau. Im zweiten Akt erklärt Karin, da ihr Rettungswerk bei den Mächtigen keinen Anklang finde, werde sie nun die Armen bei der Hand nehmen, „von Lauge ganz zerfressen, mit Farbstoff gräßlich angeschmiert“. Für eine Apothekersfrau aus Travemünde spricht sie pompös genug. Wenn ich zitierte, würde man staunen, wie sie die Sätze verrenkt, die Worte hinstellt, wo sie nicht stehen wollen, und, durch ihre Beziehungen zur jungen Generation übermütig gemacht, die Präposition schonungslos vom Verbum reißt.

Marc, um sich der weinerlichen Braut zu entledigen, erteilt seinem Gehilfen im Bösen — „Satrap“ heißt die Kanaille — den Auftrag, Minna zu verführen. In der Zwischenzeit bricht er, durch eine geschickt und kräftig applizierte Umarmung, den Trotz der herrischen Esther. Vor seinem glühenden Atem schmilzt ihr Stolz und vertropft zu einem mehrmaligen „Du!“ Marcs Freude über den Erfolg ist ja, zumal wenn Fräulein Felsing die Esther spielt, durchaus verständlich. Aber daß er, nachdem Esther mit den Worten: „Ich bin wie ein zertrümmertes Standbild, lass' mich erst ganz werden“ abgestürzt ist, sich monologisch hinstellt — „Fass' ich die Siegesstange?“ undsoweiter —, sein Ich bis zu den Sternen wachsen fühlt und den Biceps seiner Seele einen Triumph-Step tanzen läßt, scheint doch ein wenig übertrieben.

Marcs Freude wird durch die Botschaft gestört, daß Minna den Satrap erschossen habe. Im dritten Akt Gerichtsverhandlung, hinter der Szene, gegen Minna. Marc wird enthüllt. Esther wendet sich mit Abscheu von ihm, Minna geht frei aus, der junge Zerquandt darf das Sanatorium verlassen, Frau Karin, entstigmatisiert, fährt nach Travemünde. Also Niederlage des Lasters auf allen Linien. Es steht zum Schluß in tiefster Einsamkeit da. Und Marc, der noch im zweiten Akt, in jenem Sieges-Monolog, sprach: „Ich wirble empor, ich wachse, ich erfülle den Raum“, versinkt ins Leere . . . Mit einer Art Reflexbewegung klammert er sich hierbei an den Garderobier des Gerichtssaals; und lädt ihn zum Nachtmahl.

Das ist ein seltsames Stück. Es fiebert von Willen zur Genialität. Unverkennbare Zartheit tut verrucht. Eine stille, leise Stimme brüllt, daß sie das alles nicht sei. Ein empfindsames Herz trommelt rauhe Märsche. Eine feine lyrische Begabung hebt — bitte, wie mühelos! — dramatische Zentner. Sie sind, so erklärt sich das, aus Pappe. Alles ist gehitzt, über-spannt, gequält intensiv. Temperamentsäußerungen, wie die Spucke des Herrn Zerquandt, ersetzen Dramatisches. Charaktere, Geschehnisse, Worte sind stets auf der Flucht vor der Gewöhnlichkeit. Ins Ekstatische, Kranke, Phantastische, Karge, Ueppige, Affektierte, irgendwohin. Es ist die Panik der „jungen Generation“. Die Sprache scheint zur Schönheit, zur Bedeutsamkeit torquiert. Kein grader Satz. Wenn Marc zum Beispiel seiner Minna, die ach, nicht vorübergehen will, von einer geendeten Freundschaft erzählt, so sagt er:

„Weißt du nicht, daß wir auseinander gefallen sind?“ Eine stilisierte Sprache, schön. Aber dann dürfte nicht nur die Sprache stilisiert sein und das andre sozusagen normal. Wenn einer sagt: „Wir sind auseinander gefallen“, so darf er auch keinen Stehkragen tragen und hat nicht das Recht, sich eine Zigarette in den Mund zu tun. Er müßte sie zumindest ins Ohr stecken.

Die Dichtungen der jungen Generation sind sehr interessant. Sonderbar genug, daß es doch so viele fatale Augenblicke gibt, in denen man sich bei dieser jungen Generation fühlt wie die Hand des Armen: gräßlich angeschmiert.

Die Trampeltiere von Franz Rudolphy

1.

Das Theater summte und brodelte, es waren viele Menschen, in den Logen saßen Botschafter. Fast betäubend war das Schwirren und Klappern, Knarren, Kratzen und Knurren der vielen Stimmen.

Es stand da ein Mann vor mir, der hatte einen fleckigen, bunten Kragen und ein Hemd von ungewöhnlicher Färbung, das war düsterer als ein Novembertag. Sein Anzug glänzte speckig, sein fettiges Gesicht trug balkanische Prägung; in seinen trüben Augen lag Kummer über ein mißglücktes Buttergeschäft.

Es waren jedoch in dem Theater noch viele andre Leute, die eine beträchtliche Aehnlichkeit mit ihm aufwiesen. Allerdings hatten sie offenbar größern Erfolg gehabt als er, denn viele erglänzten weiß in schönen Fräcken. Sie sahen meist sehr angestrengt aus; ich kann das vollkommen verstehen, denn diese Beschäftigungen sind doch schließlich auch nicht ganz leicht. Zugleich lag auf ihren Mienen jener Ausdruck dyspeptischer Befriedigung oder unzufriedener Behaglichkeit, wie ihn Diejenigen zu haben pflegen, die sich sehr viel und sehr gierig mit Geld abgeben.

Da — was war das? Etwas Schweres, ungeheuer Klumpiges geriet plötzlich in Bewegung, etwas Dickes und sehr Wuchtiges, mit rundem, etwa kugelförmigem Umriß. Das Wesen schien die Absicht zu haben, sich langsam vorwärts zu wälzen; der Fußboden begann protestierend zu knarren, jetzt quietschte er schon, das Theater erzitterte, ich auch —.

Indessen erloschen die Lichter, Dunkelheit fiel jäh über den Zuschauerraum, der Vorhang stieg, das Spiel begann.

2.

Später kam eine Pause, die Menschen schoben sich hinaus, viele Gesichter erglänzten vor ungeduldiger Erwartung auf die Butterbrote, die bald überall aus Taschen und Pompadour steigen würden, schon schmatzten die Eilfertigsten. Ich floß mit dem Strome, etwas in einem leisen und süßen Traum befangen, denn es war schön gewesen, was ich auf der Bühne gesehen hatte.

Plötzlich stieg aus der Masse eine Gruppe von Menschen. Sie standen auf einem Absatz der breiten Treppe, die sich hier nach zwei Seiten entfaltete, vierfach flossen Menschenströme vorüber, jeder mußte sie sehen. Umlagert von geschniegelten männlichen Wesen, die offensichtlich durch das Bewußtsein beglückt waren, als Lebemänner zu gelten, standen zwei grell bemalte Frauenzimmer. Sie hatten winklige spitze Gestalten und hielten in plumpen, schweren Fäusten Zigaretten, mit denen sie hantierten, wie der starke Mann im Varieté mit der eisernen Stange, die er zum Erstaunen aller Anwesenden mit verhaltenem Keuchen in die Höhe hebt. Ein geringschätziges und rohes Lächeln lag gewaltsam gesteigert auf ihren auseinander klaffenden Zügen, die kein Ausdruck zusammenhielt. War es nicht ein Frevel, wenn sie sich das Recht zum Leichtsinn anmaßten, dieses hohe Recht, das nur die Liebenswürdigen, die Verspielten, die mit dem leichten und vergeßlichen Herzen, die reizend Gedankenlosen haben? Sie aber waren plump und tölpelhaft, und in ihrer Nähe entfärbte sich alles Leben und belastete sich mit tiefer Trauer.

3.

Es war schon besser, zu fliehen, ich drang aufwärts durch eine dichte Menge in einen Wandelgang. Ich hatte kaum einige Schritte getan, als hinter einer Loge plötzlich das Gewaltige, Dicke, Mammuthafte auftauchte, das mich vorhin geschreckt hatte. Es wälzte sich langsam mit wuchtigen eindrucksvollen Bewegungen näher, und ich konnte es jetzt genauer betrachten. Es war ein großer Klumpen, oben mit einer aufgesetzten vielfach durchlöcherten Kugel, unten auf zwei säulenartigen Gebilden ruhend, die mit breiten tellerförmigen Untersätzen versehen waren. Es war mit einem bräunlichen mißfarbenen Kleid behangen, das einem augenblicklich die lebhafteste Erinnerung an grüne Plüschmöbel wachrief, an uniformierte Hasen aus Steingut, welche Aschbecher tragen, an rosenumrankte Spucknäpfe, an Hindenburgköpfe, deren Nasen als Zigarrenabschneider gedacht sind, und an saftig und kraftvoll kolorierte Kaiserbildnisse. Denn nach solcher Umgebung sehnte sich das arme Kleid beständig auf das Leidenschaftlichste. Uebrigens war es an verschiedenen Stellen bedeutend zu kurz. Doch davon will ich keinesfalls reden.

Was war das nun, was ich da vor mir hatte? Eine Dampfwalze konnte es nicht sein, dagegen sprach Verschiedenes, so bewegte es sich auf eine seltsame und nicht wenig merkwürdige Weise vorwärts, indem es sich bei jedem Schritt nach der einen oder der andern Seite legte, wie es möglicherweise eine alte leck gewordene Fregatte im Sturme tut. Eher konnte ich schon eine riesige Gans von vorsintflutlichen Dimensionen vor mir haben, die sich aus irgendeinem Grunde in diese Zeit verirrt hatte. Dafür sprach vor allem der watschelnde Gang und die Zufriedenheit mit der eigenen bodenlosen und unsäglichen Dummheit, sowie der tantenhafte Hochmut, den das Wesen ausstrahlte. Andrerseits hatte es aber, das

durfte nicht übersehen werden, gewisse peinliche Aehnlichkeiten mit einem Menschen. Neben ihm ging ein Mann, der glich einer coiffierten Hyäne, es war offenbar der Bändiger des Untiers.

Wäre es nicht interessant, dachte ich, vergleichsweise mal einen richtigen Menschen zu betrachten! Ich sah mich um und ließ meine Blicke ringsumher galoppieren, um etwas Menschenähnliches aufzustöbern. Vergebens! Ein alter Mops kam langsam herangewackelt, griesgrämig und leberleidend. Er schien sehr mißmutig. An seiner Pfote hielt er einen kleinen blassen Jungen mit übernächtigen schlauen Augen und Spinnenbeinen. Dahinter aber tauchten zwei Ungeheuer auf, die dem ersten sehr ähnlich waren, nur schienen sie etwas jünger zu sein. Ab und zu kamen kreischende, blecherne Laute aus ihrem Mund oder ein zerrendes Quietschen, das offenbar Lachen bedeuten sollte. Und jetzt sah ich es erst: der ganze Raum war von solchen Wesen angefüllt. Es waren Trampeltiere aller Spielarten, große, kleinere, jüngere und alte, gelbe, schwarze und fuchsfarbene. Einige hatten sich mit glitzernden Steinen besteckt, im ganzen aber waren sie wenig von einander unterschieden. Viele trugen Geierköpfe, während andre mehr korsettierten Nilpferden glichen —.

4.

Wie, Sie wollen wissen, wo sich das alles ereignet hat?

Es handelt sich, erschrecken Sie nicht, geneigter Leser — es handelt sich um eine berliner Wohltätigkeitsvorstellung.

Largo von Friedrich Sebrecht

Wiesen blühen in den Himmel ein,
Und Herbstbirke sprüht verrauschendes Grün
Im blauen Kreis gewölbter Wogen.
Musik von ferne schwingt schwebende Bogen
Zu Leben und hellem Schein.
Ich aber fühle meine Hände kaum,
Und meine Angst flattert irgendwo.
Ich bin entflohen im tönenden Raum
Und werde jäh von Klagen gepackt,
Und mein blaues Bild zerreißt vor mir —:
Daß doch die graue Mordzeit hinbräche
In Nächte, die sie entlockten!
Ich möchte Mensch! rufen über die Erde
Und Posaunen blasen der Gnade des Lebens,
Daß Waffen erstarrten
Und Blut heimkehrte in aufblühende Leiber
Und Jünglinge hinschritten über jubelnde Aecker,
Fahnen der Freude schwingend zu Gott!
Ich möchte singen ein heiliges Lied
Und brausen in jede Hassesferne,
Daß es erglühte wie Prophetensterne
Ueber den drohenden Nächten . . .

Diktaturen von Lorarius

Wilson strebt eine umfassende Kriegswirtschaftsdiktatur an. Mit Höchstpreisen, Beschlagnahmen, Requisitionen und Verstaatlichungen geht er schnell und schmerzhaft vor. Der Dollarstolz heult auf, die Rekordwettbewerber, die Freibeuter des Manchestertums sind ins Edelste getroffen. Die Börse will den Stoß auffangen. Sie muß zurück und demonstriert nach unten. Es hilft nichts. Auch die Droh- und Bittgänge der Industrie ins Weiße Haus sind fruchtlos. Im Galopp setzt Wilson dem englischen Ministerpräsidenten nach. Die Vereinigten Staaten sollen in einem Jahre werden, was England in dreien wurde: eine einzige Wirtschaftskaserne. Man muß dem Präsidenten Kühnheit und Konsequenz zuerkennen. Er hat fast brutal die Wirtschaft des Landes mit dem schrankenfreiesten Taschengeist auf Staatssozialismus umgestellt. Des Landes der Trustgewalten, der Goldgräberethik, der Wurstigkeit gegen Arbeiterelend, der lächerlichen und widerwärtigen wirtschaftlichen Räuberromantik. Keiner von uns und drüben hätte geglaubt, daß der amerikanische Rekordwahnsinn solche Duschen vertragen würde. Jetzt fordert der Präsident vom Kongreß die Kriegsverstaatlichung der Eisenbahnen. Mit einem Schlage will er die Vielgestaltigkeit der Verwaltung, das Durcheinander der Frachtinteressen, den Wildwestkampf der Rentabilitäten durch Zentralisation vereinheitlichen und beseitigen. Nach beiden Seiten tönt die Lockpfeife. Stocks und Bonds will der Staat nicht im Stich lassen, und das Heer der Eisenbahnbeamten soll höhere Löhne erhalten. Was Zinspflicht und Sozialpolitik übriglassen, soll in die Staatskasse fließen. Also Wirtschaftsdreistufigkeit: Wahrnehmung des Privatinteresses; Berücksichtigung der Arbeiter und Angestellten; Teilhaberschaft der Gesamtheit, des Staates. In allen kriegführenden Ländern sahen wir diese Entwicklung. Der Präsident fordert eine Kriegsverstaatlichung der Eisenbahnen. Er wünscht, so glaube ich, eine Dauerverstaatlichung. Das entspräche durchaus seinen militärischen und politischen Plänen. Die ständige Mobilisierung gegen Japan, Mexiko und das eigene Innere wäre ohne Eisenbahnzentralisation nicht vollständig. Schwierig allerdings ist die Rentabilitätsfrage. Saint Louis und San Francisco, Missouri Pacific, Denver and Rio Grande, Rock Island System, Cincinnati, Hamilton-und-Dayton-Bahn: das sind einige Jammerlinien. Ueber siebzig Prozent des gesamten Anlagekapitals der nordamerikanischen Bahnen blieb schon dividendenlos. Die Regierung steht also nicht nur vor einer Zentralisierungsaufgabe, sondern auch vor einem Sanierungsproblem. Jedenfalls nutzt sie die Kriegsgelegenheit und entwickelt sich schnell zu einer der schroffsten Diktaturen, schroffer als eine Monarchie.

⁂

Die Maximalisten allerdings wollen von Wirtschaftsdreistufigkeit nichts mehr wissen. Sie wollen Einstufigkeit. Mit unglaublicher Energie und Folgerichtigkeit bahnen sie dem Kommunismus, dem nackten, eindeutigen Kommunismus den Weg. Sie sehen nicht nach rechts und links, sie sehen nicht über die Grenzen, sie sehen nur gradeaus. Es ist ein unerhörter Versuch, die Theorie eines Menschen zu verwirklichen. Diese russischen Extremisten kümmern sich nicht um ängstliche Marx-Ausleger, um Bedenken der Entwicklungsvorsichtigen, sie hauen mit echt sozialistisch-radikalen Keulen auf das Privateigentum. Sie treten es, sie roden es aus, sie hacken mit schärfsten Beilen hinein. Sie treiben die lange verlachte und heimlich gefürchtete „Gleichmacherei“. Die soziale

Revolution in Rußland ist für mich das gewaltigste Erdereignis seit dem Jahre 1. Man mag den Kopf schütteln, die Hände ringen, das Ende der Welt sehen. Es ist unmöglich, die Riesenzügigkeit des maximalistischen Programms und seiner Durchführung zu bestreiten. Das ist Socialelementarismus, rasch und vernichtend wie ein Wolkenbruch. Der Kassemännchenrentier allerdings kann es nicht begreifen. Auch nicht der Industrieherr im Hause, der Bodenmagnat und der Kreditfürst.

Nachdem sie die Landverteilung dekretiert, ganze Berufsschichten auf Kosten andrer gehoben, die Expropriierung wichtigster Industrie-Interessen und des Handelseigentums angeordnet, haben sie jetzt die Verstaatlichung des gesamten Bankwesens befohlen. Sie haben Silber und Gold in den Stahlfächern beschlagnahmt, renitente Bankdirektoren verhaftet, kurz: alle Privatbanken und Bankgeschäfte mit Aktiven und Passiven, mit Haut und Haaren übernommen. „Kraftvolle Ausrottung der Spekulation, volle Befreiung der Arbeiter und Bauern von der Ausnutzung durch das Großkapital" ist das Ziel. Fünfzig russische Handelsbanken hatten 1916 über neun Milliarden Mark Einlagen und Kontokorrente. Steigerungen und Angstabhebungen werden sich seither einigermaßen ausgeglichen haben. Die Regierung macht also einen erfolgreichen Riesenfischzug. Der Burgstraßenwitzling schüttelt den Kopf und sagt die Monopolpleite voraus. Möglich, daß sie kommt, daß Gewinntrieb und Defraudation des Privatkapitals (um im bolschewistischen Ideengange zu bleiben) zum wirksamen Widerstand, zur Durchlöcherung und schließlich zum Niederbrechen des Gebäudes ausreichen. Man behaupte aber nicht, daß die Praktizierung eines kommunistischen Systems unmöglich sei. Sie ist möglich, und man versteht heute die Hoffnung der Kommunisten auf die Stoßkraft ihres Ideals und das Versagen der privatkapitalistischen Gegenwehr. Ob man die radikale Gemeinwirtschaft, die einseitig-radikale Diktatur verfechten soll, ist eine andre Frage. Durchführbar ist sie. Nicht nur in einer Republik. Auch kommunistische Monarchien sind denkbar. Das werden die schluckenden, verödenden, Selbständigkeiten mordenden Konzentrationswüteriche in allen Ländern sich sagen müssen. Sie und Mars trampeln systematisch alles wirtschaftliche Eigenleben tot.

Antworten

Heinz Barger Verlag. Das ist allerdings schrecklich: daß (in Nummer 1) die Lithographie, die den ‚Rasenden Pegasus' von Paul Bernhardt schmückt, irrtümlich dem Parodierten Ottomar Starke statt dem Parodisten John Höxter, genannt: Otto Starkmaler zugeschrieben worden ist. „Sowohl im Interesse von . . . wie im Interesse von . . . würden Sie uns für eine entsprechende Verbesserung sehr verpflichten." Aber auch nur bis zur Höhe von fünfundsiebzig Mark? die mir neulich ein Verleger für eine literarische Handreichung, nämlich die Besprechung einer seiner Verlagserscheinungen, anbot! Welche beleidigende Einschätzung meines Wertes! Schon im Friden war mein Tarif: von tausend Mark aufwärts, meine Lieben. Und mein Kriegszuschlag steigt von Monat zu Monat.

Leonor U. Sie wollen mir verwehren, abgünstige Kritiken über Carl Sternheims neue Novellen nachzudrucken, solange ich diese nicht selber gelesen hätte. Aber eben, daß ich niemals imstande sein werde, sie selber zu lesen: das zwingt mich, wenigstens zu zitieren, was gute Deutsche vor dieser Schändung ihrer Muttersprache empfinden. Damit will ich fortfahren, solange noch jemand durch seinen Protest gegen

meinen Protest beweist, wie nötig der ist. Das ist ja der Jammer mit Deutschland, daß die Prosaiker Goethe und Kleist und Keller vergeblich gelebt haben. Sonst könnte schwerlich zu literarischer Geltung ein Novellist gelangen, von dem solch ein Satz stammt: „Doch zog vor dieser Erkenntnis sich das Herz noch mehr zusammen, und als an der Station man in den Wagen sprang, schwur mit Schwung das Mädchen, tiefer in sich und Gefühle fliehen zu wollen, die keiner Elektrizität und brausender Eile, aber auch Berlins nicht und keiner Juden bedürften.“ Werner Mahrholz, der das anführt, bemerkt dazu: „Das ist Banalität lyrisch gemacht durch Notzüchtigung der Sprache.“ Oder: „Eifrig glaubte sie, auf gleichen Freuden und Leiden brüderlicher Gemeinschaft mit aller Umsicht beharren zu müssen. Eigenes Glück dürfe von dem übrigen sie nicht trennen, Vorrechte kein Leben erleichtern. Wolle sie sich auszeichnen, möge an des Menschenstromes Spitze sie der trotzenden Wogen Gewalt brechen.“ Und der Kritiker: „Die Spitze des Menschenstromes . . . die Gewalt der trotzenden Wogen, das ist der Stil von Leitartikeln und hinterwinklerischen Provinzblättern. Wenn man sich die ganze Handlung aus dem geschwollenen Phrasendeutsch Sternheims in normale Sätze übersetzt, so hat man reine Gartenlauben-Novellistik vor sich. Sternheim will offenbar konzentriert, gedrungen, kernig, ehern schreiben. Die Mittel, die er dazu anwendet, sind folgende: er übersetzt sein Deutsch in das Deutsch gymnasialer Uebersetzungen aus dem Lateinischen, das heißt: er häuft Partizipien, stellt die Worte grundsätzlich um, verdunkelt ihre Beziehungen zu einander und kommt so zu einem originellen Stil. Man weiß, was man davon zu halten hat: Gutzkow schrieb auch originell, es ist aber doch Schmockstil.“ Das ist nur ungerecht gegen Gutzkow, nicht gegen Sternheim, der eine Gefahr geworden ist. „Eine Gleichgültigkeit und menschliche Belanglosigkeit in einer schwülstigen Sprache — wir sind mitten drin im neuen Barock, und am Ende erleben wir noch die Wiederauferstehung Lohensteins und Hofmannswaldaus.“ Wir erleben sie, wenn wir nicht auf der Hut sind. Neben dieser Kritik steht im Literarischen Echo die Mitteilung, daß die bekannte Schauspielerin Eve Lavallière in ein Karmeliterkloster eingetreten ist. Die Grazie flieht aus der Welt, und der greulichste Schwulst nimmt Besitz von ihr. Und da die Zeitungen das nicht hindern, müssens die Zeitschriften tun. Eine, die tapfer dabei geholfen hat, ist leider am Jahresschluß verschwunden: der ‚März‘. Erfreulicherweise noch in der letzten Nummer hat er mit einer Presse angebunden, die den Modeschriftsteller Sternheim nicht anzutasten wagt und die Künstler der Zeit so lange totschweigt, bis sie es wirklich sind. Es entsteht ein grundfalsches Weltbild. Und nichts, schreibt Adolf Behne, „ist sonderbarer als die harmlose Vertrauensseligkeit, mit welcher das Publikum das durch die Presse ihm vermittelte Weltbild für richtig und unumstößlich annimmt. Es gäbe die vielleicht nicht unwichtigste Revolution, wenn im Publikum sich einmal die Erkenntnis Bahn bräche: Das Weltbild der Presse ist ein willkürliches Machwerk, willkürlich in seiner bearbeitenden Auswahl, willkürlich in seiner Wertverteilung. Es ist ein beschränktes Bild von Stümperhand, das sich uns vor die Welt gestellt hat! Mit dem Tage solcher Erkenntnis würde ein neuer Abschnitt der Geschichte beginnen: die Geschichte des seiner eigenen Verantwortung bewußten oder, was dasselbe ist, des produktiven Menschen. Vorläufig aber ists leichter, einen Zeitgenossen von der Möglichkeit der Zirkelquadratur zu überzeugen als von der Möglichkeit, daß der Professor X., von dem die Blätter so viel schrei-

ben, etwa nicht der größte Maler seiner Zeit sein könnte — sondern ein andrer, dessen Name noch niemals in einer Zeitung gestanden hat!!!" Eine Verwicklung, die dadurch erst völlig unentwirrbar wird, daß auch der Name des größten Malers einmal aus Versehen in der Zeitung steht, daß es also gar keinen Maßstab für wahre Größe mehr gibt.

Theaterbesucher. Das neue Jahr fängt nett an. Bei Kaisers: „eine ergötzliche Komödie aus der guten alten Zeit in vier Akten". Weder ergötzlich noch Komödie. Mit dem verfänglichen Titel: ‚Der tote Gast', als welcher zum Schluß im Zuschauerraum zu finden wäre, wenn dieses Haus nicht am Schiller-Platz stünde, hinter dem Denkmal des Dichters, der die beiden Zitate: „Doch einen Stachel hat Natur dem Wurm gegeben" und „Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei" wahrhaftig nicht zum Vergnügen geprägt hat, sondern zu dem Zweck, daß der Zeitgenosse nötigenfalls sich ihrer mit einem Schrei der Erleichterung tatkräftig bediene. Was das Hoftheater getrieben hat, einen unbescholtenen Rudolf Rieth durch diese Aufführung für eine Weile um die literarischen Ehrenrechte zu bringen: das mag jugendliche Wißbegier zu ergründen suchen. Ein Chronist meines reifen und resignierenden Alters greift nach einer Stunde gebrochen zum Wanderstabe und pilgert in den hohen Osten zu ‚Lili Grün'. Was nun das wieder ist? Die Nichte des ‚Onkel Bernhard', eines von unsre Leut', der voriges Jahr auf vielen deutschen Sommerbühnen die Wehmut eines grauhaarigen Jungfernfreiers im lieblichen Gegurgel seiner fetten Gutturalen hinschmelzen ließ. Der Jargon des Fräuleins ist transleithanisch gefärbt. Das Schmalz stammt von einer genudelten Gans des Komitats Temesvar; und daß Emmerich Földes es mit Griewen umkränzt hat, statt es mit Paprika zu bestreuen: das muß man zur Ehre seiner rituell einheitlichen Kochkünste sagen — aber mehr kann man nicht sagen. Es ist ja damit auch schon gesagt, daß man in diesen verschwenderisch triefenden budapester Speisehäusern obzwar hart an der Grenze eines verdorbenen Magens, so doch oder eben deshalb gesättigter aufsteht als in unsern norddeutschen Mittelstandsküchen. Höchstens wäre noch festzuhalten, daß der Bräutigam der Braut am Verlobungstag einen Schmuck schenkt, und daß bei dessen Anblick der Ruf erschallt: „Das sind Boutons? Das sind Kuchenkrümel!" Das wiegt freilich einen abendfüllenden Leo Walther Stein auf. Besonders, wenn Rosa Valetti das kreischende Schwiegermütterchen ist. Donat Herrnfeld ist leider tot — sie lebe! Und das Residenz-Theater, statt sein verblühtes Gesicht heut in literarisch ehrbare Falten zu legen und morgen zu einem anreißerischen Grinsen zu verziehen, täte vielleicht überhaupt gut, eine neue Partie Klabias zu gründen und aus ihren Erträgnissen Haifisch zur Jagd und Blumentopf vom Kriminalgericht stracks zu seinem angestammten Gericht Schalet gehen zu lassen.

K. T. Der vielbewährte Exzentrik-Komiker Adolf Bartels hat angeregt, daß nach dem Kriege alle Professoren für deutsche Geschichte und Literatur, die Leiter aller deutschen Theater und alle Hauptschriftleiter der deutschen Zeitungen deutschgeboren sein sollen. Warum nicht? Die Sonne, aus Angst, sich zu Tode zu langweilen, würde überhaupt nicht mehr aufgehen, und eine Finsternis würde sich über die Erde lagern, daß die Finsternis, in der wir heute leben, nachträglich wie paradiesische Helle erscheinen würde. Zum ersten Mal würden die Christen merken, was sie an ihren Juden haben. Wir befürworten diese Anregung leidenschaftlich.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die politische Kinderstube von Germanicus

Die Verhandlungen von Brest-Litowsk waren bisher eine politische Niederlage, nicht für unsre Unterhändler, auch nicht für jene Kräfte, die in einem gewissen Gegensatz zu den Plänen der Zivilstellen gewirkt haben, wohl aber für unsre politisch interessierte Oeffentlichkeit und im besondern für den größten Teil der deutschen Presse. Es hat sich wieder einmal gezeigt, wie töricht es ist, kategorische Urteile zu fällen, ohne über Das, worum es sich handelt, und was beabsichtigt wird, auch nur annähernd unterrichtet zu sein. Zwei Parteien standen sich in bitterm Kampf gegenüber, beschimpften sich, würgten sich; keine von beiden aber vermochte mit klaren Worten anzugeben, worum der Streit eigentlich ging. Phrasenfreudig wie immer meinten die Einen, daß unsre Unterhändler Deutschland in einen schmachvollen Verzichtfrieden hineintreiben wollten. Die Andern waren nicht in der Lage, mit wirksamer Deutlichkeit nachzuweisen, daß und warum solche Befürchtung nicht zutraf. Beinahe komisch wurde die Verwirrung dadurch, daß jene politische Schule (wobei dieser Begriff dem der Kleinkinderbewahranstalt sehr nahekommt), die mit gradezu zärtlicher Naivität nach dem Osten ausschaut, sich aus taktischen Gründen auf die Seite stellte, die Rußland Schlimmeres zufügen will als die andre, die keineswegs die russische Gefahr verkennt, die aber glaubt, daß es Mittel gibt, diese Gefahr einzudämmen, ohne in das russische Reich Revanchestachel zu treiben. Aus solchem Chaos tauchte Kühlmann schließlich als störender Annektionist hervor, und es blieb beinahe unverständlich, warum die Alldeutschen ihn nicht auf ihren Schild hoben. Der Gipfel der Drastik aber wurde erreicht, als plötzlich, nachdem beim Wiederbeginn der Verhandlungen den Russen eine selbstverständliche Standpauke wegen höchst ungebührlicher Treibereien und Winkelzüge gehalten worden war, unsre sogenannten Machtpolitiker ob des endlich gefundenen „rechten Tones" in Glück schwelgten. Diese Schwärmer leben eben nach wie vor von Vokabeln. Blinkt ihnen auch nur ein Reflexlicht von der schimmernden Rüstung des diktierenden Siegers in das blaue Wotansauge, so vergessen sie schwärmend, zu prüfen, ob sich denn nun die Sachlage wirklich wesentlich gebessert oder auch nur geklärt habe. In Wirklichkeit war nichts dergleichen geschehen; es war vielmehr alles beim alten geblieben. Nach wie vor war die Stellung der Mittemächte außerordentlich günstig, aber auch ebenso unklar, und dies weniger durch den Widerstand des bisherigen Gegners als durch die Interessenkonflikte auf der eigenen Seite. Auch heute vermag noch niemand zu sagen (wohl aber vermögen sehr viele darüber mit orakelnder Sicherheit zu schreiben), welches denn nun unsre Pläne gegenüber Rußland sind. Alles, was die zuständigen Stellen uns bisher davon wissen ließen,

ist — und dies vielleicht nicht ohne Absicht — widerspruchsvoll. Nach wie vor bleibt uns nur übrig, zu tasten, worum es geht, und wie es werden wird. Ich bin beinahe der Ueberzeugung, daß ich anstelle der verantwortlichen Persönlichkeiten und gegenüber der sich immer wieder enthüllenden Narrenwelt der Zeitungs- und Versammlungspolitiker kaum anders verfahren würde. Ich gestatte mir aber, aus solchem Zustand heraus mit Beharrlichkeit hinzuweisen auf die politische Unreife des deutschen Volks und damit zugleich auf seine Unfähigkeit, eine Welthegemonie oder irgendeine Herrschaft, die solcher auch nur nahekommen könnte, anzutreten. Wobei ich mich zu der Ueberzeugung bekenne, daß der politische Wirkungsradius eines Volks nicht so sehr von seinen technischen Hilfsmitteln wie entscheidend allein von seiner innern, geistigen Struktur und von der Qualität seines politischen Instinkts bestimmt wird. So freilich darf nur der Betrachtende sprechen, nicht der, der anmaßend genug ist, der Illusion zu frönen, daß Zeitungslärm und Straßenprotest, wenn beide so sehr Oberflächenerscheinung bleiben, wie dies für Deutschland gilt, die politischen Linien ziehen helfen. Wie tief man sich auch vor der militärischen Kraft des deutschen Volks, einerlei ob sie sich an den Fronten oder in der Organisation der Heimat auswirkt, beugen mag: man kann nur wenig Achtung haben vor seiner politischen Begabung. Es sind gewiß nur Episoden, die wir da täglich erleben, aber sie sind so kennzeichnend und häufen sich so, daß man durchaus berechtigt ist, sie als Aufschluß über unsre politische Minderwertigkeit zu nutzen. Da ist die Vaterlandspartei, die durch Radauversammlungen Deutschlands Macht fördern möchte; da sind Stammtische, die durch störende Telegramme auf die Führer einzuwirken versuchen (und vielleicht auch einwirken); da ist ein Oberbürgermeister (ein Stadtdirektor), der einen Offenen Brief an die deutsche Reichsleitung richtet, ob Helfferich auch in angemessener Weise für die Friedensgeschäfte verwendet wird. Auf derartige Ahnungslosigkeit aufklärend wirken zu wollen, wäre Zeitverschwendung, sie aber als Charakteristikum auszudeuten, hilft der Wahrheit über die Weltmachtansprüche des deutschen Volkes nahekommen. Man muß solchen Enthüllungen kalt ins Antlitz sehen, auch dem Gegensatz hierzu, den uns die Russen zeigen. Was diese tun und reden, ist, man mag es wenig erzogen und traditionslos nennen, jedenfalls imponierend. Man bekommt immerhin einen Einblick in die Heftigkeit des politischen Willens dieser Revolutionäre, und man begreift, welchen Nutzen die Erziehung des Galgens und der Sibirienverbannung hier geschaffen hat. Die Rede Trotzkis, die auch durch das kleine ‚Corriger la fortune', das Kühlmann anwandte, als er die kurze Nachricht vom Einlenken der Russen bekanntgab, nicht getrübt werden kann, war mit ihrem Hinweis auf die für Rußland überflüssigen Kulissen und mit dem ironischen Schachzug, daß man Rußland ebensowenig nach seiner heutigen militärischen Schwäche wie Deutschland nach seinem Speisezettel beurteilen könne, ohne Zweifel beachtenswert.

Daß die Russen den Frieden suchen, ist gewiß; sie brauchen ihn, weil sie militärisch fürs erste erledigt sind, weil sie Ruhe notwendig haben, um den Staat neu aufzubauen. Daß auch Deutschland zum Frieden mit Rußland bereit ist, ergibt sich vor allem aus der Einsicht, daß solcher Frieden die übrigbleibende Entente schwer verletzt, ja sie vielleicht tödlich trifft. Das ist für uns das Entscheidende. Daß die Russen das wissen, zieht unsern Forderungen gewisse Schranken. Andrerseits werden die Schranken bestimmt durch die uns und Rußland gleichermaßen gesetzte Notwendigkeit, zum mindesten für die nächste Zukunft, vielleicht aber auch für längere Zeit, in ein möglichst gutes politisches und wirtschaftliches Einvernehmen zu kommen. Das Thema der Friedensfindung ist also einigermaßen deutlich. Ob es besser erledigt werden kann, wenn eine scharfe, militärisch gezogene Linie, zwischen Czenstochau und Kielce ansteigend, den Narew suchend, die Grenzen reguliert, und dabei so etwas wie eine vierte Teilung Polens vorgenommen, Rußland außerdem für die Zukunft auf die Kohlengruben der Ukraine angewiesen wird, oder ob es aussichtsvoller ist, das Selbständigkeitsbestreben der russischen Randvölker zu benutzen, um vor neue westliche Expansionsversuche Rußlands einen bannenden Dunstkreis zu legen: darüber müssen die Verantwortlichen nun zur Klarheit kommen. Die Vorgänge, die wir aber grade gegenwärtig beobachten können: die Loslösung Finnlands, das Vormachtstreben der Ukraine, der Widerstand Esthlands, scheinen kaum einen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, wo hier die Wahrheit zu finden ist. Die Sachlage wäre beinah einfach, wenn nicht die polnische Frage, wie auch immer sie gelöst werden soll, sich in alle Ausgleichsbestrebungen, gleich einem Geäst von Sprengminen, selbst die deutsch-oesterreichische Perspektive bedrohend, einkrallte, und wenn nicht überhaupt im Zeichen der nationalistischen Separationen die schleichende Gefahr eines östlichen Balkans bemerkbar würde. Hier bleibt alles Konstruktion und Risiko. Den sichersten Weg zeigt noch die fast subalterne, jedoch immer wieder sich bewährende Wahrheit, daß die beste Zukunftspolitik die einseitig auf die Gegenwart eingestellte Erledigung der Tagesfragen ist.

Doch angenommen nun, wir fänden eine alle Beteiligten halbwegs befriedigende östliche Lösung. An Anzeichen hierfür fehlt es keineswegs. Der annektionistische Berliner Lokal-Anzeiger schrieb: da es unmöglich scheine, die schon von Moltke als strategisch beste Grenze genannte Linie — Narew im Süden, Peipus im Osten — zu erreichen, könne es uns, vorausgesetzt, daß wir die Herrschaft über die Ostseehäfen bekommen, wirklich gleichgültig sein, ob wir von Rußland etwas mehr oder weniger Gebiet erhalten. Die Frankfurter Zeitung stellt fest, daß zwischen den Bestrebungen der Alldeutschen, denen Eroberungen als das einzige Zeichen des Sieges gelten, und den extremsten Forderungen der bolschewistischen Ideologen Deutschlands Regierung und Reichstagsmehrheit den Weg des vernünftigen Maßhaltens gehen. Und Tirpitz warnte: „Je mehr Riemen wir aus der russischen Haut

schneiden, desto willkommener ist das England." Angenommen also, die östliche Lösung wäre gefunden: wird sie die Voraussetzung eines weitgreifenden westlichen Vorstoßes sein, oder soll sie auch der übrigen Liquidation des Krieges das Grundthema bestimmen? Solche Frage auch nur stellen, heißt die Kinderstube wieder in lebhafteste Erregung bringen.

Parlamentarier von Erbe

VI.

Erzberger

Mag sein, daß er an einem guten Werk arbeitet; ich sehe hier nur die Menschen.

Pausbackig und rund wie ein Blasenglein, hellblond und untersetzt: so was Gesundes, nichts als Gesundes sieht man selten, schon gar nach dreieinviertel Jahren Hungerkrieg. Aber allerdings: wenn man in Württemberg zuhause ist, hat man wohl immer noch Quellen, und wer im feldgrauen Auto fährt, mit dem kann es noch nicht Matthias am letzten sein.

Diese unglaublich knarrende Stimme erkennt man sofort, selbst nach langen Jahren, wieder. Und der selbstgefällige Ton, der nicht so sehr alles besser als alles allein zu wissen scheint, ist oft genug geschildert worden. „Praeceptor Germaniae", „das große Kirchenlicht von Biberach", „der Buttenhäuser" — all diese Namen wurden ihm angeheftet, und man kann es nicht leugnen: sie haben etwas Ueberzeugendes. Es fehlte grade noch, daß ein Fabrikant an der kochenden Volksseele seine Erzberger-Nudeln kochen wollte — (versteht sich, damals im Frieden, als es noch schöne Privatnudeln gab, nicht nur magistratisch-bleichsüchtige). Der gute Erzberger hatte auch eine zu undankbare Rolle: immer in erster Lesung den bekannten Zentrums-Radikalismus austoben, in der zweiten schon gegen die Genossen links polemisieren, in der dritten mit jener furchtbaren Thoma-Drohung aus der ‚Lokalbahn' — „Wann die Regierung . . . .!!!" — Ja und Amen sagen. Alsbald erkannte der Buttenhäuser, wie viel eher ein Artikel abgedruckt, und vielleicht auch, wie viel besser er bezahlt wird, wenn der Verfasser M. d. R. ist, und es begann in einem reservierten Zimmer des Reichstags ein fröhliches Maschinengeklapper; die Korrespondenz Erzberger ging besser als jene Erzberger-Nudeln. Auf diese Antezedentien hin und kraft römischer Beziehungen ward Matthias ausersehen, wie dereinst die Kinder in der Schule, jetzt die Völker der Erde zu lehren. Er leitete einen Pressedienst des A. A. und tat manch schöne Auslandsreise, dieweil seine Altersgenossen von ebenso gutem Aussehen in den Schützengräben lagen. Doch — mag sein, daß sein Werk gut ist. Nach seiner Meinung ist es sicher wohlgetan.

Die drei Typen der Menschheit von E. Friedell

Die Natur, in gewisser Hinsicht äußerst verschwenderisch, ist doch wiederum in andrer Hinsicht ungemein sparsam. Sie streut Tausende von Formen aus, sie gelangt zu den bizarrsten Bildungen, sie kann sich gar nicht genug tun an immer neuen Abwandlungen, sodaß es bisweilen scheint, als herrsche in ihr derselbe unersättliche Spieltrieb, der den Künstler zu einem so ruhelosen Wesen macht; aber sieht man näher zu, so erkennt man, daß sie bei alledem immer nur einige wenige einfache Gedanken verwirklicht. So geht, zum Beispiel, durch die fast unübersehbare Fülle von Gestalten, die wir unter dem Namen der Säugetiere zusammenfassen, ein einziges klares, sehr leicht übersehbares Bildungsgesetz; alle sind sie nach demselben einförmigen Bauplan geschaffen; immer wird der Hals aus sieben Wirbeln gebildet, ob es sich um einen Maulwurf oder eine Giraffe handelt, immer besteht das Herz aus zwei Kammern und zwei Vorkammern undsoweiter. Und ganz ebenso ist die Natur beim Menschen verfahren. Denn obwohl es nicht zwei menschliche Seelen gibt, die einander völlig gleichen, so kehren doch in dem ungeheuern und vielfach gestuften Geisterreich dieselben Typen immer wieder. Es gibt dieser typischen Seelenverfassungen, soviel ich sehen kann, nur drei: der Idealist, der Realist und der Skeptiker.

Der Idealist gilt in der populären Vorstellung für einen weltfremden Träumer, dies ist aber keine richtige Auffassung. Es hat extreme Idealisten gegeben, die in der Welt sehr gut Bescheid wußten, und umgekehrt haben viele eingefleischte Realisten von den Dingen des Lebens gar nichts verstanden. Schiller, der als Typus des himmelstürmenden Idealisten durch die Kommentare und Literaturgeschichten wandelt, war in allen praktischen Fragen des Dichterhandwerks viel versierter als der „Realist" Goethe. Das Wesentliche, worauf es hier ankommt, ist etwas ganz andres. Was den Idealisten kennzeichnet, ist nicht das Maß seiner Kenntnis der Welt, sondern die Art seiner Stellung zur Welt. Der Idealist nimmt die Realität nicht ernst. Er handelt, bewußt und sehr oft auch unbewußt, nach Ideen, die dem Geschehen übergeordnet sind, die er den Dingen aufprägt oder aufzuprägen versucht. Der Idealist glaubt nicht, daß der Mensch eine Geburt der Stunde ist, sondern ist überzeugt, daß die Stunde eine Geburt des Menschen ist. Der Idealist sieht in der Welt nicht ein riesiges Arsenal von Eindrücken, denen er seine Seele darzubieten hat, damit sie sich darin einzeichnen, sondern sein innerster Lebenswille geht vor allem dahin, sich auszudrücken, sich, sein einmaliges Wesen, das noch niemals vor ihm so da war; für ihn ist die ganze Welt nichts als der gigantische Schatten, den seine Seele wirft. Er ist — um ein modernes Wort zu gebrauchen — ein leidenschaftlicher Expressionist. In diesem Sinne hat es niemals einen konsequentern Expressionisten gegeben als Fichte, für den die Welt nichts

andres ist als Produkt des Ich, und der daher für diese auch nur eine negative Bezeichnung hat: er nennt sie das „Nicht-Ich".

Aus dem Gesagten ist die Stellung des Realisten bereits klar. Er reagiert wesentlich impressionistisch. Er hat eine ehrfürchtige Empfindung für das Tatsächliche, für alles, was ist, für alles, was außer ihm existiert. Er will nichts sein als das geduldige Papier, auf das die Eindrücke der Umwelt ihre Zeichen schreiben. Von dieser Andacht vor der Realität war kein Geist tiefer erfüllt als Goethe: er ist der Vater des Impressionismus. Und ein derartiges Lebensgefühl hat die Wende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beherrscht: die Zeit der letzten großen Literaturrevolution, die wir erlebt haben. Diese Richtung, die sich damals die „naturalistische" nannte, hat bei der aller scheinbaren Nüchternheit und wissenschaftlichen Kälte oft gradezu phantastische Formen angenommen. Sie führte zu einer völligen Prostration vor der Realität.

Zwischen diesen beiden Extremen hält nun der Skeptiker die Mitte, er ist „das Zünglein der Wage", wie Emerson sagt. Es will weder die Welt beherrschen, noch sich ihr willenlos hingeben: er will sie vor allem betrachten. Sein Wahlspruch ist Dantes wunderbares Wort: „Non ci badar, guarda e passa!" Blick' hin und geh' vorüber: das ist die beste Stellung, die man zum Weltlauf einnehmen kann. Oder, wie Byron gesagt hat: „Ich betrachte mich als ein Wesen, das von der Hand Gottes in die Mitte eines großen Theaters gesetzt wurde." Der Skeptiker weiß alles, versteht alles und belächelt alles. Wir sagten: der Idealist nimmt die reale Welt nicht ernst. Demgegenüber sagt der Realist zum Idealisten: ich nehme deine Welt der Ideen nicht ernst. Nun, und der Skeptiker nimmt alle beide nicht ernst. Er zweifelt an allem. Und oft freilich verzweifelt er auch an allem. Hier ist der Punkt, wo die kühle indifference (ein vortreffliches englisches Wort für diesen Seelenzustand, das wir nicht übersetzen können) in ein verzehrendes Pathos übergehen kann. Daß in jedem großen Genius etwas vom Skeptiker sein muß, ist nach dem Gesagten zu selbstverständlich, als daß wir es durch Beispiele belegen müßten.

Aber nun wollen wir einmal tiefer steigen und den großen Querschnitt der Menschheit betrachten. Wir werden auch hier diese drei allgemeinen Grundcharaktere sich immer wiederholen sehen. In jeder Fabrik, in jedem Gebirgsdorf, in jeder Matrosenschenke werden wir den Idealisten, den Realisten und den Skeptiker wiederfinden. Sicher gibt es selbst unter den Pferdehändlern diese drei Typen: den Mann, der an den Pferdeverkauf mit bestimmten vorgefaßten Ideen herangeht; den andern, der sich von den wechselnden Eindrücken des Augenblicks leiten läßt; und schließlich den dritten, der dem ganzen Problem des Pferdehandels skeptisch gegenübersteht. Im übrigen manifestiert sich bei der moralisch und intellektuell tiefstehenden großen Menge die Einseitigkeit, die beim Genius grade die Größe ausmacht, sehr leicht als Minderwertig-

keit, ja als Laster; und so begegnen wir denn in den untern Regionen der Menschheit dem Idealisten sehr oft in der Form des Narren, dem Realisten in der Gestalt des Pedanten und dem Skeptiker auf dem Gebiet der moral insanity.

Die drei größten Dichter der germanischen Rasse haben diese drei Kristallisationsformen der menschlichen Seele in drei großen leuchtenden Gestalten verkörpert. Shakespeare schuf die Figur des Skeptikers im Hamlet, Goethe die Figur des Idealisten im Faust und Ibsen die Figur des Realisten in Hjalmar Ekdal. Hamlet, Faust und Hjalmar sind zunächst freilich der vollkommenste Extrakt der Zeitalter, in denen sie geschaffen wurden; aber darüber hinaus sind sie ein Extrakt der ganzen Menschheit. Hamlet ist ein Puritaner der elisabethinischen Renaissance, jene merkwürdige Kreuzung aus Bigotterie und Freidenkertum, die damals emporkam: er glaubt zwar noch an Gespenster, aber er hat auch schon Montaigne gelesen. Indes ist er doch auch unendlich viel mehr: er ist einfach der Mensch, der zu viel weiß, um noch handeln zu können, sagen wir rundheraus: der Kulturmensch. Er könnte auch heute auf der Straße spazieren gehen: in Paris, in Berlin, in Petersburg und im Garten des Epikur und in den amerikanischen Wäldern, die Thoreau beschrieben hat, und zu jeder Zeit, die reif genug ist, um Menschen hervorzubringen, die der Welt des Irrsinns und Verbrechens, in der sie leben, müde und überlegen ins Auge blicken können. Hebbel hat den ‚Faust' das vollkommenste Gemälde des Mittelalters genannt, und das ist zweifellos richtig: aber er ist auch das vollkommenste Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts und das vollkommenste Gemälde des neunzehnten; Faust ist Abälardus und Thomas Aquino, Magier, Scholastiker und Gottsucher; aber er ist auch Fichte, der der zwiespältige Held des Zeitalters war, mit seinem ewigen Drang, sich in das Rätsel des Ich und der Welt zu verkriechen, und einem gleich heftigen Trieb, in derselben Welt zu wirken und zu leben. Und er ist die ganze Versuchung des Menschen von heute, die sich in tausend Masken und Verkleidungen anschleicht: als Sexualität, als Alkoholismus, als Nihilismus, als Uebermenschentum; und dabei ist er der vorbildliche Unbefriedigte, in allem Einzeldasein sich wiedererkennend, mit allem Leben mitleidend und qualvoll nach der Einheit der Erscheinungen suchend und immer vergeblich, eine Gestalt, die es immer gegeben hat und immer geben wird, sagen wir kurz: das Genie. Und sein Gegenspieler namens Hjalmar Ekdal besitzt die überhaupt vollkommenste Ubiquität, die sich denken läßt. Er ist der Mensch, der mit der gegebenen Wirklichkeit kreuzzufrieden ist, nie verlegen um eine schmackhafte Auslegung peinlicher Sachen, Virtuose im Vorbeisehen an strapaziösen Verantwortungen und stets darauf bedacht, sich das Leben mit billiger Poesie zu verhängen wie mit einer Art lichtdämpfender Glasmalerei, mit einem Wort: der Philister. Können wir uns denken, daß er in irgendeiner Sphäre der menschlichen Kultur nicht bestanden hat, ja daß er

nicht zu allen Zeiten den Grundstock der Menschheit gebildet hat? Er ist die fleischgewordene Gewöhnlichkeit; aber der Dichter zeigt ihre Unvergänglichkeit.

Dies sind die drei Typen der Menschheit. Oder: es sind die drei Seelen, die in jedem Menschen wohnen, aus denen er sich aufbaut, und die sich in ewigem Kampf und Gleichgewicht befinden. Wer hätte nicht schon gesagt: „Aber wozu eigentlich das alles? Wir sind ein Narrenhaus. Taten sind Tollheit. Warum sich hineinmischen? Alles das hat ja gar keinen Sinn. Genug." In diesem Augenblick war er Hamlet. Wer hätte nicht schon gesagt: „Alles ganz schön. Aber jetzt möchte ich ein Butterbrot und eine Flasche Bier." In diesem Augenblick war er Hjalmar. Und wer hätte nicht trotzdem immer wieder empfunden: „Einerlei. Es nutzt nichts. Wir müssen weiter, hinauf! Dazu sind wir auf der Welt." In diesem Augenblick war er Faust.

Was ist nun der wahre Sinn des Lebens: die reife Skepsis, das ewige Streben oder das Butterbrot? Der Dichter antwortet: „Wir sind Menschen. Wir müssen zweifeln. Wir müssen streben. Wir müssen Bier trinken."

Vom rechten Weg von Hugo Bergmann

Der zweite Band des Werkes ‚Der Born Judas' — Legenden, Märchen und Erzählungen; gesammelt von M. J. bin Gorion; übertragen von Rahel Ramberg; Leipzig, im Insel-Verlag —, das in sechs Teilen den jüdischen Legendenschatz offenbaren will, ist ein richtiges Märchenbuch. Seit Jahren hat man von den Juden gelehrt — und Freund und Feind schienen wenigstens in dem einen Punkt eines Sinnes zu sein: die Juden haben nicht Mythus und nicht Märchen. Die Einen warfen es ihnen vor, die Andern lobten die bildlose Reinheit ihrer religiösen Vorstellung; wie wenig recht sie beide hatten, zeigt die Sammlung Bin Gorions und besonders dieser Band ‚Vom rechten Weg'. Hier finden wir sie alle wieder, die guten Freunde und die bösen Feinde aus dem Märchen: die Teufel, die auf dem Baume hocken und einander ihr Tagwerk berichten, während unten ein kundiges Menschenkind übernachtet und ihre Geheimnisse erlauscht; die Hexen in ihren Höhlen, die Schlange, die tötet, den Drachen, der zwölf Meilen lang sich hinstreckt und eine Brücke bildet; aus dem Johannisbrotbaum tritt ein Geist und bittet für das Leben seines Baumes, und der Stein, der vom Brunnen gewälzt werden soll, beginnt zu sprechen. Natürlich nehmen auch die Haustiere teil an dem Märchenspaß: die fromme Kuh, die von ihrem ersten Eigentümer, einem Juden, an die Sabbatruhe gewöhnt wurde, verweigert auch im Dienste eines Heiden die Arbeit am Rasttag, aber sie läßt sich ins Ohr raunen und überzeugen, daß man sich der Notwendigkeit der Welt fügen muß. Wir lesen von dem Gras, das Tote lebendig macht, von dem Staub, den Abraham auf seine Feinde schleuderte, und aus dem

Pfeile, Lanzen und Speere wurden. Es ist die ganze bunte Welt des Märchens, die sich Blatt für Blatt vor uns auftut, der jüdischen Legende, die diesmal — geht es doch um den „rechten Weg", das Zentrum alles jüdischen Strebens — immer neue Wege ersinnt, um zu zeigen, daß die Welt den Guten gehört, und daß die Teufel und die Bösen im Grunde die dummen Kerle sind, die sich vergeblich dem notwendigen Resultat des Weltprozesses: dem Sieg des Guten in den Weg stellen.

Die Phantasie, froh des sichern Sieges, schweift aus, macht Sprünge, malt aus. Es ist köstlich zu beobachten, wie in den Varianten, die Bin Gorion sorgfältig zusammengestellt hat, die Phantasie humorvoll schafft. Da erzählt ein Märchen von dem unerhörten Fall, daß ein Mensch, Josua ben Levi, sich den Eingang ins Paradies erzwang. Die Variante, besorgt, wie der Erdenmensch Platz im Garten Eden finden wird, läßt erst den immerhin nicht ganz ebenbürtigen Heidenkönig Hiram (der einst dem König Salomon das Zedernholz geliefert hatte) aus dem Paradiese gehen, damit Platz für den Eindringling werde.

Die Erzählungen sind alle moralisch. Die Moral ist im allgemeinen die des guten Bürgertums: Wohltätigkeit, Ehrlichkeit, Fleiß werden gerühmt. Mehr wohl als bei andern Völkern beschäftigt das Märchen die Frage nach der Belohnung des Guten und Bestrafung der Bösen, nach dem Sinn des Schlechten in der Welt. Auch hier sind die Antworten recht primitiv: Lohn und Strafe werden sorgfältig abgerechnet, es gibt Belohnung und Bestrafung auf Vorschuß schon in der hiesigen Welt. Diese bürgerliche Moral kann oft recht grausam sein, so wenn das Märchen den Beweis führt, daß die Bresthaften ihr Schicksal verdienen (in der Erzählung ‚Die Blindgeborenen'). Aber dann wieder erheben sich über dieses Niveau des Durchschnitts einzelne Erzählungen zu einem Pathos der ethischen Forderung, daß der Leser plötzlich prophetischen Hauch verspürt, die leidenschaftliche Kraft des Volkes der Extreme.

Einige Beispiele hierfür: Den Armen, der um eine Gabe bittet, darf man auch nicht einen Augenblick lang warten lassen. Der fromme Nahum ist blind, lahm und aussätzig, weil er einem Hungernden nicht sofort die Speise reichte. So ist auch das Maß andrer Gebote ohne Grenzen. Als Beispiel der Elternverehrung wird der Heide Dama genannt, dem die Mutter, als er in der römischen Ratsversammlung saß, ins Gesicht spie und der den Schimpf ruhig trug, weil er von der Mutter kam.

So lesen wir, was die Andacht des Gebetes bedeutet: dem Betenden kriecht eine Schlange über die Füße, er merkt es nicht; ein Wolf reißt ihm seinen Sohn weg, er wird dessen nicht gewahr. Und was bedeutet Wahrheitsliebe? Da einmal zum betenden Rabbi Safra ein Käufer kommt, einen Preis bietet und ihn immer wieder steigert, weil der Betende keine Antwort gibt, da spricht der Weise, als er sein Gebet beendet hat: Nimm das Ding zu dem

Preis, den du zuerst genannt hast, denn ich war gleich zu Anfang des Sinnes, es dir dafür zu verkaufen.

Noch sei ein Beispiel dieser extremen, unerbittlichen Ethik des Märchens genannt: Der Talmud verbietet den Weisen, ihre Kenntnis zu profanem Zweck zu gebrauchen. Weisheit ist keine Schaufel zum Graben. Dem Rabbi Tarphon, der einst, von Räubern überfallen, ihnen seinen weitbekannten Namen nannte, um sich frei zu machen, erteilt das Märchen einen Verweis: er hätte sich als reicher Mann durch Geld loskaufen, nicht aber den erhabenen Schein der Lehre preisgeben sollen.

Als der erste Band des Werkes erschien, der ‚Von Liebe und Treue' handelte, bedauerte mancher, daß mit schier unendlichem Fleiß doch nur eine literarische Arbeit geleistet worden sei. Diesmal wird man mit Freuden feststellen können, daß Bin Gorion vieles Gut geschürft hat, das noch lebendig werden kann. Insbesondere findet sich so manches Märchen, das Kindern Freude bereiten könnte, wenn es aus der gelehrten Fassung des Buches gelöst wird. Die Sprache der Uebersetzerin, Rahel Ramberg, ist die kindlich schlichte, innige und doch kräftige Sprache alter Märchen.

Wilhelm Schäfer von Leopold Ziegler (Schluß)

Vollendeten Sie indessen auf diese Weise meisterliche Anekdoten oder Novellen, so mag sich nach und nach, wahrscheinlich ohne jede Einmischung einer voreiligen Absichtlichkeit, die Bedeutung dieser bevorzugten Kunstform für Sie gewandelt haben. Das äußere Ereignis, bis zu welchem sich die Erzählung gleichsam zuspitzte und aufwärts krümmte, erwies sich bald als der zufallgewollte Ausdruck der innern Entwicklung eines Nebenschicksals, bis es schließlich garnichts mehr andres als eben die Versichtlichung einer solchen Entwicklung darstellen sollte. Die berichtete Anekdote gipfelte nur noch deshalb in einer erzählbaren äußerlichen Pointe, damit in dieser unerwartet ein menschliches Innere zum Durchblick und Durchbruch gelangen könne. So befanden Sie sich eines Tages mit großer Folgerichtigkeit mitten im eigentlichen Problem des Romanes, dessen unverkennbare Kernfrage es ist, in welcher Verknüpfung der äußere Lebenslauf mit unsrer innern Bestimmung tritt, und ob eine solche Verknüpfung überhaupt bestehe. Der Roman überrascht den Menschen gewissermaßen in seinen seelischen Grundrichtungen, Neigungen, Forderungen, die er kraft seiner Innerlichkeit erheben muß: wobei es freilich in hohem Grade fragwürdig bleibt, ob Leben und Wirklichkeit für ein folgerichtiges menschliches Wachstum von innen nach außen, für eine ersehnte Durchdringung von Seele und Welt neue brauchbare Gelegenheit darbieten. In Ihrer ‚Das fremde Fräulein' betitelten Anekdote haben Sie die erschütternde, ja vernichtende Seelenfremdheit der Wirklichkeit bis zur Grausamkeit, bis zur Unerträglichkeit dargestellt, und ich meine, grade mit dieser Unerbittlichkeit, die sich nichts

schenkt, haben Sie sich der metaphysischen Grundstimmung des Romanes bis auf kleinsten Abstand angenähert. Sie fanden die Menschenseele gleichsam ins Leben verstoßen, wie ehedem wohl ein verkrüppeltes Thebanerkindlein, irgendeinen kleinen Oidipus, in die Wildnisse des Kithairon; Sie hörten ihr vergebliches Seufzen und Schreien nach einer ihr angemessenen Umwelt, Umwirklichkeit; Sie gewahrten die beklemmende Hilflosigkeit und tödliche Verzweiflung ihrer sich selbst überlassenen Einsamkeit: um sich mit dem tapfern Eingeständnis: „Es ist so" den Zugang zu einem reichern und umfassendern Gebiete des Schaffens wie mit einem magischen Losungsworte zu erzwingen. Daß der Mensch, auf seine seelische Beschaffenheit hin betrachtet, ein schier unmögliches Wesen sei, daß er inmitten einer seelenfremden Umgebung eigentlich weder recht zu leben noch recht zu sterben vermöchte, daß er seit Urgedanken vergeblich von sich aus das Wirkliche zu bestimmen, vergeblich sich mit dem Wirklichen in Einklang zu versetzen trachtete, daß er aber aller bisherigen Niederlagen unerachtet stets von neuem wieder das Unmögliche versuchen und sich hienieden eine bleibende Stätte bereiten müsse, dies und noch vieles Aehnliche war Ihnen jetzt offenbar geworden — offenbar geworden der unsäglich harte Kampf der beseelten Persönlichkeit mit der unbeseelten Dinglichkeit.

Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle nachzuweisen versuchen, wie Ihre beiden Romane vorwiegend dieser Problematik der sittlichen Persönlichkeit gewidmet sind; wie in Ihrem Stauffer-Bern ein stürmisches Naturell innerhalb der wenigen Jahre eines verfrühten Einbruches in die Zone jener eisigen Seelenfremdheit jählings scheitert; wie dagegen in Ihrem Heinrich Pestalozzi die göttliche Geduld eines großherzigen Toren tatsächlich dieselbe Zone überquert und schließlich bis dahin vordringt, wo eine ichgeformte Wirklichkeit dem sittlichen, dem liebenden Gemüte tatsächlich entspricht. Vielleicht werden Sie selbst, vielleicht werden andre Freunde diese Vorgänge des eingehendern schildern. Mich lassen Sie heute nur noch das Eine hervorheben, daß diese Bücher, so peinlich gewissenhaft sich beide in den Einzelheiten an eine unantastbare biographische Wahrheit anschließen, dennoch echte Kunstwerke, vollwertige Romane ihrer Gattung nach geworden sind. Und zwar aus dem Grunde, weil Sie hier die seltene Fähigkeit bekunden, zu einem gegebenen Lebensablauf die seelische Entsprechung restlos zu erraten und auf Grund dieser Erratung etwas wie eine harmonia praestabilita zwischen Seele und Leben, zwischen innerlichem und äußerlichem Geschehen durchgängig glaubhaft zu wissen. Irre ich nicht, so werden Sie damit zum Urheber sondern romantischen Gattung, die man nicht unpassend der Bildnismalerei vergleichen könnte. Genau wie das Porträt völlig der Zutat des Künstlers überlassen an und für sich gleichgültiges persönliches Dasein eigneten Deutung zu allgemeiner Erheblichkeit bedingt es hier eine Art der künstlerischen

fällige Gegebenheit eines persönlichen Lebenslaufes zur Wichtigkeit menschlicher Symbolik erhoben werden kann. In dieser Hinsicht erweitert sich das Leben Stauffers-Bern, obschon fast im Uebermaße einmalig und einzigartig, dennoch in sinnbildlicher Bedeutsamkeit zum Leben des Leidenschaftlichen überhaupt, an dessen rasender Ungeduld mit ihren unangebrachten Verfrühungen und Beschleunigungen wir alle mehr oder minder unser Teil haben; wie alle, die wir in unsrer Seele nicht Schritt halten können mit dem langsamen Zeitmaße der Wirklichkeit und uns je und je selber in die verhängten Zügel fallen müssen. Und denselben Anteil haben wir alle oder sollten wir doch alle haben an der wundersamen Geschicklichkeit des ach! so ungeschickten Heinrich Pestalozzi, zu warten und zu warten, bis die Umstände bereitwillig und reif geworden sind, um sich eines Tages still mit unsrer Geduld, Sanftmut und Selbstbescheidung zu vermählen . . .

Darf ich dergestalt Ihrer gleichsam mit der Feder geschriebenen Bildnisse leider nur flüchtig erwähnen, so kann ich am Ende noch eine Beobachtung nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, die der aufmerksame Leser Ihrer Romane bei sich machen wird. Die beiden so hart einander entgegengesetzten Helden dieser Ihrer Bücher sind nämlich schweizer Geblüts, und beider Darstellung setzt eine ungewöhnlich eingehende und liebevolle Beschäftigung mit einer volkheitlichen Art voraus, die nach der Geburt nicht die Ihre sein kann, nach dem Geiste und dessen freier Wahl doch irgendwo die Ihre sein muß. Denn wer Sie nicht kannte, möchte ohne weiteres dazu neigen, Sie für einen Schweizer zu halten, und wer Sie kennt, wird an der Tatsache nicht ohne weiteres vorbeigehen dürfen, daß Sie Ihrer künstlerischen und menschlichen Einstellung nach wirklich der schweizer Schule angehören. Dabei wäre zu bedenken, daß es grade die deutsche Schweiz gewesen ist, die uns etwa in Ferdinand Hodler den letzten großen Bildner unsrer Rasse geschenkt hat, den letzten großen Bildner, der sich unbekümmert um die gewaltigen künstlerischen Bewegungen Frankreichs fast unmittelbar an unsre Meister des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts anschließt als unser wirklich letzter Alter Meister, und auf diese Weise unser eigenes Volkstum eindrucksvoller und strenger verkörpert als seine reichsdeutsch gebürtigen Zeitgenossen. Dabei wäre ferner zu bedenken, daß wir derselben deutschen Schweiz dauernde Dankbarkeit schulden für Ihren eigentlichen Lehrer Gottfried Keller, der, gleichfalls ein Hand- und Geistwerker altmeisterlichen Gewissens, den teuern Schatz unsres Sprachgutes noch ein letztes Mal mit Lauterkeit, Andacht und Weltfrömmigkeit betreut und vermehrt hat. Solcher und andrer Gewißheiten wäre zu erwähnen, wenn wir Beweisgründe für die Annahme ausfindig machen wollten, es müsse sich in jenem Winkel südlich des Rheines unter günstigen Verhältnissen ein Rest unsrer Urvätergesinnung lebenstüchtiger erhalten haben als in unserm Reiche. Aber sicherlich erlassen Sie mir in unsrer seltsamen gegenwärtigen Lage, lieber Freund, die nähere

Aufzählung derartiger Gründe, die Ihnen überdies ungleich geläufiger sein mögen als mir selber. Habe ich mich doch von Ihnen auch nicht des wohlfeilen Einwurfes zu versehen, daß allzuviele deutsche Schweizer in diesen furchtbaren Zeitläuften ihre Deutschheit noch vor Hahnenschrei leider nur allzu bereitwillig abgeleugnet hätten: da Sie und ich ja grade diese Bereitwilligkeit längst als die unseligste Schwäche unverfälschten Deutschtums erkannt haben und längst über alle Bescheid wissen, die bei der ersten besten Gelegenheit gar lästerlich zu fluchen und zu schwören anheben: Weib, ich kenne sein nicht! Mensch, ich bins nicht! Mensch, ich weiß nicht, was Du sagst!

Heikle Betrachtungen dieser Sorte indes beiseite, glaube ich also grade aus Ihrer fraglosen Hingezogenheit zu den Alemannen südlich des Rheines die Liebe zu einer ursprunghaft deutscher Wesensart folgern zu sollen, wie sie hier in verhältnismäßiger Abseitigkeit und Geschütztheit besser als in unsern von allen europäischen Erschütterungen doppelt und dreifach erschütterten Vaterlande erhalten konnte. Welche unschätzbare Vergünstigung der Schweiz grade in dieser Beziehung widerfahren ist, wird uns ja in diesen Tagen deutlicher als sonstwann bewußt, wo wir auf die vier Jahrhunderte seit der deutschen Reformation zurückzublicken uns genötigt fühlen. Bei uns ein tosender Sturm, der die altgewaltige Linde Germaniens bald entwurzelt hätte, beugt die Reformation dort mit gelindem Säuseln kaum den Wipfel. Und während im Norden politische Unzurechnungsfähigkeit die Nation um den Ertrag ihrer weitgreifendsten religiösen Umwälzung bringt, entwirft im Süden einer der politischen Köpfe Deutschlands den umspannenden Plan eines einigen evangelischen Gemeinwesens, der vermutlich nur darum nicht verwirklicht wird, weil er im Norden auf ungenügendes Verständnis stößt. Vielleicht liegt es zutiefst mit an diesem Unterschiede, wenn Sie sich heute geistig, sittlich, bürgerlich dort beheimatet fühlen dürfen, fühlen müssen, wo von den Tagen Ulrich Zwinglis bis auf Heinrich Pestalozzi, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller die Reihe der Männer nicht abgerissen ist, die sich unentwegt als Bekenner, als Erzieher ihres gesamten Volkes betätigt haben. Hier finden Sie eher als bei uns den Typus des Schriftstellers und Künstlers, der nicht aus Spieltrieb allein, nicht um des Sinnbilds willen allein schafft, darstellt oder bildet, sondern der mit seinen Hervorbringungen ganz ernstlich den Zustand seiner Umwelt zu verbessern und zu veredeln entschlossen ist und an solche Verbesserlichkeit und Veredelungsfähigkeit seiner Umwelt von ganzem Herzen glaubt. Hier gewahren Sie endlich noch etliche Ueberbleibsel jener unbedingten menschlichen Zuverlässigkeit, die zwar irren kann in dem, wofür sie sich einsetzt, es aber niemals fertig bringt, sich nicht einzusetzen, wo sie etwas für richtig, fruchtbar, gut und schätzenswert erachtet. Schließlich haben Sie, wie das so geht, in der Schweiz garnichts andres gesucht und gefunden als die Gegenwart eines Deutschtums, das Ihren eigenen Wün-

schen und Forderungen gemäß gewesen wäre. Gesucht und gefunden haben Sie sich selbst: das dürfen Sie sich heute, das müssen wir Ihnen heute vorbehaltlos zugestehen. Denn in unverbrüchlicher Gemeinschaft mit jenen vielverehrten schweizer Männern verkörpern Sie uns wieder den zeitweilig fast ausgestorbenen Künstlermenschen, der trotz seines von der Gemeinschaft abdrängenden Berufes niemals die ungeheure Verantwortlichkeit vor dieser Gemeinschaft vergißt und niemals die Fühlung mit dem Leben und Weben des Volkes verliert. Diesen, wie ich erachte, entscheidenden Sachverhalt haben Sie gelegentlich ebenso humoristisch wie drastisch ungefähr mit der Wendung ausgedrückt: wenn der Hausknecht im Gasthaus zu den drei Mohren seinen Gästen die Stiefel nur unzulänglich putze, so deshalb, weil Friedrich Schiller ein nicht ganz tadelfreies Drama gebaut habe — ein Wörtlein, welches ich mir wie wenig andre hinters Ohr geschrieben habe, weil es den unendlichen Unterschied des schriftstellerischen und künstlerischen Erziehers vom wurzellosen Anhänger des l'art pour l'art mit lustiger Paradoxie beinah handgreiflich verdeutlicht. In diesem beiläufig geäußerten Ausspruch finde ich den ganzen Wilhelm Schäfer, den ‚Schweizer' und den Deutschen, den Künstler und Bekenner, den Bürger und den Menschen mit seiner ganzen Herzhaftigkeit und Kerntüchtigkeit, und durchaus scheint er mir die letzten Triebfedern Ihres Handelns erkennbar zu machen. Sie werden in der uns bevorstehenden Zeit, wo Deutschland wie nie vorher des männlichen und menschlichen Beispiels bedürftig sein wird, schier unbegrenzte Wirkungsmöglichkeiten vor sich sehen, und schon ist es Ihren Freunden nicht unbekannt geblieben, daß Sie über die bisherigen Formen Ihres Gestaltungswillens, über Novelle und Roman hinaus einem neuen Ziele höchster Gültigkeit mit unbeirrter Folgetreue zustreben. Aber was Sie auch auf diesen neuen Wegen in mancher Zukunft noch erwirken werden: stets wird es im Hinblick auf den Umstand geschehen, daß der besagte Hausknecht zu den drei Mohren seinen täglichen und stündlichen Lebenspflichten sonder Wank genug zu tun vermöchte. Oder wenn ich denselben Leitgedanken etwas weniger scherzhaft ausdrücken darf: daß von Ihnen zu ihm, von Ihnen zu mir, von Ihnen zu uns allen, die wir deutsches Volk sind oder sein sollten, der Strom eines lautern und gütigen Menschenwillens belebend und reinigend wie alles Gewässer, so dem Brunnen der Seele entquillt, ohne Unterbrechung fort und fort rinnen und fließen möge!

Uns allen aber, welchen Sie auf solche Weise vorgelebt haben, möchte es vergönnt sein, Ihnen in diesem würdigen Sinne von Tag zu Tag besser nachzuleben: das sei unser Wunsch zu Ihrem zwanzigsten Januar des Jahres 1918!

Wiener Theater von Alfred Polgar

‚Prokurist Poldi' von Arnim Friedmann und Louis Nerz. Ein lustiger, mit einfachen Kunstmitteln hergestellter Schwank,

voll guter jüdischer Witze, Wendungen, Figuren, Gefühls- und Denkmethoden. Die Geburt der Komödie aus dem Geist des Jargons. Wie das Herz des tüchtigen Prokuristen Poldi von der hübschen, jungen zu der weniger hübschen, ältern Cheftochter hinüberfindet, das gibt die sanft geschwungene Linie des Theaterstücks. Es ist mit vielen, oft bis zum Lustspiel-Einfall verfeinerten Possen-Einfällen bedacht und müht sich, in seinen schwächern Partien, Ordinäres mit Mildem, Gemeinheit mit Zartgefühl zu paaren. Die zahlreichen guten jüdischen Witze und Wendungen haben, für ein dreiaktiges Theaterstück, ihren Nachteil. Sie sind nämlich ein so kräftiges Stimulans, daß, bleiben sie auch nur ein Weilchen aus, an der Komödie wie an den Zuhörern sofort Spuren von Erschlaffung sich zeigen. So lange gemauschelt wird, schwellt eine gute Brise die Segel der Unterhaltung. Bei Hochdeutsch — oder wenn der Jargon ins Gefühlvolle abbiegt — tritt alsogleich Windstille ein, und wir liegen an Ufern der Langeweile fest. In der Neuen Wiener Bühne finden derartige Stücke eine warme, mollige Heimstatt.

*

Im Burgtheater, neu inszeniert: ‚Der Meineidbauer'. Von Ludwig Anzengruber. Sonst käme er wohl kaum mehr auf die Bühne, nicht einmal auf die des Burgtheaters. In dieser Bauernkomödie wird nicht Natur aufs Theater, sondern Theater in die Natur gebracht. Hier zeigt sich kein dramatischer Dichter des Gottes voll, sondern Gott als dramatischer Macher, voll naiver Absichtlichkeiten. Sein Sturm kommt aus der Windmaschine, seine Gerechtigkeit ist ausgetüftelte Pointe, und sein unerforschlicher Ratschluß theatermäßiges Raffinement. Nähme man dem Stück die langen Reden voll Poeterei und Schönheit, ließe man ihm nur seine Tatsachen, so verbliebe: eine netteste Parodie auf die Gattung des moralisierenden Bauernstückes. Wie hier der Mechanismus der plötzlichen Vorgänge haarscharf ineinandergreift, wie stets im richtigen Augenblick der richtige Zufall um die richtige Ecke biegt, das vollzieht sich nach Gesetzen einer Unwahrscheinlichkeitsrechnung, an deren Exaktheit aller Ernst der Geschehnisse zuschanden wird. Hier wandelt sich das tragische Spiel zur Spielerei und des Schicksals dunkler Weg zum sinnigen Rösselsprung.

Das Burgtheater traf für die saubere und gleichsam mit einem Goldstrich von Klassizität umrandete Langeweile des Stückes den entsprechenden Ton. Zwischen Kulissen in süßestem Mandelbogenstil bewegten sich Figuren voll hoffähiger Natürlichkeit. Ihre Rauheit hatte Takt, und ihr Erdduft taugte jedem Damentaschentuch. Herr Lackner spielte den Meineidbauer. Wie eben ein verläßlicher, sicherer Darsteller so harte bäurische Sünder spielt: hart und bäurisch. Vroni war Fräulein Rosar. Die Kälte ihrer Schauspielerei geht auch durchs Bauernkostüm. Grade ihre stärksten dramatischen Töne klingen hohl; und wenn sie ihr Herz sprechen läßt, hört man gar nichts. Im übrigen war die Aufführung des Volksstückes schlapp und weich. Theatergelatine. Armer Girardi!

Strindberg-Aufführungen

Drei Dramen, zwei Abende und ein Dichter. Der Dämonomane August Strindberg. Als Hasser, als Liebeshasser des Weibes und sein ‚Gläubiger'; als Betrauerer beider Geschlechter, die ‚Das Band' eines Kindes wider ihren Willen zusammenhält; als Weltflüchtling auf dem Weg ‚Nach Damaskus'. Ans Trapez, Kritiker! Aber ich kann es nun nicht mehr. Und muß es nicht unbedingt. Wer in sechs ‚Jahren der Bühne' sechzehn Kapitel mit dieser Entwicklung und ihren Phasen verbracht hat, der brauchte bei jedem neuen oder scheinneuen Anlaß in neuen Wendungen sie doch nur zu schildern, wofern er nötig fände, noch immer für oder bereits wieder gegen eine derart beschaffene dramatische Kunst zu kämpfen. Der Schwede steht heute zwischen den beiden Polen seiner Wirkung in Deutschland. Die Angst vor ihm ist der Andacht gewichen. Man höre einmal nicht bloß auf die Bühne hinauf: die Zuschauer kennen das Buch, verübeln Regiestriche, trennen die Darstellung von der Rolle und knacken an den Nüssen herum. Aber erst wenn sie die Kerne aufgespeist haben werden, wenn ihre Andacht der Achtung gewichen sein, und wenn der einstmals unzeitgemäße Feind der Herde gar von dieser in Zyklen begehrt werden wird: erst dann wird man gut tun, ihn als Hindernis für den nächsten Bürgerschreck wegzuräumen. Vorläufig hat man bei der Wahl zwischen Strindberg und seinen Spielplan-Rivalen eben nicht die Wahl; denn das Theater der Königgrätzer Straße läßt ihn auf Stücklen und Sudermann folgen, das Lessing-Theater läßt ihn Sternheim voraufgehen. Wie wird er gespielt?

Von Meinhard und Bernauer wird die ‚Kronbraut' zu märchenhafter Fahlheit gedämpft, das ‚Traumspiel' phantastisch hingeschattet. Bei aller Gemeinschaft einer vollendeten Sinn- und Sachgemäßheit, bei aller Aehnlichkeit von Sprößlingen Eines Vaters entsteht eine künstlerisch lobenswerte Verschiedenheit. Man spürt keinen Mangel an Abwechslung; und der Stil macht nicht starr: er macht flüssig. In so sichern Händen war für die beiden realistischen Ehedramen schon gar nichts zu fürchten. Je ein Akt; aber damit wären wenige Deutsche ausgekommen. Ganze Lebensläufe erscheinen: das Einst, das Jetzt und das Fernerhin. Die Aufgabe ist: die Gegenwart zu treffen, in der sich Vergangenheit und Zukunft schneiden. Bedeutungsfülle zu geben, ohne zu schleppen. Wie Strindberg ‚den' Mann und ‚die' Frau sieht, in drei Männern und zwei Frauen zu zeigen. Dies wäre noch besser geglückt, wenn die weinerliche Triesch zwischen dem wächsernen Hartau und dem stählernen Kayßler als ‚Gläubigern' so bestanden hätte wie die hysterisch-giftige Triesch neben dem gehaltenen, leidenden, falsch-chevaletesken Hartau, an den das unzerreißbare ‚Band' sie bindet. Reinhardt, vor fünfzehn Jahren, hatte daran herumgeschnipselt. Hier wars wiederhergestellt. Keine quälende Grausamkeit fiel weg. Das allgemein-menschliche Ehe-Elend von Adam und Eva her hatte dräuend im Rücken die Fragwürdigkeit einer eingesetzten Gerichtsbarkeit, der zwar vor sich selber schaudert, die aber trotzdem seligspricht und verdammt, unter unsern Augen allerdings nur verdammt. Dämonomanie. Von einem Theater so furchtlos nachgeschaffen, daß man nicht gebrochen, sondern gehoben wird.

Nicht um des billigen Kontrasts, sondern um der Wahrheit willen: bei Barnowsky wird man ein bißchen gebrochen. Gleich mit der Uebersetzung fängts an. „Das war meine Achillesferse, die mich immer an der unrechten Stelle traf.“ Unmöglich, das ganze Buch umzuschreiben, weil Herr Schering in gutem Deutsch den unverstandenen Urtext nicht wiedererkennen und die Aufführungserlaubnis verweigern würde; aber darf ein Theater mit solchen Achillesversen die rechten und unrechten Stellen des Hörers treffen? Die Spieldauer gibt ihm dann den Rest. Einen Menschen bluten zu sehen, ergreift. Einen Menschen von sieben bis elf Uhr zwanzig bluten zu sehen, geht auf die Nerven. Warum lernen die Bühnenleute so ungern zu? Auch darin nimmt Reinhardt eine Sonderstellung ein, daß er ein Werk, zum Beispiel: den ‚Hamlet‘, so oft und so gründlich uminszeniert, bis es ihn selbst und uns befriedigt. Barnowsky wird vor vier Jahren klar gemacht, daß es ein Unding ist, die Stationen der Pilgerfahrt nach Damaskus durch den dicken Hauptvorhang von einander zu trennen und fast alle Pausen zwischen den Szenen fast ebenso lange währen zu lassen wie diese. Sie müssen, Schreckbilder von Strindbergs Gewissen, die sie nun einmal sind, vorübergeistern. Bei der ersten Lektüre sollte ein Regisseur das merken. Und wenn er meint, daß in dieser Art Unwirklichkeitsdarstellung schon genug geschehen ist, so hindere ihn nichts, eine neue Art zu ersinnen und auszuprobieren. Aber den Mechanismus einer Allerwelts-Reinhardterei um den Preis zu vermeiden, daß man mechanisch seine eigenen selbständigen Fehler wiederholt: ist das wohlgetan? Ich weiß, daß ich ungerecht bin, indem ich Phantasie fordere, wo sie nicht ist. Leider wird das schwer zu vermeiden sein, solange ein einwandfreier Regisseur des bürgerlichen Schauspiels und Lustspiels über seine Grenzen hinausstrebt. Freilich würde der Besitz mancher Schauspieler jeden dazu verführen. Reinhardt brauchte ‚Nach Damaskus‘ kaum umzubesetzen. Kaum, nämlich bis auf die Hauptperson. Es ist nicht grade leicht, unter dem zarten Theodor Loos, dessen Wesen vielleicht keine Dichtergestalt so deckt wie Shaws sanfter und weiser Priester Keegan, sich den umgetriebenen Desperado zu denken, der Strindsbergs fürchterliches Leben gelebt und auf offenem Markte schreiend bekannt hat. Aber: Loos reckt sich nicht höher, als er reicht, wenigstens nicht mit Bewußtsein, und so wird er mir dankbar sein für den Hinweis, daß er neuerdings was von Bassermanns Haltung, Gang und Bewegungen und sogar von seiner Sprechweise angenommen hat. Der bettelnde Doppelgänger des Unbekannten, das heißt: des bekannten Strindberg, ist jetzt Götz, der Das hat, was seinem Direktor mangelt. Unverändert: der ‚Werwolf‘ Schroth, hinter dem man mehr errät, als Strindberg geformt hat; die ‚Mutter‘ Grüning, die ohne Zelotentum predigt und mit unendlichem Takt ein verpfuschtes Dasein andeutet; die ‚Dame‘ Lossen, der Beweis, daß Kunst nicht von Können kommt, der seltene Fall, daß eine bezaubernde Menschlichkeit auch ohne die primitivste Beherrschung der schauspielerischen Technik sich mitteilt. Sie alle sind unschuldig, daß man nach beinah viereinhalb Stunden zermürbt aus einer Vorstellung wankt, deren reine Absicht unbestreitbar ist, und die man doch beim besten Willen nicht loben kann. Hoffentlich paukt sich Barnowsky mit dem zweiten Abend dieser Beichte heraus.

Inschriften von Karl Kraus

Arthur Schnitzler

Sein Wort vom Sterben wog nicht schwer.
Doch wo viel Feinde, ist viel Ehr:
er hat in Schlachten und Siegen
geschwiegen.

Auszeichnung eines Ueberlebenden

Er hat den Graben mit kühnem Handstreich genommen,
doch zerfetzt ist er auf dem Platze geblieben.
Der Siegfried, der es gehört und geschrieben,
hat dafür das Verdienstkreuz bekommen.

Meinem Franz Grüner (getötet am neunzehnten Juni 1917)

Wo bleibst du denn? Andacht und Wissenschaft
will ich von deiner reinen Stirne lesen.
Welch öder Zufall hat dich mir entrafft?
Was triebst du dort, wo du zuletzt gewesen?

Lebhafter Hörer — sprachst du mir vom Geist,
wie ward dem unruhvollen Herzen stille.
Du frommer Forscher. Sprich, da du es weißt:
Wohin wies dich der unerforschte Wille?

Vorräte

Wir hoffen doch, es wird erklecken,
wenn wir das Mehl und den Zucker strecken.
Noch weniger Müh' aber würde es schaffen,
mit weiser Voraussicht zu strecken die Waffen.

Expansion

'nen Platz an der Sonne erlangen?
Nicht leicht.
Denn wenn er erreicht,
ist sie untergegangen.

Meinem Franz Janowitz (getötet am vierten November 1917)

Ein Landsknecht du? Vier Jahre deines Seins
hast du dein frühlinghaftes Herz getragen
durch Blut und Kot und alle Pein und Plagen
und wurdest der Millionen Opfer eins?

Und durftest, was du mußtest, uns nicht sagen
und fühltest Vogelsang des grünen Rains
und lebtest stumm am Rande dieses Scheins
und fromm genug, um ferner nicht zu fragen.

Und da dein reines Herz erstickt in Kot,
das Mitgefühl der Zeit mußt du entbehren.
Ein treuer Bursch nur stand bei deinem Tod.

Doch seine Tränen wird die Welt vermehren,
färbst einst nicht Blut mehr, färbt die Scham sie rot.
Bis dahin mag sie ihre Henker ehren!

Die Werte

Ein weiser Wechsel herrscht im Land
der Wesen und der Dinge.
Denn Blut und Geld sind blutsverwandt;
es rollt im gleichen Ringe.

Geld: nichts es uns und alles gilt;
und Blut, so viel man wolle.
Was jetzt die größte Rolle spielt,
das spielt jetzt keine Rolle!

Mit Gott

Vor solchem Saldo, solchem Siege
bleibt keine Allmacht ungerührt.
Geschäftsbücher und Kriege
werden mit Gott geführt.

Die Schuldfrage

Wer diesen Krieg hat angefangen:
die endlose Frage den Schlaf mir stört.
Doch soll ich wieder zur Ruhe gelangen,
beginnet: Wer hat damit aufgehört!

Aus ‚Worten in Versen III‘, die im Verlag der Schriften von Karl Kraus (Kurt Wolff zu Leipzig) erscheinen, und von denen hier noch die Rede sein wird.

Der neue Rathenau von Lorarius

Nicht der alte: denn dessen Sprache war die Tat. Auch nicht der junge: denn jung im Sinne des Konstruktiven ist dieser Mann nicht mehr, der Einen — nicht von ihm gedachten — Gedanken ewig abwandelt, beschillert, nach allen Richtungen biegt und uns jede Epigonenvariation als Offenbarung anpreist. Der tausend Male Gesagtes benutzt, zusammenkehrt, im Galopp kodifiziert, dessen Scheinwerfer überall in der Runde nur eine Minute bleibt. Der somit nicht jung, nicht zeugend ist und doch immer wieder behauptet, aus strotzenden Geisteshoden Samenströme, trächtig von Schöpfungsgewalt, auf unsre fruchtgierigen Seelen zu sprengen. Ich meine den neuen Rathenau im Zahlensinne, da schon wieder ein Büchlein von Walther Rathenau (bei S. Fischer) erschienen ist.

Es nennt sich: ‚Die neue Wirtschaft‘. Die neue Wirtschaft, das heißt: die Wirtschaft nach dem ureigenen Plane des Schreibers. Erfunden und dargestellt von Walther Rathenau, wobei die Entwicklung als Materialbeschafferin, als Mitarbeiterin mindern Grades anzusehen ist und Vorgänger nicht berücksichtigt werden. Denn die dem Sozialismus abgelauschte, mit Begebnissen und Dialektik aufgemachte Mechanisierungsidee ist nicht einmal von Rathenau allein abgelauscht und aufgemacht worden. Vor und mit ihm haben sie Andre benutzt und abgehetzt. „ . . . Dieser Gefahr (nämlich der Mechanisierung der Idee der Mechanisierung) werden wir nur entrinnen können, wenn wir, statt den Gedanken immerfort zu wiederholen und mehr oder weniger geistreich auszuspinnen, uns angelegen sein lassen, ihn durch unmittelbare Inbeziehungsetzung zu lebendigen Einzelheiten frisch zu erhalten.“ So Werner Sombart mit Blick auf Rathenau. Wieder aber haben

wir ein Ausspinnen der Idee, wobei der Leser des Büchleins urteilen mag, ob es mehr oder weniger geistreich ist.

Uns wird zunächst geboten: eine unoriginelle Schilderung wirtschaftlicher, finanzieller und sozialer Kriegswirkungen. Mit elegant und oberflächlich gehandhabter Statistik, mit schief angewandtem Hochkonjunkturbegriff, mit flüchtigen Valutaspekulationen, mit Kennzeichnung der Uebergangswirtschaft aus dem Handgelenk und dergleichen. Dann stellt sich der Prophet auf die Ruinen und ruft zur Verdopplung der Produktion mittels Ersparnis und Organisation auf. Keine Materialverschwendung, keine Arbeitsvernichtung, wissenschaftliche Regelung der Gütererzeugung in Einzelwerkstatt, Werkstattgruppen, Produktions- und Gewerbeverbänden unter Aufsicht und Mitwirkung des Staates. Der Staat überträgt der wissenschaftlich geregelten Wirtschaft weitreichende Eingriffsrechte und erhält dafür Kontrolle, Sozialzuschüsse und Gewinnprozente. Eine Durchorganisierung der Produktion und des Großhandels, Kommunalisierung des Kleinhandels, Handwerks, Grundstücksgewerbes undsoweiter. Alles das mit Erhaltung der Privatinitiative und Einzelverantwortung, garantiert durch Selbstverwaltung. Also Dreistufigkeit: Wirtschaftsindividualismus, gedämpft oder angefeuert durch die Organisation, in der Staat und Gemeinde kontrollierend und zu Allgemeinzwecken Prozente abschöpfend sitzen. Keine Staatswirtschaft, sondern „eine der bürgerlichen Entschlußkraft anheimgestellte Privatwirtschaft, die freilich zum organischen Zusammenschluß, zur Ueberwindung innerer Reibungen und zur Vervielfältigung ihrer Leistung und Tragkraft staatlicher Mitwirkung bedarf". Kein Kommunismus, ein sanftes Gebilde bürgerlicher Wirtschaftsethik, von Herrn Rathenau durch Tränen über bald vergehende Trustmagnatherrlichkeit, doch mit Stolz auf die eigene wirtschaftssoziale Führerschaft betrachtet.

Dieses Programm ist schon aus tausend und mehr Hirnen gekrochen. Es ist kein Spezialkind des Herrn Rathenau. Und wenn es sein Spezialkind wäre, hätte der Schöpferstolz nur geringe Berechtigung. Denn Organisationspläne, die billig wie Brombeeren in Friedenszeiten sind, wollen wir vom Propheten der neuen Wirtschaftssittlichkeit nicht erfahren. Wir wissen, daß der Krieg das Entwicklungstempo ungeheuer beschleunigt und Notwendigkeiten, die früher nur ansatz- und gebietsweise vorhanden waren, verallgemeinert hat. Uns quält nicht das fast automatisch sich ergebende ‚Wie' der Organisation, sondern das Freiheitsproblem. Solange wir nicht wissen, wie in all den Bindungen, Systemen und Kontrollen der Persönlichkeitsdrang sich befriedigen kann, nützen uns die schönsten Pläne nichts. Das Empfindungs- und Willensresultat dieses Krieges ist ein fiebriges Zittern nach Freiheit. Wir erkennen den Organisationszwang, aber wir wollen in der Organisation mit vollen Lungen atmen. An diesem Problem, dem einzigen von Belang, streicht Rathenau mit einigen Forderungen vorbei. Wie früher schon, so lenkt er auch jetzt seine Leser vom Wesentlichen weg. Wir Jüngern brüllen vor Sehnsucht, daß uns ein Großer diese Frage beantworte. Die Frage nach menschlicher Gleichheit, nach Garantie der Freiheit auch des Geistesärmsten, bei völliger Erhaltung, ja Förderung der technischen Kultur. Gern würden wir den Verkünder eines solchen Christentums im Materiellen bejubeln. Was aber sollen wir von einem Manne erwarten, der uns immer wieder mit dialektisch bestrichenem Altmetall kommt und schon beim schüchternen Ansturm des Problems (in der letzten Generalversammlung der A. E. G.) mit Auftrumpfung auf Macht und Gesetz und Verbeugung vor der Tradition des Industriedespotismus ängstlich zurückweicht!

Antworten

Kurt Bromberg. Da Ludwig Wüllner auch auf der Bühne kein Schauspieler, sondern ein Rezitator ist, und da selbst der kühle Schlenther in Feuer geriet, wenn er von diesen Rezitationen sprach, so wird ja wohl stimmen, was Sie mir schreiben: „Er tritt aufs Podium, schön und wie in Träumen den Kopf neigend, diesen Kopf, den ein Meister der Plastik in reinster Bronze geformt zu haben scheint, und der mit seinen vollen silbernen Haaren dem eines sagenhaften Königs gleicht. Wenn alle den Atem anhalten und ehrfürchtig staunen, beginnt er zu sprechen. Welche Stimme! Nie wird man vergessen, daß Wüllner früher Sänger war. Jedes Gedicht prüft er auf seinen musikalischen Gehalt, und wo es ihm liedmäßigen Klang offenbart, schwingen Töne mit, die die Worte liebkosen und sie neu durchleben, als würden sie zum ersten Mal gesprochen. Innig und voll priesterlichen Ernstes gibt er uns Das zurück, woran sich in zärtlicher Umarmung sein Herz entzündet hat. Es ist ihm so Besitz geworden, daß er scheu und ganz behutsam wie ein Dichter die Pforten zu seinem Tempel auftut. Wohlweislich wählt er Goethe. Herrlich, wie er die reinen Linien seiner Lyrik nachzeichnet, und wie er lichtgebadet vom Abglanz dieser Verse den Weg zurückwandelt, der ihn nach Alt-Weimar führt. Es ist, als hätte er die Vision, von einer ewig milden, gütigen Sonne beschienen zu werden. Auch wenn er ‚Goethes Melancholie mit leichtbebender Stimme in schmiegsamstem Piano gestaltet: immer bleibt der Eindruck, daß selbst schmerzlichster Verzicht schon von den ersten Rosenwölkchen der Hoffnung umsäumt wird. Wüllner faßt die vielfältigen Melodieen Goethescher Verse und Gedanken in sich zusammen, hat für den Liebend-Erregten wie für den Geläuterten nur einen Grundton, aber ihn steigert er zu Ausbrüchen edelster Leidenschaft, drängt ihn in ruhige Bahnen und gleitet in sanftem Andante über spiegelnde Flächen. Endet er, so ist es wie leises Flügelschlagen: man war bei Goethe, und wen es schon einmal nach Weimar gezogen, den überkommt die gleiche Stimmung seliger Entrücktheit, dasselbe Gefühl der Andacht wie dort. Strebt Wüllner dann noch zu den höchsten Höhen Goethescher Schönheit, singt er den Gesang der Engel, die Faustens Unsterbliches tragen, schwingt seine Stimme sich in unnachahmlichen Rhythmen hinauf zu höhern Sphären, so kanns dem Glücklichen, der dies Geschenk mit reiner Seele nimmt, an nichts gebrechen."

Ernst Schäfer. ‚Figaros Hochzeit': endlich sollen Sie wissen, mit welchem Recht das Opernhaus bei Saisonbeginn eine ‚Neueinstudierung' angekündigt hatte. Der Staub lag fingerhoch und war an manchen Stellen zu dicken Krusten von abgeschmackten Mätzchen und scheußlichen Uebertreibungen geronnen. Wenn man den Bärenführer abgab, so stand man beschämt vor dem Fremdling, der sich sein Breslau oder München oder Leipzig lobte und, in seine Provinzstadt heimgekehrt, unsre Großstadt eine Provinzstadt nannte. Diese Krusten sind zunächst einmal alle weggeschlagen; und hoffentlich verhütet ein scharfes Auge, daß sie sich wieder ansetzen. Es wird die Reinhaltungsarbeit erleichtern, daß die Räume intimer geworden sind. Das alte Zimmer des ersten Akts ist einfach von links und rechts her zusammengeschoben. Im Zimmer des zweiten Akts ist das knallende Rot einem sanften Blau gewichen; und um kleinere und kleine Tische gruppiert können die Komödienverschwörer sich und uns die Pathetik der Distanz ersparen. Der Saal des dritten Akts ist weder zum Vorteil noch zum Nachteil der musikalischen Wirkung schlichter geworden. Der Garten des vierten Akts ist Garten ge-

blieben. Aber grade hier erwartet man eine Veränderung. Die Vorstellung dauert ja, laut Zettel, eine halbe Stunde länger als früher. Also werden doch wohl die Striche aufgemacht sein. Marzelline wird ihre Arie singen, nicht wahr? Nötiger als ein unverkürzter Wagner ist uns ein unverkürzter Mozart; und wenn schon von ihm das größte deutsche Opernhaus — es ist ein Skandal — ein einziges Werk auf dem Spielplan hat, so solls dieses eine wenigstens ganz haben. Aber es wird nicht mehr als früher gesungen: es wird nur um eine halbe Stunde langsamer gesungen. Kein Allegro, das unter der Hand des Kapellmeisters Stiedry nicht fast ein Adagio würde. Immerzu! Wenn schon die schönste deutsche Oper nicht ganz aufgeführt wird, dann soll wenigstens das Fragment so viele Stunden dauern wie der unangetastete ‚Tannhäuser'. Die Sänger scheinen derselben Meinung zu sein. Jeder kniet sich förmlich in seinen Part hinein. Man schwelgt, man schmilzt hin, man wiegt sich breit auf weichen, warmen, wonnigen Klängen. Bei dieser durchgeführten Tendenz der Vorstellung ist es umso bedauerlicher, daß Schwarzens Belcanto für Almaviva zu kostbar war. Drei Neubesetzungen. Susanna hat allerdings abgesagt; und ein Institut wie das Theater des Königs von Preußen hat zwar selbstverständlich einen Ersatz, aber offenbar einen „unprobierten", der das Brief-Duett in einer Weise „schmeißt", daß ich froh bin, an diesem Abend nicht wieder Bärenführer zu sein. Nach der Artôt — deren jäher Abgang uns nie erklärt worden ist und durch keine Erklärung entschuldigt würde — ist Cherubin Fräulein Marherr. Schwarzäugig und feuerblütig. Mehr Verdi als Mozart. Im ‚Don Juan' wird sie keine Zerline, eher Elvira sein. Sie hat eine Eindringlichkeit der Arm- und Fingersprache, als wollte sie uns auch damit, nicht bloß mit der sammetfarbenen Stimme die Seele unsres Salzburgers übermitteln. Am begierigsten ist man auf Michael Bohnens Figaro. In den ersten drei Akten singt er seinen prachtvollen Vorgänger nicht in Vergessenheit. Der vierte Akt aber ist von Hörens- und Sehenswürdigkeit die Vereinigung, die der Freund der Schauspielkunst sich auf der Opernbühne immer wünscht, und die er so selten erlebt. Schaljapin und Baklanoff, Caruso und Tita Ruffo haben in Deutschland als Gesamterscheinungen eigentlich keine Rivalen. Wir sind dankbar für Einzelleistungen wie Knüpfers Barbier von Bagdad, Liebans Mime, Hoffmanns Kurwenal; um an der Spree zu bleiben. Wenn Bohnen vom vierten Akt her seinen Figaro fertig gemacht haben wird, so wird dieser zählen unter den Gestalten der Operndarstellungskunst. Ein schlanker, romanisch dunkelhaariger und braunhäutiger, temperamentvoller, witziger, windiger Bursche mit so viel Substanz, wie der Spanier durch das deutsche Genie Wolfgangs Amadeus erhalten hat. Bei der Ermahnung an die armen, betörten Männer, ach, ihre Augen zu öffnen, fängt Bohnen richtig an. Jede Silbe ist wie für sich geschmiedet, und alles schießt zu einem Guß zusammen, daß es dröhnt und funkelt zugleich. Bohnen trifft beides: den leidenden Liebhaber und das Stück Komödiant in Figaro, und dieses ist in ihm selber so stark, daß er sich nach der Arie zu übermütigster Ueberlegenheit über die ganze Figur loslassen kann, ohne sie zu zerstören. Ein seltener Vogel. Bei seiner Jugend zu großen Dingen berufen. Schade, daß die Leitung des Opernhauses solchen Besitz als Selbstverständlichkeit hinnimmt. Sie empfindet gar nicht, daß er verpflichtet. Hülsen hat kein geringes Entdeckertalent. Immer wieder gabelt er, unter Männern wie Frauen, Persönlichkeiten und Sänger auf. Augenblicklich ist das Ensemble so üppig, daß nur die bewußten ältesten Leute sich an eine ähn-

liche Glanzzeit des berliner Opernhauses erinnern. Das Material wäre da, um durchzusetzen, was Gregor geplant hat. Gregor fehlte das Material. Jetzt fehlt nichts als der Gregor, der Reinhardt der Opernbühne. So sind am härtsten wir gequält: im Reichtum fühlend, was uns fehlt.

Dreihundertdreißig Leser. Der ‚Verlag der Schaubühne' läßt Euch sagen, daß nicht er, den manche beschimpfen, sondern selbstverständlich die Druckerei die Exemplare, die Ihr von Nummer Zwei bekommen habt, falsch geheftet hat. Aber da Ihr ja nur ein Bruchteil aller Leser seid, und da kein Mensch weiß, an wen die mißratenen Exemplare verschickt worden sind — wenn man von der Mißratenheit überhaupt gewußt hätte, wären sie nämlich nicht verschickt worden —: so müßt Ihr schon die Gewogenheit haben, telephonisch oder schriftlich ein ordentliches Exemplar zu verlangen.

Benno Lages. Sie würden die Frage König Philipps: „Ihr seid ein Protestant?" laut und vernehmlich bejahen, haben den Krieg, und nicht als Berichterstatter, mitgemacht, und können also in keiner Beziehung verdächtigt werden, wenn Sie mir schreiben: „Im Lehrervereinshaus zu Berlin hielt neulich eine Vereinigung ihre Versammlung ab. Kriegsbeschädigte, die in die Debatte eingriffen, wurden von männlichen und weiblichen Mitgliedern der Vereinigung mit Stöcken und Schirmen mißhandelt. An sich genügt diese Nachricht. Sie zu kommentieren, ist jedoch Pflicht, da die Ungeheuerlichkeit dieser Tatsache nicht genügend scharf in die Gehirne der leichtgläubigen Patrioten eingehämmert werden kann. Da ist eine Partei von Patrioten, von Leuten, die behaupten, um des Blutes willen, das draußen geflossen sei, um der Kriegsbeschädigten, um des ganzen Jammers willen, den dieser Krieg über Deutschland gebracht habe, müsse Belgien, Nordfrankreich, Kurland, Litauen undsoweiter annektiert werden. Und diese Leute verprügeln ehemalige Soldaten, die auf Grund ihrer schweren, vor dem Feinde empfangenen Wunden entlassen worden sind. Die Deutschen selbst haben bisher die Herren mit dem Jägerhütchen, dem Schnauzbart und dem bunten Trottelhemd so wenig ernst genommen, daß sie sie in ihren Witzblättern verspotteten. Aber man hat sich in diesen Herren und ihren dazu gehörigen Weibern geirrt. Es gilt nicht mehr, sie zu verspotten. Es gilt, für sie die raffinierteste mittelalterliche Strafe zu ersinnen. Es gilt außerdem, an allen Fronten, wo deutsche Truppen stehen, einen Aufruf zu erlassen: ‚Soldaten! In Eurer Heimat gibt es Männer und Frauen, die es fertig bekommen, Verwundete, Deutsche, die im Kampf für das Vaterland ihre Glieder eingebüßt haben, zu verprügeln. Die Vereinigung dieser Männer und Frauen nennt sich: Deutsche Vaterlands-Partei.'"

Viktor von B. Das wäre zu bequem, und wir wollen es deshalb lieber doch nicht einführen, daß sich der Leiter eines Blattes der Verantwortung für die Inserate entzieht. Er kanns umso weniger, als ja — wie oft! — der Text von den Inseraten bestimmt wird. Kurz vor dem Kriege ersann eine illustrierte Wochenschrift ein Mammut-Preisausschreiben, um dessentwillen jeder, der sich gern ohne Arbeit hunderttausend Mark verdient hätte, monatelang ihr Leser werden mußte. Der Verlag gab den größten Tageszeitungen ganzseitige Inserate seiner Reklame-Idee mit dem Beding, daß über diese ein Feuilleton erschiene. Selbstverständlich erschiens überall. Also warum in dem Fall, von dem Sie mir schreiben, behutsam trennen? Kein Rücken ist unabhängig von der zugehörigen Brust und ihrem Brustton. Und daß in der ‚Jugend' folgendes Inserat gestanden hat: „Wer denkt es sich schön, eine junge,

hübsche, zarte Künstlerin von sehr energischer Eigenart zu versöhnen?" — nun, das entspricht durchaus dem zu Unrecht mehr gelesenen eigentlichen Unterhaltungsstoff des lieben münchner Organs. Womit ich nicht etwa seiner Moral zu nahe getreten sein will. Nur, mit Respekt zu sagen, seinem ‚Geist'.

Richard Bernstein. „Vorkämpfer der Arbeiter in einem sozialistenfreien Parlament als Deutschnationaler zur Bismarck-Zeit; Kulturmensch in oesterreichischer Bequemlichkeit und Gelassenheit, in der Flachheit der Lueger-Periode; Nationaler in der Sozialdemokratie; Revisionist, als Bebel regierte; Grieche in der Blüte des Mammonismus; Bücher-Enthusiast in der Epoche des Journalismus; Verteidiger des Altgymnasiums, als alles ‚praktisch' wurde; begeisterter Schwärmer, als Nüchternheit oberstes Parteigebot und Idealismus lächerlich war — immer bei der Minderheit: mußten ihm nicht jugendlich-rebellische Herzen zufliegen? Vornehm und von innerer Freiheit, ganz besonders auch der kompakten Mehrheit gegenüber, bis zuletzt. Ein Deutscher, wie er oft betonte, gehörte er der ganzen Welt; die ganze Welt umfassend, liebte er über alles das hinterweltlerische Wien. Seelenstärkung war sein Anblick." So schildert Ihr Brief mir den eben verblichenen Engelbert Pernerstorfer. Ich weiß nichts von ihm; aber Sie werden wohl recht haben, da noch Ihre Schilderung die Seele stärkt.

Student. Sie sind noch in dem glücklichen Alter, wo man glaubt, daß die Welt auf einen Angriff, der einem widerfährt, den Atem anhält und ihn erst wieder losläßt, wenn man sich gewehrt hat. Aber mit der Zeit kommt man dahinter, daß die Welt unter allen Umständen wichtigere Dinge zu tun hat, und sieht sich sehr genau die Leute an, die man der Ehre und der — oft heftig ersehnten — Reklame einer Polemik würdigt. Also weder vor Monaten noch heute ein Wörtchen wider das törichte Machwerk, das ein Buchhändler Albert Zimmermann über ‚Gustav Meyrink und seine Freunde' zusammengestoppelt hat. Auch kein Wörtchen wider die ebenso törichte Anzeige, die dieses Machwerk jetzt an der Stelle findet, wo es zuerst ein paar Antisemiten mit Stolz auf ihre Literatur erfüllt hat. Nur ein Sätzchen aus dieser Anzeige selbst: „Weiterhin ist festzuhalten, daß drei Schriftsteller, der Dichter Heinrich Mann, Kurt Martens und der Literaturprofessor Artur Kutscher — von Frank Wedekind, mit dem über sittliche Begriffe von uns aus nicht zu rechnen ist und Grafen Bernstorff, weiland Vertreter des deutschen Reiches in Washington, neuer Botschafter in Konstantinopel, dem Manne seltsamer Begriffsverwirrungen (‚Deutschland kämpft für die Sache der Juden'), dessen nationaler Instinkt gradezu sprichwörtlich geworden ist, darf man diesen Meyrinkstreich nicht übel nehmen — sich diesem Freundschaftsdienste der Verlegenheit und der Phrase, der in einer Erklärung von über sechzig im öffentlichen Leben stehenden Männern und Frauen als eine ‚leichtfertige und unverantwortliche Behandlung einer brennenden nationalen Frage' gekennzeichnet wurde, angeschlossen haben." Welches Titels wird ein Organ dieses Stils sich rühmen? Man rät: Der Analphabet? Der Deutschverderber? Oedland? Die Gottesgeißel? Monatsschrift gegen das Kunst- und Geistesleben? Blattläuse aus Germaniens Eichenforsten? Du rätst falsch, lieber Leser. Wie die sattsam bekannte lucus anon lucendo, so heißt diese Zeitschrift, ob du's glaubst oder nicht: ‚Deutsches Volkstum — (Bühne und Welt)'.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Ketzereien von Germanicus

Es ist seltsam, wie Deutschland, dessen „Kaiserismus" den Haß der westlichen Demokratien schäumen macht, sich als Thronstürzer bewährt. Am preußischen Militarismus (und englischen Geld) ist der erste Napoleon zugrunde gegangen, und die französische Republik, wie sie jetzt ist, wurde geboren, als bei Sedan deutsche Kanonen das zweite Kaiserreich zertrümmert hatten. Der Zarismus fiel unter dem Ansturm der kaiserlich-deutschen Armeen, deren Siegeswellen auch sonst direkt oder durch Fernwirkung manche Kronen ins Wanken gebracht haben. Der König von Griechenland wurde außer Landes geschickt; der Rumäne soll verhaftet worden sein (eine Nachricht, die selbst als Gerücht kennzeichnend wäre). Ob die Herren von Belgien, Serbien und Montenegro jemals wiederkehren werden, ist zum mindesten unwahrscheinlich. Deutschland bringt den Königen keine gute Konjunktur; ringsum macht es sie brotlos. Die Paradoxie solches Vorgangs wird gesteigert durch die Tatsache, daß die Völker, die so durch Deutschlands Machtentfaltung von ihren Königen befreit werden, nicht etwa in sich zusammenbrechen, vielmehr, wenn auch zunächst noch verdunkelt und nur dem scharfen Auge erkennbar, einen neuen Anlauf nehmen. Deutschlands monarchisch geführte Macht zeugt Demokratie und schafft sich so ein rückwirkendes Regulativ: unter dem Druck der neuen Volksregierungen beginnt das starre System des deutschen Scheinkonstitutionalismus sich zu verwandeln und gleichfalls der Demokratie sich zuzuwenden. Es kann nicht bestritten werden, daß die russische Revolution, die im Blutschatten der deutschen Siege erwuchs, nach Deutschland hinein revolutionierende Wirkungen ausstrahlt. Nicht so wie die Augenblickstaktik der Maximalisten beabsichtigt, wohl aber für die großzügige und grundsätzliche Betrachtung. Die Machtwellen, die Deutschland aussendet, verrichten ihr Werk, wandeln sich, kehren um und beginnen, die Entsenderstation zu zersetzen — oder, wenns besser klingt, zu veredeln. Die Hegelsche Rutschbahn bewährt sich und zugleich die Solidarität des Proletariats. Die Idee des Verteidigungskrieges ist ein entscheidendes Ergebnis solches Anpassungszwanges und solcher Hin- und Herwirkung. Im Zusammenhang derartiger Beobachtung darf auch nicht übersehen werden, wie umgekehrt England und Amerika, die Vorboten der Demokratie und der Individualfreiheit, um den Kaiserismus zu zerbrechen, dem Zwang des Militarismus folgen mußten, und wie wiederum, man mag noch so sehr die Einmischung der Herren Wilson und Lloyd George in deutsche Angelegenheiten ablehnen, dennoch deren demokratische Kreuzzugspredigt, freilich in anderm Sinne, als dies wohl beabsichtigt war, die Volksregierung auch in Deutschland gefördert hat. Der Fall Caillaux spricht zu Gunsten Deutschlands, Brest-Litowsk zu Gunsten Rußlands: die Weltgeschichte ist ein kompliziertes Gewebe. Wer den Blick über den einzelnen Staat hinaus auf das Ganze richtet, erkennt, wie

die entscheidenden Faktoren der Entwicklung hier und dort keimen, sich suchen und über Klüfte hinweg ineinandergreifen. Der russische Elementarausbruch wird sich schließlich für Deutschland nicht weniger nützlich erweisen, als das Beharrungsstreben der deutschen Ordnung und die Wirkung der kontinuierlich erhaltenen deutschen Tradition sich auch für das neue Rußland als unentbehrliche Erzieher bewähren werden. Der Sinn dieses Krieges, den man immerhin mit gewissem Recht eine Weltrevolution nennen darf, wird erst den nachgeborenen Generationen deutlich werden, er wird aber umso mehr zur Wirkung kommen, je entschiedener die Gegenwart sich auf die Notwendigkeiten des Tages einstellt. Es sind unter allen Umständen Stufen des Aufstiegs, daß Rußland durch Volkskommissare über sein Schicksal verhandeln läßt, daß diese Verhandlungen der bisher unentbehrlichen Geheimdiplomatie spotten, und daß die Forderungen der Abrüstung und des ewigen Friedens aus der Terminologie der politischen Ideologen zum mindesten in die Kulissentechnik der Praxis geraten sind. Die Staatsmänner schweben nicht mehr über den Völkern, sie stehen bereits mitten unter ihnen, und die Völker sind nicht mehr Objekte einer mehr oder weniger ausgeweideten Hauspolitik, sie wachsen, während die bisherigen Exponenten des Kapitalismus sie noch zu gebrauchen meinen, bereits in die reale Selbständigkeit hinein. Eine Klärung dieser Machtverschiebungen wird der jetzige Krieg noch nicht bringen, aber die Ansätze dazu arbeitet er deutlich heraus. Brest-Litowsk ist noch Surrogat, und zwar sowohl was die Verschleierungstaktik des Herrn von Kühlmann betrifft, als auch soweit es sich dabei um die monomane russische Auffassung vom Selbstbestimmungsrecht der Völker handelt.

Dies Selbstbestimmungsrecht der Völker ist eigentlich ein reaktionärer Gedanke. Er bedeutet die Zerstörung der großen staatlichen Komplexe und das Zurückdrängen zur Kleinstaaterei, zur Balkanperiode. Er gehört zur Pathologie der Demokratie. Es wird für die künftige Geschichtsschreibung eine der größten Merkwürdigkeiten sein, daß zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts gleichzeitig der Internationalismus sich machtvoll entfaltete, aber auch der nationale Ehrgeiz selbst kleiner und kleinster Volkssplitter souveräne Ansprüche erhob. Ein Ausgleich zwischen diesen beiden, sich gegenüberstehenden und verneinenden Prinzipien ist schlechthin nicht möglich. Die Voraussetzung aller Demokratie aber ist die Ueberwindung des Nationalismus. Man glaubt, daß die Absonderung aus einem Staatsverband, der mannigfache Nationalitäten in sich zusammenschließt, bereits Erlösung bringen könnte; man vergißt darüber, daß der Zustand, der so gewonnen werden würde, keineswegs zugleich die Befreiung vom Weltkapitalismus mit sich bringen kann. Dies gilt gleichermaßen für Irland, für Indien wie für die baltischen Provinzen. Die eigentlichen Gewinner bei derartigen Selbstbestimmungsoperationen werden schließlich doch nur bestimmte, sich notwendig antidemokratisch entwickelnde Schichten sein. Das Beispiel der Ver-

einigten Staaten von Nordamerika ist schlagend. Es ist sogar noch sehr zu bezweifeln, ob ein über sich selbst bestimmendes Indien dem Proletariat bessere Lebensbedingungen schaffen würde als das jetzt von England verwaltete. Das Selbstbestimmungsrecht kann bestenfalls als ein Uebergangsstadium der Ansprüche betrachtet werden. Es ist eine Maskierung, vielleicht sogar eine Schwächung der Demokratie. Es ist ganz gewiß ein Umweg, und es ist unter allen Umständen ein sehr kurzbeiniges Mittel, Annektionen zu verdecken. Es setzt unbewußt den starren Abschluß festgezogener Grenzen voraus, das Gegeneinander von geballten Interessen, die Selbstverständlichkeit von Kriegen und genau das Gegenteil von dem, was die europäische Demokratie anstreben sollte: die Vereinigung möglichst großer Komplexe zu einem Generalkomplex und schließlich das Zustandekommen der Vereinigten Staaten Europas. Abgesehen davon handelt sichs, praktisch angesehen, um einen Unsinn; bei Annäherungsziffern innerhalb eines bestimmten Territoriums würden Verschiebungen des balanzierenden Bevölkerungsstandes das Selbstbestimmungsrecht dauernd im Pendeln erhalten. Für die baltischen Provinzen etwa oder für die polnisch-ukrainischen Grenzlande könnte dies Selbstbestimmungsrecht auf die Dauer gradezu chaotisch wirken. Es ist ein Phantom. Daß darüber die Entscheidung von Krieg und Frieden heftig entbrennt, zeigt nur die Knotenbildungen in der uns noch bevorstehenden Entwicklung vom kapitalistischen Raubstaat zur Weltdemokratie. Da aber auch Krankheiten zum Aufbau des Körpers gehören können, so werden wir das Prinzip der Selbstbestimmung der Völker als Ausscheidungsvorgang für ererbte Hemmnisse mit in den Kauf nehmen müssen. Ich vermag es aber trotz aller ketzerischen Verderbnis, oder wohl grade darum, nicht tragisch zu nehmen, wenn mit diesem Selbstbestimmungsfetisch ein wenig Schindluder getrieben wird. Stellt man sich mit beiden Beinen auf den Boden der Weltdemokratie, so könnte man sehr wohl den Maximalisten so, wie Herr von Kühlmann, allerdings mehr im diplomatischen Schach, dies getan hat, die Frage vorlegen: warum sie sich eigentlich so lebhaft für die einst vom Zarismus zusammengeraubten Landesteile interessierten. Andrerseits freilich bliebe zu erwägen, ob es nicht würdiger und auch politisch klüger wäre, wenn das Referendum zu gewagt erscheint, schlechthin die wahre Absicht der Einverleibung als militärische, politische und wirtschaftliche Notwendigkeit offen auszusprechen. Dies müßte freilich zur Voraussetzung haben, daß alle sichern oder zum mindesten wahrscheinlichen Folgen solcher Annektion und solches Durchbrechens unsrer vielfach und feierlich abgegebenen Versicherungen von Deutschland ohne allzu schlimme Folgen getragen werden können. Was allerdings mehr als zweifelhaft ist, was aber jedenfalls und vielleicht schon für die nächste Zukunft — besonders wenn man an Polen denkt — Zusammenstöße wahrscheinlich macht, die man heute Bruderkämpfe nennen würde. Es gibt in der Politik eben keine Gewißheit; es ist alles auf Wahrscheinlichkeit aufgebaut. Und so gewiß es ist, daß auch

hier alles in der Erfüllung von unabänderlichen Gesetzen geschieht, so wenig ist es den Menschen bisher gelungen, solche Gesetze ihres staatlichen Wachsens und Vergehens aufzudecken. Was geschieht, ist notwendig. Kommt es diesmal noch nicht zu dem demokratischen Frieden, so zeigt doch das Maskenspiel, das ihn vorzutäuschen beabsichtigt, die Nähe seiner Möglichkeit. Und andrerseits: die Schwierigkeiten, aus der groben Realität der erfolgreichen Kriegskarte politische Folgerungen zu ziehen, wie sie sogar während des Handels mit dem über alle Maßen geschwächten russischen Gegner sich zeigen, beweisen das Zurückweichen der gepanzerten Macht vor dem durch die innere Struktur bedingten Führerberuf. Ich habe darum garnichts dagegen, wenn — sollte es solch einen Zusammenstoß der Absichten bei uns geben — die mehr militärisch eingestellten Pläne durchgesetzt werden; der Rücklauf aus solcher Gewalttat in den Ausgleich des demokratischen Rechtszustandes wird umso eher vor sich gehen — wenn die Zeit erfüllet ist. Deutschland ist noch nicht reif. Doch hat der Krieg es reifer gemacht. Politische Reife aber ist vor allem: Sachlichkeit und Perspektive. Weiß man, daß die Geschichte trotz aller Hast und allem Lärm doch nur Schritt für Schritt vorwärts (und so und so oft rückwärts) geht, so wird man Deutschlands Beharren beim demokratisch frisierten, geschichtlich unterbauten Machtprinzip für kaum gefährlicher halten als die Diktatur des Proletariats, mit der die Maximalisten die tatsächliche Entwicklung vorwärtszwingen wollen. Der hart gespannte Bogen der proletarischen Diktatur kann leicht zerspringen; er wird solchem Schicksal nicht entgehen. Die einseitig militärisch beeinflußte Diktatpolitik wird — einerlei, ob sie Dur oder Moll spricht — ihre Revision erfahren, in dem Maße, wie die Demokratie, im besten Sinne des Begriffes, regierungsfähig wird. Man zeige uns das Ergebnis der Verhandlungen von Brest-Litowsk, und wir wollen euch sagen: was es mit dem deutschen Volke, trotz der Wahlrechtsschmach, die es sich gefallen läßt, auf sich hat.

Die Hüter der Reaktion von Curtius

Es ist das Unglück der geistigen Entwicklung Deutschlands, daß sich immer bedeutende Menschen gefunden haben, die seine politischen Zustände als Ausdruck geschichtlicher Vernunft nicht nur legitimiert, sondern auch gefeiert haben. Der Typus ist Hegel, der unter deutlichem Hinweis auf den von seiner Staatslehre wiedergespiegelten preußischen Staat im Vorwort zu seiner Rechtsphilosophie die lapidaren Worte sperren ließ: „Was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig." Die Nachfahren sind nur im Format ihrer Existenz anspruchsloser.

Ich möchte Ernst Troeltsch nicht Unrecht tun. Als Historiker des Protestantismus ist er eine überragende geistige Größe von erfrischender Dogmenlosigkeit und mit einem Zug ins Geistig-Revolutionäre. Er hat etwa die obrigkeitliche Auffassung von dem

„frohen Luthertum", von seiner „Weltfreudigkeit" entscheidend zerstört.

Aber was im luftlosen Raum der Religionsgeschichte schon revolutionär ist, schrumpft in der sauerstoffreichen Luft der politischen Debatte zu einer philiströsen Geste zusammen. Die beiden Vorträge, die Troeltsch unter dem Titel: ‚Deutsche Zukunft' (bei S. Fischer) hat erscheinen lassen, ordnen sich der konventionellen Universitätsphilosophie preußischer Prägung so widerspruchslos ein, daß grade durch die Bedeutung des Verfassers der schärfste Protest herausgefordert wird.

Der Nährboden seiner Darstellung ist das nationale Problem. Es übt eine hypnotisierende Wirkung auf ihn aus. Es rückt auf die oberste Sprosse der richtunggebenden Ideen hinauf. Was bei einem ethisch interessierten Manne doppelt seltsam ist, wird Wirklichkeit: das Gesetz der Sittlichkeit selbst büßt seine Autonomie ein und ordnet sich der nationalen Forderung unter. Die Freiheit verliert ihre strenge Allgemeingültigkeit: sie wird zur Magd der Nation. „Die moderne Freiheitsidee", schreibt er, „ist kein eindeutiges Vernunftdogma, sondern das Ergebnis der modernen politisch-sozialen und geistigen Entwicklung." Die Idee der Freiheit wird verwechselt mit ihrer historischen Ausgestaltung in den Volksgemeinschaften. Denn darüber muß Klarheit geschaffen werden: die Freiheit ist eine Forderung der Vernunft und mit ihrer Einhelligkeit gleichfalls eindeutig bestimmt. Freiheit: das ist die reine Form des Wollens, das Gesetz des Willens selbst und so mit der Logik ursprünglich verwachsen. So wenig wie die Logik eine nationale Färbung tragen kann, so wenig ist es möglich, daß die Freiheit eine variierende Färbung annimmt. Wenn überhaupt der Nation eine reale Bedeutung zukommt, so erhält sie Leben und Geltung allein von der Freiheit und in Abhängigkeit von ihr.

Was Troeltsch von einer französischen, englischen, amerikanischen und deutschen Freiheit sagt, kann auf volkspsychologisches Interesse Anspruch machen. Darüber hinaus eine Geltung „an sich", wie er sie fordert, zu beanspruchen, rührt von einer theoretisch unbegreiflichen Einstellung her. So gewiß die Verwaltungsformen in allen modernen Staaten andre sind, so gewiß stellen sie verschiedene Stufen der Annäherung an das Ideal der Freiheit dar, das für jede Vernunft das gleiche sein muß.

Ich halte es für eine blutlose Abstraktion, die Nation als heuristisches Prinzip der Geschichte anzusprechen und ihr jede reale Bedeutung abzuleugnen. Zweifellos treten die Nationen als individuelle Volkskörper in das geschichtliche Leben und produzieren in fruchtbarer Wechselwirkung die Geschichte. Es greift aber in zivilisatorische Anfänge zurück, wenn historische Gegebenheiten verewigt werden sollen und der Machtcharakter der Nation als eine ideale Forderung in die Geschichtsbetrachtung eingeschmuggelt wird. Troeltsch tut es mit der Geste einer geistigen Bestimmtheit, die ihn vor allen sittlichen Ansprüchen blind macht. Um diesem Machtcharakter der Nation dauernde Gültigkeit zu verschaffen, kommt

er zu einer Glorifizierung innerpolitischer Zustände, die schon im friderizianischen Zeitalter als unzeitgemäß empfunden wurden. „Lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Untertanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist." Der das schrieb, hieß Lessing und wird auch Troeltsch als Autorität einleuchten. Wie rückständig in dem notgedrungenen Widerspruch wirkt hieran gemessen ein Satz des Verfassers: „Freie Bejahung eines vom Parlament nicht geschaffenen zentralen Regierungswillens unter gleichzeitiger strenger Durchführung der Rechtsgleichheit: das ist eine gute Formel für die deutsche politische Freiheit." Diese Formel berührt nirgends den Boden. Sie postuliert eine Gutwilligkeit der Krone, für die die preußische Geschichte gewiß keine Gewähr bietet. Es ist nur zu verständlich, wenn ein kritisch gerichteter Kopf das Loch in dieser prästabilierten Harmonie wittert und schreibt: „Die Gefahren eines solchen Dualismus werden durch den gegenseitigen Willen zur Verständigung überwunden und bei dem Eintritt eines freilich um jeden Preis zu vermeidenden Konfliktfalles durch das faktische Uebergewicht der monarchischen Macht entschieden." Es ist wiederum nicht uninteressant, daß dieser kühle, realpolitische Kritiker Ernst Troeltsch heißt, und daß dieser Satz genau drei Seiten früher steht als das angeführte Schweben in rosafarbener Verständigung.

Es läßt sich über die deutsche Zukunft nicht abhandeln, ohne das Fundament des Gebäudes von dem Machtpartikularismus der Konvention zu befreien. Wer die Welt aus dem Gesichtspunkt der Macht konstruiert, verwandelt die Ethik in eine historische Kategorie. Er setzt sich, um ideologisch zu sprechen, in Widerspruch mit dem Geist der Geschichte selbst, welcher ist: Fortgang der Menschheit in der Freiheit. Oder anders ausgedrückt: er schließt die Augen vor der sozialen Entwicklung, die bei der Zerlegung der Macht in Kapital und Arbeit mit der mächtig anschwellenden Größe des zweiten Faktors das Banner der sozialen Entwicklung, der Gleichheit der Rechte vor sich trägt. Wer sich, wie der Schreiber dieser Zeilen, in bestimmender Weise als Deutscher fühlt, hat die Pflicht, das Eigentümlich-Deutsche nicht in der Verewigung verbrauchter Requisiten der Geschichte zu sehen, sondern vielmehr in dem psychologischen Charakter seiner Geistigkeit, die Allen gemeinsame Wirklichkeit in einer individuellen Form zu erfassen. Von Macht ist dabei keine Rede. Wer diesem geistigen Nationalbegriff noch eine sozusagen leibliche Existenz zuschreibt, deren Gedeihen der Existenz der Menschheit vorangesetzt ist, tut es aus eigener Gesetzgebung und begibt sich außerhalb des Kreises der Menschen, die in späterer, friedlicher Zeit die Welt zu bilden wünschen.

Die kleinen Zugeständnisse, die Troeltsch der innerpolitischen Entwicklung Deutschlands macht, sind ohne rückwirkende geistige Bedeutung. Sie sind pseudoliberale Bekleidungsstücke, solange er

die Ansicht vertritt, daß die Sittlichkeit eine Funktion des nationalen Wohlbefindens ist. Wir befinden uns mit solchen Sätzen auch geistig in den Abgründen des achtzehnten Jahrhunderts, worin uns Troeltsch auch materiell erhalten möchte. Aber die Zukunft liegt nicht im Zurückgreifen auf den Räderstaub der Geschichte: sondern in der konkreten Erfassung der Ideale, auf die hin die Geschichte der Menschheit sich bewegt — wenn ihr überhaupt ein Sinn zugesprochen werden soll. Und ich möchte auf diese Forderung zu allerletzt verzichten.

Ein Buch über die Ehe von Paul Gutmann

Was ließe sich Neues zur Verteidigung einer Einrichtung sagen, die das Fundament der zivilisierten Gesellschaft seit Jahrtausenden ist? Ist es nötig, das Gesetz gegenüber der Anarchie, die Ehe im Gegensatz zur Libertinage zu verherrlichen, obwohl auch diese in scheinbar geistreichen philosophischen Systemen als Heilslehre verkündet worden ist? Wir haben uns freilich daran gewöhnt, Gegebenheiten unsrer Kultur, wie die Ehe, als etwas Selbstverständliches anzusehen, und doch lehrt die tägliche Erfahrung, daß sie auf dem lockersten, aus Lüge und Konvention zusammengesetzten, Boden steht. Wie kommt es, daß sie von denselben Menschen verstandesmäßig bejaht und trotzdem im Geheimen oder öffentlich instinktmäßig verletzt wird? Die Begründung liegt tief im Wesen des Geschlechtlichen überhaupt, und wer die Monogamie als eine Höchstleistung der menschlichen Gesittung preist, mußte erst zu den „Müttern" hinabsteigen, um die heilkündende Weisheit für sich zu gewinnen. Darum läßt Grete Meisel-Heß ihren frühern Schriften über das Verhältnis der Geschlechter zu einander nunmehr gewissermaßen als Abschluß ein Buch folgen: ‚Die Bedeutung der Monogamie' (verlegt von Eugen Diederichs).

Die Stellung zu einem derartigen Problem wird immer vom Gefühl aus seinen entscheidenden Impuls erlangen. Hier bedeutet offenes Bekennen im letzten Grund nichts andres als durch Erfahrung gerichtetes Temperament, und nicht die besondere Farbe des Gefühls allein entscheidet, sondern auch seine Stärke. Strindberg, der Weiberhasser, und Goethe, der Frauenverehrer, sind nur Pole eines und desselben magnetischen Stroms. Das tiefe Gefühl kann nicht zerflatternd sich im All verlieren, es muß ein bestimmtes Objekt haben, und jedes von innen beseelte Verhältnis zu einer Person andern Geschlechts ist seinem Wesen nach monogam. So kann der Ehefeind, und grade er, im Tiefsten dem Weibe verfallen sein (ein komödienhaftes Problem, wie ich es in meinem, bisher in Stuttgart aufgeführten, Lustspiel: ‚Der entfesselte Mann' behandelt habe). Tragisch geartete Temperamente allerdings, wie Weininger oder Strindberg, erblicken hierin das furchtbare Rätsel, woran ihr Leben zugrunde geht oder in Ausbrüchen unendlicher Qual sich verzehrt.

Grete Meisel-Heß nun tritt an jene Frage mit allem wissenschaftlichen Rüstzeug und einer Wärme weiblichen Empfindens, die ihrem Buch eine Sonderstellung gegenüber allen bisher über die Ehe geschriebenen Büchern sichert. Man denke nur an Balzacs schöngeistige Untersuchungen in ‚La physiologie du mariage‘, um des Unterschieds bewußt zu werden. Die Psychologie inbezug auf diesen Gegenstand arbeitete ja bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts noch immer mit den Mitteln konventioneller Oberflächlichkeit, und der aus dem Altertum stammende Hahnrei war das beliebteste Zielobjekt billiger Scherze. Goethe zwar erblickte mit seinem über seine Zeit hinausreichenden genialen Scharfblick die immanente Tragik in dieser das Menschliche veredelnden gesellschaftlichen Einrichtung, der Ehe, die seine ‚Wahlverwandtschaften‘ behandeln. Aber die ganze Wucht der mit Sozialem, Rassehygienischem und Kulturellem beladenen Aufgabe zu erfassen, blieb erst unsrer Zeit und zumal dem durch den Krieg erweiterten Beobachtungssinn vorbehalten.

Eine wärmere Lobrede zugunsten des Treuebundes zwischen Mann und Frau ist kaum geschrieben worden. Es ist, als spräche aus der Verfasserin das Gewissen der Gegenwart, die so vieles Wertvolle niedertritt, und die auch in den Jahren vor dem Krieg das Edelste mit leichtsinnigster Geste beschimpft hat. Der Krieg ist für sie nur die Krisis einer allgemeinen sittlichen Entartung, eine Auffassung, die freilich zu einseitig ist, um ein so gigantisches Erlebnis zu begründen. Wer aber so vom Gefühl bestimmt ist wie Grete Meisel-Heß, hat auch das Recht, „ungerecht“ zu sein, verleitet ja doch diese Subjektivität sie niemals zu moralisierender Engherzigkeit oder wegwerfender Verstandeskälte. Welch einen Anwalt haben ihre Geschlechtsgenossinnen, der in der Ehe immerhin schwächere Teil, in ihr gefunden! So schreibt sie, zum Beispiel, mit zitternder, aus tiefstem seelischen Miterleben erklärbarer Erregung über jene Niedertracht, die vor Jahren durch bezahlte Verführer, im Solde eines Detektivbüros, an sorglos vertrauenden Ehefrauen verübt worden ist. Sie wird nicht müde, das Elend verratener Frauen, zerstörten Familienglücks, auf Jahrhunderte hinaus verdorbener Generationen auszumalen, als Gegensatz zu dem fruchtbaren Glück ehelichen Vertrauens, worin unser so schwer ringendes Geschlecht allein die Gewähr des Fortkommens finden kann. Und doch erhebt sich vor ihr immer wieder das Problematische eines Bundes, den zwei von der Unendlichkeit her verschiedene Menschen für ihr Leben eingehen. Hat sie die ganze Schwere des Problems erfaßt? Mir scheint, daß hier das Weib mit seiner rührenden Opferwilligkeit sich über Schwierigkeiten hinwegsetzt, an deren Tragik der anspruchsvolle Sinn des Mannes bisweilen verzweifelt. Der kategorische Imperativ der Pflicht oder der Treue hilft einer solchen Frau Berge versetzen. Der Verrat ist ihr schlechthin die „Unter“-Welt, die Hölle. „Die hohe Achtung und die Liebe, die ein Mann vor aller Welt seinem Weibe erweist, die unbedingte Treue, die er ihr hält, in jedem Sinn, ist der beste

Lebensschutz für ihn selbst und umgekehrt." Ja, sie geht so weit, die sexuelle Untreue ebenso wie das Verbrechertum als atavistischen Rückschlag rohester Instinkte aus den Zeiten der Hordenehe zu erklären. „Der verfeinerte Mensch hat dieses Bedürfnis nach gleichzeitiger vielseitiger Geschlechtsbetätigung durchaus nicht. Er hat vielmehr das Bedürfnis, alles, was er an Liebeskräften, an geschlechtlicher und seelischer Hingabe und an den entsprechenden Ansprüchen besitzt, auf Einen Menschen zu übertragen und von ihm zu empfangen. Aus diesen höhern zentralisierenden, erotisch-sozialen Instinkten entwickelte sich die Ehe. Erst wenn dieses Verhältnis gebrochen, zerstört, zertreten wird, wird ein solcher Mensch vielleicht wieder innerlich frei für die Möglichkeit, anderweitig sein Liebesbedürfnis zu befriedigen. Ein solcher Mensch liebt immer — so oft ihn sein brutales Schicksal auch zum Abbruch zwingen mag — monogam."

Und doch scheint der Lobrednerin so idealer Beziehungen bisweilen vor der Höhe ihrer Aufgabe bange zu werden. In einem Abschnitt, worin sie zu begründen sucht, daß gelbe, schwarze und farbige Menschen das Ideal der Einehe niemals entwickeln konnten, entringt sich ihr das Geständnis, daß man kaum dem kultivierten Europäer — geschweige denn einem Zulukaffern — die Bedeutung der Monogamie klarmachen kann. Ist es ihr gelungen? Sie hat eine Forderung hingestellt, von der Goethe behauptet hat, daß er sie kaum irgendwo unter seinen Bekannten verwirklicht gefunden habe. Derselbe Goethe, von dem Grete Meisel-Heß die folgenden schönen Worte sagt: „Unter allen seinen Werken ist das, was er aus dem Verhältnis zu Christiane machte, sein Meisterwerk. Hier erweist er sich als der große, unerreichte Lebenskünstler, hier offenbart sich seine vollkommene erhabene Männlichkeit. Wie würde ein Geringerer, ein Dutzendmensch an dem kleinen Frauchen, weil es nicht ‚gebildet' war, herumgezerrt haben, was hätte ein solcher alles in sie hineinzupfropfen gesucht — wie hätte er sie ihre restlose Abhängigkeit von ihm spüren lassen, wie bitter hätte sie es — bei jedem andern fast — büßen müssen, sich auf Gnad' und Ungnad' mit ihrem ganzen Schicksal ausgeliefert zu haben. Je geringer, je durchschnittlicher und unterdurchschnittlicher ein Mensch ist, desto mehr verlangt er immer von der mit ihm verbundenen Frau, desto weniger läßt er sie in Ruhe ihr eigenes Wesen entfalten, desto beharrlicher zerrt er an ihr herum, desto schneller macht er sie alt und vergrämt . . . Umgekehrt wird ein Mensch, dessen eigene Entwicklung von sehr günstigen Elementen zum Gleichgewicht, zur Harmonie in sich selbst, getragen ist — also ein zur Vollkommenheit veranlagter Mensch, wie Goethe — all das Kostbare einer ihm anvertrauten menschlichen Seele mit unermüdlicher Liebe, Sorgfalt und Zartheit pflegen."

Jedes Ideal ist seinem Wesen nach unerbittlich. Daraus ergibt sich der Ton der Strenge, der durch dies Buch klingt, obwohl sich die Schreiberin sicherlich gesagt hat, daß das Vollkommene unter den Menschen kaum zu erreichen ist. Wenn etwas an

diesem Buch vom Standpunkt des Mannes zu bemängeln wäre, so könnte es nur Das sein, daß darin die Sittlichkeit zu sehr aus dem instinktmäßigen Liebesdrang der Frau abgeleitet wird, der seiner Natur nach ausschließlich ist, während der des Mannes nur einen Teil seines Wesens einschließt. Deshalb ist die Treue des Mannes ja viel mehr ein Akt freier Sittlichkeit, die der Frau hingegen Natur. Dieser Unterschied ist das hauptsächlich Trennende zwischen Mann und Frau — ‚Liebe' von Wildgans handelt hiervon —, und das Ethos der Frau wird daher immer im Gefühl, das des Mannes in der Vernunft wurzeln. Aber bedarf Gefühl, echtes, tiefes Gefühl der Begründung, und ist es nicht soviel wert wie Vernunft, die sich erst vor sich selber rechtfertigen muß?

Probestiche in Sternheims ‚Posinsky'

Nicht die leiseste leibliche Regung unterdrückte er, sondern steigerte sie in allen Stationen, und in jeder monumentete schließlich natürlicher Transformismus.

*

Gewolkte Vokabeln machen nur unfähig, im Kosmos sinnlich Vorhandenes bis in den Kern zu greifen und zu schätzen.

*

Neun Zehntel aller geschichtlichen Heldentat, leuchtete Posinsky plötzlich ein, waren Folge von Unterernährungszuständen gewesen.

*

Tränen der Wut standen im Auge, und schon gebar sich seinen Tiefen in gehässige Rache.

*

Was liegt Hungrigen näher als sich zu sättigen?

*

Da klaffte mit blutigen Streifen Posinskys Hirn.

*

Ueber dieser Einbildung vergaß einen Augenblick ganz seinen frischen Grimm Posinsky und, des Wiederkäuens Vorstellung hingesunken, vergewaltigte Neid ihn mit dem bevorzugten Rindvieh.

*

In der verklärten Ruh, das überirdische Licht entzündete eines Abends sich der nachbarlichen Wohnung schlichte Lampe wieder.

*

Die Satzstellung in der Phrase erstem Teil fand er zwar übel. Man hätte fast des Redenden jüdische Herkunft aus ihr schließen können.

*

Den Dichter kannte er nicht; doch erschien ihm, je länger er quirlend und rührend nachdachte, die Tatsache um so widerwärtiger, jemand solle ein Recht haben, an sich ausgesucht albernes Zeug in so hochtrabender Sprache noch unter heutigen Umständen dem Publikum vorzutragen und es von dringenden Dingen zu seinem Schwachsinn hinzulenken. (Sternheim nicht über Sternheim, sondern über Schiller.)

Hans von Hülsen

Die Koralle

Was die Koralle ist, erfährt man im ersten Akt; was sie bedeutet, im letzten. Sie ist zwischen einem, zwischen dem Milliardär — Georg Kaisers Personen haben, wie Reinhard Sorges, keine Namen — also sie ist das Unterscheidungszeichen zwischen dem Milliardär und dem Sekretär, in dem jener das täuschend ähnliche Menschenexemplar zu seiner Vertretung gesucht und gefunden hat. Ob am „offenen Donnerstag" Herr oder Diener die Schecks an die Bittsteller austeilen: das erkennt von diesen nicht eimal, wer die Beiden nebeneinandersieht. Man rechnet mit einem Doppelgänger-Drama. Da hebt bereits das Soziale Drama an, zu dem Milliarden wohl oder übel verpflichten. Daß die Bereicherung des Einzelnen die unerhörteste Schmach sei: dieses Eingeständnis fordert ein Herr in Grau von dem Milliardär. Der ist andrer Meinung. Denn nicht kommt er aus Glanz und Wonne: aus Nacht und Leiden kommt er her. Und ist auf der Flucht vor dieser Jugend. Und rafft fliehend und immer weiter fliehend das viele Geld. Und hat eine äußerst gemischte Freude daran. Und erzählt das alles weniger dem Zufallsbesucher als uns. Da er trotzdem sympathisch ist, so wünschen wir ihm Erlösung. Es wäre eine für ihn, daß seine Kinder sich auf dem sonnigen Ufer einrichteten. Das Familien-Drama setzt ein: des Sohnes Herz schlägt wild mit der Armut und zwingt der Schwester Herz in den gleichen Takt. Der Milliardär ist verzweifelt, das jetzt niemand zudecken soll, woher er keuchend geklommen ist; daß er für sein dunkles Leben keines einhandeln soll, das hell ist vom ersten Tage an. Dies wird für den Sekretär das Stichwort, von seiner eigenen lichten Jugend derart zu schwärmen, daß der Milliardär ihn kurzerhand niederschießt, um in ihren Besitz zu gelangen. Er vergißt nicht, seinem Opfer außer der holden Gewohnheit des Daseins auch das Unterscheidungszeichen von der Uhrkette abzuknöpfen. So wach ist in Kleinigkeiten ein Verstand, der sonst eher dumpf zu nennen wäre. Auf welche Art nämlich glaubt der Krösus, wenn er an seiner Gegenwart krankt, durch die Vergangenheit eines Beamten zu gesunden, den er dazu erst abschießen muß? Seine Zukunft ist ja auf alle Fälle der Tod. Auf alle Fälle? Kaiser zweifelt. Bei der geltenden Weltordnung würde nur der Sekretär hingerichtet werden, der Milliardär aber frei ausgehen. Dessen Bekenntnis zu sich würde ihm also das Leben retten. Um dieses Leben und dieses Bekenntnis beginnt nun ein psychologisch und überhaupt verwickeltes Kriminal-Drama, welches damit endet, daß der Milliardär als sein Sekretär, gewärmt und verklärt von dem Gefühl seiner strahlenden Jugend, aufrecht zum Henkerblock schreitet.

Eines steht fest: mit der Logik ist dieser Geschichte nicht beizukommen. Dabei bin ich in meiner Wiedergabe über eine Unzahl größerer und kleinerer ‚Widersprüche' hinweggesprungen, um zunächst einmal einen Zusammenhang herzustellen, der halbwegs trägt. Von Allgemeingültigkeit völlig abgesehen: auch für ein Monstrum von Milliardär ist die äußere und innere Glaubhaftigkeit dieser Begebenheiten höchst kritisch. Deshalb wird man gut tun, von vorn herein einen andern

als den Maßstab der Wirklichkeit anzulegen. Märchen noch so wunderbar: Dichterkünste machens wahr. Sind hier diese Dichterkünste in Kraft? Sie brauchen ja nicht unbedingt von den blutwarmen, aus den geheimsten Quellen der Seele gespeisten zu sein. Es gibt wie sinnliche, so geistige Dichter. Es gibt rundherumdrehbare Menschengestaltungen, und es gibt eindimensionale Figuren auf einem gemalten Prospekt von nicht geringerer Existenzberechtigung. Es gibt organisch gewachsene Substanz, und es gibt abgezogene Grotesken. Und bevor zu beantworten ist, was ein Autor gekonnt hat, ist zu fragen, was er gewollt hat. Bei Kaiser hat sich der Herr in Grau zwischen dem ersten und dem fünften Akt vom kreischenden Weltzerstörer zum feisten Welterhalter heraufgefüttert und besucht unsern Milliardär, der in derselben Zeit zum Mörder geworden ist, aus Kontrastgründen im Gefängnis, dicht vor dem letzten Stündlein. Ihre Unterhaltung schließt folgendermaßen: „Also Kopf hoch!" „Solange es dauert." „Auf Wiedersehen!" „Wo?" „Allerdings — für diesen Fall hat man die Grußformel nicht gleich zur Hand." Das ist von ziemlich schauerlichem Humor. Dialogisierter Thomas Theodor Heine. Für den man die Wertkriterien zu Unrecht von Leibl herholt. Aber der Zeichner der kalten Welt: das ist erst der halbe Kaiser. Die vier Teildramen, deren eines immer vom nächsten verschluckt und deren keines verdaut worden ist, werden unerheblich durch das fünfte, das Symbolische Drama. Endlich erfahren wir, was die Koralle bedeutet. Wir alle sind Angetriebene, Ausgetriebene aus unserm Paradies der Stille, losgebrochene Stücke von dem Korallenbaum, der bis an die Fläche des Wassers wächst, nicht darüber hinaus, nicht aus der Hut des Meeres in die schonungslos rauhe Luft. Zu sein wie er! Nicht in den brüllenden Tumult, in die Raserei des Lebens gezerrt zu werden! Aber wir werdens. Wir sind eben losgebrochene Stücke. Mit einer Wunde an der Bruchstelle von Beginn. Die nicht schließt, die uns brennt, und deren fürchterlicher Schmerz uns unsre Laufbahn hetzt.

Ists nun nötig, daß diese Vision einer marternentstammten Sehnsucht zur verbindlichen Lehre für das Geschlecht der millionenfach verschiedenen Menschen taugt? A jeder Mensch hat halt 'ne andre Sehnsucht. Dem frommt der Kampf, dem der Friede; dem der Tag, dem der Traum; dem die Eroberung, dem die Entsagung. Soll allen Bäumen Eine Rinde wachsen? Derlei zu fordern, liegt Georg Kaiser fern, der ein Dramatiker, kein Sonntagnachmittagsprediger ist, aber gleichwohl am Ende sein Dichtertum ethisch beglaubigt. Für dieses ist einzig wichtig, ob die Schwermut des reichen Mannes, der die Schuld nicht bloß seiner Kaste, sondern der ganzen Welt trägt, der fanatisch nach einem Mittel fahndet, sie abzutragen, und der nicht ruht, als bis er sich selber dargebracht — ob diese Schwermut von ihm auf mich überströmt. Das geschieht, ungeachtet der Kniffllichkeit des Mittels, im fünften Akt. Seit der Totenrede Michael Kramers haben nicht wehevollere Worte von der Bühne geklungen, wenigstens nicht in mein Ohr. Und wer mir einwendet, daß es nur Worte, nur klingende Worte sind, dem ist zu erwidern, daß auch Michael Kramer sich unumwunden und gradezu ausspricht, daß eins von den Elementen der dramatischen Wirkung das

Wort ist, und daß es allein darauf ankommt, die elementaren Worte zu bilden und zusammenzufügen, die das Einzelne zur allgemeinen Weihe erheben. Das ist Hauptmann gelungen; und das gelingt Kaiser beim Abschied seines Milliardärs von der Erde. Schamhaft und doch glücklich, reden zu dürfen, enthüllt er seine heilige Narrheit vor den letzten Besuchern: dem welterhaltenden Herrn in Grau, dem weltverbessernden Sohn und dem weltabgewandten Priester. Desselben Gottes wie dieser voll, ohne daß der es spürt und des Delinquenten Todes-Gang als Begleiter mitmacht, überwindet er ihn, die Andern, die Welt. Und wenn man über den unverstandenen Korallenträger, den Bruder des unverstandenen Kreuzträgers Quint, bittere Tränen weint, so — so weint man doch gleichzeitig darüber, daß dieser opferbereite Vorbildmensch, bevor er zu einer Stimmung von mystischer Fröhlichkeit auf dem Grund eines tiefen Ernstes und selbstquälerischer Zerrissenheit gelangt, durch ein dickes Gewirr von toter Materie geschleift wird, weil vorläufig dem Ekstatiker Kaiser durch wagehalsige Tricks und bizarre Marotten der Weg zu sich selber verstellt ist.

Keine Kleinigkeit, ein so undurchsichtiges, stilzwiespältiges Drama zu spielen. Ein Kunststück wärs sogar noch für einen Reinhardt, der die geeignetsten Leute seiner Truppe zusammengestellt und selber geleitet hätte. Hollaender ist ein Regisseur wie ein Dichter. Was in der Literatur der Zeitungsroman, das sind im Theater seine Inszenierungen: grobes, dürftiges, halbschlächtiges Zeug. Die Besetzung entlastet nicht, sondern belastet ihn. Für die Milliardärstochter, die von des Bruders glühender Liebe zur Menschheit entzündet wird, schien eine Dame am allerungeeignetsten: diese wählte mit sicherm Griff die glückliche Hand dieses Regisseurs — Fräulein Eckersberg, deren Rangen vom Kurfürstendamm daran scheitern, daß der Kurfürstendamm nicht im hohen Norden Berlins liegt. Man dachte: das ist der Gipfel. Aber Mutter Natur ist unerschöpflich und erreicht mühelos immer neue Steigerungen: nach Fräulein Eckersberg kam Fräulein Christians. Der Bruder war Ernst Deutsch, der Alma Heinicke niemals zur Schwester gehabt hätte. Unjunger Verstandesmensch und deshalb mit allen bedingungslos schwärmenden Jünglingen überbürdet; vom Stamme der Triesch ein kleinerer männlicher Zweig. Wegener wieder war weder zu diesem Sohn noch zu jenem Töchterlein ein plausibler Vater, was wirklich nicht seine Schuld ist, und für die Entrücktheit seiner Himmelfahrt teils zu knochig, teils doch wohl zu kühl.

Da obendrein sein wolkenloser Doppelgänger ihm zwar nicht irreführend glich, aber sehr viel bewölkter war als er, und da die Gäste auf seiner Yacht die gesellschaftliche Gewandtheit von Eskimos hatten, so wäre man ganz auf Kninas Dekorationen angewiesen gewesen, deren bunte Steifheit immerhin Kaisers einer Hälfte gerecht wurde, wenn nicht außer dem eindringlichen, nur zu geräuschvollen Herrn in Grau von Krauß und einem stilgerecht phantastisch huschenden Richter von Kühne ein neuer Herr Konrad Veidt gewesen wäre, der einen neuen Ton und ein neues Gesicht und für sein Teil als Priester vollkommen den Zauber der letzten Szene auf die Bühne der Kammerspiele gebracht hätte.

Eifersucht von Alfred Polgar

Die Neue Wiener Bühne brachte, als deutsche Uraufführung: ‚Eifersucht‘, Schauspiel in fünf Akten von Artzibatschew. Ein fest, wenn auch luftig gebautes Theaterstück, in dem nicht viel geschieht, das aber gründlich. Es geht um Liebe, Weiber, Eifersucht. Andre Lebensdinge schattenspielen nur zwischendurch. Eros duldet keine andern Götter neben sich; und fordert Menschenopfer unerhört. Anfangs scheint es, als sollte hier wirklich Kühnes gewagt werden: eine physiologisch tiefe Komödie. Aber dann mischt sich doch etliche populäre Wissenschaft von der Seele drein. Und am Ende sogar Moralisches. Wir hören von Ehre und Würde, und das Wort Schmutz — mit ganz langem Burgtheater-u — schleift wie eine pathetische Schleppe, hochdramatischen Staub aufwirbelnd, über die Szene. Im russischen Original dürften die theoretischen Erörterungen üppiger stehen als in der deutschen Uebertragung. Hier scheinen sie, zum Zweck gesteigerter Bühnenwirkung, auf ein Geringstes eingeschränkt. Was übrig blieb, reicht hin, das Schauspiel geistig zu nobilitieren und ziemlich hoch über verwandte französische Komödien zu stellen. Hier führen vollsinnige Menschen vollsinnige Reden. Das tut wohl. Zum Thema wird mancherlei in des Wortes mehrfachem Sinne: zentral-Treffendes gesagt, und aus der dunklen Tiefe der Materie weht ein kalter Hauch, Schauer schüttelnd, durch das heiße Stück. Ein „Finsterniswind“, wie die Erdbebenforscher das mit einem herrlichen Wort nennen. Held des Spiels ist: der Geschlechtstrieb, dieses kümmerlichst domestizierte Raubtier unsrer Seelenmenagerie. Es gelingt den fünf Akten, von der wilden, häßlichen, schönen, erhaben-gemeinen Majestät der Bestie Einiges ahnen zu lassen. Insbesondere die bekannte Raubkatzen-Komponente: das Spielerische scheint kräftigst herausgearbeitet. Die berückend holde Frau Jelena, Gattin des prächtigen Schriftstellers Sergej, macht alle Männer in sich vernarrt. Sie muß so. „Es“ ist stärker als sie. Bis zum Aeußersten läßt sie es bei keinem kommen, und ihre eigentliche große Passion gehört dem Gatten. Aber dessen Herz und Hirn wird, verständlicherweise, mit Eifersucht vergiftet. So kommt es zur Katastrophe. Die Hölle der Eifersucht ist hübsch rot hingemalt: dieses Torquement zwischen Glauben-Wollen und Nicht-Glauben-Können, zwischen Gier, alles zu wissen, und Sehnsucht, nichts zu wissen, dieses langsame Geröstet-Werden am Feuerchen des Zweifels. Frau Jelena ist verwandt mit Lulu. Aber dieses unsterblichen Mädchens dumpfes Naturwesen scheint hier schon halb in Sphären der Bewußtheit gehoben. Dann ist noch eine Frau im Stück, deren sexuelle Gefräßigkeit frei durch die Anlagen der zivilisierten Gesellschaft schweift. Der Unterleib ohne Dame, sozusagen. Auch ein sentimentales, offenbar keusches Mädchen ist da, dessen Reizlosigkeit der Tugend schlechte Reklame macht. In mehreren Exemplaren Mann werden die wesentlichsten Typen des erotischen Betriebes gezeigt. Die netteste: der Gatte jener Gefräßigen, der mit Romantikeraugen auf die Frauen blickt

und in seinem einfältig-gütigen Herzen ihres Wesens Bedingtheit durch den Mann erkennt. Oder zu erkenen glaubt. Herr Gottowt gab diesem Heiligen im erotischen Löwenkäfig die gewissen russischen Melancholie-Farben. Er machte sich auch als Regisseur um die gute Vorstellung verdient. Fräulein Landing trägt die schönste Krone aschblonden, goldschimmernden Haares, die je das Haupt einer Dilettantin geschmückt hat.

Walpurgisnacht von Kurt Tucholsky

Der Dovre-Alte:

„Du meinst, wir hätten nicht auch unsre Zeitung?
Hier, bitte, hier schwärmt von dir, rot auf schwarz,
Die ‚Blocksbergpost', ein Blatt von Verbreitung —"

Peer Gynt

Der Hexenweibel Sengespeck schnaufte alle Luft ein, die um ihn war. „Antreten!" brüllte er. Die Schwadron trat an.

Hundertundsechzig Hexen, in zwei Reihen sauber ausgerichtet. Am rechten Flügel die Oberhexe Feodorowna Hippenkranz, danach Frau Hexe Deppe, danach Fräulein Mohrchen (aus Sachsen) und alle die andern. „Stillstann!" dröhnte Herr Sengespeck. Sie standen wie die Mauern. Der Weibel verlas den Dienst:

„Heute abend steht die Eskadron geschlossen vor dem Blocksberg am Südhang. Abrücken dazu um 10 Uhr. 11.40 Besichtigung durch Seine Exzellenz den † † †. (Ein ganz unmilitärischer Schauer ging durch die Reihen.) 12 Uhr bis 4.30 Orgie, mit anschließender Parade vor Höchstebendemselben. 5 Uhr Abreiten. Es tritt alles ein." Sengespeck ließ das Blatt sinken. „Also heute ist der große Tag. Daß mir der Anzug in Ordnung ist! Der Donner holt euch! Die Besenstiele gut gestriegelt, die Lumpen vorschriftmäßig, Haare in die Stirn gekämmt. Stiefel: keine. Weggetreten!" Hurr — weg waren sie. Und putzten.

Die Zweite Schwadron des Zehnten Teuflischen Hexen-Regiments war zur Zeit in einer kleinen Häusergruppe im Thüringischen, in der Nähe von Elend, einquartiert. Der Flecken galt für verlassen und unbewohnt, war es aber nicht. Der Flecken war belegt, völlig belegt, nicht ein Plätzchen war mehr frei. Hier wurden für das große Blocksbergmanöver alle Hexen der Umgegend ausgebildet; nur wenige waren abkommandiert, weiter ihren friedlichen Beschäftigungen nachzugehen, das Vieh zu behexen, böse Winde zu bannen und den Kindern Angst und Schrecken einzujagen. Hier aber herrschte der rauhe Ernst des Lebens. Hier wurde gearbeitet und exerziert, gedrillt und gewettert, daß es eine Lust war. Wochen und Wochen und Monate — und das alles für den einen Freitag, den dreizehnten November, für diese eine Nacht . . .

Frau Oberhexe Hippenkranz gab den grünen Liqueur aus. „Trinkt, Kinder, trinkt!" sagte sie zu den Novizen, die noch keinen Blocksberg mitgemacht hatten, „ihr werdets brauchen, die Nacht ist lang!" Das wimmelte und krabbelte in der Stube des Achten Beritts: die Carmag-

nac (eine Emigrantenhexe) legte Rouge und Hexenfett auf; die Schulzen, ein ausgekochter, alter Jahrgang, versteckte ihre riesigen grünen Ballschuhe an ihrer Büste; das rothaarige Fräulein Mohrchen aus Sachsen band die Korsettschnüre ans Bett und ging mit zusammengepreßten Lippen ein Stück ins Zimmer hinein, bis sie schlank war wie eine Stopfnadel; die kleine mollige ‚Perle' hingegen (eigentlich hieß sie Lieschen Peiermann und war die entartete Tochter einer sonst feinen Familie) hatte schon einen kleinen Schwips und kitzelte unaufhörlich lachend ihren schwarzen Kater, der auf ihren weißen Schultern buckelte. Und sie putzten und lärmten und stießen sich von den Spiegeln fort, alte und junge, braune und schwarze, schlanke und fette und verhutzelte.

Der Novemberregen klatschte gegen die Scheiben — in bösen Stößen rannte der Wind gegen das Haus an. Oben die Schuhus — alte castilianische Fledermäuse — klappten mit den großen Flügeln und sahen mit ihren glühenden Augen in die Schornsteine, wann die Madamen fertig wären. Es war heute Freitag — die klugen Tiere ahnten, was in der kalten Luft lag. Nur der alte Wach-Uhu war in seinem Verschlage und hatte sich ganz dick aufgeblasen. Er saß, satt und faul, auf einem toten Eichhörnchen, seinem Abendbrot — fressen mochte er noch nicht, aber er saß zunächst einmal drauf.

Aus der Weibelstube erklang gewichtiges Räuspern. HerrSengespeck trank den letzten Schluck Burgunderpunsch aus seinem kugeligen Glase und setzte es seufzend auf den Tisch. „Buah!" sagte er, „das ist ein Wetterchen! Dienst ist Dienst, aber es wäre doch ein gemütlicher Abend gewesen, sozusagen, bei den warmen Kacheln da und dem Knaster hier . . . Pfui, Rudolf, wer wird so etwas denken! Heute, am Ehrentage deines Herrn! Na, dann los!" Auf dem Tisch lag aufgeschlagen der Mallus maleficarum, eine Prachtausgabe des altehrwürdigen ‚Hexenhammers', aufgeschlagen bei Kapitul XXVII: ‚So die widerspänstige Hexe im casu incubi beim Inquirieren leugnet und was darauff zu geschehen', und daneben stand die dunkelgrün bauchige Flasche mit Stobbes Machandel 00. Ach —! Und mit einem wehmütigen Blick auf alle diese Herrlichkeiten machte er sich ans Umkleiden und tat die Gala-Uniform an: dunkelgrüner Rock mit gelben Aufschlägen und goldenem Kragen. Auf den Achselstücken brodelten die kleinen Fegefeuer mit gekreuzten Ofengabeln darüber: die Weibelabzeichen. Stöhnend zog der beleibte Mann das Koller fester. 's war nicht der erste Blocksbergdienst, den er machte; wer seit 1897 Jahr für Jahr die kalt-heißen Nächte durchbraust hat, der weiß, was das heißt. Wie die Zeit vergangen war! Wo waren alle die Andern —? Der rote Ignaz und Sergeant Presel (genannt der Kreuz-Junge) und der alte Wachtmeister Herrmann von der Zweiten Reitenden Wilden-Jäger-Brigade — wo waren sie alle? Dahin, dahin! Tot oder pensioniert oder Lotteriekollekteure — dahin, dahin! Noch einmal sah Sengespeck auf den braven Ofen in der warmen Ecke — dann riß er entschlossen die Tür auf. „Antreten!" donnerte er.

Ein wildes Getrappel und Gelaufe entstand in der Hütte, in den Häusern, draußen auf dem Platz. Hier saß einer der Gürtel noch nicht, der war das samtene Halstuch verrutscht und der das Strumpfband

gerissen — die eine vermißte ihren Besenstiel, die andre goß ihr Riechfläschchen über den Tisch — hallo! Aber dann standen sie doch.

Durch die rissigen Wolken schien der Mond. Der Weibel musterte grimmig seine Garde. „Achtung! Stillgestanden! — Hexe Fellinger, etwas zurück! — Der linke Flügel weiter nach vorn! — Die kleine Hexe da den Kopf nicht so hoch! — Also: immer, wenn was nicht klappt, mir ansehen! — Wenn Seine Exzellenz fragt, klipp und klare Antworten! —Und bei der Orgie muß das gehen wie das Donnerwetter!" Er holte Atem. „Zum Aufsitzen fertig! Aufgesessen! Eskadron — Terrab!" Hui! Durch den Hausflur, durch die Esse brauste es hinaus in die kalte, kalte Nacht!

Die Schuhus hielten die Spitze. Dann hoch zu Besen, Sengespeck und die Schwadron. Es ging über schweigende Dörfer, über rauschende, schäumende Wälder, Laub wirbelte in der Luft, und wenn der Mond einmal durch die Wolkenfetzen strahlte, fiel sein verschleiertes Licht auf den hastig galoppierenden Zug. Ein Besenstiel scheute — fluchend riß ihn die Reiterin zurecht. Mit hellem Pfeifen flog ihnen der Wind an den Ohren vorbei. Einmal spähte Sengespeck scharf nach unten — was gab es da? Der Mond leuchtete grade auf; ein Bauernweib kämpfte sich, die Röcke über den Kopf geschlagen, ihren Weg nach Hause . . . man sah mehr von ihr, als gut war. Jetzt wurden auch die Hexen aufmerksam — ein kreischendes Geschrei durchtönte die ziehende Luft. Erschrocken rannte unten das Weib, von Grauen gepackt — hohnlachend sauste oben die Schar weiter, hinein in das windige Dunkel.

„Tete links!" kommandierte Herr Sengespeck mit mächtiger Stimme. Da schwenkten sie ab, die Schuhus gaben Laut, andre antworteten aus der Ferne — und schwer atmend hielt die ganze Schwadron im Windschutz eines hohen Hügels. „Parole!" sagte eine Stimme aus der Nacht. „Hie gut Luzifer allewege!" sagte der Weibel würdevoll. Da hielt das Regiment.

Sie ordneten sich. Keine einfache Sache in der jetzt stockdunkeln Nacht, aber das war oft geübt, und es klappte. Mit halblauter Stimme gab Hexe auf Hexe die Befehle weiter — sie schaukelten, sie stießen einander und bewegten sich hin und her: da standen sie, ein geschlossenes Ganzes. Fahl leuchteten die weißen Nachtjacken der Oberhexen durch das Halbdunkel. Der Mond flackte, dunkel und hell, wie der Wind die Wolken über ihn trieb . . . Pause. Und dann kam es.

Ein Pfiff durchschnitt die Luft, es sauste, ein roter Schein leuchtete auf, eine geborstene Glocke klang, und vier Wölfe heulten lange. Die Hexen zitterten. Das war ER! Der Weibel riß das Kinn an die Binde — es gab ihm doch immer wieder einen Ruck, alle Jahre: es war ein großer Augenblick! Er trat vor.

Da dampfte dunkelrot der ewige, unvergeßliche Wagen, da klang die Glocke, da saß der alte höllische Kutscher auf dem Bock, der die purpurne Leine fest in der Faust hielt. Die Wölfe ließen die langen Zungen hängen und jappten nach Luft. Ihre Flanken flogen. Sie strömten vor Schweiß. Im Fond, hinter dem schwefelgelben Schlage: die Exzellenz.

Der Weibel war stolz auf seinen Herrn, wie alle Jahre. Bei den drei Kreuzen! welch ein Mann! Garnicht der geschniegelte Spanier,

wie ihn sich die Büchermacher abbildeten, die ihn nie gesehen hatten: ein einziger Wille, eine einzige Energie, ein Block von Stahl! Der Unterkiefer schob sich weiter vor, die Backenknochen strebten auseinander, die schrägliegenden Augen funkelten. Der † † † sah den Weibel an.

Sengespeck zog die Luft ein. Er war der älteste Weibel im Regiment — er kannte das Handwerk: jetzt galts! „Stillgesessen!" „Die Augen — ..icks!" Und, mit der Hand an der Mütze: „Zehntes Teuflisches Hexen-Regiment zur Orgie angetreten!"

Der Satanas zuckte mit keiner Muskel. Ein kurzes Kopfnicken — dann stieg er massig und schwer aus. Er war beleibt, aber nicht zu sehr — er meisterte seinen Körper, das sah man. Heute abend trug er die sparsam mit Gold abgesetzte, nachtblaue Uniform des Höchstkommandierenden. Auf dem Kopf saß ihm ein schwerer funkelnder Goldhelm mit getriebener Arbeit. Er klappte den Mund auf, ein riesiges Gebiß wurde sichtbar. „Augen — gerradeee —haus!" bellte seine tiefe, metallene Stimme. Er reckte den rechten Arm in die Höhe — in seiner Faust flatterte die Flamme einer Fackel. (Es war Künnemanns Höllenfackel ‚Lux', ein altbewährtes Fabrikat.) Vor ihm die Hexengesichter strahlten grünlich, sein Auge fiel auf eine Rothaarige in der zweiten Reihe, die regungslos saß, die Schenkel fest an den Stiel geklemmt, ihre Nasenflügel bebten. Sein Flammenblick überlief sie alle.

„Hexen!" sagte er. „Ich freue mich, euch hier begrüßen zu können. Ich hoffe, daß die zwölfhundertachtundachtzigste Walpurgisnacht so verläuft wie alle andern! Das Zehnte Regiment hat eine ruhmreiche Vergangenheit: die Bernsteinhexe hat ihm angehört; Maria Schwandnerin, die Mutter meiner Mutter, Unsre allverehrte Großmutter, hat dem Regiment jahrelang vorgestanden! Hexen! Machts gut heute nacht! Und nun auf, zum Blocksberg! Hoi—ho—to—ho!" Und: „Hoi—ho—to—ho!" antwortete ihm der jauchzende Chorus. Der Weibel riß den Schlag auf, die Wölfe zogen an, und das ganze Regiment folgte der Fackel des Führers, durch die Luft, über ein Tal, hinauf, hinab — zum Blocksberg.

Da zeigte sichs, was es mit alter Tradition auf sich hat: da stand das Hexenheer, die Fackel zog einen Strahl durch das Dunkel, und nun gab es kein Halten mehr. Das strudelte und raste durcheinander, scheinbar wirr und wild tobten die Formationen drauflos, kopfüber, kopfunter, rund um den Galgen auf der Kuppe, durch die Wolken, durch die Täler — aber keiner rutschte der Leitung aus der Hand, da war alles auf seinem Platz: Mann, Führer und Unterführer. Die Arbeit eines langen Jahres war nicht umsonst gewesen.

Unter dem Galgen auf der Höhe stand der Herr der Hölle und sah gefalteten Mundes auf das Gewühl. Da waren die ruhmreichen Bataillone, da waren sie alle, alle: das Siebente Preußische und das Erste Kurhessische und die Thurn-und-Taxis-Hexen und die Schwarzer Mahre und, auf Eisenstangen reitend, die Essener Feuerhexen; sogar Holsteinische Nixen schwebten dahin. Kobolde waren da, an ihrer Spitze der Geheime Oberstaatskobold des Innern — und die Wilden Jäger und Freischützen; Gespenster fremder Höfe — das Kaiserlich Türkische Hofgespenst war persönlich anwesend und schnitt der Weißen Frau die Kur

— und dazwischen immer wieder Hexen, Hexen! Alte verschrumpelte und junge schwellende, fliegende und kriechende, Ginsterhexen, Moorhexen und die Fliegerhexen. Der Fürst wandte sich jäh. „Wo ist die Verehrungswürdige aus Hänsel und Gretel?" fragte er seinen Adjutanten. Der Graf schnellte verbindlich nach vorn: „Sie ist schon zu gebrechlich, Exzellenz — man hat den lächerlichen Triumph der Kinder so oft beklatscht und die alte Dame dabei ausgelacht . . . !" „Das Pack", knirschte der Fürst. „Ich danke." Oben auf dem Gestänge des Galgens sangen die fünf Vokalvögel ihr schauerliches Lied: Der Aha, Ehé, Ihi, Oho, Uhu! Dahinter fiel der Fels steil ab. Unten kochte der rauschende Wildbach. Der Sturm hatte nachgelassen; man konnte es fast lind nennen, was da wehte; und auch der Mond traute sich nun ganz heraus, Vollmond, der er war, bleich und bläulich-hell. Da spielten die Kobolde zum Tanz auf, ihre ungefügen Dudelsäcke wackelten im Luftzuge — da kletterten kleine Marketenderteufel total betrunken aus rollenden Spritfässern, etwelche schoben Kegel — welche Kegel! welche Kugeln! — und die Hexen schrien und ritten und küßten sich satt für ein ganzes Jahr. Manche äfften ein Hexengericht, mit den peinlichen Fragen. „Willtu leugnen, daß dir der Teufel beigewohnet? — Willtu — hast du — willtu —", und jeder neue Unflat wurde mit unauslöschlichem Gelächter begrüßt. Dann schleppten sie die fröhliche arme Sünderin zu einem künstlichen Feuer, und jauchzend tanzten sie in den lohenden Flammen.

Ah — die schlanke Rothaarige! Eine Gefreitin von den Zehner Hexen! Der Fürst machte einen Schritt nach vorn. Sie hatte ihn gesehen und erbleichte. Diskret wandte sich der Adjutant ab.

— — — — — — — —

Der Weidenbusch schwankte, vom Wind geschüttelt. Was schweigt sie? dachte die Exzellenz. Wenn sie doch spräche. Da sprach sie. „Sei brudal, du sießer Schdirmer!" sagte die junge Hexe und schloß die Augen. Mein Leipzig lob ich mir —! und gerührt schloß sie der Teufel in seine Arme.

— — — — — — — — —

Die Orgie nahm ihren Verlauf; und immer lockender und weicher spielten und klangen die Aeolsharfen der Tübinger Hexenkapelle unter Herrn Musikleiter Justinus Kerner, und immer schmelzender sang der Sirenenchor.

In den Nebentälern geht es gemütlicher zu. Da machen die ältern Herrschaften ein ehrbares Tänzchen, da dreht sich die Salinenhexe mit einem alten Sergeanten im Rheinländer, es walzen die Mitglieder des Vereins ehemaliger Fünfer' mit Frau und Base — da wurde manch Feuerlein angefacht, an dem schnauzbärtige Korporale ernst und maßvoll tarockten. Auch der Wilde Sonntagsjäger war da — des gefürchteten Wilden Jägers gutmütiger Vetter vom Lande, ein behäbiger Koloß in bequemer Lodenjoppe. Das gute Blocksbier hatte es ihm angetan, Lieder seiner Jugend stiegen gleich Blasen in ihm auf, und längst verklungene Zeiten wurden noch einmal wach. Und schlurfend und schaukelnd wackelte er durch die Luft, im Arm lag ihm ein Besenstiel, den eine trunkene Hexe verloren haben mochte, und während die Musik einen

neumodischen Wackler intonierte, sang er unentwegt und stillvergnügt vor sich hin:

„Sie spielt auf ihrem Tingelingeling
Von sieben bis um eins —
Und hat mit ihrem Tingelingeling . . .“

„Aber Adolf!“ flüsterte seine Frau und zupfte ihn am Aermel. „Was sollen die Leute dazu sagen!“

Draußen rast das Fest. Schneller und schneller wirbeln die Massen durcheinander. Ein bacchantischer Zug tobt durch die Luft, voran ein alter Hexenmeister auf einem grauhaarigen Ziegenbock, hinter sich schleift er, einem Kometenschweife gleich, die Hexen von Harvestehude. Sie liegen lässig auf den Besenstielen, ihren Kopf haben sie hintenüber gelegt, die Haare flattern . . . Und sie singen! Das Hexenlied — horch!

„Soon . . . Topp . . .
Voll Snuten und Poten,
Gefüllt bis an den Rand.
Swattsur mit Klüten,
Das schmeckt uns ganz scharmant!
Erbsen und Bohnen
Mit Swinfleesch nicht so knapp . . .“

Das Gewühl schließt sich hinter ihnen, sie müssen schon weit fort sein, denn nur im Hall des Windes tönt es noch:

„Nach son Gericht
Da leckt man sich
Bestimmt die Finger ab!“

Und zuckend umschlingen die Landhexen die Nickelmänner, die Kobolde, die Freischützen — ihre Lippen sind durstig, denn es ist nur ein Mal dreizehnter November im Jahr —!

Der Fürst stand wieder unter dem Galgen; der Adjutant, unmerklich lächelnd (eine besondere Kunst aller Adjutanten) hinter ihm. Regungslos verharrte der Teufel, den Blick starr auf den Horizont gerichtet. War das ein heller Schein —? Er sah auf den prachtvollen Chronometer, das Geschenk eines bekannten Blumenmediums. Fünf Minuten vor halb Fünf. „Lassen Sie abblasen, Graf!“ sagte er.

Ein grauenhafter Ton übertönte das Ganze. Der Hornistenkobold setzte, zitternd vor Anstrengung, das mißgestaltete Instrument ab — da stand alles. Wieder hob er es, wieder hallte das Horn, als ob ein Ochse abgestochen würde — da ordnete sich das Heer. Gleich trat zu Gleich, Zug zu Zug, Bataillon zu Bataillon — die Feuer erloschen, das Getümmel nahm ab.

Und das Horn erklang zum dritten Mal! Einen nie geahnten, fürchterlich gequetschten Ton gab es von sich — und da zog durch die Luft noch einmal alles am Galgen vorbei: die Gäste, die Führer, die Hexen — alle! In zwei Gliedern, stramm ausgerichtet, im gleichen Trab, die Besenköpfe in einer Reihe — ein Wunder der Disziplin! Und dann erst hielten sie, machten Front und standen fest. Das Ganze halt! Stille.

„Hexen!" rief der Fürst mit weithinhallender Stimme. „Ich war mit euch zufrieden! Ihr habt — jede für sich — Ehre eingelegt! Ganz besonders von den Zehnern nehme ich die besten Eindrücke mit nach Haus! Ich verleihe dem Führer der Zweiten Eskadron, Hexenweibel Sengespeck, den silbernen Hexenhammer am Bande zu tragen! Mich sehr gefreut, mein lieber Sengespeck! Und auch ihr Andern, lebt wohl! Bis zum nächsten Mal!" „Bis zum nächsten Mal, Exzellenz!" donnerte das Heer. Die Glocke klang, die Wölfe heulten, durch seinen roten Dampf fuhr Satan davon. Und davon raste das Heer, in alle Richtungen der Windrose. Die Dorfkirchtürme sandten den Davonziehenden fünf zitternde Glockenschläge nach. Sieh — im Osten der erste graue Streif! Katrig zog der Tag auf. Der Blocksberg war leer.

*

Da lagen die Hexen der Zweiten Zehner-Schwadron wieder in der Hütte auf ihren Betten, kaum entkleidet — da lagen sie, und schliefen einen totenähnlichen Schlaf. Nur die schlanke Rothaarige saß noch wach (ihr Schnürpanzer hing über einem Stuhl), dehnte sich befreit und lächelte seltsam. „Weeß Gneppchen", flüsterte sie, „weeß Gneppchen!"

Drin aber in seinem Stübchen stand Weibel Sengespeck und betrachtete wieder und immer wieder in dem großen blanken Spiegel den blitzenden Hammer, der ihm so herrlich die Brust zierte. Er räusperte sich befriedigt. „Die wahre Tüchtigkeit", sagte er zu seinem Konterfei, „wird doch stets anerkannt. Wie habe ich sie aber auch ausgebildet, ich, der Hexenweibel Sengespeck! Wie die Wendungen klappten! Wie sie parierten!" Er trat ganz nahe an das Glas heran. „Rudolf, das mußt du selbst zugeben: den Hammer hast du dir ehrlich verdient! Aber ich hab' es ja immer gesagt: Es geht nichts über einen alten tüchtigen Korporal! Du Ritter des silbernen Hammers: Gute Nacht —!"

Tag und Nacht von Eduard Saenger

Tag, der steil aus runder Fähre steigt,
Seelenflammen facht und treibt und trennt;
Der in grellen Rissen Leiden zeigt,
Wenn er über blinder Schöpfung brennt;
Tag, der auslischt, wenn er sich besann,
Wund verzuckend in Erinnerungen —
Tag spricht tausendfach mit weisen Zungen:
„Hange nirgend an!"

Nacht, die schwer vom Geschmeide des Taus
Blumen und Büsche zusammenbiegt;
Mild über Schuld und Geschick hinaus
Suchende Hände in Hände schmiegt:
Nacht, die aus Furcht, daß die Seele zerstiebe,
Ewige Wiederkünfte gebar —
Nacht spricht einmal und immerdar:
„Alles um Liebe!"

Uebergangskredit von Lorarius

Die Entente hat unsre aktive Weltkreditfähigkeit tot gesagt. Sie lebt noch, sie ist vielleicht unternehmungslustiger als vor dem Kriege. Schon sind im Osten neue Stationen errichtet, in Libau, Riga, Bukarest. Die Depositenkeller sind bis über den Rand gefüllt, die faulen Geschäfte sind abgeschrieben oder saniert. Eine große Probe ist während des Krieges erfolgreich mit den verbündeten Ländern gemacht worden. Die Konzentration bedeutet Vermehrung der Saugarme, in allen Industrien Deutschlands liegen jetzt die Schläuche. Braucht das Ausland Uebergangs- und Friedenskredit von uns: unsre großen Banken sind bereit. Da die starren Abschließungsprinzipien nicht verwirklicht werden, vielmehr die ganze vernünftige Welt die Wiedererweckung der internationalen Wirtschaftsgegenseitigkeit will, wird auch der Kredit wieder um die ganze Erde kreisen. Das deutsche Geld wird sich in tausend Kanäle ergießen. Daran kann kein Zweifel sein. Wir streben einen Uebergang zur Weltwirtschaft an, also müssen wir auch den aktiven Weltwirtschaftskredit pflegen. Allerdings nicht wahllos, nicht ohne Sicherungen, nicht nach Liberia und ähnlichen Konkursstaaten, sondern nach fruchtbaren Gegenden, nach soliden Regierungen und zuverlässigen Privatunternehmungen. Aber auch nicht mit gieriger Happigkeit, sondern mit Wohlwollen, mit Berücksichtigung der Volkseigentümlichkeiten, der fremden Rentabilitätsnotwendigkeiten. Kein Annektionskredit, sondern ein Geschäftskredit im edelkaufmännischen Sinne. Der Uebergangskredit soll den moralischen Kredit Deutschlands im Auslande heben, was keineswegs einen dummen, verlustbringenden Altruismus bedeutet.

Ein andres Kapitel ist das des Innenkredits. Die Großbanken sehen riesige Finanzierungsaufgaben, Ermöglichung von Fusionen, Vertrustungen, Verbänden. Sie vergessen darüber den Personalkredit, den alten hanseatischen Kredit, mit dem früher Tüchtigkeiten finanziert wurden. Die Verödungsfanatiker würden das Abgurgeln der kleinen und mittlern Selbständigkeiten jubelnd begrüßen. Der Selbständigkeiten, die voll Wirtschaftsfeuer sind, voll Drang nach oben, der Hechte, die das Karpfenleben unbequem machen. Grade sie sind zu unterstützen. Sie sind die Anreizer der Uebergangswirtschaft, sie sind die Unruhigen, die Pläneschmiede, die Schreier nach neuen Möglichkeiten, die ewig Unzufriedenen. Vertrustung macht satt. Eine Kulturwirtschaft kann garnicht genug Hungrige haben. Wir brauchen Spezialfabriken, Handelsfirmen, Ingenieure, Architekten, Chemiker auf eigenen Füßen. Sind Arbeitskraft und Talent geringere Sicherheiten als Maschinen, Grundstücke oder Baumwolle? Man studiere die Mortalitätstabellen der Lebensversicherungsgesellschaften. Die beste Kapitalsanlage bietet immer noch der lebendige Mensch. Spannen wir ihn kreditgestärkt vor die Uebergangswirtschaft. Er wird sie in einen reichen Wirtschaftsfrieden hineinziehen.

Ein Wort auch an die Handwerkstöter. Sie glauben nicht an die Existenzberechtigung des handwerklichen Betriebes, sie sehen ihn durch die „Entwicklung“ zerrädert. Aber sie haben keinen Blick für Qualitätsarbeit. Stuhlbeine eines Massentyps stellt man in der Fabrik her, feingedrechselte Stuhlbeine jedoch in der kleinen Werkstatt. Das deutsche Kunstgewerbe soll nicht durch die Fabrikmaschine gezogen werden. Wir ersehnen eine Neuauflage der Kunst des deutschen Handwerks. Beide Entwicklungen können nebeneinander und miteinander leben: die Massenerzeugung im Maschinengroßbetrieb und das Handwerk. Das Handwerk in Städten, Städtchen und Dörfern. Wohl mag der Handwerker für

den Großbetrieb arbeiten, aber er muß dabei ein selbständiger Handwerker bleiben. Sonst verliert er sein Bestes. Bauen wir also die stillgelegten, die vernichteten Betriebe wieder auf. Propagieren wir den Uebergangskredit für sie. Nicht nur die Kreditorganisationen des Handwerks, die Regierungen und die Städte sollen dem Handwerk Kredit gewähren; auch die Banken dürfen nicht zurückstehen. Es gibt für sie keine Kreditkappalien, wenn es sich um die Aufzüchtung deutscher Qualitätsarbeit handelt.

Wir brauchen ferner Uebergangskredit für Geistesarbeiter, für Künstler, für Schriftsteller, für Gelehrte, für Erfinder. Der Krieg hat sie an die Wand gedrückt, hat sie mißachtet, ihre Arbeit schäbig entlohnt. Er belohnte nur reichlich Munitionsfabrikanten, Lebensmittelschieber, Pferdehändler und ihresgleichen. Aber die mit Schädel und Hirn Pflügenden vernachlässigte er. Hier bedarf es der „Wiedergutmachung". Gebet, ihr Geldpotenten, Denen Kredit, die euern Uebergang in den Frieden mit Kulturglanz umstrahlen sollen, deren Funken noch immer unter dem Kriegsschutt glimmen!

Antworten

Rittmeister Rudolf Weinmann im Felde. Auf Ihre Gefahr! Auf die Gefahr hin, daß die Soldaten Sie ein Etappenschwein nennen, das sich statt an den Feind in künstlerische Probleme wühlt, und die Künstler einen Reaktionär, der stürmisch-jungen Forderungen unzugänglich ist, will ich mich Ihrer Philippika gegen diese annehmen. Insbesondere bringt Sie die „Schauspielkunst von morgen" in Harnisch. „Sieht man nämlich", sagen Sie, „näher zu, so werden alte Selbstverständlichkeiten (über Pathos, Stil, Natürlichkeit) oder — neue Unverständlichkeiten gepredigt. ‚Jugend' und nochmal ‚Jugend' ist dabei die Parole. Von Talent und Persönlichkeit ist nicht weiter die Rede. Aber auf die allein kommt es an, und keine Schule, keine Richtung, kein Wille und keine Ueberzeugung kann sie machen. Sie müssen von selbst erstehen — in aller Zukunft wie in aller Vergangenheit. Und dann: was gedenken die Apostel der ‚Schauspielkunst von morgen' etwa über die Lehmann, Höflich, Massary, über Bassermann, Girardi, Pallenberg, Wegener, Moissi zu beschließen?! Hätten sie Vollmer, Matkowsky, Kainz, Giampietro, weil von ‚gestern', von der Bühne gewiesen? Hätte Baumeister, der gar erst als Fünfziger der wurde, der er war, nicht abdanken müssen, ehe seine Zeit gekommen? Wollten lieber endlich die Schlagworte abdanken, da sie doch, angesichts der lebendigen, wirklichen und wirkenden Tatsächlichkeit der großen künstlerischen Persönlichkeit, der zwingenden Macht des Talents allabendlich zwischen sieben und zehn in nichts zerstieben." Recht so. Den Beweis für Sie führt Bassermann in drei Einaktern, die das Deutsche Künstler-Theater ihm zuliebe ausgegraben hat. Da könnte nun wirklich nicht bloß ein grüner Expressionist, sondern auch ein grauer Naturalist, namentlich ohne dabei gewesen zu sein, sowohl dem Direktor Barnowsky zürnen, der Rollen statt Dramen spiele, wie dem Darsteller Bassermann, dem über seinem seligen Brotherrn Brahm der unselige Vorbesitzer des Iffland-Rings stehe. Wiedergeburt des Komödiantentums mit allen seinen Gefahren. Zerstörung des festen Ensembles. Galaparade der Masken, Männchen und Mätzchen. Jahrmarkt der Eitelkeiten, von dem sich die obdachlose Seele weinend verziehe. Aber: nicht jeder, der sich die Bühne sauber wünscht.

empfindet hier eine Beängstigung. Was geht vor? Schnitzler; Hartleben; Fournier und Meyer. Die Gefährtin; Die sittliche Forderung; Eine Partie Piquet. Bassermann als Gelehrter, als Kaufmann, als Chevalier. Gebürtig aus Wien, aus Rudolstadt, aus Paris. Fünfundvierzig-, fünfundzwanzig-, fünfundsechzigjährig. Früh-weiser Zuschauer, reiner Tor, alter Narr. Jenseits, diesseits, abseits der Liebe. Am Grabe, vorm Schlafzimmer, hinterm Spieltisch. Stimmung der skeptischen Elegie, der frozzelnden Bürgerschnurre, des verschollenen lever du rideau. Also Anlaß genug zur Virtuosität, zur Pfauengrandezza, zum Triumph der Wandelbarkeit als Selbstzweck. Und was geschieht? Bassermann nimmt diesen Anlaß nicht wahr. Der Schlag Bonn würde rufen: Seht, wie ich mühelos vereine, wozu früher Sauer, Rittner und Haase nötig waren! Und würde, selbstverständlich, nicht einmal Haasen erreichen. Bassermann, der von jeher irgendwo zwischen dem Tausendkünstler und dem Ich-Schauspieler gestanden hat, eine Art deutscher Novelli, unterscheidet seine drei Leute außen und innen und bleibt doch immer er selbst. Es ist wie mit dem Kleide, das er in diesen drei Stücken trägt: drei völlig verschiedene Röcke — und jeder ein schwarzer Bratenrock. Mag dem glattgesichtigen Pilgram die geistige Arbeit das Haar gebleicht haben; mag der bebrillte Stierwald durch seine Vierschrötigkeit und den blonden borstigen Backenbart seinen Namen in beiden Teilen zu Ehren bringen; mag der wacklige und umso haltungsbeflissenere Chevalier mit der blanken Schlittenbahn zwischen den Wülsten über den Ohren und den sorgsam gruppierten Sardellen im Nacken von fern an den weiland stadtbekannten Freiherrn von Strantz erinnern: sichtbar und hörbar durch alle Vermummung hindurch ist der einmalige, einzigartige Albert Bassermann. Er gibt jeder Figur eine wunderbare Geschlossenheit. Er schweigt, er sächselt, er kräht. Er ist voll von resignierender Lebensbitterkeit, von halb pharisäischer, halb ahnungslos-lüsterner Lebensneugier, von adelsstolzer, verrostet knarrender Lebemännlichkeit. Und trägt nicht mit geschäftiger Artistik Nüancen zusammen, sondern läßt aus seinem Blut in natürlichem Reichtum Züge erblühen, neue, überraschende, überrumpelnde Züge, die die spezifische Logik der drei Personen erhöhen helfen und zugleich das Wesen der formenden Persönlichkeit aufdecken. Virtuosität? Jawohl; aber keine bekämpfens-, sondern eine verkündenswerte, eine, die weder den Autor noch den Partner vergewaltigt. Man blickt mit Entzücken drei Stunden lang auf die Bühne. Was ist das da oben? Kein Puppenspieler: ein Menschengestalter. Bei aller Frische bereits ein Klassiker seiner Kunst. Ein Alter Meister. Ein kostbarer deutscher Besitz. Sollen die Bilderstürmer ihre Chagalls mit geblähten Backen ausposaunen oder vorläufig gar erst die Theorien für sie: deshalb wissen wir doch, was uns Greco ist, und was er uns jederzeit bleiben wird.

Karin St. Also nicht einmal Phantasie war nötig, um ‚Nach Damaskus' richtig zu spielen, sondern nur Kenntnis von Strindbergs Dramaturgie, worin es heißt: „Dieses Drama hätte ich nie zur Aufführung gebracht, wenn wir nicht Vereinfachung gesucht hätten." Sie wurde, nach Ihrer Schilderung, in Stockholm gefunden, indem man auf Zwischenvorhang und Seitenkulissen verzichtete und nach jeder Szene bei verdunkelter Bühne den Prospekt in die Höhe rollte und den nächsten herunterließ. Es ist für dieses Drama so selbstverständlich der einzige Bühnenstil, daß ich schon vor vier Jahren nicht begriffen habe, wie man es anders machen konnte. Aber auf solchen Fehlgriff sich gar zu versteifen . . .

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Disposition des Friedens

von Germanicus

Ueber Bautzen-Kamenz weht die rote Flagge oder, wie es wohl richtiger heißen muß: die Flagge des Verständigungsfriedens. Diese Tatsache dürfte der Reichsregierung zeigen, wie wenig Ursache sie zu der Annahme hat, daß eine auf Kraft gegründete Politik der Friedensfindung nicht die weit überwiegende Mehrheit des Volks hinter sich habe. Es bedarf keines Nachweises, daß die Wahlziffern in diesem sächsischen Kreis, der sogar zur Zeit des „roten Königreichs" von der Sozialdemokratie nicht erobert werden konnte, noch wesentlich stärker den Willen zum Verständigungsfrieden aufgezeigt hätten, wenn auch die draußen stehenden Krieger zur Urne geschritten wären. Ueber den Ausgang der nächsten allgemeinen Reichstagswahlen kann jedenfalls nach diesem Vorspiel schon heute kein Zweifel bestehen. Das aber, wir wiederholen es, müßte genügen, um der Regierung den Kurs zu weisen, den sie, und zwar fest und ohne Abweichungen, zu steuern hat. Es ist sinnlos, weil unbegründet, daß sie auch heute noch schwankt und Das, was sie eigentlich zu tun die Absicht hat und im großen und ganzen auch tut, durch heldenhaft angemalte Kulissen zum Gefallen gewisser Athleten und Spezialinteressenten zu verdecken sucht. Bautzen-Kamenz könnte und sollte für die Reichsregierung eine neue Stärkung sein, unbekümmert und offen das Programm zu erledigen, das sie sich gesetzt hat, über das sie aber immer noch ängstlich und darum keineswegs erbaulich teils diplomatisch schillernde, teils teutonisch konfektionierte Vokabelschleier zu breiten sich bemüht. Solche Schwäche der Angst vor der Giftwirkung innerer Entzündungsherde kennzeichnet auch die letzte Rede des Grafen Hertling, damit nur aufs neue den beständigsten aller Fehler der deutschen Außenpolitik wiederholend. Der Kanzler kreuzte, als fürchte er auch heute noch, daß plötzlich von irgendwoher der alldeutsche Sturm sein Boot fassen und umlegen könnte. Die entscheidende Folge solcher Uebervorsicht aber ist, daß die eigentliche Führung bei der nun sich zwangsläufig, wenn auch nur tastend entwickelnden Friedensdisposition auf den Grafen Czernin übergegangen ist. Ein Zustand, den wir an sich bedauern, der aber eben als ein Ergebnis der glorreichen alldeutschen Politik betrachtet werden muß, einer Politik, die Deutschland stark machen möchte, und die es immer wieder schwächt. Wir wollen es nicht leugnen: wir empfinden eine gewisse Beschämung darüber, daß der Graf Czernin ausersehen werden mußte, die Brücke über den Ozean hinüber zu bauen. Es ist gewiß richtig, daß zwischen Oesterreich-Ungarn und Amerika die Hindernisse geringer sind; aber es läßt sich nicht leugnen, daß die Rolle der Friedensführung Deutschland zugestanden hätte, und

auch das ist gewiß, daß hierfür die politische und die technische Möglichkeit zu finden gewesen wäre. Daß es nicht geschehen ist, gehört auf das Konto der zwar überflüssigen, aber immer noch wirksamen Furcht vor der Siegfriedensfronde. Solche Fatalitäten hat die Politik der starken Männer zur Folge: Deutschland hat sich in die Stellung des Mandanten hineinbegeben müssen und hat Oesterreich-Ungarn zu seinem Anwalt ernannt. Wenn man dies und alles, was damit zusammenhängt, richtig sieht und bedenkt, begreift man die Seufzer, die die ‚Germania' ausstößt, wobei sie wohl halb und halb die Stimmung und Meinung des Kanzlers aufdeckt: „Die Reichsregierung kann nicht daran denken und denkt tatsächlich nicht daran, eine Desperado-Politik nach alldeutschen Rezepten zu machen. Das leuchtet zwischen den Zeilen der Kanzlerrede unverkennbar hervor." Es leuchtet hervor; aber es könnte hell und weithin sichtbar aufbrennen, wenn sich die Reichsregierung von den letzten Resten ihrer alldeutschen und konservativen Aengste zu befreien wüßte. Es ist wiederum die ‚Germania', die durchaus richtig erkennt: „Es galt, uns aus dem Uebel herauszuführen . . . Was da verwirren konnte, war lediglich auf das Treiben einer oppositionellen Presse zurückzuführen, die kein Mittel unversucht ließ, in letzter Stunde die Reichsleitung von ihrem zielbewußt verfolgten Kurse abzubringen und auf alldeutsche Rezepte einzustellen."

Wir sind wenigstens einigermaßen aus dem Nebel der Phrasen und Phantasmen herausgeführt worden und haben uns von dem beabsichtigten Kurs nicht abbringen lassen; aber der Kompaß war, so peinlich es auch ist, dies zu sagen, oesterreich-ungarisches Fabrikat. Hoffentlich lernt die deutsche Reichsregierung nun allmählich und möglichst bald, daß sie solcher für sie und das Reich nicht nützlichen Rücksichtnahme auf die Herren um Westarp und Reventlow entbehren kann. Was sie auch immer tun mag, die Friedensdisposition zu klären und auszuführen: der Mehrheit des deutschen Volks kann sie gewiß sein. Diesmal hat Graf Hertling es leider noch für richtig befunden, zu Czernin zu sagen: Hannemann, geh du voran, du hast die größern Stiebel an. Die größern Stiefel aber waren Graf Czernins Ueberzeugung, daß er, wie es sich für einen Staatsmann der Demokratie gehört, mit seinem Volk eines Willens ist. Graf Czernin hat die oesterreich-ungarischen Vorgänge, die man dem deutschen Volke mit so falschem, von der wiener Arbeiterzeitung zu Recht als innerpolitischer Zitterkrampf verhöhntem Eifer verheimlichen wollte, richtig zu deuten gewußt. Er hat die Streikenden getadelt, aber er hat sie verstanden. Er hat sie als Unterstützung, wenn auch nicht herbeigerufen, so doch entgegengenommen. Und er konnte dies tun, denn die oesterreich-ungarische Arbeiterschaft, die, weniger des Brotmangels als der brester Stockungen wegen, ihre Macht in einer Ausmessung, die alles Bisherige übertraf, eingesetzt hatte, unterschreibt den Grundsatz, der die Voraussetzung jeder Friedensdisposition der Mitte-

mächte ist und bleiben wird: das unbedingte Eintreten für die Integrität des Staatsganzen und damit die bedingungslose Durchführung des Verteidigungskrieges. Diese Voraussetzung ist denn auch eine gewisse Beruhigung für das Mißbehagen über die Rollenvertauschung zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland, was die Führerschaft bei der Friedensfindung betrifft. Weder Scheidemann noch Victor Adler sind für eine Minderung des Vorkriegsstandes zu haben; für Scheidemann ist Elsaß-Lothringen eine bedingungslos deutsche Angelegenheit, und Adler wünscht ausdrücklich, das zukünftige Oesterreich-Ungarn nicht als einen Staatenbund, sondern als einen „demokratischen Nationalitätenbundesstaat".

*

Es kann nun kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der endgültige Frieden den Westen suchen und vom Westen kommen wird. Die kleine, aber hartnäckige Gruppe jener Theoretiker, die sich bedingungslos in die Arme Rußlands werfen wollte, ist darüber ebenso zerschmettert wie aufgebracht. Sie mag von ihrer Liebhaberei, wie Kühlmann es nannte, nicht lassen und sieht bereits, prophetisch begabt, wie Georg Bernhard nun einmal ist, die Zukunft des Deutschen Reichs für alle Ewigkeit verbaut und verloren. Wir haben hier nie verschwiegen, daß der Krieg nur durch die Verständigung mit dem Westen beigelegt werden kann, und daß nur auf diesem Wege eine halbwegs zuverlässige deutsche Entwicklung zu suchen ist. Rein spekulativ mögen auch die Fanatiker der östlichen Richtung recht haben; vielleicht wird sogar einmal — nämlich nach dem Mordsiege Asiens über Europa — ein Professor und Kritiker der Geschichte haarscharf nachweisen, daß die Entwicklung, wie sie nun läuft und nicht mehr aufgehalten werden kann, ein Fehler war. Mag sein. Die Geschichte leidet eben noch mehr als die Natur an der Unvollkommenheit, daß das Ideal, wie es in der Retorte entstehen könnte, von der Wirklichkeit nicht nur nicht erreicht, sondern so und so oft widerlegt wird. Letzthin entscheiden die Tatsachen, und nur aus solchen Tatsachen kann die Politik sich aufbauen. Als eine so entscheidende Tatsache aber steht fest, daß Rußland zur Zeit ein in Gärung übergegangener Körper genannt werden muß. Darauf hat Kühlmann eindringlich hingewiesen: „Es sieht so aus, als ob der Prozeß der Zersetzung und Zersplitterung noch für lange Zeiten sich fortsetzen sollte." Wie nun wäre es möglich gewesen, auf so unsichern Grund den Frieden zu gründen! In einer spätern Zukunft wird Rußland gewiß wieder eine kompakte, zuversichtlich wieder eine vom westlichen Expansionsdrang ergriffene Macht sein. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß dann und auch bereits auf dem Wege dorthin England abermals und, wie so oft bisher, den russischen Koloß als Prellbock gegen Deutschland ausspielt. Aber der Tag entscheidet. Und gegenwärtig ist es jedenfalls so, daß der Friedensschlüssel dort gesucht werden

muß, wo die Macht sitzt, die gegenüber der des Vierbunds als aktive Realität wirksam ist. Wir wollen einen Friedensschluß mit Rußland gewiß nicht unterschätzen; aber für die Beendigung des Weltkriegs bedeutet er schließlich nicht mehr als einen neuen, allerdings fühlbaren Druck auf die Westmächte, friedensbereit zu werden. Doch genügt hierfür, nüchtern angeschaut, die gegenwärtige Lage, die uns im Westen die volle Kraftentfaltung erlaubt. Wenn also etwa, womit man immerhin rechnen muß, Trotzkis dogmatische Hartnäckigkeit den Abschluß verhindert, so kann dadurch die eigentliche Liquidation des Krieges kaum gestört, vielleicht sogar gefördert werden. Womit gesagt ist, daß wir dem russischen Chaos gegenüber keine Eile haben, wenn wir nur die Gelegenheit, beide Arme rühren zu können, dazu benutzen, fest nach dem uns von der Geschichte, vom Instinkt und von der Kultur diktierten westlichen Anschluß zu greifen, ihn zu zwingen, ihn uns zu sichern. Fürs erste aber ist mit einem Scheitern der demnächst in Litauisch-Brest wieder aufzunehmenden Verhandlungen kaum zu rechnen, wenngleich für ihr Gelingen noch kein sicherer Weg zu sehen ist. Immerhin: so sehr auch Trotzki offenbar der Tendenz folgt, Rußland in der Absteckung des zaristischen Raubreichs als eine unteilbare Einheit anzusehen und den abstrebenden Randvölkern nur die ein wenig bajonettstachlige Freiheit, die er meint, einzuräumen, so scheinen doch die halbwegs vorgeschrittenen Verhandlungen mit der kiewer Ukraine (wobei auch die Kaufkraft der Mark eine Rolle spielen dürfte) und ebenso die Abmachungen mit Finnland den Ausgang des brester Friedenskonzils nicht ganz hoffnungslos erscheinen zu lassen. Eins sollte Rußland jedenfalls bedenken: verschiebt es seine Spezialgeschäfte bis zur Generalweltabrechnung, so wird es eine schwere Enttäuschung erleben. Anglo-Amerika hat nämlich ein vitales Interesse daran (hier stimmen wir den östlichen Fanatikern durchaus zu), die Kluft zwischen Rußland und den jetzigen Mittemächten zu erweitern; und es wird schon, um möglichst viele Forderungen von sich abzulenken, heftig Wechsel auf den russischen Bankerott ziehen. Es läge darum im eigenen Interesse Rußlands (ein Rat, der übrigens auch für Frankreich gilt), sich so, wie Hertling es fordert, unabhängig von der Rumpf-Entente mit den Mittemächten zu einigen. Wie diese Einigung nun auch schließlich aussehen wird — sie zeigt schon heut die Lunte für eine feuergefährliche Auseinandersetzung in Mitteleuropa: Polen. Wobei aber zu bemerken ist, daß die Größe dieser Zukunftsgefahr, welche Lösung auch immer gewählt wird, nicht gemindert werden kann. Polen bleibt bis auf weiteres ein fatalistisches Symbol für das Schneckentempo des werdenden Europa. Man muß sich bescheiden und mit einem kleinen Zynismus trösten: wenn jene Ostliebhaber davon sprechen, daß die englischen Inseln amerikanisches Vorland sind, so läßt sich ebenso gut sagen, daß Rußland Asiens Vorposten ist, und daß die Linie, die den europäisch-amerikanischen Block von dem

asiatischen trennt, etwa bei Warschau oder heute vielleicht noch bei Posen vorbeiläuft.

Die Brückenbauer sind an der Arbeit. Es wäre falsch, darüber zu jubeln und frühzeitig die Rüstung abzubinden. Nicht einmal die Tatsache, die bei dem Hinweis des Grafen Czernin, daß es sich vielleicht empfehlen würde, zwischen Oesterreich-Ungarn und den Vereinigten Staaten ein Zwiegespräch herbeizuführen, vorausgesehen werden konnte, nicht einmal die Tatsache, daß Graf Czernin und Wilson, man darf es wohl so sagen, bereits in Verbindung getreten sind, kann uns übermütig machen. Es wird vielleicht noch viel Blut fließen. Und wir werden, woran wir ja niemals auch nur den geringsten Zweifel gelassen haben, falls es zu einer nach Westen gerichteten Offensive kommen sollte, gewaltige militärische Erfolge den bisherigen hinzuzufügen haben. Aber die bereits vorliegende Entscheidung wird dadurch in keiner Weise beeinflußt werden können. Der Weg über Washington und London muß gegangen werden. Wir haben gesiegt, und wir werden weiter siegen; aber wir haben England und Amerika nicht besiegt, und wir werden sie nie besiegen. Wir werden mit beiden verhandeln müssen. Wir könnten dies aber schon heute tun, ja, wir wollen es tun. Weigern sie sich, die Brücke, die sie selber mitbauen halfen, und die wir von der andern Seite her ihnen entgegenwölben, jetzt zu betreten, so werden alle Teile darunter zu leiden haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß solch törichter Trotz sich früher oder später an den Friedensweigerern rächen würde; wir bekennen uns bedingungslos zu dem Wort des Kanzlers, daß unsre Friedensbereitschaft kein Freibrief für die Frivolität oder auch nur für die Unsachlichkeit unsrer Gegner ist. Die nächsten Wochen werden vielleicht die Entscheidung bringen, vielmehr sie werden bestätigen, was bereits entschieden ist. Eins sollen aber unsre Gegner bedenken: es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß vor der schwarz-weiß-roten Flagge, wenn sie über Paris aufgeht, die Verständigungsfahne von Bautzen-Kamenz auf Halbmast sinkt.

Publizisten von Johannes Fischart

I.

Theodor Wolff

Noch immer haben den Durchschnittsmenschen, den Publikus, die Dinge, die Tatsachen weniger interessiert als die Persönlichkeiten, die, schiebend und stoßend, dahinter standen. Carlyle hat eine ganze Geschichtstheorie darauf aufgebaut. Er orientierte sich in der Historie an den Helden. Das Altertum ergötzte sich an Plutarch, dessen biographische Aufzeichnungen man noch heute lesen sollte. Die moderne Zeitgeschichte hat einen ganz neuen Typ solcher Helden herausgearbeitet, die auf die Gestaltung der Zeit-

geschichte den allergrößten Einfluß ausüben. Das sind: die politischen Publizisten. In demokratischen Ländern hat sich dieser Heroismus der Feder natürlich viel früher Bahn gebrochen. Frankreich, oder richtiger: Paris, ist der klassische Boden dafür. In Deutschland hat man die Presse, so gierig man auch morgens und abends nach ihr griff, Jahrzehnte lang höher als Säuberungsmittel für das Einauge der menschlichen Kehrseite geschätzt denn als geistigen Wegweiser für die beiden Augen, mit denen man die Welt zu betrachten und zu werten pflegt. Wenigstens war das die übliche Ansicht aller offiziellen oder offiziösen Kreise über das notwendige Uebel der Presse. Im Kriege hat man dann auch bei uns, unter dem Druck der Tatsachen, umgelernt, und die Zeitungen können sich im allgemeinen nicht mehr über Zurücksetzung beklagen. Im Gegenteil: man ist allmählich in Zumutungen aller Art so aufdringlich geworden, daß es der ganzen Charakterstärke der leitenden Journalisten bedarf, um gegen Einflüsse und Einflüsterungen aller Art immun zu bleiben. Nicht wenige unter den deutschen Publizisten haben diese Probe, auf die sie mit einem Male gestellt wurden, nicht bestanden. Die meisten, die kompakte Mehrheit sogar, haben im Stillen ein Kompromiß geschlossen. Der Publikus, den man keineswegs einfältig schelten soll, hat das, mit feiner Witterung, wohl gespürt, und Mißtrauen gegen die Zeitungen hat sich in seine zweifelnde Brust geschlichen.

Zu Denen, die sich, auch in all dem bunten Wechsel der Kriegspsychose, ein völlig grades Rückgrat bewahrt haben, gehört Theodor Wolff — wenn man will, ein Wahrheitsfanatiker, der selbst gegen die tägliche Lebenslüge anzukämpfen versucht. Wolff war ursprünglich purer Literat. Die Form war ihm einst alles, das Aesthetische das Primäre. Wie alle Jünglinge mit geistigem Eigenleben hat auch er schon auf der Schule gedichtet. Aber immer war ihm, bei allem jugendlichen Draufgängertum, eine skeptische, eine kritische Ader eigen. ‚Kritische Waffengänge' hieß denn auch die erste von ihm, noch in der Schulzeit, herausgegebene Zeitschrift, die eine Reihe gleichaltriger Kameraden zu Mitarbeitern zählte, junge Leute, die man bald darauf zum Teil in der Scholarenschar Erich Schmidts fand. Später legte er, laut, ein Bekenntnis für den machtvoll heraufkommenden Naturalismus ab, indem er die Freie Bühne anregte. Schauspiele und Romane entstehen. Die Helden sind aus weichem Ton. Nicht Kleist ist das Vorbild Theodor Wolffs. Eher Heine, vielleicht auch Börne. Aber auch das ist nur ein Vergleich ganz obenhin. Denn hier ist eine durchaus selbständige Natur, in der freilich das Milde, Verbindliche das Harte einhüllt. Die Menschen seiner Dichtungen sind geistvoll, prägen feine Worte, und ihr Leben ist, unbeabsichtigt, ein Kultus der Schönheit, eine reizvolle Abendunterhaltung bei diskret gedämpfter Beleuchtung.

Entscheidend wird für Wolff ein langer Aufenthalt in Paris. Sein Formtalent bekommt hier, in der bestrickenden Luft der Boule-

vards, den letzten schimmernden Schliff. Und es bleibt nicht beim Feuilleton. Die Politik fängt ihn ein. Die Politik, der unerbittlich tägliche Zwang, zu handeln. Zuerst fesseln ihn die politischen Köpfe, wenn man nachträglich aus seinen Publikationen eine solche Genesis herstellen will, alle die impulsiven Rhetoriker und Kammerhelden von Frankreich. Dann tuts ihm die Sache selbst an, die Politik, dieses Hin und Her, dieses Für und Wider von Menschen, Dingen und Meinungen, diese immer neuen Versuche, die Gegensätze auszubalanzieren, ohne daß je eine Harmonie zu erreichen wäre: Thesis, Antithesis, Synthesis. Es war die Zeit der politischen Spannungen im Innern Frankreichs sowohl wie in ganz Europa. Dafür wie hierfür ist ein Name bezeichnend: Dreyfus und Algeciras. Dazwischen lag Vieles, mehr noch davor und dahinter. In alles griff Theodor Wolff, schreibend, handelnd, ein.

Sein literarischer Ruf war bereits begründet, als er, im Januar 1907, nach Berlin zurückkehrte, um, nach Arthur Levysohns Tode, an die Spitze des Berliner Tageblatts zu treten. Multum et multa brachte er von Paris mit heim: ein sauberes politisches Hemd, eine ungemeine Personenkenntnis, eine intime Vertrautheit mit den Schlichen und Pfiffen der Diplomatie und ein ehrliches liberal-demokratisches Herz, das die Leute in Berlin, in Preußen-Deutschland durch immer neues Zureden veranlassen wollte, die halbabsolutistischen friderizianischen potsdamer Gamaschen endlich auszuziehen und sich der übrigen Kulturwelt Westeuropas politisch anzugleichen. Der neue T. W. war schneidig und scharf und machte vor keiner Tradition Halt. Unerschöpflich war das Arsenal, aus dem er die Waffen gegen das bestehende politische System holte. Er bekämpfte es mit Scherz und Satire, mit Zorn und Entrüstung. Damals hatte sich, wenigstens für eine Zeit lang, selbst der Freisinn, der entschiedene Liberalismus, für die glatte Geschäftspolitik des Fürsten Bülow hergegeben. In dieser Block-Aera stritt das Berliner Tageblatt so ziemlich allein gegen eine Politik, die künstlich untilgbare Gegensätze zwischen rechts und links verschleiern, verschieben und verfälschen wollte. Trotz allem Geschrei, trotz manch liebenswürdiger Werbung blieb Theodor Wolff fest und rückte grade jetzt, in ganz prononzierter Weise, die preußische Wahlrechtsfrage, immer und immer wieder auf die Reform pochend, in den Vordergrund. Das war der Erisapfel, den er zwischen die zu unsittlicher Ehe gezwungenen Parteien rollte. Und der Erfolg hat ihm, nach zwei Lustren, recht gegeben. Die Regierung hat schließlich selbst das gleiche Wahlrecht vorgeschlagen.

Der Politiker Theodor Wolff ist zweifellos eine der befehdesten Persönlichkeiten im politischen Leben Deutschlands. Aber eins wird ihm, neben der Lauterkeit und Stärke seines Charakters, niemand abstreiten können: daß er einen politischen Instinkt von ungewöhnlicher Sicherheit besitzt. Das Psychologische ist der Grundzug seiner politischen Schriftstellerei. In jedem Montags-

artikel stößt man drauf. In großen, klaren Linien arbeitet er stets das Wesentliche heraus und stellt es plastisch vor uns hin. Seine Lundis sind gleichsam die Parole-Ausgabe für die politische Woche. Man hat ihn, im Lager der Gegner, als ‚Feuilletonisten' abzutun versucht, man hat ihm geringe Fachkenntnisse in den wirtschaftlichen und sozialen Dingen vorgeworfen. Aber was tut das? Ist Graf Hertling, der Professor der Philosophie, darum weniger Politiker, weil er wahrscheinlich keine nationalökonomischen Kollegs gehört hat? Oder wars Disraeli, Lord Beaconsfield, der Romanschriftsteller, als englischer Ministerpräsident weniger?

Mehr interessiert uns, wie Theodor Wolff die Politik und die Voraussetzung dazu: den Staat betrachtet. In Schillers aesthetischen Briefen an den Herzog von Holstein-Augustenburg findet sich folgende Definition: „Der Staat soll nicht bloß den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und spezifischen Charakter in den Individuen ehren und, indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern." Darin ists gesagt. Auf das Menschliche kommts an, auf das Allgemein-Menschliche auch in der Politik. Das ist mehr als ein bloß platonisches demokratisches Bekenntnis, das ist ein tägliches Sich-in-den-Kampf-stellen für Ideen nicht nur, sondern vor allem für die Menschen, die durch die Verwirklichung dieser Ideen ein Stückchen weiter in der Kulturentwicklung gebracht werden sollen. Alles findet sich in diesem Streben: Humanitätsgedanke, Kosmopolitismus, Demokratie, Ethik und Aesthetiszismus. Alles, und doch in dieser Wolffschen Mischung etwas Besonderes: die originale Persönlichkeit, die, wirkend, dahintersteht.

Der Staat ist, nach Hegel, die geistige Idee in der Aeußerlichkeit des menschlichen Willens und seiner Freiheit. Sollte es wenigstens sein. Noch sind wir in Preußen-Deutschland nicht so weit. Aber wir sind auf dem Wege dazu. Die großen Meilensteine sind: gleiches Wahlrecht in Preußen, parlamentarisches System, internationales Schiedsgericht und Abrüstung. Theodor Wolff darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, klarer und ursprünglicher als Andre, in immer neuen Mahnungen (wie man ein Prisma hin und her wendet, um wieder und wieder vielfarbige Strahlenbündel hervorzuzaubern) auf das Notwendige, auf diese Entwicklungsstadien hingewiesen zu haben. Der starken Suggestion haben sich die Politiker auf die Dauer nicht entziehen können. In seinem unlängst erschienenen Buche ‚Vollendete Tatsachen', einer Sammlung kostbarer Lundis, spiegelt sich dieses Ringen um das parlamentarische System, um gleiches Wahlrecht und um den Pazifismus getreulich wieder. Es ist, im Ganzen genommen, die Abrechnung eines Ethikers mit den Schattenseiten des Krieges, denen er die Lichtseiten der Friedenskultur unauffällig gegenüberstellt. „Gleich entweihten Priestergewändern", schreibt er in der Ein-

leitung, „wurden von Vielen die wertlos gewordenen Grundsätze des Rechtes, der Wahrhaftigkeit und der Menschenwürde in den Trödelladen gehängt. Das unerfreuliche Geschlecht der pathetischen Philister und der Pharisäer breitete sich aus. Diejenigen, die keinen Feind auf dem Boden ihrer Heimat dulden, aber auch das Erbteil der edelsten Geister unbeirrbar, mit ruhigem Sinn behüten wollen, fühlen sich zu einer gemeinsamen Aufgabe vereint. Sie tragen aus der Zerstörung die wahren Hausgötter in die Zukunft hinein."

Das ist Theodor Wolff. Das ist sein Lebensstil.

Alexandrinertum von Egon Friedell

Wenn in Literaturgeschichten, Aesthetiken und ähnlichen überflüssigen Produkten des menschlichen Geistes das Wort „Alexandrinertum" auftaucht, so bedeutet es regelmäßig eine Beschimpfung. Der Professor oder Literat will damit sagen, daß es sich um eine geistige oder künstlerische Richtung handelt, die in ihrem innersten Wesen epigonenhaft, blutleer, mechanisch und künstlich, professoral, aus zweiter oder dritter Hand — kurz, so wie er selber ist. Nun ist es aber mit diesem Begriff wie mit so vielen andern: ein Merkmal — und nicht einmal das wesentlichste — hat alle übrigen überwuchert, und die populäre Auffassung sieht nun nur noch dieses.

Die alexandrinische Periode, die die letzten drei Jahrhunderte (genauer: das dritte Jahrhundert) vor Christus umfaßt, ist durchaus keine „Verfallserscheinung", sondern in ihr gelangt die griechische Volksbegabung sogar erst zu ihrer bedeutsamsten und charakteristischsten Entfaltung. Die griechische Kultur wird zur Weltkultur: sie verbreitet sich über das gesamte damalige Zivilisationsgebiet, und sie entwickelt erst in diesem Zeitraum jenen freien, reichen, scharfen und vielfältigen Geist, den wir seitdem als spezifisch hellenisch zu betrachten uns gewöhnt haben. Dieser Abschnitt der Kulturgeschichte ist jahrhundertelang von der Forschung vollkommen vernachlässigt worden, die immerzu wie hypnotisiert auf das perikleische Zeitalter blickte und neben diesem nichts gelten ließ; und wenn erst seit wenigen Jahrzehnten wieder ein stärkeres Interesse für die nachperikleische Zeit erwacht ist, so hat dieses einen sehr naheliegenden, man möchte fast sagen, egoistischen Grund: sie besitzt nämlich eine große Aehnlichkeit mit der unsrigen.

Was war nun der dominierende Grundzug der Alexandrinerzeit? Wir können es mit einem einzigen Worte zusammenfassen: Individualismus. Damals zum ersten Male erkannte der Mensch, daß er etwas absolut Einzigartiges sei, nicht bloß als Spezies oder als Nation, sondern in jedem einzelnen seiner Exemplare. Es sind die großen philosophischen Systeme der Stoiker, Skeptiker und Epikuräer, die diese Wahrheit formuliert und verkündet haben. Untereinander haben ihre Vertreter sich aufs leidenschaftlichste bekämpft, aber in diesem einen Punkt waren sie vollkommen einig. Damit hängen nun zunächst zwei

andre Merkmale dieser Zeit zusammen: Impressionismus und Rationalismus. Der sogenannte „klassische" Grieche war nichts weniger als ein Impressionist, er dachte nur in Typen und sah nur in Konturen; politisch empfand er sich bloß als Teil, Glied und Organ des Gemeinwesens, der polis, nicht als selbständiges Kraftzentrum. Ganz anders aber sieht das Bild aus, das Epiktet vom kynischen Philosophen zeichnet: „Das Königtum des Kynikers ist es wert, daß man seinetwegen auf Weib und Kinder verzichtet. Alle Menschen sieht er als seine Kinder an. Ist es wirklich die größte Wohltat für die Menschheit, ein paar rotzige Kinder in die Welt zu setzen? Wer hat mehr für die Gesamtheit geleistet: Priamos, der fünfzig Taugenichtse erzeugte, oder Homer? — Du fragst mich, ob der Kyniker sich am politischen Leben beteiligen wird? Du Narr, kann es eine größere politische Aufgabe geben als die, die er erfüllt? Soll einer etwa vor den Athenern Reden über Steuern und Einkünfte halten, wenn er verpflichtet ist, sich mit allen Menschen zu unterreden, gleichviel ob es Athener, Korinther oder Römer sind, und nicht über Steuern und Einkünfte, über Krieg oder Frieden, sondern über Seligkeit und Unseligkeit, Glück und Unglück, Knechtschaft und Freiheit?"

Das Gegenstück zu diesem Individualismus bildete der Imperialismus jener Zeit. Es ist dies eine Erscheinung, die wir in der Geschichte auch sonst beobachten können. Als im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eine extrem individualistische Weltanschauung sich durchsetzte, traten auch die großen absolutistischen Monarchien ins Leben, und die Parallele zu unserm Jahrhundert liegt nahe genug. Die Alexandrinerzeit erblickte zum ersten Mal das Schauspiel einer sich überallhin gefräßig ausbreitenden Weltwirtschaft. Die Eroberungen Alexanders des Großen hatten den Orienthandel eröffnet; aus Indien, Persien, China kamen bisher unbekannte Luxusartikel: edle Hölzer, Parfüms, Gewürze, Elfenbein, Seide. Alexandrias berühmter Leuchtturm auf der Insel Pharos wies alljährlich tausenden von reichbepackten Schiffen den Weg. Man begann, sich aufs offene Meer hinauszuwagen, statt sich wie bisher ängstlich an der Küste zu halten. Nach persischem Vorbild wurden Reichsstraßen gebaut, die den Landverkehr für die ungeheuern Karawanenzüge vermittelten. Das Hotelwesen, dem bisherigen Altertum unbekannt, begann zu florieren. Zahlreiche Banken, ausgedehnte Kartelle von Großkaufleuten, Schiffsreedern, Spediteuren wurden gegründet. Riesenvermögen bildeten sich neben massenhaftem großstädtischen Proletariat. Ein raffiniertes Steuersystem, für das Aegypten seine jahrtausendelangen Erfahrungen herlieh, zog sein Netz über die bestürzte Menschheit. Es gab Stempel und Gebühren und Taxen für alles. Ein außerordentlich spezialisiertes Zunftwesen entwickelt sich: es gibt Bäcker für grobes und feines Gebäck, Schweine- und Rindermetzger, Korbflechter und Mattenflechter. Die Bureaukratie, bisher ein Privileg Asiens, nimmt von Europa Besitz. Zwei weitere Neuerungen treten hinzu: die Ausbildung einer höchst verwickelten Diplomatie und der Militarismus, der eine natürliche Folge der steten Diadochenkämpfe war. Der Ingenieur beginnt im Kriege eine bedeutende Rolle zu

spielen, das Geschützwesen nimmt einen raschen Aufschwung, König Demetrios, genannt der „Städtebelagerer", baut seine berühmte „Stadteroberin", eine fünfzig Meter hohe Maschine, die Steinblöcke, Bleikugeln und Brandpfeile abschoß und mit großer Genauigkeit auf jedes Ziel eingestellt werden konnte. Riesenschiffe werden gebaut, und wir beobachten unter den einzelnen Großmächten denselben Wetteifer im Steigern der Tonnage wie heutzutage.

Die Kunst jener Zeit trägt einen ausgesprochen naturalistischen Charakter. Auf dem Theater herrschen die Komödien Menanders, der, in seinem Dialog ebenso elegant wie in seiner Toilette, den Typus des Sittenstücks geschaffen hat, jener Mischung aus Pikanterie und Sentimentalität, in der vor wenigen Jahrzehnten die Franzosen brillierten. Auch bei ihm steht zumeist die edle Hetäre im Mittelpunkt, und an geistreichen Bonmots wird nicht gespart. Wirkung um jeden Preis war die Parole des damaligen Künstlers. Eine gewisse rhetorische Manier, die vor allem blenden will, bemächtigt sich nicht nur der Bühne, sondern auch der Geschichtsschreibung und der bildenden Kunst, ja sie dringt sogar ins tägliche Leben. Die Architektur will vor allem repräsentieren: sie trägt einen uniformen, lärmenden Großstadtcharakter, einen Zug ins Riesenhafte, nicht nur in ihrer Ausdehnung, sondern auch in ihren Maßen und Motiven. Die Plastik ist genrehaft und höchst wirklichkeitstreu und glänzt vor allem durch virtuose Technik. Zur führenden unter den bildenden Künsten wird charakteristischerweise die Malerei, die ein steigendes Interesse der Landschaft zuwendet. Es gibt bereits Varietékünstler, und Herondas aus Kos schrieb seine „Mimiamben", parodistische und realistische Cabaretszenen aus dem ionischen Volksleben.

Der Rationalismus des Zeitalters äußert sich in einer beispiellosen Blüte der Wissenschaften. Diese ist der Hauptruhm der alexandrinischen Periode. Damals wurde der Gelehrte geboren. Die Grundlagen fast aller modernen Disziplinen sind damals geschaffen worden. Bibliotheken, Enzyklopädien, Antiquitätensammlungen, zoologische Gärten wurden angelegt. Eratosthenes entdeckte die Kugelgestalt der Erde. Euklid schrieb sein Lehrbuch, nach dem wir noch heute Planimetrie lernen, Apollonios aus Perge begründete die Trigonometrie. Archimedes fand die Prinzipien der Mechanik. Die Geographie, die Botanik, die Chirurgie, die Kulturgeschichte, die Philologie: alles das wurde damals begründet. Allerdings hat auch damals dieses geheimnisvolle Etwas, das wir „Bildung" nennen, jenen Charakter von Elephantiasis bekommen, den es bis zum heutigen Tage besitzt.

Und noch etwas kam damals zur Welt: die Frauenemanzipation. Königinnen begannen Geschichte zu machen, Philosophinnen und Romanschriftstellerinnen machten Literatur. Die Frauenseele wurde entdeckt und mit ihr die sentimentale Liebe, die den Griechen bisher ganz fremd gewesen war. Damals ist die „Dame" erfunden worden: sie beginnt sich frei zu bewegen, an allem Anteil zu nehmen, sogar Sport zu treiben. Die „klassischen" Statuen der Griechen waren vollkommen nackt, aber nun fängt man an, sich dem Halbnackten und Verhüllten zuzuwenden, das heißt: der Erotik. Was „Koketterie", „Galanterie" und

„Mode" ist, hat erst jene Zeit erfahren, man küßt den Damen die Hand und denkt allen Ernstes daran, sich aus unglücklicher Liebe umzubringen. Und noch eine zweite Großmacht kam damals empor: das Papier! Man gewöhnt sich daran, alles womöglich schriftlich und möglichst umständlich schriftlich zu sagen. Es war ein vollkommen literarisches Zeitalter.

Die Kehrseite aller dieser Dinge war aber eine ungeheure Blasiertheit. Man ging nur noch auf das Sensationelle, Raffinierte, Komplizierte, oder man schwärmte rousseauartig für „Bukolik", für die Freuden eines gestellt einfachen Landlebens. Man bezog die ausgesuchtesten kulinarischen und geistigen Leckerbissen aus allen erreichbaren Weltgegenden. Aber über dieser feinnervigen, betriebsamen und allwissenden Menschheit brütete ein ungeheurer bleierner Nihilismus. „Wenn der Mensch keinen Schmerz und keine Freude mehr empfindet, wird der Winter der Seele gelöst": in diesen Worten Epikurs ist die Formel für die Stimmung der Zeit gefunden. Und so kam es zu jenem grandiosen Schauspiel eines allgemeinen Weltekels, der die gesamte Kulturmenschheit wie eine Epidemie ergriff.

Aber dann wurde eines Tages in einer fernen verachteten Provinz ein sonderbarer Mensch geboren. Der verstand von der Philosophie mehr als Plato und vom Erobern mehr als Alexander und erlöste diese Menschheit.

Die rote Zeit von Paul Hatvani

Von Albert Ehrenstein sind (bei S. Fischer) neue Gedichte erschienen: ‚Die rote Zeit'. Die weiße Zeit ist rot geworden; der Held ward zum Berserker; neue Gesichte dringen in alte Lieder ein: Albert Ehrenstein offenbart Wort um Wort die Geheimnisse der Zeit, des Worts; das Geheimnis der Geheimnisse. Alte Gedichte mischen sich in neue. Wo, wie bei ihm, Gedicht nur eine Manifestation für Gesicht ist, bekommt der Begriff ‚Lyrik' neue Bedeutungen. Worte toben. Wüten gegen die Gegenwart. Gegenworte grinsen entgegen. Lyrische Requisiten stäuben sich ins Weltall, kosmisch ist die Abstraktion der toten Dinge, die Lebendigen sind tot. Nicht nur ein Dichter schreit auf — das würde man etwa noch nach dieser Zeile: „Deine Augen haben zwei Eichhörnchen und ein Reh" glauben —, sondern auch ein Mensch. (Das zu sagen ist banal, aber als Beweis diene ein Zitat:

„Wird je die Sonne mich aus Schatten heben?
Bitter seufze ich. Wo ist das Leben?
O daß in Gott die Staaten schmölzen,
die zwischen Menschen Grenzen wälzen!")

Nicht nur ein Mensch — sondern auch die Erde, die Sprache, das Wort. Ein Unpersönliches heult empor; er übersetzt es in die Sprache.

. . . Dieses Unerhört-Unmenschliche Albert Ehrensteins ist noch zu entdecken. Wie immer, wenn Ethos ohne Pathos auf sich

selbst gestellt, Weltanschauung wird, geht es um die Frage: Mensch oder Nicht-Mensch. (Nietzsches Uebermensch war eine pathetische Ausrede; der „Mitmensch" des gebräuchlichen Sozialismus ist ein politisches Schlagwort — man sehnt sich nach Pantheismus!) Ehrenstein wird, in dieses Urproblem der Seele gestellt, elementar. Er verneint die Menschheit; aber „verneint" und „Menschheit" sind falsche Worte. Wo er „Menschlichkeit" sagt, handelt es sich um eine platonische Humanitätsidee. Um ein irdisches Gefühl, das die Beengungen kultureller Entwicklung nicht kennt, weil es darüber hinaus ist und trotzdem Ursprung . . . Mensch geblieben ist. Aber:

. . . „Fehler ist es, Mensch zu werden" . . .

schließt ein Gedicht, und dieses Werden bekämpft ein Sein, das den Begriff „Mensch" in Mißachtung gebracht hat. Beim neuen Ethos handelt es sich nicht mehr darum, ein guter Mensch, sondern nur gut zu sein. Die Eigenschaften des Menschen werden abstrahiert; Mensch ist das Nicht-Ich der Menge, das Absolute des Göttlichen — Gott ringt nach Worten. In Verszeilen, die um des irdischen Jammers willen geschrieben sind, zerglüht sich die letzte Realität. Es bleibt nur ein Ton übrig, der noch leise das ersterbende Geheul der Welt — „das sterbende Barbaropa" sagt Ehrenstein — mitklingen läßt . . . und ein neues Mythos.

Wo, angesichts dieser Zeit, jede andre Lyrik pathetisch wird, entsteht Ehrensteins neue Wort-Mythologie. Jedes Wort ist sein eigener Gott und Held. Worte reiten durch entseelte Landschaften. Worte sind Waffen, Speere, Schwerter. Befahren die Meere, gehen unter. Stoßen auf Minen und Mienen. Krieg entbrennt. Abstraktionen haben Antlitz und grinsen. Das Verbum ist episch: es geschieht. Das Substantivum lyrisch: es ist. Alles hat Landschaft — und da es Worte gibt, liebe, gute, böse, schlechte Worte, ist der Mensch überflüssig. Hier erreicht Das, was man leichtfertig „Pessimismus" nennt, eine höchste Vollendung. Nicht antimenschlich mehr ist die heroische Landschaft dieser Dichtung, sondern schon a-menschlich. Eine Steigerung: näher, mein Gott, zu dir!

Ewiges Mißverständnis leitet Lyrik immer noch von Lyra, Dichtung immer noch von Musik ab. Es ist aber zu sagen, daß Dichtung — wahre Dichtung — Geist ist und Geist die große Antithese zur Musik. Albert Ehrenstein, der Dichter, ist typischer Unmusiker; aus Geist geborene Zeilen entsagen dem Geklingel, versagen sich der Musik, sei es nun des Worts, sei es des Sinns. Aber auch der Geist ist Ursprung, und diese Verse — einsam im Geiste und einzig in der Zeit — beginnen und enden im Geiste. Sie sind linear, aber weltumfassend. Freilich ist diese Welt ohnmächtig vor soviel Liebe, vor soviel Haß. Deshalb ist Alles fremd davor, und nur kleinlich-verbürgertes Empfinden spricht vor diesen großen Dokumenten menschlicher Seele von „Unglück".

Denn diese Gedichte sind geschrieben, weil Güte zwecklos geworden ist.

. . . „Keinem habe ich Schlimmes getan,
Allen Guten half ich ein wenig.
Glück, dich soll ich nicht haben.
Man will mich nicht lebend begraben.“

Anders, als es die Weltferne der anderen Dichter zu sagen hat, ist diese Weltnähe gesagt. Inniger ist die Welt, die so verachtete, geliebt, näher dem Leben aber als der übliche Weltschmerz dem Tode, ist der apokalyptische Wunsch:

. . . „Schön ist es, ein Skelett zu sein oder Sand.“

Und weil — irgendwie aus „göttlicher Gerechtigkeit“ — mit der Verendung der Zeit ein glücklicher Anbruch einer neuen zu geschehen hat, sind die Gedichte Albert Ehrensteins nichts als die Visionen einer großen Güte, die sich im Lärm der Gegenwart hinter den Emblemen des Hasses, des Ekels, der Trauer verbergen muß.

Emmy Leisner von Julius Bab

Hier in Königsberg hat gestern die Emmy Leisner gesungen. Wißt Ihr — es ist scheußlich, aber ich muß zu den Bürgern meiner Geburts- und Wahlheimat Berlin augenblicklich wahrhaftig in der zweiten Person reden — wißt Ihr eigentlich, was Ihr an der habt? Ich nehme es an, denn Ihr könnt sie ja oft genug auf der Opernbühne sehen. Ich habe sie bloß vor sechs oder sieben Jahren mal in Hellerau den Orpheus und später in der Matthäus-Passion singen hören. Aber daß sie eine richtige Heroine ist, etwas unglaublich Großes und Stolzes inmitten eines nervösen, zierlichen Geschlechts, das merkte man auch gestern im Konzertsaal. Der hohe Wuchs und die Wucht der Schultern gehört dazu. Und daß die Wendung von einem „kühnen Profil“ einmal einen Sinn gehabt hat, ehe sie von den Feuilletonisten totgejagt wurde, das fällt einem bei dem Anblick dieser Stirn auch ein. Ja, und dann singt sie: es sind Schuberts Töne zu Klopstocks Worten — sie singt „dem Unendlichen“ zu. Und wenn in der letzten Zeile aus der Musik das Wort „Gott“ entfesselt wird, dann „donnern“ wirklich „die Welten“ und „hallt der Posaunenchor“. Eine Stimme dunkel wie bronzene Glocken und klar wie geschliffener Stahl schlägt empor, daß man zu fühlen glaubt, wie sich das Dach des riesigen Saales hebt und Unendlichkeit hereinläßt. Dann singt sie sehr still und schwer den ‚Tod und das Mädchen‘. Und auf denselben wundervollen Strömen bronzener Glockenklänge fließt die Sapphische Ode von Brahms vorüber. Ganz zuletzt aber wird wieder zur großen Feier geläutet: Schubert ‚an die Musik‘ — „Du holde Kunst“. Emmy Leisners Kunst ist mehr als „hold“. Sie singt zwar auch holde, niedliche, graziöse Sachen, und sie macht es geschickt und keineswegs unliebenswürdig. Aber Andre, Kleinere machen das auch, ebenso gut, oder besser. So ein neckisches Ständchen hat, zum Beispiel, acht Tage vorher ihre graziöse und

musikalische Kollegin von der berliner Oper Birgit Engell eigentlich noch netter gesungen. Aber ist es die Aufgabe eines Gewitters, nett zu sein? Ist es erfreulich, wenn es auch merkwürdig sein mag, daß ein Löwe durch den Reifen springt? Er sollte das dem Pudel überlassen. Emmy Leisner ist eine Heroine, und ich finde es stillos, daß Brünnhilde Menuett tanzt, selbst wenn sie es kann. Sie kann hundert wichtigere Dinge, die Andre nicht können. Zum Pathos, zu jeder stolzen Hingabe an das Große und Gefährliche der Welt, vor der unser schwaches, kluges Geschlecht so gern zurückschaudert — zum Pathos gab ihr Gott die Gestalt und die Seele und die Stimme. Zuerst und zuletzt die Stimme. Ich habe im letzten Jahreslauf viele bekannte deutsche Sänger und Sängerinnen gehört: ach ja, sie sind musikalisch und feinfühlig und gebildet und geschmackvoll und haben Temperament und Seele und manchmal sogar auch ein bißchen Stimme. Aber was ist das alles noch, wenn das große Urphänomen vor uns hintritt, das Wunder der Kunst, die Naturgabe, die wahrhaft große Stimme? Nur aus solchem ungeheuern Naturbesitz fließt wirklicher Kunstgenuß. Uebrigens haben die Königsberger das gespürt, und vom ersten Lied an die Leisner mit einem Jubel umgeben, den sie in den zwei Jahren, da ich ihr wirklich lebhaftes Interesse an musikalischen Gästen verfolge, noch für niemand gehabt haben. Sie merkten eben, wo das Genie steckt. Und was ist Genie? „Kraft! Kraft! Das ists!" sagt Hebbels Holofernes. Mir fällt ein, daß ich das hier vor zwei Jahren schon mal zitiert habe, als ich von d'Albert sprach. Aber seitdem habe ich auch keine so heroische Kraft mehr zu sehen bekommen wie Emmy Leisner.

Kinder der Freude von Alfred Polgar

Der erste dieser drei Einakter von Felix Salten heißt: ‚Von ewiger Liebe' und erzählt von einem verwöhnten, keinen Widerspruch des Schicksals vertragenden Künstler-Sohn, den die Leidenschaft für eine junge Dame — Theaterdame — zum Revolver greifen läßt. Fast hätte er sich totgeschossen. Wiedergenesen, blickt er auf Menschen und Dinge mit andern Augen, erkennt das Vergängliche der ewigen Liebe und begibt sich, an den geöffneten Armen des Fräuleins vorbei, ins Freie einer ernstern Weltanschauung. Das Pathetische der Angelegenheit wird durch einen Dutzendbürger — er verkörpert den gesunden Menschenverstand — im Dialogwege getilgt. Der zweite Akt führt den Titel: ‚Auf der Brücke'. Auf der Brücke begegnen einander zwei ältere Damen, Schulkameradinnen von ehemals. Die eine ist grau und welk, die andre hält noch die Fiktion der Jugend fest. Sie ist eine Schauspielerin, ein Kind der Freude. Leichtsinn, Liebe, Theaterspielen sind eben Elixiere der Verjüngung; und Torheit schützt vor Alter. Nun will der Zufall, daß der Sohn der alten alten Dame die junge

alte Dame heftig liebt. Er wird von seiner Leidenschaft geheilt, als er vernimmt, daß die Angebetete in der gleichen Altersebene wie seine eigene Mutter. Die Plötzlichkeit der Kur wirkt ein wenig roh. ‚Lebensgefährten‘ heißt das dritte Stückchen. Es wird gezeigt, daß der berühmte Schauspieler und seine neben ihm gealterte Frau keine Lebensgefährten, nur, gewissermaßen: Reisegefährten durchs Leben sind. Er: ausgefüllt von seiner Kunst, von vielen geliebt und viele liebend, ein ahnungsloser, gutmütiger Menschenfresser, ein Egoist aus Temperament und ewiger Kindhaftigkeit; sie: die stille Zuschauerin seines bunten Daseins, teilhaftig nur seiner Müdigkeiten, nicht seiner Aktivitäten. Am Tage, da er im Theater Jubiläum feiert, will sie endlich große Abrechnung mit ihm halten; aber sie kommt nicht zu Wort. Von seiner stürmischen Lebens- und Ich-Freude wird ihre Stimme gleichsam verweht.

Die drei Einakter beschäftigen sich mit der Psychologie der leichten, leichtblütigen Menschen, wie sie besonders in der Sphäre der Kunst, zumal in der des Theaters gedeihen. Erotiker durchaus, unterhalten sie auch mit dem Leben eine Art Liebschaft. Ernstere Beziehung taugt ihnen nicht. Von Ironie und Wehmut fein kariert, geben die drei Akte ein hübsches Theatermuster. Es sind saubere, ein wenig weitläufige, literarisch kolorierte Arbeiten. Gestreckte Anekdoten. Behutsam, leise, auf Zehenspitzen, kommt die Pointe heran. Im wiener Deutschen Volkstheater werden alle drei Stücke vortrefflich gespielt. Edthofer ist als von Tod und Liebe Auferstandener so charmant wie nachher als ganz junges verliebtes Barönchen. Da hat er einen parodistischen Unterton von besonders zartem Timbre. Ueberhaupt ist er in beiden Rollen musikalisch richtig: in Klanghöhe und -Farbe auf eine Schwebung genau wie's sein soll. Herrn Forest gelingt die trockene Nervosität des Durchschnittsmenschen so gut wie später der Komödiant, der mit jedem Wort und jeder Geste gewissermaßen der Luft einen Fettfleck macht. Die Schwarz-Weiß-Technik seines Spiels ersetzt durchaus alle darstellerische Malerei.

Nur in der Provinz von Lucy von Jacobi

Ein Schauspieler hat einen Mißerfolg bei der Kritik. Es ist wunderbar zu hören, wie er ihn motiviert. Selbst ein Kluger.

„Sie werden es nicht für möglich halten — der Mann haßt mich, seit ich einmal seine Kravatte . . .“

„Es liegt ja auf der Hand, warum der Mensch mich verreißt. Sie müssen nämlich wissen: während der Sonnenfinsternis von 1910 . .“

„Mein Gott, die Gründe dieser Kritik sind ja ziemlich klar: seine Cousine hat doch das Verhältnis mit dem Drehorgelmann, nicht wahr, und da . . .“

Auf den einfachen und ziemlich naheliegenden Grund: er habe nicht gefallen, kommt keiner. Bei der aufrichtigsten Durchforschung aller Eventualitäten bleibt ihm diese immerhin: Möglichkeit! verborgener als die tiefsten Geheimnisse der Kaballa.

Drei Aufführungen

Nummer Eins: Schillers groß mißglücktes Experiment, tragische Vorgänge sich nach den Stilgesetzen der Antike vollziehen zu lassen. Das Ergebnis? Ein romantischer Operntext, nichts andres. Der ist nur deshalb nie komponiert worden, weil der Autor selbst eine Wortmusik gemacht hat, die vermutlich von keiner Instrumentierung zu überbieten wäre. Wie verhält sich dazu die Bühne am zweckmäßigsten? Reinhardt (nach dessen Versuch ich hier die Schonungsbedürftigkeit dieses Trauerspiels mit Chören dargelegt habe) ist nicht ohne Kühnheit ganz von musikalischen Grundsätzen aus-, aber lange nicht weit genug gegangen, nämlich nicht bis zu einer Sprechorchestrierung der Chöre als Selbstzweck. Das Schauspielhaus vor ihm hatte gegeben: halb Sophokles, halb den ältern Bruder Aischylos, gemildert durch den deutschen Ururururenkel Schiller. Die Besetzung sagt alles: Schiller war Ludwigs Manuel, Sophokles Kahles Cajetan und die Beatrice der Poppe, Aischylos die Isabella der Haverland und der Cesar Matkowskys. Die Artverschiedenheit dieser drei Dichter höchst verschiedenen Ranges ist kaum so erheblich, daß nicht fünf solche Persönlichkeiten hätten fähig sein sollen, die geschlossenste, dunkelfarbig ehernste Vorstellung eines klassischen Dramas zustande zu bringen, die ich in fünfundzwanzig Jahren auf einer berliner Bühne gesehen habe. Als ich nun las: Isabella — Mathilde Sussin und nirgends auf dem Zettel den Namen Sommerstorff, da stutzte ich merkbar. Herr Bruck wird doch nicht etwa . . . ? Was denn wird er nicht etwa? Er wird doch nicht etwa die ‚Braut von Messina‘ behandeln wie der Regisseur Gerhart Hauptmann den ‚Wilhelm Tell‘? Aber grade das hat er getan oder wenigstens geplant. Und man war so überrascht von diesem Mut zur Selbständigkeit aus zweiter Hand, wo man die staubige Konvention von Menschenaltern befürchtet hatte, daß man vor unvermeidlichen Mängeln gerne ein Auge zudrückt. Am hinderlichsten, begreiflicherweise, ist Schiller. Das Prinzip beseelter Wahrhaftigkeit, das im schweizer Bauerndrama zwar immerzu stolpert, aber vom Fleck kommt — hier verheddert sichs im Gewirr erdachter Begebenheiten, erstarrt zwischen diesen wuchtig gegossenen Versen und stirbt vom Leichengift überwundener Orakel. Vielleicht würden Riesen an Ursprünglichkeit leben bleiben. Das Schauspielhaus hat augenblicklich keine. Es ist in einer Uebergangszeit. Seine braven, langgedienten Darstellungsbeamten wills durch frische Kräfte aus den Truppen unsrer modernen Theater allmählich verdrängen. Da herrscht der Kampf, und nur die Stärke siegt. Manchmal sieht man bereits den Schimmer des Sieges von weitem. Diesmal war die Distanz wiederum ein wenig verringert. Die Regie folgt treulich den Spuren des Bühnentechnikers Reinhardt. Sie arbeitet mit Prospekten, Säulen, Stufen und Vorhängen, die die schnellste Verwandlung und durch die Verkürzung des Bühnenbildes jezuweilen eine seltsam ortsunübliche Intimität ermöglichen, und taucht das alles in ein gedämpftes Scheinwerferlicht. Darin schattet und schwelt es von Schwermut und Schmerz. Diese Stimmung hält am sichersten fest als Cajetan Arthur Kraußneck, der zu sehr lebendiger Ostpreuße ist, um sich mit purer Rhetorik für seine Klagen und Anklagen zu begnügen, aber zuviel Geschmack und Stilgefühl hat, um jemals in unangebrachten Naturalismus zu verfallen. Seine Stimme grollt und wetterleuchtet und gewittert mit allen Prächten eines solchen Naturereignisses und hat doch nötigenfalls eine bürgerliche Unmittelbarkeit, deren Aeußerung die meisten andern

Deklamatoren zwänge, die gebundene Rede in Stücke zu reißen oder in Stückchen zu säuseln. Dieser schlichteste aller Rhetoriker hätte zwischen die Haverland und Matkowsky gepaßt und taugt genau so gut dem Spielleiter Reinhard Bruck, der nichts gegen einen leise schwäbelnden Cesar hat und unter den Erbinnen Helene Thimigs die bevorzugt, die nicht allein die sympathischste ist: Fräulein Coste, sondern auch von der abwechselnd sanften und leidenschaftlichen Sentimentalität Beatricens einzig die sanfte trifft. Die Isabella aus Otto Brahms Schule hat ihren kleinsten Moment da, wo die Demut ihrer Trauer plötzlich in wilden Haß gegen die Götter umschlägt. Ihre größten Momente sind die, wo sie ganz Mutter, also ganz Weichheit, ganz Wärme, ganz Herz sein soll. Und damit ist die Gefahr des Prinzips bezeichnet: daß ihr Objekt familienblättrig verschwächlicht wird. Aber diese Gefahr zu riskieren, ist lobesamer und fördert mehr, als ihr bequem und feig aus dem Weg und in ausgetretenen Stapfen die Straße nach Weimar zu trotten.

*

Nummer Zwei: gleichfalls ein Experiment; und eins, das mit jedem Abend, wo die Pausen kürzer, die Striche länger werden, erfreulicher glücken wird. Was kriegt der Berliner auf seinen Bühnen am seltensten? Berlinisches Wesen, berlinischen Witz. In den neuen Produkten ist bitterwenig davon; und wenn die alten aufgefrischt werden, so geschieht es fast nie von Spaßmachern, die mit Spreewasser getauft sind, sondern fast immer von überaus ungetauften Breslauern oder Wienern, die obendrein meistens aus Bielitz sind. Nimmt man zu diesen pseudowienerischen und jüdischen Elementen das französische Teil des Stamm- und Nährvaters unsrer Posse: Louis Angelys — was ist dann an dem ganzen Wicht berlinisch noch zu nennen? Wofern der berliner Humor — der vom berliner Witz weniger verschieden ist als sonst wohl Witz von Humor — nicht grade zur Eigentümlichkeit hat, am Anfang einmal all diese Sonderstücke um einen gesunden Kern märkischen Wirklichkeitssinns kristallisiert zu haben. Jedenfalls kann man schwerlich berlinischer sein als Adolf Glaßbrenner, der hier geboren und gestorben ist und von sechsundsechzig Jahren nicht mehr als siebzehn anderswo zugebracht hat. Ein Bearbeiter wie der junge Fritz Friedmann-Frederich mag den Ahnherrn, wenn er fidele Erlebnisse seines Eckenstehers Nante durch den beliebten roten Faden verbindet, bis der Abend tantiemeheckend gefüllt ist, unwillkürlich ein bißchen modernisieren: es wird doch überzeugend anschaulich, wie das Berlin der dreißiger Jahre ist und trinkt. Das Zeitkolorit, das im Kleinen Theater durch kein aktuelles Extempore getrübt wird; der völlige Mangel an Rührseligkeit; die musikalischen Einlagen vom lokalberühmten versoffenen Männerkanon bis zu jenem Contre, den Martin Bendix so lustig parodiert hat; die zungenflinke kaustische Schnoddrigkeit der rüdigen Bolle Nante und die beschränkte Behäbigkeit seines Gegenspielers, des Rentners Buffey: das gibt eine Einheit, auf die der gebürtige Berliner nur darum nicht in heiterster Seelenruhe beseligt starrt, weil er meistens unter dem Sessel liegt. „Da hab' ick zuhause eene kleene rotzneesige Jöhre — meine Schwester — fünfundfumfzig Jahre“: das ist zwischen den Pflastersteinen des alten Spittelmarkts stracks aus dem Erdreich meiner geliebten Vaterstadt hervorgeschossen, damit keen Ooge trocken bleibe. Die Probe auf die Wurzelfestigkeit des ganzen Gewächses: daß Abel den Nante statt an der Panke an der Pleiße und Pick den Buffey irgendwo im Südosten angesiedelt hatte, und daß das höchstens ihre Leistungen hin-

derte, an sich so vollkommen zu sein, wie sie als Gegensätze waren: spitz und rund, keß und doof, flapsig und kompläsant — daß das aber der Echtheitswirkung des glorreich auferstandenen Glaßbrenner nicht den geringsten Eintrag tat.

*

Nummer Drei: Nummer Dreyer. Seines Vornamens Max und aus Mecklenburg. Im vorigen Jahr hab' ich ihn kennen gelernt. Ich dachte: Der ist doch viel klüger als seine Stücke. Er dachte: Der ist doch viel netter als seine Kritiken. Auf dieser angenehmen Doppelenttäuschung ließ sich ein freundlicher Winternachmittag bauen, von dem ich wenigstens eine so wohlschmeckende Erinnerung an die Menschlichkeit dieses Unterhaltungsschriftstellers heimbrachte, daß ich sein nächstes Stück übersprang. Ich fürchtete, daß ichs aus Furcht, es zu gut zu behandeln, zu schlecht behandeln würde. Das ist das Problem seiner neuen Komödie: ‚Der Unbestechliche'. Als ich den Titel las, rechnete ich darauf, daß er mich meine. Sollen, falls meine Werke jemals vergilben, die spätern Geschlechter, die mich authentisch kennen zu lernen wünschen, allein auf den ‚Sturmgesellen Sokrates' angewiesen sein? Weil ja nun doch einmal, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, mein Bild in der Geschichte schwanken wird — wärs da nicht schön und ehrenvoll, wenn es auch in der festen Prägung Dreyers überliefert würde? Ach, er hat leider Schwertfegern vorgezogen, einen alten Knacker von Hochschullehrer, der in seine Handschriftensammlung mehr hineinsteckt, als er verdient, das Geld für den fälligen Wechsel zwar hätte, aber im letzten Augenblick einem liederlichen Kollegen zur Tilgung von Ehrenschulden pumpt und es nun wohl oder übel vom prinzlichen Kammerherrn, der zufällig mit dem Gerichtsvollzieher bei ihm zusammentrifft, annehmen muß, um dafür die kurz vorher abgelehnte Dissertation des Prinzen erneut und mit günstigerm Ergebnis zu prüfen. Der Konflikt zwischen Dankbarkeit und sachlicher Ueberzeugung: das ist schon ein Thema. Nur grade keines für Dreyer; dem ich verpflichtet bin, daß er mich aus dem Spiel, dem Philisterlustspiel gelassen hat. Da wäre für die Kulturhistoriker ein hübsches Zerrbild von mir herausgekommen! Der schnöde Dreyer wäre imstande gewesen, mir Schwertfegers Handlungsweise anzudichten: während ich, selbstverständlich, das Geld genommen und den Bestecher trotzdem verrissen hätte. Aber glücklicherweise entspringt Schwertfegers Handlungsweise garnicht seinem Charakter, sondern dem Wunsch seines Schöpfers, nachdem er ‚Alt-Heidelberg' und den ‚Probekandidaten' nicht ungeschickt durcheinandergemengt hat, nun noch von den Wirkungen des ‚Professor Bernhardi' zu profitieren. Auf einen Prüfungsakt und einen Hofakt, worin sich der Bürger so geschmeichelt fühlt, als wäre er nicht bloß Zuschauer, sondern Teilnehmer — darauf folgt ein Ehrengerichtsakt, durch den die gelungenste Figur aus Thomas ‚Moral' in Röhrenstiefeln, Jägerhemd und wallendem Männerbart minder gelungen schreitet. Und dann endet alles in Butter, und das Laster stinkt ab, indem daß der Intrigant zwar geadelt wird, aber Käthi, die Friede heißt, also keine Kellnerin ist, weil sie sonst Frieda hieße, an den Prinzen verliert, und zu allerletzt gelangt eine vorsichtige Dosis von Serenissimus-Satire zur beifällig aufgenommenen Zerstäubung, und mein Freund Dreyer blinzelt mir zu und spricht: „Das Unsittlichste ist doch der Mißerfolg." Ich blinzle zurück, und das will besagen, daß es mir fern liegt, seine Sittlichkeit anzuzweifeln. Zweihundert Aufführungen? Dreihundertfünfzig. Aber daß er mir nicht vergißt, sich inständigst beim Komödienhaus zu bedanken!

Bulgarische Lyrik

Venezianisches Aquarell von Alexander Bojinoff

San Marco liegt im Traum,
Venedig ruht.
Die Sternennacht bebt über dem Kanal.
Da glimmt das Fünkchen einer Bootslaterne
Im Dunkel, und ein dumpfer Ruf von Ferne
Ertönt mit einem Mal:
I—dooo! I—dooo!

Der Gondoliere rudert durch die Flut
Geheimnisvolle Mandolinen flüstern,
Und eine Stimme wirbt im Dunkel lüstern:
„Bianca! Sei doch gut!"
San Marco liegt im Traum,
Venedig ruht.

Jahre flieh'n, das Leben rollt von Luben Karaweloff

Jahre flieh'n, das Leben rollt,
Greise geh'n zur Rüste.
Keine Jugend, noch so hold,
Die nicht altern müßte.
Schmückte sich der Balkan stolz,
Grünt der Ahorn wieder,
Und die Nachtigall im Holz
Flötet ihre Lieder.
Schmolz der Schnee auf Grat und Kamm,
Wuchs der neue Rasen.
Fröhlich hüpft das liebe Lamm,
Mutterschafe grasen.
Jahre flieh'n, das Leben rollt,
Greise geh'n zur Rüste.
Keine Jugend, noch so hold,
Die nicht altern müßte.
Mütterchen kommt aus dem Haus,
Blickt in banger Liebe
Nach der blauen Donau aus,
Wo ihr Junge bliebe.
Kummervoll sitzt Mütterlein
Einsam auf der Schwelle:
Sohn, wann wirst du bei mir sein?
Jahre fliehen schnelle.
Jahre flieh'n, das Leben rollt,
Greise geh'n zur Rüste.
Keine Jugend, noch so hold,
Die nicht altern müßte.
Alles ist Vergänglichkeit
Hier auf Erden. Dauer
Hat allein das Herzeleid,
Ewig ist die Trauer.

Uebersetzt von Roda Roda

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Es gibt Gesichter von so ungeheurer Stupidität, daß ich sie nicht ohne ein Gefühl der Ermattung betrachten kann. Ich lese die Vergeblichkeit aller Weisheit in ihnen.

*

Der wahre Künstler braucht schon ein wenig Selbstvergötterung, um dem An-sich-Verzweifeln die Wage halten zu können.

*

Der Dichter wird es sich leicht verzeihen, daß er in unreifen Jahren manche unreife Arbeit hervorbrachte. Aber daß ihm alle jene, die seit damals nicht gewachsen sind, seine Verfehlungen immer wieder mit Entzücken als Meisterwerke vor Augen halten: das muß ihn zur Raserei bringen.

*

Ich möchte ja gerne mit so manchen Leuten auskommen, und meine Seele flüstert ihnen zu: Verrate dich nicht! Aber sie verraten sich dennoch. Unausgesetzt.

*

Wenn zwei Menschen für orangefarbene Tulpen gleichermaßen eine Schwäche besitzen, so ist dies, weiß Gott, noch kein Grund zur Verbrüderung.

Sozialwirtschaft von Lorarius

Im preußischen Abgeordnetenhause fragte der Finanzminister, ob der Bergfiskus mit den Kohlenpreiserhöhungen den Verbrauch nicht allzu schwer belastet habe. Diese Frage ist ein Signal. Das Signal zur Einfahrt in die Sozialwirtschaft, in der Gewissen und Rücksichtnahme herrschen. Solche Preismoral war früher selten. Vor dem Kriege waren wir glücklich, wenn der Bergfiskus eine leise Anwendung seines Veto-Rechtes im Kohlensyndikate in Aussicht stellte. Heute verlangen wir mehr. Wir fordern eine bewußte, ohne Scheu vertretene Preispolitik, die den Verbraucher schützt. Wir verstehen die Abwälzungsbrutalität nicht mehr, die eine Frucht des Wirtschaftsliberalismus war. Wir lachen über den Gestehungskostenrummel, mit dem man uns mitleidig machen will. Keineswegs wollen wir eine Ueberbelastung des werbenden Kapitals, aber wir fragen heute: Muß der Verbraucher jede Spekulation, alle Konjunkturschiefheiten, alle maßlosen Provisionen und andern Preisverbrechen tragen? Bisher schob immer der Eine die Steigerungsschuld auf den Vorgänger, den Großhändler, den Produzenten. Oder auf die Steuergesetzgebung, die Sozialpolitik undsoweiter. Gewiß ist irgendeine Macht ursächlich für die Preissteigerung, hat sie den Antrieb gegeben. Aber, so fragen wir wieder, muß der Verbraucher das büßen? Es gibt zur Bejahung dieser Frage haufenweis Lehrbücher, Sachverständigenurteile, Gerichtsentscheidungen. Darauf aber kommt es nicht an. Wollen wir Preismoral, so müssen wir Schwerbelastungen verhindern. Sonst kommen wir niemals aus der Wucherei heraus. Man gehe in einen Zigarrenladen und entrüste sich über eine Preissteigerung um sechshundert bis tausend Prozent. Der Händler wird antworten, er habe einen entsprechenden Einkaufspreis erlegt, Ladenmiete, Lichtzerschleiß, Gehälter und Löhne seien fast unerschwinglich, und der Käufer solle überhaupt froh sein, daß er noch etwas bekomme. Ist

damit der Wucher aus der Welt geschafft? Die Tatsache, daß ich für eine Zigarre, die im Frieden zehn Pfennige kostete, sechzig Pfennige bezahlen muß? Diese Tatsache besteht, und sie allein fühle ich. Das Andre ist für mich Preisbetrachtung. Ich kann nicht glauben, daß der Krieg sozusagen als Naturgewalt den Preis um sechshundert und mehr Prozent getrieben hat. Da muß irgendwo eine Gemeinheit stecken, ein Preisverbrechen, eine Spekulationspsychose. Denn die alte Lehre von der unbedingten Abhängigkeit des Preises vom Angebots- oder Nachfragequantum ist für mich Humbug. So klein kann eine Warenmenge garnicht werden, daß der Wucher gerechtfertigt wäre. Immer muß der Preis den tatsächlichen Aufwendungen, der Arbeitsaufwendung insbesondere, entsprechen. Wenn aber irgendwo auf dem Wege zum Konsumenten ein Preisvergehen begangen worden ist, so fühle ich mich dafür nicht verantwortlich. Ich will anständige Preise, Sozialpreise. Weshalb kommt nicht eine machtvolle Konsumentenbewegung auf? Weshalb gründet man nicht in allen Bürgerbezirken Konsumgenossenschaften? Es gibt Bezugsvereinigungen, die die Waren wesentlich wohlfeiler einkaufen. Arbeiter-, Beamtenorganisationen und dergleichen. Wird eine Art Kommandozwang ausgeübt, so sind die Herrschaften sofort zu Konzessionen bereit. Uns aber bewuchern sie. Wir wehren uns nicht, wir jagen uns selbst die Waren ab, wir beugen uns vor jedem Ladenanschnauzer. Und in den Parlamenten wird geredet, sonst nichts. Selbsthilfe der Konsumenten allein kann es schaffen. Keine Verordnungen, keine Artikel, keine Strafverfahren, nur Selbsthilfe. Aber jetzt ist es schon zu spät. Vor drei Jahren hätte man damit beginnen müssen. Der Wucher hätte sich verkrochen, wir hätten den Sozialpreis erzwungen.

*

Die Mittelstandstöter sehen eine machtvolle Gewerbegeschlossenheit, Regierungs- und Parlamentshilfe sowie Pressebeistand anrücken. Die Dampfwalzentheorie hat Pleite gemacht. Die Entwicklung ist keineswegs so wüst und trampelnd, wie die Heroen des Trustfessels annehmen. Auch gegen die Konzentration kann man kämpfen, wenn man nur ihre Waffen kennt und gebraucht. Angesichts dieser Tatsachen wächst die Anerkennung des Handwerks. Man erkennt plötzlich seine Existenzberechtigung, seine Qualitäten, seine Unentbehrlichkeit. Vor Jahren schon verlangte ich für das Handwerk Rohstoffsicherung. Zu einer Zeit, als die Kriegsgewinnler mit den Millionenbeuteln den Uebergangsmarkt durch langfristige Lieferungsverträge zu knebeln suchten. Jetzt erkennt der preußische Handelsminister das Rohstoffproblem als das Schlüsselproblem für den Wiederaufbau des deutschen Handwerks an. Kraftvoll kommt eine Schutzbewegung auf. Die Sozialwirtschaft will auch die kleine Selbständigkeit nicht vernichten lassen. Die Konzentrationswut, die die Provinzbank, den Groß- und Kleinhändler, den Mittelfabrikanten zu Tode hetzen möchte, muß Halt machen. Die Regierung hat dem Handwerk Rohstoffsicherung, Behördenaufträge, Submissionsschutz versprochen. Ferner Kredithilfe, ohne die der Handwerker von Sicherung und Schutz keinen Gebrauch machen kann. Es ist die höchste Zeit, daß die Leute mit dem Kapazitätsgerede, den Faseleien vom Ueberlegenheitsrecht des Trustmagnaten eins auf den Mund bekommen. Diese Fanatiker der kalten Elefantenentwicklung kümmern sich nicht um Individualgefühle, Selbständigkeitsdrang und aufstrebende Tüchtigkeiten. Ihnen gilt eine Pferdekraft erheblich mehr als eine Menschenkraft. Sie wollen knebeln und verteidigen die Knebelung mit

dem Entwicklungsbegriff. Die Sozialwirtschaft will erhalten, will fördern, jede Arbeitsmöglichkeit ausnützen. Die Sparenthusiasten denken immer nur an totes Material, niemals an den Menschen. Vernichtung von Selbständigkeiten ist unerhörte Verschwendung. Der Großbetrieb verschwendet wie ein Spieler, während er glaubt, ein Sparsamkeitsmuster zu sein. Er verschwendet ebenso wie die bürokratische Organisation. Daher muß die Wirtschaft mit Selbständigkeiten durchsetzt sein, die gezwungen sind, hohe Qualitätsarbeit zu leisten und damit anzufeuern. Der Handwerker ist selbständiger Qualitätsarbeiter. Man nimmt ihm das Beste, wenn man ihn an die Maschine drängt. Neue Formen des Handwerks gestalten sich. Keine zunftmäßigen Formen mit Anschließungsprinzip und Erstarrungsfolgen. Denn das Handwerk hat kein Monopol mehr wie im Mittelalter. Es muß Verfeinerungsproduktion treiben. Es darf nicht verknöchern. Und so wird die Industriekonkurrenz zum Segen für das Handwerk.

Antworten

Harry Kahn. Das bringt das menschliche Leben und der unmenschliche Krieg so mit sich, daß man morgen nicht wiedererkennt, was man noch gestern bewundert hat. Der berliner Couplet-Refrain, dens für alle Ereignisse gibt — für dieses lautet er: „Ach, die Schönheit vergeht, und die Backen fallen ein, und die Ekligkeit die kommt hinterdrein." Sie fragen rhetorisch, wie der Mann heißt, der neuerdings vor keiner Blamage mehr zurückscheut, und antworten mit einer Bekümmernis im Ton, die ich teile: „Ludwig Thoma. Schon in ‚Dichters Ehrentag' legte ers drauf an, in einer Denkweise zu glänzen, die Bismarck den ‚Sozialismus des dummen Kerls' nannte. Immerhin: da damals bereits Joachim Friedenthal merkte, daß sich hier just ein ausgepichter Tantiemenbock zum Gärtner und Hüter der deutschen Kunst vor der ‚jüdischen' Kapitalisierung aufwarf, so bestand kein Anlaß, daß sich ernsthaftere Leute mit ihm beschäftigten. Aber nun urteilen Sie selbst, ob nicht das Elaborat, das ich Ihnen heute schicke, über jede Hutschnur geht." Sie schicken einen Fetzen der München-Augsburger Abendzeitung, daraus man ersieht, welche „Gefahren unsrer Sprache von seiten der fremdartigen, galizischen Schriftsteller und Journalisten drohen". Der treudeutsche Warner nimmt für sich den Wustmann in Anspruch, der die „Sprachdummheiten gegeißelt hat". Ich schlage diesen auf und lese: „In den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schrieben die Beamten und Zeitungschreiber mit Vorliebe ‚von seiten' statt des einfachen ‚von'. Das war natürlich unnötiger Schwulst." Unser unnötiger Schwülstling schreibt: „ . . . doch hing man ihnen deutsche Namen an." Wustmann: „Wenn auch im Perfekt noch richtig gesagt wird: Ich habe das Bild aufgehängt, so hat sich doch leider fast allgemein eingebürgert: Ich hing den Hut auf." Aber lassen wir Wustmann, der tot ist, und hören wir lieber den heftig lebendigen Thoma. „Man muß wissen, wie strenge Franzosen und Engländer über die Reinheit ihrer Muttersprache wachen, um zu verstehen, was wir uns von den Halbasiaten bieten lassen . . . die in ihrem krotoschiner Unterbewußtsein vor der deutschen Sprache keine Ehrfurcht hegen konnten . . . die galizische Sprachverhunzung . . . ‚Geistige Führer' aus den Ländern östlich der Weichsel . . . ein organisiertes Schandschrifttum zur Versauung der deutschen Sprache . . . " Nun,

so recht Thoma gegen den Sprach-Wüstling und -Verwüstling Sternheim hat, so recht haben Sie: schlimmer als die sinnloseste Wortverrenkungssucht originalitätsgeiler Caféhäusler oder hemmungslos eitler Snobs ist doch wohl solch aufreizend plumpe Dreschflegelei, die einfach für jeden Blödsinn, der nach wenigen Jahren verschimmelt, die Juden verantwortlich macht. Zum Glück sind diese nicht völlig wehrlos. Und einer von ihnen erlaubt sich ein paar klipp und klare Fragen zu stellen: Hat irgendwer in den letzten Jahrzehnten für „die deutsche Muttersprache" mehr geleistet als die beiden Halbjuden Hugo von Hofmannsthal und Stefan George? Darf man die Hackbrett-Weis' des Polemikers Ludwig Thoma auch nur in einem Atem nennen mit der vollbrüstigen Prosa des halbasiatischen Essayisten Moritz Heimann, die bis in die feinsten Verästelungen des Satzwuchses und Wortsinnes vom deutschen Sprachgeist selber diktiert scheint und bei aller nervösen Differenziertheit, wenn sie will, wie Orgelton und Donnerhall klingen kann? Sind Polgar (Pollack), Bie (Jacoby) und Breuer (Friedlaender) etwa schlechtere Stilisten als Herr Karl Storck und der Graf Ernst zu Reventlow? Wessen Lyrik zeugt von geringerm Sprachgefühl: des prager Juden Franz Werfel oder des arischen Wilhelm Schussen, Hauslyrikers der Firma Albert Langen? Tönt die deutsche Sprache in den Versen des Zionisten Beer-Hofmann am Ende doch stärker und reiner als in dem Reimgebimmel aller völkischen Barden? Und noch eins: was hätte Thoma vor vier Jahren dazu gesagt, wenn man seinem Kampfblatt den „Galizianer" Thomas Theodor Heine vorgeworfen, wenn irgendein Reaktionär gekläfft hätte, daß die Linienverzerrungen dieses genialsten Karikaturisten der Deutschen nichts seien als „krotoschiner Gewächs"? Hat Thoma vergessen, daß er sichs lange Zeit als eine hohe Ehre angerechnet hat, im ‚Simplizissimus' und im ‚März' einen Volljuden wie Karl Kraus zum Mitarbeiter zu haben, für den sogar viele Christen einen großen Teil ihrer glaubensgenössischen Literatur mit Freuden hingeben? Hat er vergessen . . . Aber wahrhaftig: er hat alles vergessen. Seine Verwandlung aus einem revolutionären Saulus in einen vaterlandsparteiischen Paulus ist gleich so gründlich ausgefallen, daß er sogar den Namen des Mannes vergessen hat, der von allen lebenden Deutschen am meisten für die Verunglimpfung Deutschlands in der Welt getan hat. Die Auslandsdeutschen wissen ein Lied davon zu singen, die Lieder Peter Schlemihls, den Ludwig Thoma kennt, wie ich mich, aber nicht mehr kennen will. Vielleicht erkennt er ihn wieder, wenn ich ein bißchen nachhelfe, wenn ich ein paar von diesen Liedern aus jenen Bänden des münchner Witzblattes hole, die man noch anfassen konnte. Soll ich? Nein, ich muß nicht: weil diese Lieder zu einprägsam waren, um ihren Lesern schon entfallen zu sein. Und ich mag nicht: weil mich nicht nach dem Lorbeer der Meyrink-Hetzer gelüstet, und weil ich selber weniger vergeßlich bin als Thoma und deshalb seiner Vergangenheit diejenige Hochachtung zolle, die er ihr verweigert. Mir ist es tief bedauerlich, daß der Dichter des ‚Wittiber' und des ‚Andreas Vöst' heut in dieselbe Kerbe haut wie die dümmsten Spießer des deutschen Schrifttums, und ich hätte noch immer geschwiegen, wenn es nicht mehr als tief bedauerlich wäre — eine schwere Schande nämlich für die deutsche Kultur, an deren Rettung Ludwig Thoma angeblich alles gelegen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Grundsätze oder Ziele? von Germanicus

Wir haben uns nie dem Ehrgeiz hingegeben, durch Das, was wir an dieser Stelle sagen, auch nur im Geringsten die politische Entwicklung zu beeinflussen. Wir streben auch keineswegs solche Beeinflussung an. Wir verhalten uns hier rein betrachtend, können aber darum auch einigermaßen sachlich sein. Das ist uns diesmal besonders angenehm, denn wir wollen vom Streik reden, auch von dem, was ihm vorangegangen ist, und schließlich über seinen Ausgang. Zuvor aber wollen wir noch einmal einen der wenigen Grundsätze unterstreichen, die wir hoffentlich im Prozeß unsres politischen Betrachtens aus den Tatsachen abstrahieren konnten — den Grundsatz nämlich, daß für die Politik Grundsätze wenig bedeuten, daß vielmehr das allein Maßgebende die Ziele sind. Die Wochengeschichte des berliner Streiks zeigt leider, daß die umgekehrte Auffassung Geltung hatte. Allerseits wurden sogenannte Grundsätze wichtiger genommen als die Ziele, die angeblich verfolgt wurden. Dies gilt besonders für die Reichsregierung. Was mußte notwendig ihr Ziel gegenüber der Streikbewegung sein? Ihn möglichst sich nicht ausdehnen zu lassen und ihn in eine Form zu pressen, die dem Ausland seine Ausnutzung gegen die Interessen Deutschlands erschwerte. Die Reichsregierung ist sich über solche Notwendigkeit auch keinen Augenblick im Zweifel gewesen, denn unter den Gründen, mit denen sie sich gegen den Streik gewandt hat, war der oberste: daß durch die Ausstandsbewegung der Kriegswille der Gegner verstärkt und der Krieg selbst verlängert würde. Was hat sie nun aber getan, um dieses Ziel zu erreichen? Sie hat Grundsätze verfochten, und zwar ganz unbekümmert darum, daß solche Hochhaltung des Paniers grade und heftig die Schäden hervorrief, die bedingungslos hätten ferngehalten werden müssen. Mit Grundsätzen läßt sich effektvoll streiten, aber selten oder nie die Forderung des Tages erfüllen. Eine Politik, die nicht mit einer kräftigen Dosis von Zynismus gewürzt ist, wird ihre Meister und alle Die, die sie fressen müssen, unzulänglich ernähren. Kein Mensch wird der Regierung verargen, daß sie den Sreik und den damit verbundenen, sich zu Verbrechen verirrenden Unfug mißbilligte und auszutilgen trachtete. Das war eine Selbstverständlichkeit. Es kam nur darauf an, wie dies möglichst schmerzlos und vor allem möglichst unauffällig geschehen konnte. Unauffällig im Besondern wegen der lauernden Augen des Auslands. Kämpfe aber, bei denen es hartnäckig um Grundsätze geht, können nie unauffällig bleiben; im Gegenteil: durch sie werden notwendig die Konturen des Gegensatzes hart und scharf. So war es kein Wunder, daß statt der erforderlichen Auswischung der Deutschland durchsetzenden politischen Bekenntnisse gradezu

eine augenfällige Silhouettierung auf den Hintergrund der feindlichen Umwelt projiziert wurde. Schlechte Regie, Verfehlung des Ziels, Schädigung der Reichsinteressen, Verärgerung aller Beteiligten — aber die Grundsätze waren gerettet. So, wie die Regierung gehandelt hat, hätte sie vielleicht handeln dürfen — und warum nicht? auch solcher Sport kann seine Reize haben —, wenn Deutschland im tiefsten Frieden und so die Gelegenheit günstig gewesen wäre, es auf eine innere Kraftprobe ankommen zu lassen. Auch dann hätte freilich eine kluge Politik — in Anbetracht der gegebenen Kräfteverhältnisse des nun einmal nicht zu vermeidenden Abbaus der geschichtlichen Vergangenheit und des nicht zu umgehenden Aufbaus eines neuen Deutschlands — die Taktik der Vermittlung, des Ausgleichs gewählt. Aber immerhin: wenn es keine grienenden Zuschauer gab, konnte der Ringkampf der beiderseits schwarz-weiß-rot bebänderten Parteien losgelassen werden, konnte erprobt werden, wer nun wohl den geschwollenern Bizeps haben würde — ob das bürokratisierte Prinzip oder das wild aufstürmende. Vielleicht sogar (auch darüber ließe sich, wenn die Gelegenheit gut ist, reden) hätte eine eifernde Regierung es wagen dürfen, absichtlich die aufbegehrenden Bedränger auf das Glatteis der Putsche zu drängen und zu zwingen, um so zu zeigen, daß das Volk, die breite Masse, für gewisse Erweiterungen der Rechte, also etwa allgemeines Wahlrecht, Parlamentarismus und dergleichen, nicht reif sei und darum nach wie vor an der Kandare gehalten werden müsse. Wie gesagt: auch solche Manöver der Provokation wären zu erörtern gewesen, wenn nicht die Not der Stunde die eine und einzige Forderung zum Gesetz des Handelns gemacht hätte. Es war Krieg, und es ist Krieg, und die Feinde lauern, Einbruchsstellen zu erspähen. Da war die Sachlage hanebüchen klar. Da war ein Messen der Grundsätze auch dann ein Irrtum, wenn etwa beabsichtigt gewesen sein sollte, dem feindlichen Parkett zu zeigen, wie sicher sich Deutschland fühle, daß es sogar eine Miniaturrevolution sich gestatten dürfe. Und da nun einmal die Demokratie ringsum in der Welt ihre Wellen schlägt, da sie zumindest zu dem politischen Apparat gehört, mit dem gegen Deutschland, die Panzerburg der Reaktion, gearbeitet wird, so war es das Gegebene, den Streik, der — darüber wird an keiner Stelle ein Zweifel bestehen — ausgeschaltet werden mußte, nach einer Methode zu beseitigen, die wenigstens einigermaßen demokratisch kostümiert war. Aber so schlankweg niederzuschlagen, nicht zu verhandeln, vielmehr aus den Kulissen des Absolutismus heraus die Exekutionspelotons knallen zu lassen: das ist, wenn man auch im übrigen solche Apotheose der Diktatur für probat hält, in einer Zeitspanne, da der Zarismus zerplatzt ist und die ganze Welt bis zu den Zulukaffern hinunter Deutschland als das Arsenal der Sklavenpeitschen verhöhnt, ein politischer Fehler gewesen, ein Fehler, dessen Folgen spürbar werden müssen. Wir reden hier nicht als Partei,

nicht aus Sympathie für die eine und Abneigung gegen die andre Seite: wir reden aus empfindungsloser, die Tatsachen kühl wägender Erkenntnis und aus der Erfahrung heraus, daß durch das Oel der Frivolität grade in der Politik die knarrendste Maschine in Gang gehalten werden kann. So müssen wir auch den Ausgang des Streiks bedauern. Er ist militärisch zerquetscht worden. An solchem Ergebnis war, nachdem einmal die entsprechenden Schrauben und Haken angesetzt worden waren, nicht zu zweifeln. Aber man darf doch nicht vergessen, daß es sich dabei um lebendige Menschen gehandelt hat, um Menschen, die nicht so leicht vergessen, und die der Stachel, der in sie hineingedrückt worden ist, notwendig, wenn auch vielleicht weniger katastrophal im Widerstand erhält. Wozu dergleichen Experimente? Mit der Psychologie der Revanche hat noch niemand gute Erfahrungen gemacht, und schließlich kann man einen großen Teil des eigenen Volkes, besonders wenn er letzten Endes nicht der schlechteste ist, sich nicht weißbluten lassen, wie das, was Elsaß-Lothringen betrifft, den Franzosen gegenüber, und nicht ohne innere Logik, angewandt wird. Mit dem Belagerungsparagraphen zu regieren, ist keine Kunst. Politik aber soll eine Kunst sein.

*

Die ‚Münchner Post' hat angefangen, die Ereignisse zusammenzustellen, aus denen, wie aus einer gesättigten Mutterlauge, das Kristall des Streiks zusammengeschossen ist. Vervollständigen wir. Am zweiten Januar werden in der deutschen Presse das austro-polnische Projekt Oesterreich-Ungarns, die geplante Verschmelzung Polens mit der Donaumonarchie und die beabsichtigte Angliederung Kurlands und Litauens an Preußen erörtert. Die Alldeutschen fragen, wo der Yorck bleibt; sie kokettieren mit einem militärischen Staatsstreich. Am sechsten erklärt die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, jedem Mißbrauch des Selbstbestimmungsrechts zum Zwecke verschleierter Annektionen mit Entschiedenheit entgegentreten zu wollen. Am achten kann Tirpitz die Vaterlandsparteiler beruhigen, daß im Fall eines deutsch-russischen Sonderfriedens die deutschen Notwendigkeiten im Osten nicht gefährdet seien. Am elften befiehlt die Vaterlandspartei ein Trommelfeuer von Eingaben. Am zwölften werden in einer Versammlung der Vaterlandspartei Kriegsbeschädigte verprügelt. Während all dieser Tage kriselt es: mit einem angeblichen Abschiedsgesuch Ludendorffs werden schwere Böen angeblasen. Herr von Wangenheim erklärt, daß ein Staatsmann, der einen Frieden ohne Kriegsentschädigung schließt, als Landesverräter niederzuschießen sei. Herr von Oldenburg wünscht sich die Regierung als einen Dompteur, mal streichelnd, mal mit der Peitsche knallend. Am fünfzehnten werden uns zwei Millionen Polen, die durch eine vierte Teilung abgetrennt werden sollen, in nahe Aussicht gestellt. Am sechzehnten bringt die wiener Arbeiterzeitung einen sehr scharfen und, was

beachtenswert ist, von der Zensur ungekürzten Artikel gegen die Vorgänge in Brest-Litowsk. Am achtzehnten beschließt der preußische Landtag, die Herrenhausvorlage der Beratung der Wahlrechtsvorlage voranzusetzen. Am neunzehnten stellen die deutschen Zeitungen fest, daß dem deutschen Volk die oesterreichische Aufstandsbewegung systematisch verschwiegen wird. Am einundzwanzigsten wird der politische Sieg der oesterreich-ungarischen Massenbewegung gemeldet. Am zwanzigsten erklärt der Zentrumsabgeordnete Trimborn, daß es sich bei den Uebergriffen der Zensur nicht um vereinzelte Mißgriffe, sondern um ein konsequent durchgeführtes Prinzip handelt. Am zweiundzwanzigsten wird der ‚Vorwärts' verboten, weil er über die oesterreichische Bewegung seine Meinung gesagt hat. Am vierundzwanzigsten erklärt Graf Czernin, daß er von Rußland keinen Quadratmeter Land und keinen Kreuzer beanspruche, während zur gleichen Zeit Graf Hertling eine wesentlich weniger klare Rede hält. Am fünfundzwanzigsten will die Kreuzzeitung Scheidemann und Ebert auf den Sandhaufen schicken. Wer sähe nicht aus solchem Nebeneinander, wie die Gespenster steigen! Inzwischen wird über die oesterreichisch-ungarischen Vorgänge das Entscheidende bekannt. Man erfährt, daß in Wien am siebzehnten der Ausstand begonnen hatte, daß er geregelt vor sich ging, daß es alsbald zu einer Aufstellung bestimmter Forderungen und gleich darauf zu einer sachlichen Verhandlung mit der Regierung gekommen ist. Es folgt die Bewilligung der Arbeiterforderung durch die oesterreichische Regierung: keine Annektionen, aber Demokratie. Am einundzwanzigsten heißt es in der wiener Presse: „Der große Streik hat mit einem vollen Erfolg der Arbeiterschaft geendet, die Regierung hat in allen Punkten nachgegeben. Das Friedensprogramm der Monarchie, den allgemeinen Frieden ‚ohne Annektionen und Kriegsentschädigungen' zu schließen, hat endlich eine einwandfreie Präzisierung erfahren, wodurch auch die Polenfrage eine annehmbare Lösung gefunden hat. Deutschland wird wohl jetzt nicht länger zögern, sich dieser Formel anzuschließen." Am zweiundzwanzigsten fordert die wiener Arbeiterzeitung die Arbeiter auf, nunmehr, nachdem die Absicht des Aufstandes vollkommen erreicht worden ist, die Arbeit umgehend wieder aufzunehmen. Im ‚Vorwärts' stand schon einen Tag früher zu lesen: „Wir grüßen die Arbeiter Oesterreich-Ungarns und sagen ihnen: Auf den Schlachtfeldern hat sich euer Blut mit dem unsern gemischt, jetzt geht es um den Frieden und da sind wir und bleiben eure Bundesgenossen." Am dreiundzwanzigsten erklärt Ebert im Hauptausschuß: „Wir begrüßen das Vorgehen des Proletariats in Oesterreich und Ungarn und drücken ihm unsre volle Sympathie aus. Sie dürfen versichert sein: wenn es sein muß, wird die deutsche Arbeiterklasse ihre ganze Kraft daran setzen, um zu verhüten, daß die Bestrebungen zur Herbeiführung eines baldigen Friedens der Verständigung und des Rechts durchkreuzt werden."

Anschließend daran stellt Herr von Gräfe, der übrigens die Verheimlichung der oesterreich-ungarischen Vorgänge nicht billigt, fest, daß Ebert in aller Form eine Drohung an den Kanzler habe ergehen lassen. Am fünfundzwanzigsten spricht Scheidemann im Hauptausschuß: „Gehen wir einem Versuch nicht aus dem Wege, der der Welt ohne neue Opfer vielleicht das Ende aller Greuel bringen könnte! Wir müssen alles tun, um die für die Frühjahrskämpfe Gezeichneten zu retten. Wir müssen alles tun, was mit der Ehre und der Zukunft des Reichs vereinbar ist, um der Menschheit neue Massenopfer zu ersparen. Vergessen Sie auch dies nicht: die Stimmung der Massen ist sehr ernst." Am achtundzwanzigsten wird in dem Ausschuß des preußischen Abgeordnetenhauses bei Beratung der Herrenhausvorlage erwogen: ob der Kronprinz ohne weiteres Mitglied des Herrenhauses sein solle; ob den übrigen Prinzen des königlichen Hauses die lebenslängliche Mitgliedschaft gebühre; ob diese auch dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen zuzubilligen sei; und so fort. Am siebenundzwanzigsten hatte der Oberbürgermeister von Berlin in seiner Rede zu Kaisers Geburtstag, an das Wahlrechtsversprechen des Königs von Preußen anknüpfend, gesagt: „Das uneingelöste Versprechen liegt wie ein Block im Stromlaufe, still sammeln sich die Wasser vor dem Hemmnis, bis sie es schäumend überspülen. So wird es sein, wenn jetzt der große Anlauf stockt oder mit einem Scheinerfolg endet. Dann wird vielleicht zuvörderst, sobald die äußere Lage es gestattet, die Gegenströmung einsetzen. Die Wolken des Grolls werden sich sammeln, der Reif des Haders die Blüte der großen Frühlingszeit zernagen und verkümmern. Und kommen wird doch, was verheißen war, nur nicht als Gabe freier Ueberzeugung, als Zeichen der Einheit, sondern im Ringen von Macht gegen Macht." Was bedarf es weitern Zeugnisses? Wer aus solcher drängenden Fülle den ganz zielsichern Schritt der Geschichte nicht herauszuhören vermag, dem allein können der berliner Streik und die ihm folgende, über ganz Deutschland greifende Streikbewegung als freche Willkür, als international entzündet und durch englische Gelder hervorgelockt, als unerwartet erscheinen. Wer Augen hatte, zu sehen, der wußte, daß er kommen mußte. Die Regierung hatte die Pflicht, auf ihn vorbereitet zu sein; sie hatte zugleich die Pflicht, die Bewegung, an deren Gefährlichkeit ein Zweifel nicht bestehen konnte, so abzuleiten oder zu nutzen, daß, wie wir oben gesagt haben, die Interessen des Reichs und damit auch des deutschen Volks in seiner Gesamtheit gewahrt wurden. Das aber hat sie nur in unzulänglichem Maße getan. Sie hat Diktatur dilettiert und Prinzipien geritten. Sie hat nicht einmal verstanden, nachzumachen, was ihr die oesterreichische Regierung untadlig vorgemacht hatte, und selbst, nachdem Hertlings Vorgänger im bayrischen Ministerpräsidium, Herr von Dandl, den richtigen Weg gefunden und der Sozialdemokratie dafür gedankt hatte, daß sie die Führung der

mit Notwendigkeit und spontan hervorbrechenden Bewegung in die Hand genommen hätte — selbst da blieb die Reichsregierung hilflos, starr, unpolitisch. Herr Wallraf hatte mit der falschen Taktik angefangen; Graf Hertling aber hat sie nicht zu überwinden vermocht. Als Druck wird, wir wollen es offen sagen, falsche Angst vor der immer noch sich machtvoll und laut manifestierenden Rechten gewirkt haben. Denn wenn die Norddeutsche Allgemeine Zeitung nicht grade inzwischen zum Feuilleton privater Meinungen geworden sein sollte, dürfte sie in so symptomatischen Beiträgen, wie sie zum Streik veröffentlichte, immerhin einigermaßen die letzten Absichten des Kanzlers verraten haben: „Wenn die Verführten sich von den Verführern losmachen wollen, so steht ihren berufenen Führern, den Erwählten der Partei und der Gewerkschaften, der Weg zum Ganzen ohne weiteres offen. Eine Regierung, die selbst den Feinden nie die Verständigungsbrücken abgebrochen hat, wird selbstverständlich auch mit den Vertretern der Partei und der Gewerkschaften über die Möglichkeit einig werden wollen, die Streitaxt zu begraben." Sie konnten zusammen nicht kommen; aber sie wollen sich nicht trennen. Der Streik war ein Mißverständnis, aber im übrigen soll der alte Kurs weitergesteuert werden. Das ist immerhin etwas. Nichts wäre so falsch, als jetzt auch nur um Haaresbreite dem Drängen der Alldeutschen, der konservativen Fronde nachzugeben und das deutsche Volk wieder wie einst in zwei gegeneinanderstehende, weit auseinanderklaffende Teile zu zerreißen: hie die Getreuen, hie die vaterlandslosen Gesellen. Nachdem wieder einmal eine Probe auf die politische Reife Deutschlands danebengelungen ist, bleibt zu hoffen, daß aus solcher Niederlage, die nicht nur eine Niederlage der Streikenden zu nennen ist, wenigstens bessere Erkenntnis und stärkerer Wille sich heben. Für solche Wendung darf wohl die Kundgebung nationalliberaler Parteileiter zu Gunsten des gleichen Wahlrechts als ein Wahrzeichen entgegengenommen werden.

Das Wörterbuch von Curtius

Die Entwicklung der amtlichen Redekunst hat ein diplomatisches Esperanto herausgebildet. Die Mitglieder dieser erlauchten Loge verstehen einander ohne Zweifel: der Chor der Zuhörer aber steht mit wüstem Kopf vor einer hohen, unübersehbaren Mauer.

Die letzte Rede des Reichskanzlers veranlaßt mich, einen lange gehegten Gedanken in die Debatte zu werfen. Man gründe eine Akademie der diplomatischen Wissenschaften. Ihre Aufgabe sei die Herausgabe eines umfassenden Wörterbuchs der amtlichen deutschen Kunstbegriffe, in denen sie ihres theosophischen Charakters entkleidet werden.

Ich habe immer die Verwendung von Fremdwörtern eifrig propagiert. Fremdwörter lassen nicht das Echo einer jahrhundert-

alten Tradition anklingen: sie stehen hart, rund, isoliert vor den Augen und sind leicht definiert. Alle ernsthaften Wissenschaften konsolidieren ihre Erfahrungen in fremdsprachige Kunstbegriffe: weil sie leichter zu erschließen sind als in unklare Gefühlswelten eingebettete deutsche Worte. Wenn der Reichskanzler von der Integrität des Deutschen Reiches spricht, so ist seine Absicht restlos zu erfassen. Wenn er dagegen die ‚Sicherung des Deutschen Reiches' als Programmpunkt aufführt, so wird jeder nach seinen privaten Wünschen einen andern Inhalt dazu denken. Man schaffe das Wörterbuch, das diesem Begriff einen logisch erfaßbaren Inhalt zuordnet. So aber kann sich jeder dabei denken, was ihm gefällt. Hinter solchen Worten steht immer die kümmerliche rednerische Geste des verflossenen Herrn Michaelis: wie ich es auffasse!

Glauben Sie, daß es mit der ‚Würde Deutschlands' anders ist? Dieser gefühlvolle Begriff ist ein geräumiger Marktkorb, in den hineingeht, was der rasendste Alldeutsche nur träumen mag. Wie soll man hoffen, sich auch nur mit dem eignen Volk verständigen zu können, wenn der Schöpfer dieser Begriffe selbst nur ein dunkles Gefühl von ihren Inhalten hat! Und was heißt die populärste Hieroglyphe dieses Krieges: Durchhalten! Hat sich schon ein Mensch etwas dabei gedacht? Heißt es, mit gesenktem Kopf warten, bis durch irgendein unerforschliches Wunder eine Stimme von oben ruft: Danke! Abtreten! Oder gestattet es, um die Liquidierung der Angelegenheiten, die uns schließlich auch ein bißchen angehen, sich praktisch zu kümmern? Ich warte auf das Wörterbuch, das bei ‚Durchhalten' einwandfrei erklärt, was von diesem pathetischen Aufruf amtlich zu halten sei.

Und nun strömt aus dieser Rede schon der Schwall der nur gefühlsmäßig umgrenzten Begriffe hervor. ‚Vitale Interessen Deutschlands'! ‚Keine überflüssigen Handelseinschränkungen'! ‚An eine gewaltsame Angliederung Belgiens hat niemand gedacht'! Wer diese Worte logisch zu erfassen behauptet, ist ein Schwachkopf oder ein Prophet. Entweder ist er nicht gewohnt, präzis zu denken, oder er weiß, wo Andre nur ahnen. Oder, noch einfacher: er gehört jener internationalen amtlichen Loge an — und soll schleunigst in die Kommission eintreten, die das Wörterbuch vorbereitet. Was sind vitale Interessen Deutschlands? Was sind überflüssige Handelsbeschränkungen? Heißt das: absoluter Freihandel? Oder versteht der Redner darunter die Belassung von Zöllen, oder will er bestimmte Industrien noch stärker mit Zollschutz umgeben? Wer weiß das? Wer kann das aus seinen Worten entnehmen? Wenn keine gewaltsame Angliederung Belgiens geplant ist: sind dann alle andern Methoden, Belgien in die deutsche Einflußsphäre zu bringen, ausgeschaltet? Oder wie ist das? Ich möchte in aller Bescheidenheit fragen, ob sich der Herr Reichskanzler über die exakten Inhalte all dieser oratorischen Bekleidungsstücke klar war.

Ich für mein Teil kapituliere. Wenn diese Phrasen mein Gehirn berühren, befinde ich mich im Kahn auf hoher See. Ich werde seekrank. Und ich möchte so leidenschaftlich gern dahinter kommen, was die Regierung bei ihren amtlichen Aeußerungen denkt.

Meine Herren von den Mehrheitsparteien! Protestieren Sie gegen diese babylonischen Kryptogramme! Wenn aus Rücksicht auf den internationalen diplomatischen Gebrauch eine Aenderung der amtlichen Beredsamkeit nicht eintreten kann — setzen Sie den Entwurf meines Wörterbuchs auf die Tagesordnung! Vielleicht kommt man sich ein wenig näher, wenn man sich versteht. Vielleicht erlebt die Welt die aufregendsten Ueberraschungen, wenn man endlich dahinter kommt, was der Andre eigentlich gesagt hat!

Publizisten von Johannes Fischart

II.

Ernst Graf zu Reventlow

Damals, zur Zeit der Gegenreformation, schrieb ich das „Jesuitenhütlein‘. Anno Domini Fünfzehnhundertundachtzig. Das war eine bittere Satire wider die Jesuiten, die mir in jenen zerrissenen Zeitläuften als die größte Gefahr für die Kulturentwicklung Deutschlands erschienen. Heute, nachdem sich im Religiösen so viele Gegensätze abgeschliffen haben, denke ich wesentlich ruhiger darüber. Heute habe ich nichts mehr gegen die Wiederzulassung der Gesellschaft Jesu in den deutschen Landen, weil der größte Teil des Volkes, nach Jahrzehnten unablässiger Aufklärung, seelisch meines Erachtens immun geworden ist gegen eine neuerliche konfessionelle Verhetzung. Anders auf politischem Gebiet. Da sind Hunderttausende, durch das jähe Ungewitter des Krieges, geistig aus dem Gleichgewicht geraten, und im Jahrmarktstrubel der Politik haben, während draußen die Besten der Nation im Schützengraben still und selbstverständlich ihre Pflicht tun, die großen Worthelden den meisten Zulauf. Oder hatten ihn wenigstens. Denn schon naht der Abend; die Liquidierung des Krieges ist eingeleitet, und die dröhnenden Megaphone der Schreier vor den alldeutschen Schaubuden beginnen heiser zu werden. Vieles, was ich einst über die Jesuiten schrieb (die Kirche vergeb' mirs), würde sich nicht allzuweit von der Wirklichkeit entfernen, wenn ich es jetzt auf die Alldeutschen münzte. So dies:

> Mit Blutpraktik und Greulichkeit,
> Mit Mordstiftung, Unfriedsamkeit,
> Mit den Schürgabeln der Verhetzung
> Und mit Feuerpfeilen der Verletzung,
> Mit den vergifteten Lügenspießen . . .

Na, und so weiter. Also, dachte ich mir, hätte nach Lucifers Weisung in jener Epopoe der Hütleinmacher das Jesuitenhütlein

auszustaffieren. Nehmt, natürlich, alles nur in allem und übersetzt jene klobige Sprache von ehedem ins moderne Gefällige, und die Charakteristik ist fertig.

Nicht alle Alldeutschen sind einander völlig gleich. Selbstverständlich nicht. Es gibt tausenderlei Schattierungen. Der Umfang ihrer Aeußerungen ist, musikalisch ausgedrückt, so reich wie drei Oktaven im Baß und drei im Diskant. Den kräftigsten Ton schlägt Graf Ernst zu Reventlow an, der täglich zwei und noch mehr Male in langen, selten weniger langen Artikeln der Deutschen Tageszeitung zum Publikus spricht. Eine merkwürdige Gestalt. Da gibts keinen menschlichen Instinkt, dem er, hemmungslos, nicht schriftstellerisch freie Bahn läßt, keinen Widerspruch, in den er sich nicht selbst verfängt. Nur eine glatte Dialektik, die seit Oertel in der Deutschen Tageszeitung zur Tradition geworden ist, hilft ihm über all das rasch hinweg.

Er, der alldeutsche Wortrecke, nahm sich einst eine Französin zur Frau und quittierte um ihretwillen als Leutnant mit dem Charakter als Kapitänleutnant den Dienst. Allen Respekt vor einer Romantik, die ihre Konsequenzen bis zum Aeußersten zieht. Die Gefährtin, die er sich vor Jahren unter so schwierigen Umständen erkor, steht ihm noch heute zur Seite. Das Leben riß ihn bald in seine Strudel hinein. In Mittelamerika versucht er sich als Pflanzer. Vergebens. Enttäuscht kehrt er nach Deutschland zurück. Das liegt nun schon bald zwei Jahrzehnte zurück. Er versuchts mit der Schriftstellerei. Zuerst begegnen wir ihm im ‚Ueberall‘, einer illustrierten Zeitschrift für Heer und Marine; dann wird er der Marine-Spezialist des Berliner Tageblatts, schlägt sich mit dem Flottenverein herum und landet einige Zeit danach mit seinem glückhaften Schiff in der Täglichen Rundschau. Die ersten antisemitischen Aeußerungen fallen. Aber noch ist er immer ein liberal denkender Mann, ohne natürlich auf ein bestimmtes Parteiprogramm eingeschworen zu sein. Tirpitz, der an der Spitze des Reichsmarineamts steht, wird heftig von ihm befehdet. Auch der Monarch ist vor seinen Angriffen nicht sicher. Seine Schrift ‚Der Kaiser und die Byzantiner‘ erscheint. So um 1907. Seine Majestät umgebe sich nur mit Schmeichlern, schreibt er und registriert ein lustiges Episödchen. Ein pausbäckiger country-gentleman habe, als Wilhelm der Zweite bei einem Besuch in England so und so viele Tiere auf der Jagd zur Strecke gebracht hatte, spöttelnd ausgerufen: Nahezu übermenschlich! In der Täglichen Rundschau bekrittelt er auch den Prinzen Heinrich, der zu Pferde seine Leute, seine Matrosen, im Parademarsch einexerziere, und er findet manches, für einen Geschwaderchef, komisch daran. Reitende Gebirgsmarine. Aber noch klopft man ihm nicht auf die Finger, und Vielen, die im Stillen über diese kleinen Ungezogenheiten des gräflichen enfant terrible kicherten, erschien er nicht unsympathisch. Mir auch. Ich gestehs. Aber dann glitt

er doch eines Tages, in den Augen der gestrengen Militärs, aus, als er beiläufig schrieb, in der potsdamer Garde-Kavallerie täten die Herren Offiziere doch gar nicht so scharf Dienst wie in der Linie. Da schnappte man ein und schleifte ihn vors Ehrengericht. Es gab eine hochnotpeinliche Verhandlung, zu der nun auch noch all die andern literarischen Sünden herangezogen wurden. Der Antrag des Vertreters der Anklage lautete auf Entziehung des Titels und Abknöpfung der Uniform. Das bedeutete für einen Offizier Schimpf und Schande. Das Urteil fiel indessen milder aus. Der Titel wurde ihm gelassen. Er blieb auch weiterhin Kapitänleutnant Ade.

Das war sein Tag von Damaskus. Die Katharsis, die Reinigung des Helden im aristotelischen Sinne, hob an. Man kann diesen Gesinnungsumschwung sogar, wenn man will, genau auf einen bestimmten Tag festlegen: auf den vierzehnten März 1908. Nun wenden sich alle Dinge. Nun schaut er die Welt und ihre Erscheinungen mit ganz neuen Augen an. Tirpitz, den er so häufig im Marinetechnischen angegriffen hat, spendet er jetzt Beifall. Der erklärt daraufhin lächelnd, Reventlow wäre ihm eigentlich zur Zeit der liebste der schriftstellernden Mariniers. Eine Tür nach der andern öffnet sich im Reichsmarineamt dem Herrn Grafen. Reiches Material wird ihm, zu jeder Stunde, in die Hand gesteckt. Er braucht bloß Wünsche zu äußern. Inzwischen hat er, durch Herrn Doktor Rösickes freundliche Vermittlung von der Täglichen Rundschau zur Deutschen Tageszeitung hinübergewechselt. Diese journalistisch-demagogische Plattform ist ihm lieber, entspricht auch mehr seinem draufgängerischen Naturell. In der Zimmerstraße machte man schließlich, bei allen teutonischen Neigungen, doch immer nur Politik in gefütterten Glacéhandschuhen, Klopstocksche Oberlehrerpolitik. Hier aber, in der Deutschen Tageszeitung konnte man, wenns sein mußte, selbst mit der Mistgabel dreinfahren, ohne daß den Lesern der aufgestochene Gestank unangenehm in die Nase fuhr. Zunächst beschränkte der Graf sich auch hier auf das Maritime. Aber im Grunde genommen, war er eine Herrscher-, eine Gewaltnatur. Dem bequemen Herrn Oertel, dem christlichen Bannerträger des Bundes der Landwirte, dem leitartikelnden Chefredakteur der Deutschen Tageszeitung, wurde er bald unbequem. Es gab nicht selten Reibungen. Indessen, der Graf setzte sich durch; und als man Herrn Oertel hinaustrug auf jenen Acker, den man nicht im Frühjahr und Winter umzupflügen pflegt, war Reventlows Machtbereich unbestritten. Morgens und abends schrieb er, E. R., seinen Leitartikel. Die Marinefragen waren nur Ein Kapitel. Er schrieb auch über äußere und über innere Politik, über Kulturfragen, über Antisemitismus, kurz: über alles und noch einiges mehr, oder richtiger: er diktierte es in rascher Folge. Und er wird weiter schreiben heute und morgen, mittags, nachmittags, abends und in der Frühe, und womöglich

auch nachts. Aber das Deutsch ist, bei dieser kaninchenhaften Produktion, schaudervoll, höchst schaudervoll. Da sind Sätze, denen drei-, viermal das Rückgrat gebrochen ist, da sind stilistische Wunder, gegen die alle Auswüchse des Barocks Tändeleien sind, da sind wirre Widersprüche, skurrile Einfälle, psychologische Unmöglichkeiten, und die Gedanken bewegen sich, arabeskenartig, um einige fest gewordene Voreingenommenheiten, Idiosynkrasien, Begriffsklischees, die immer und immer wiederkehren. Ein ewiges Einerlei, das nur durch eine gradezu scholastisch ausgebildete Dialektik manchen reizvoll dünkt.

Das der Mensch. Und die Sache, für die er streitet? Ein Haufen von Irrtümern. Aus der Fülle von Beispielen nur einige wenige. In seinem Kampf für den Ausbau der Marine beschäftigte er sich natürlich, auch schon vor dem Kriege, mit der U-Boot-Waffe. Damals, 1908, forderte auch er, unter heftigen Vorwürfen gegen Tirpitz, einen beschleunigten Bau der Boote, um den Vorsprung Englands einzuholen. „Es ist", schrieb er, „bedauerlich, daß Deutschland bis heute nur ein einziges solches Fahrzeug besitzt." Nachher, während des Krieges, als er sich, Tag für Tag, schirmend vor Herrn von Tirpitz stellte, erklärte er mit einem Male: „Es ist völlig unzutreffend, von Versäumnissen des deutschen Unterseebootsbaus zu sprechen." Nicht geringer war der Widerspruch zwischen seiner Voraussage und der Wirklichkeit in der Handhabung dieser Waffe selbst. Noch 1909 schätzte er den kriegerischen Wert der U-Boot-Waffe nicht eben hoch ein. „Die deutschen Torpedoboote", dekretierte er, „können den breiten Gürtel englischer Verteidigungsmaßregeln nur durchdringen, wenn sie selbst geschützt oder beschützt werden. Dazu wird unter Umständen die gesamte Hochseeflotte erforderlich sein. Somit steht die Durchführbarkeit solchen Kleinkriegs auf den Schultern der Hochseeflotte." Im Krieg ist es, wie man weiß, grade umgekehrt gekommen. Die Hochseeflotte ist zuhause geblieben, und der Kleinkrieg der Unterseeboote und Torpedos hat die Erwartungen selbst des phantasievollsten Laien übertroffen. So weit das Marinetechnische. Gefährlicher randalierte der Graf auf dem Gebiet der äußern Politik, wo er uns tausende von Fensterscheiben im Auslande eingeschlagen hat. Er kennt keine Rücksichten. Jäh aufsteigender Unmut und Hinschreiben ist bei ihm eins. Kein inneres und äußeres Verantwortungsgefühl. Keine psychische Schranke. Vor dem Krieg hat er reichlich gehetzt und sich der Gegenwirkungen gefreut. Nachdem dann das Unheil über Europa hereingebrochen war, setzte er sich für die weitgehendsten Annektionsziele ein. Belgien, insbesondere die flandrische Küste, Teile von Frankreich, Calais und andre Küstenplätze, Kurland, Litauen und so fort waren ihm, neben einer Milliardenentschädigung in Geld und Rohstoffen, unbedingt Lebensnotwendigkeiten für Deutschland. Wer ihm darin nicht folgte — und es gab immerhin einige Besonnene —, den fuhr er an und

sprach ihm jeden Patriotismus ab. Auf Herrn von Bethmann Hollweg hatte ers ganz besonders abgesehen. Den bellte er ohne Unterlaß an und wich ihm, wie ein wütender Kläffer, nicht von den Waden. Das Persönlichste, Allerpersönlichste ward herangezogen. Es hagelte auf den leitenden Staatsmann Verdächtigungen und Verleumdungen aller Art, und in geheimen Konventikeln ging der Graf mit Drohungen noch einen Schritt weiter. „Kleinheit, Schlappheit und Rückenmärkertum" waren, zum Beispiel in der amerikanischen Frage, noch die zartesten Ausdrücke, deren sich Reventlow gegen den Kanzler bediente. Ueberhaupt das amerikanische Problem! Herr E. R. hat nie an eine Kriegserklärung Amerikas geglaubt, stets geschrieben, man solle sich nicht bluffen lassen und sich in der Verwendung der U-Boot-Waffe Amerikas wegen keine Beschränkungen auferlegen. Und als es dann doch zum Kriege kam, höhnte er lachend über die Bedeutung, die man dieser Tatsache in ernsthafter denkenden Kreisen politisch und militärisch beimesse. Wenn man ihn reden hörte, hätte man annehmen müssen, daß Amerika auf die Entente gar keinen politischen Einfluß ausüben und nicht drei Soldaten auf den europäischen Kontinent hinüberschicken könne. Diese Rechnung ist, ohne daß mans noch zu beweisen braucht, grundfalsch gewesen. Hätten wir nicht auch noch Amerika auf der Seite unsrer Gegner gehabt, so hätten wohl mit dem Ausbruch der russischen Revolution, der nun schon bald ein Jahr zurückliegt, die Dinge eine Wendung genommen, die für uns nichts weniger als ungünstig gewesen wäre. Die krankhafte Ueberhitzung dieses säbelrasselnden Patriotismus, der immer nur auf England starrt und den Augenblick abwartet, bis es zerschmettert zusammenbrechen muß, hat auch des Grafen Ethik in Unordnung gebracht. Die Luftangriffe auf England, bei denen meist unschuldige Opfer, Frauen und Kinder, fallen, nennt er eine wohltuende Kompensation zur deutschen Antwort auf die Note des Papstes. „Wir können uns keine erfreulichere Begleitmusik hierzu denken." Oder, ein ander Mal, sucht er nachzuweisen, daß Haß und Rache durchaus mit der christlichen Lehre in Einklang zu bringen seien, mit jenem „praktischen" Christentum offenbar, das die Deutsche Tageszeitung auch sonst hegt und pflegt.

So ist Graf Reventlow. Die ausländische Presse schalt uns in schwülen August- und September-Tagen Barbaren und nannte die Nietzsche, Treitschke, Bernhardi die geistigen Urheber des Krieges. Mischt diese drei zusammen und laßt alles Kluge und Geistig-Feine durch ein Sieb rinnen: was dann auf den Maschen übrig bleibt, der Grund, das Grobkörnige, das Ungeschlachte, das Unethische — seht, das ist letzten Endes der Stoff, aus dem die geistige und seelische Struktur Ernst zu Reventlows geformt ist. Ein Mensch von einem stiernackigen Willen, den das Leben kräftig herumgeschleudert hat; ein Mensch von voraussetzungslosem politischen Leichtsinn, der sich dessen nicht immer bewußt ist; ein hemmungs- und schrankenloser Mensch, der nur an die Instinkte zu appellieren

pflegt, ein solcher Mensch in verantwortlicher, wenn auch nicht offizieller Stellung — sagt euch selbst, wozu das führen muß, und lests in meinem Jesuitenhütlein nach:

Sind rechte Brandschürer, Lärmenblaser
Und aller Ruhe Erzfeinde und Hasser . . .
Kein Wunder, daß viel Hexenwetter
Entstehn, und daß die Luft wird zornig,
Wenn darein kommt dies Tier vierhornig.

Vorschlag von Gregers Werle

Wie lange noch, ihr Herren, wollt ihr quasseln
in Sowjet, Reichstag, Commons oder Kammer?
Wie lang' noch soll die Zungenpauke rasseln
und übertönen der Millionen Jammer?

Ministerhirnschmalz wird nun mählich sauer.
Was wippt ihr immer noch die blut'ge Schaukel?
Ist Jener schlau — der Andre ist noch schlauer
im Schlagwortstimmungsredespielgegaukel.

Weiß Gott, der Weltkrieg ist kein Kaffeestündchen,
belebt durch Zank, geendet durch Umarmen.
Was nützt es, täglich zweimal anzukünd'gen,
man werd' zum Schlusse sich des Feinds erbarmen?

Hingegen so: es lehret die Erfahrung,
daß meerschtendeels bei irgendwelcher Keile,
je nach der Kraft und sonstiger Gebahrung,
die Senge ziemlich ungleich sich verteile.

Man stellt dies fest, reibt sich den untern Rücken,
erkennt am Schlag den überlegnen Kämpen,
sucht noch dem Feind den „Letzten" aufzudrücken —
dann aber in die Scheide mit den Plempen!

Und Schluß mit dem hellenischen Gekeife,
dem Bauernfang, dem Schwindel und dem Zerren,
dem Formelschustern, logischen Gekneife,
dem Lufterschüttern und dem Maulaufsperren!

Denn wenns auch peinlich ist, den übeln Boschen
das Daseinsrecht ein Weilchen noch zu geben —
es schwingt, wenn erst der Massentod erloschen,
die Welt von selbst sich wieder wohl ins Leben.

Die Hermannsschlacht

Von Klopstock sehen wir ab, dem Vorgänger Kleists. Aber achtundzwanzig Jahre nach dessen ‚Hermannsschlacht' erscheint Grabbes, ein Stück von genialischer Unordentlichkeit und auch sonst genialisch durchblitzt, das niemals aufgeführt werden wird. Nicht in Akten, sondern in drei Tagen und drei Nächten ziehen Germanen und Römer vor unsern Augen Tau. Der Kampf „wogt" oder tut doch so. Hätte der Dichter die berlinische Redensart gekannt — es entspräche dem Ton seines Dramas, wenn der Held vom Feinde sagte: Bald lieg' ich oben, bald liegt er unten. Ein Feldarzt tritt auf mit den Worten: „Ich bin allemal derjenige, welcher . . . " Einer will eine Wunde nicht „verfumfeien". Trotzdem Hermanns Schwiegervater auf „Neldchens" Glücksgestöhn, wie hehr ihr Mann sei, antwortet: „Lassen wirs gut sein das Hehre; meistens besteht es aus nichts als aus glänzenden Kniffen", und trotzdem der Cheruskerfürst die Römer zur Vorsicht mahnt, denn „der Germane ist voller Hinterhalt wie seine Wälder": trotzdem ist eigentlich sein einziger Kniff, daß er den Fremdlingen rät, seine Landsleute möglichst hart zu behandeln, weil er weiß, daß sie dadurch zur Raserei gebracht werden — die Herren Ramshagel, Dietrich, Grüttemeier und Stinchen Klopp, die auf Alimente für ihre vier unehelichen Bälger klagt. Der Römer entscheidet, daß sie sie dem Staat auszuliefern habe, und der Erzeuger bekommt fünftausend Sestertien für seine volkskrafterhaltenden Bemühungen zugesprochen (nicht ohne daß er sich denkt: „Ich gehe nach Haus und nicht zu dem rechenmeisterischen Quaestor. Der spezifikatzt mir soviel Gebühren, daß ich auf die fünftausend Sestertien noch sechstausend zugeben muß"). Die Kloppen vergißt die Verhandlung nicht; und als die Römer besiegt sind und jener Römer in ihrer Gewalt ist, da schreit sie: „Nageln wir den krummnasigen Bengel bei seinen Ohren an die Eiche, und reißt ihm die Zunge aus, damit er nicht mehr krächzen kann. (Es geschieht, und andre römische Schreiber und Advokaten werden von den übrigen Deutschen ebenso behandelt.)" Nein, sanftmütig sind weder Männer noch Weiber. Neldchen mischt sich als Train resolut ins Gemenge, und nach dem günstigen Ausgang lädt sie alle zu einem Gelage. „Alle" erwidern im Chor: „Es wird uns eine Ehre sein!" und Hermann murmelt (beiseit): „Ach, wüßte das Palatium, daß diese sonst so tapfern Leute nur ein paar Meilen weit sehen und lieber in der Nähe äßen und tränken, als es zu zertrümmern, so würd' es bei der Nachricht meines Sieges nicht so erbeben." ‚Helden' von Shaw siebzig Jahre früher. Man lacht sich blau. Aber damit die Geschichte einen seriösen Ausklang kriegt, verstellt sich Grabbe am Ende als Wildenbruch. Rom. Palatium. Säulenhalle darin. Abend. Brennende Kerzen. Augustus schlummert im Hintergrund. Waffengerassel der Praetorianer draußen im Vorhof. Augustus richtet sich mühsam auf und ruft: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Und dann flüstert er seherisch (mit brechender Stimme) ungefähr: Es beginnt eine neue Zeit. Nicht bloß aus dem Norden nahet sie. Da schreibt mir ein gewisser Domingo: drei Könige aus Aethiopien, Arabien und Indien hätten . . . Bethlehem . . . Krippe . . . Pontius Pilatus . . . undsoweiter. Jesus Christus nennt man den Wunderknaben. (Er stirbt.) Der lachende Leser desgleichen.

Von Kleists ‚Hermannsschlacht' ist die Wirkung nicht ganz so einfach. Wars schon im Frieden nicht. Aus einem Lebewesen wird da plötzlich ein Phantom seiner selbst; und das heißt so viel, daß dieser geniale,

nicht bloß genialische Dichter den Menschen kennt und mit grandioser Unerschrockenheit darstellt, daß er weiß, wie Weiber im Nu zu Hyänen werden, und daß ein Gott ihm gegeben hat, sie vor unserm entsetzten Blick dazu werden zu lassen. Einer, der B sagt, wenn er A gesagt hat, von jener ehernen Konsequenz, die seit jeher unbeliebt war und dem Auftritt der Bärin den Vorwurf der Roheit eingetragen hat und dem Streit zwischen Hermann und Fust um des Varus Erlegung den Vorwurf der Kleinlichkeit. Aber ohne diese beiden Szenen fehlt dem Drama die letzte Gewalt. Bis dahin sind die Leidenschaften nur mit der doppelten Vehemenz des geborenen Dramatikers, der eine undramatische Sache vorhat, gesteigert: hier überschlagen sie sich. Verderberglanz aus der Hölle beizt uns die Augen. Ein Paroxysmus der Wahrheitsliebe rast sich aus, rast um sich. Der dröhnende Haßgesang wider die Feinde betäubt den Sänger nicht so, daß er die überlebensgroße Barbarei der eigenen Landsgenossen vergäße. Und eben diese Barbarei ists, um derentwillen wir im dreiundvierzigsten Monat des Krieges mit seltsam gemischten Empfindungen vor der ‚Hermannsschlacht' sitzen. Am Anfang des Krieges hätten so dämonisch flammende Verse, ihrer Bestimmung gemäß, unwiderstehlich gezündet. Schlagt sie tot! Das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht (wie wenigstens Germania ihren Kindern zusichert). Selbstverständlich: schlagt sie tot, wenn die Heimat bedroht ist. Das rechte Drama für ein Volk, das besiegt oder zu besiegen ist und mit allen Mitteln zum Heroismus gepeitscht werden muß. Aber: das Deutschland von 1918 fühlt sich und ist außer jeder Gefahr. So könnt' es bei der ‚Hermannsschlacht' von ihrem Zweck absehen und sie schlechtweg als Dichtung genießen? Das ist auch nicht gut möglich: dazu stecken wir doch noch zu tief im Kriege, und dazu entquillt der Dichtungswert zu organisch dem Zweck. Es hilft also nichts: man nimmt eine zwiefache Umstellung vor. Zunächst verschiebt man die Ereignisse um rund achtzehnhundert Jahre — in die Zeit, da das Vaterland und sein getreuester Sohn schwer unter den Stößen des korsischen Henkerrades ächzte und knirschte. Kleist hat ja nicht Geschichte dramatisiert, sondern heißeste Gegenwart. Die Namen seiner Personen sind Pseudonyme für Napoleons Marschälle und die Rheinbundskönige; und die Schlacht im Teutoburger Wald ist die Schlacht bei Waterloo, die er prophetisch vorweggestaltet hat, indem er sie der Hermannsschlacht nachgestaltete. Und seit den Freiheitskriegen sind nun wieder über hundert Jahre vergangen. Und wieder ist Krieg. Und so unbeteiligt ist keiner, daß er nicht, was er von Kleist zu hören bekommt, auf die Verhältnisse der Gegenwart übertrüge. Dann aber ist sicher, daß die ‚Hermannsschlacht' wie dialogisierte Deutsche Tageszeitung berührt. Und je nach dem, ob man auf deren Boden steht oder ihr abhold ist, ob man ihre Absage an ein Weltgewissen und an den Begriff einer Menschheit, die der Volkheit übergeordnet ist, teilt oder verurteilt — je nach dem wird man von dieser größten Tendenzdichtung deutscher Literatur bezaubert oder zurückgestoßen werden.

Sollte man meinen. Aber es stimmt nicht. In der Praxis ergibt sich die Paradoxie, daß der Aesthetiker, dem als solchem der Politiker Reventlow gleichgültig ist — daß der ihn aus der ‚Hermannsschlacht' fast bis zur Unerträglichkeit herausschmeckt, während das Publikum der berliner Volksbühne, das ihn hassen muß und haßt, weils zu sieben Zehnteln aus Anhängern Liebknechts, zu drei Zehnteln aus Anhängern Scheidemanns besteht und durch die Parteiblätter täglich erfährt, welchen Schaden das Morgen- und Abendgeschrei des Grafen anrichtet — daß

dieses Publikum von Anfang an bis zum Ende Beifall tobt. Was bedeutet das? Bezeugt es das Dichtertum Heinrichs von Kleist, dessen reine Glut durch alle politischen Absichten schlägt und jeden Widerspruch des anders gerichteten Zuschauers wegfrißt? Daß sichs so nicht verhält, des zur Probe brauchte man diesem bloß einmal den Patriotismus Josefs von Lauff vorzusetzen. Aber wozu eine Probe, wie sie schon hundertmal angestellt worden ist! Diese Arbeitermassen unterliegen hemmungslos der Suggestion des Theaters an sich. Für sie hat Goethes Satz, daß der Deutsche nichts sieht als Stoff, keine Geltung. Sie sehen den Stoff überhaupt nicht. Freilich die Form noch weniger. Sie sind in dem glücklichen Urzustand, wo es ausreicht, daß Komödie gespielt wird, daß verkleidete Menschen zwischen Kulissen sich erhitzen, sich lieben, sich jagen, sich töten, daß ein Vorhang aufgeht und niedergeht, daß Lichter brennen, und daß in der Pause ein Bier ausgeschänkt wird und die Gevattern zum Seelenaustausch sich einfinden. Laßt nach der Pause statt der zweiten Hälfte der ‚Hermannsschlacht‘ das ‚Weiße Rößl‘ aufführen: das Gelächter wird ebenso heftig sein wie vorher der ernste Anteil, und nach zwei Szenen werden diese Kinder vergessen haben, wie der Abend begonnen hat. Mit einem Wort: die Erziehung des Volkes zur Kunst ist und bleibt eine Utopie. Hats Sinn, zwischen Sieben und Zehn ein Kunstwerk Leuten zu bieten, deren gesamte Lebensbedingungen man dazu nicht von Grund auf verändert hat? Zugleich mit dem Brot begehren sie circenses, und das heißt: Unterhaltung von jeder Art und um jeden, um den niedrigsten Preis. Erfreulich, wenn diese Unterhaltung einigermaßen sauber ausfällt. Nur bilde man sich nicht ein, daß die sauberste Unterhaltung eines oder mehrerer Jahre die Mitglieder dieser freien Volksbühnen davor bewahrt, eine unsaubere Unterhaltung mit Dankesgewieher zu begrüßen. Die Mitglieder dieser . . . ? Die Besucher aller Theater. Aber von einem bürgerlichen oder gar von einem feudalen Publikum wird man doch seltener erleben, daß es ein Stück, welches seinen Instinkten und Interessen so feindlich ist wie die ‚Hermannsschlacht‘, die Verherrlichung des imperialistischen Militarismus, im kritischsten Stadium des Krieges dem streikenden Proletariat — daß es sich das gefallen läßt. Ich hatte geglaubt, daß dieses Publikum die Vorstellung als Ersatz für die verbotenen Wahlrechtsversammlungen, als ein umgekehrtes Ventil betrachten und sich seine Erregung frisch von der Leber zischen und pfeifen würde — und da applaudierte es hingerissen und wie besessen. Bisher immer war mir die Macht, die Uebermacht der winzigen Junkerkaste über viele Millionen ein Rätsel gewesen. An diesem Abend hab' ich sie, trauernd, begriffen.

Aber um auf die ‚Hermannsschlacht‘ zurückzukommen: sie darzustellen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben des Theaters. Die geschwellte Hochbrust ist durchaus zu verpönen. Ein berserkerwütiges Barbarentum, dem nichts Unmenschliches fremd ist, wenns die Verteidigung, die Befreiung des Vaterlandes gilt, ist mit einer unbestechlichen Objektivität gestaltet, deren Standpunkt so hoch ist, daß sie bis in die Tiefe sieht, wo das Geflecht der Nerven bloßliegt. Und das Kunst- und Naturwunder ist, daß es die Nerven von heute sind. So scheint alles erschreckend gegenwärtige Wahrheit und grausiger Vorzeitspuk zugleich. Wäre Hermann eine Kreuzung von Achill und Ulyß, wie nämlich die Beiden Kleistens rückwärts gewandter Blick erschaut: der Schauspieler und sein Regisseur hättens leichter. Aber Hermann ist eine Kreuzung von Achill und Bismarck, und diese Vereinigung urtümlicher Kampfgier mit modernster (ach, heute schon wieder urtümlicher) Diplo-

matenkünstlerschaft muß als Vereinigung von Naivität und Geistesschärfe, von Gigantenwildheit und spielender Ueberlegenheit, von grimmer Pathetik und stählern funkelnder Geschmeidigkeit irgendwie durch die ganze Aufführung gehen, weil dies ja auch die Wesensmischung des Dichters Kleist ist. Für die Volksbühne nun hat sich Reinhardt die Arbeit bequemer gemacht, als ers fürs Deutsche Theater getan hätte. Dessen Akustik ist unübertrefflich. In dem mächtigen Theater am Bülow-Platz aber ist jede halbwegs intime Spielweise von der Gefahr bedroht, daß bereits die zehnte Reihe auf die Erratung des Wortlauts angewiesen bleibt. Also ists angebrachter, zu schreien als zu charakterisieren. Aus Kleists sorgfältig unterschiedenen und abgestuften Verschwörern und unsichern Kantonisten werden — abermals Konrad Veidt und noch den und jenen ausgenommen — so was wie Einheitsmänner in Pelzen (in vielzuviel Pelzen, da bekanntlich die Hermannsschlacht im August stattgefunden hat). Sogar die Alraune schreit, deren Prophezeiungen man sich schaurig dumpf ins Ohr ihres Opfers Varus fallend vorstellt. Dagegen wird für die Aufregung um die geschändete Hally das Unisono-Gewisper bevorzugt, das schon Manier geworden ist. Die Szenerie ist fünf Akte lang doch wohl zu gleichmäßig ‚Wald'. Ein Mal wünscht man sich eine Lichtung, vielleicht für die prunklose Apotheose des Schlusses, zu der Thusnelda nicht, wie vorgeschrieben, in Teutoburg, sondern im blutigen Dickicht, und nicht mit ihren Frauen, sondern — eine garnicht kleistische Süßlichkeit — mit ihren Kindern sich einstellt. Der Bären-Szene ist Gitter wie Schlüssel und damit die Glaubhaftigkeit entzogen. Die Barden singen mit dicker Musikbegleitung, welche die überwältigenden Verse bis zur Unverständlichkeit zudeckt. Aber genug getadelt. Es verdient ja Lob, daß Reinhardt völlig auf die Effekte der Meininger verzichtet, daß es, zum Beispiel, keinen festlichen Einzug der Römer in Teutoburg gibt, und daß er aus seinen Leuten herausholt, was sich in diesem falsch gewählten Hause nur aus ihnen herausholen läßt. Am meisten dürfte Decarli ihm zu verdanken haben. Dem hätte ich niemals — weder nach seinem Robespierre noch nach sonst einer Leistung — diesen Cherusker zugetraut. Er hat, bei allen Vorzügen, stets eine Strähne von Oberlehrertum. Aber tatsächlich fehlt kein Zug im Bild des realpolitischen Blondbarts von Helden: nicht die Verschlagenheit, die vielleicht sogar den Brief des Ventidius an Livia über Thusnelda erfunden hat, um sich diese zur handelnden Bundesgenossin zu machen; nicht den zärtlich-grimmigen Bernhardinerhumor im Umgang mit der Gefährtin; nicht die fanatische Unbedingtheit des Vaterlandretters; nicht die Reckenhaftigkeit des rachedurstigen Zweikämpfers. Decarli weiß kein Zweifel, alle diese Züge kunstvoll zu binden. Sie freilich in einem Feuerguß zu der Einheit zusammenzuschweißen, die Kleist ebenbürtig wäre: dazu gehört wohl ein Schauspieler, dem selbst der Regisseur Reinhardt nichts mehr zu geben hat. Auguste Pünkösdy ist ein Thuschen wie eine Thusnelda: die frischeste Gegenspielerin ihres lachenden Rachegottes und die furioseste Rächerin ihrer angeblich tiefgekränkten Frauenehre. Um von Anfang an fast unmerklich durchschimmern zu lassen, daß diese gutmütige Landedelfrau der furchtbarsten Grausamkeit fähig sein wird, und um zwischendurch eine leicht-sündhafte Freude am Flirt mit dem Fremdling zu zeigen: solche artistische Souveränität wäre bei solcher Jugend wahrscheinlich eher verdächtig. Sie wird da sein, wenn Reinhardt, im Frieden, für die ‚Hermannsschlacht' das Deutsche Theater und die deutschen Schauspieler Wegener, Jannings, Hartmann, Josef Klein sowie den Romanen Moissi bereit hat.

Der neue Molnar von Alfred Polgar

Die neue Komödie von Franz Molnar, dreiaktig, heißt: ‚Herrenmode'. Der Titel hat keine tiefere Bedeutung. Das Stück auch nicht. Aber es ist amüsant, lebendig, leicht, graziös. Ein wenig süß in der Charakterschilderung der Hauptpersonen, sonst aber witzig und liebenswürdig genug, um sich von geistig Verwandtem der ungarischen Drama-Literatur vorteilhaft zu unterscheiden. Bewundernswert, wie immer bei Molnar, ist wieder die reibungslose, lautlose, sichere Funktion des keineswegs einfachen theatralischen Apparats. Ein paar Virtuosenstückchen der szenischen Führung, des Ineinanderspiels der geistigen und materiellen Stück-Elemente verraten den Meisterschüler der Franzosen.

Held des Spiels ist der gutmütige, mehr als gutmütige, der seelengute Juhasz, Inhaber eines Herrenmodegeschäfts. Seine Güte ist, das stört beträchtlich, so grenzenlos, daß sie stellenweise dem Schwachsinn angenähert scheint. Seine Frau verläßt ihn mit dem Kommis, nachdem sie diesem zuvor des Gatten ganzes erspartes Geld gegeben. Juhasz hat für alles nur Verstehen, Verzeihen. Ein armer, verlassener Mann, zieht er mit seinem Gönner, dem Grafen, auf dessen Land-Gut, um sich dort in der gräflichen Käsefabrik nützlich zu machen.

Paula, die hübsche Kassiererin aus seinem Laden, folgt ihm. Sie hats auf den reichen, alten Grafen abgesehen, der, wie sie weiß, ihrethalben so oft in den Laden gekommen ist. Juhasz aber, zu Tränen gerührt, weil er meint, sie sei ihm aus Teilnahme ins Exil gefolgt, wacht über ihre Tugend. So eifervoll, daß er dem Grafen lästig wird. Alle Versuche, ihn loszuwerden, scheitern an seiner rührenden, entwaffnenden Lammesnatur. Da inszenieren Paula und der Graf eine Komödie. Sie lassen dem braven Mann das Geld zukommen, das ihm seinerzeit die Frau und der Kommis weggetragen, so, als schickten sie es ihm wieder. Nun kann er sein Geschäft wieder kaufen. Aber der Plan geht schief. Juhasz hat sein Herz für die Kassiererin entdeckt. Er schenkt ihr das eben erhaltene Geld, fordert sie auf, als seine Frau in die Stadt zurückzukehren, das für ihre Tugend so gefährliche gräfliche Haus zu verlassen. Als er dann erfährt, was für Bewandtnis es mit den fünfzigtausend Kronen habe, geht er doch allein, im Tiefsten gekränkt und betrübt durch den Trug, den man an ihm geübt. Ihm folgt die jäh erwachte Liebe des Mädchens.

Im dritten Akt schaltet Juhasz wieder als Herr in seinem Modegeschäft. Da kommt die verliebte Paula. Weil sie weiß, wie man den guten, schwachen Mann zu behandeln hat, setzt sie sich resolut wieder an die Kasse. Das Stück schließt, wie es begonnen, nur um eine Schraubenwindung höher. Der brave Juhasz hat jetzt eine Frau, die ihn liebt und auf sein Hab und Gut achtet.

Die Kauf- und Verkaufsszenen im Modeladen sind meisterliche, heitere Genrebildchen. Eine Art liebevoller Naturalismus setzt

lebhafte und doch nicht grelle Farben. Der Dialog, oft dreipaarig verschränkt, steckt voll hübscher Kleinigkeiten.

Die Aufführung im wiener Deutschen Volkstheater litt an Fehlbesetzungen. Herr Kramer ist wohl weich genug für die pathologisch gütige Natur, aber den Kindskopf, das arglose Gemüt, glaubt man ihm nicht. Dieser Juhasz sollte doch fast einen Stich ins Heilige haben. Herr Kramer sticht anderswohin. Fräulein Wojwode war erst im letzten Akt gut, wo sie laut und resolut sein darf. Mit der Treuherzigkeit und dem Innerlichen kommt sie nicht weit. Herr Edthofer sprang, gestikulierte und schwätzte den Kommis mit liebenswürdigst übertriebener Komik. Der Beste war Herr Thaller als Graf. So vornehm-fein, humorvoll, von erlesener schauspielerischer Kultur, die leider seit Marans Tod kaum mehr einen andern Vertreter hierzulande hat als eben Willi Thaller. Akt Eins und Zwei schleppten ein wenig. Akt Drei hatte Tempo und entschied mit seinen vielen heitern, farbigen Lichterchen den Erfolg des Abends.

In einem unbekannten Winkel

von Fritz Reck-Malleczewen

Dieses ist ein ganz und gar verlorener Winkel an einem unbekannten nordischen Strand, und ich werde mich wohl hüten, seinen Namen zu nennen. Eine kleine Oase ist er, eingepfercht zwischen die meilenweiten Züge ungeheurer Wanderdünen und zwei unwirtliche Meere. Wüste im Norden, Wüste im Süden — Meer im Westen, Binnenmeer im Osten. Das Heiligtum ist unser, und wir wollen es hüten vor dem anmaßenden Lärm da draußen.

Da ist so viel, von dem zu berichten wäre, so unendlich viel... Von Dörfern, die begraben sind unter dem gelben Wall der Dünen, von Dörfern, die seit Jahrhunderten schon schlummern, von Menschenstätten, die ihre Toten nun wenigstens auferstehn lassen, wenn Westwind den letzten Flugsand von ihren Gräbern reißt, daß die Gebeine mit den Bronzeringen und den verrotteten Seidenfetzen hinaufgrinsen in den Himmel, der hier blau ist wie der der südlichen Wüsten, so dunkel. Da ist sie selbst, diese majestätische Wüste zwischen Dünen, an deren Häuptern der Weststurm zerrt, daß Triebsand in langen Fahnen fortweht über das Meer. Da ist die ganz und gar unerhörte Tatsache, daß durch dieses herbe nordische Land von irgend woher die bunte Exotik ganz ferner Breiten summt. Von diesem unwahrscheinlich blauen Himmel, von der prasselnden Glut der Sandfelder, von der unsäglichen Einsamkeit des Landes — weiß Gott, woher.

Das Letzte aber, das Beste, das Heiligste: der Abstand zur Welt. Denn wir hier auf dieser unentdeckten Insel zwischen zwei Meeren und zwei Sandwüsten, wir sehn die Dinge nur von fern, als Schatten nur an uns vorübergleiten. So fern, so fern, wie am Horizont unsrer unendlichen Wasser unerreichbare stumme Meerschiffe vorübergleiten ins Unbekannte.

Alle aber lassen Wunde heilen, alte oder neue. Sie lassen sie heilen oder glauben, daß sie heilen werden, oder spielen sich wenigstens selbst, wie sich das gehört, die Komödie vor, daß sie einmal noch heilen könnten. Da trinken wir gierig die Feuerglut dieses Sommers, unter dessen Tyrannei Ihr auf dem Binnenlande seufzt. Wir nehmen ihn für volles Leben, den überstarken Kiefernduft der dürren Wälder, und schauen lächelnd auf zu dem blauen Himmel und glauben fest daran, daß sie nicht für immer versunken sind, die fernen Sonnenländer. Da sind wir in einer gut versteckten Loge gesittete Zuschauer von guter Haltung geworden und sehn dem Spiel der Bühne zu, deren Akteure wir nicht mehr sind.

Sonntage kommen zu uns, ganz stille leuchtende Sonntage. Die blauen und grünen Röcke lettischer Weiber verschwinden in der Kirche oben über dem Dorf, daß es still genug ist für Bienen und letztes Glockensummen. Ein braunes Segel, ganz nah, zieht über die große Wasserbühne: lautlos. Ein Zug verspäteter Kirchengänger windet sich den Hügel drüben hinan: ganz still. Ein schwarzes Böckchen endlich, ein noch ganz junges Tier, macht ein Ende mit dem großen Schweigen und fährt jauchzend in eine Gänseherde. Die hat keinen Humor und setzt sich zur Wehr mit Flügelschlag und Schnabelhieb. Das tut am Ende weh. Das Tier zuckt betroffen zusammen: „Ich wollte spielen und Ihr da antwortet so? Ist etwa das ganze Leben solch törichter Ernst?"

Das fällt ihm nicht ein. Vergessen im nächsten Augenblick schon der Schmerz. Mit allen Vieren zugleich in die Luft gesprungen, im nächsten Augenblick schon vor Lebenswonne. Und wieder die Attacke auf die zeternden Vögel und wieder die Kapriole — immer wieder und immer wieder . . .

Ein Gefangener, ein blonder Mensch aus den Don-Ebenen von Rostow siehts und lacht. Er ist drei Jahre nun schon gefangen, aber er lacht und lacht. Draußen schlachten sich Millionen von Menschen, die sich nichts getan haben und im Grunde nicht einmal böse sind. Aber das Tier hüpft und tanzt, und der gekettete Mensch lacht. Das Leben ist noch immer nicht, trotz allem, ohne Hoffnung.

Wandert zu uns aus der großen Wüste drüben der Philosoph heran. „Ist dieses Tier", fragt der Weise, „des Lebens nicht werter, als der die halbe Welt knechten will?

Oder die Erfinder aller eurer Zerstörungsmaschinen zusammen genommen? Und alle Haß-Sänger der ganzen Welt?

Den Tanz spreche ich heilig und das Lachen. Die Anmut immer nehmen die Götter zuerst und den Humor, wenn sie verderben wollen." Sagte der Weise und ging zurück in die große Wüste, aus der immer die Weisen kommen.

Und wir blieben bei einander und sahen das Spiel und sahen den Himmel und die Schiffe und das Meer. Und alle lächelten wir. Alle, alle.

Weltstreik? von Lorarius

Rein wirtschaftliche Streiks gibt es nicht, hat es nie gegeben. Alle Arbeitseinstellungen zielten auf soziale Hebung, das heißt: auf politische Macht. Das war so im vierzehnten Jahrhundert bei den Standeskämpfen der Gesellen, das blieb so in der ganzen Zunftstreikentwicklung und setzte sich im achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert fort. Der Kampf um das Koalitionsrecht beherrscht das Arbeitsverhältnis seit Verselbständigung der Gewerbe in den Städten. Mit Reichsbeschlüssen, Landbestimmungen, Polizeiverordnungen ging man gegen die „Verschwörungen" vor. Die Behinderungen stärkten nur die Streiklust. Der Machtgang der Arbeiter zur politischen Geltung war wohl zeitweise zu verlangsamen, aber nicht aufzuhalten. Er wurde umso offensivgewaltiger, je riesenhafter sich die Dimensionen des Arbeitsmarktes auswuchsen. Als das Unternehmertum die Nutzlosigkeit der Polizeigesetzgebung einsah, suchte es den politischen Willen der Arbeiterschaft in Tarifgemeinschaften aufzufangen. Der Staat, der früher den Knüttel gehandhabt hatte, trat nunmehr als Schlichtungsinstanz auf. Es wurde die Idee der Arbeitsgemeinschaft unter Staatskontrolle proklamiert. Damit hoffte man die Gefahr abgewendet zu haben. Aber wie die brutalen Mittel den Drang nach politischer Gleichstellung nicht totgeschlagen hatten, so schläferte ihn auch der sogenannte Wirtschaftsfriede nicht ein. Denn dieser Friede war nur eine Etappe auf dem Wege nach oben. Die Streikmöglichkeit blieb ja, der Kampf war nicht beendet, er war nur seinen Dimensionen angepaßt worden. Die Gemeinschaft regelte die Streikmaschine, disziplinierte die Arbeiter, ermöglichte ein geschlosseneres und dauerhafteres Kämpfen. Zwar wurden die Einstellungen verhältnismäßig seltener, aber die Zusammenschlüsse hatten den Zusammenschluß gefördert. Die Arbeiterschaft konnte jetzt mit mehr Erfolgaussicht als früher den Massenstreik, den Generalstreik, wagen. Lahmblickige Professoren, tantenhafte Regierungsleute triumphierten über eine endlich hergestellte Ordnung. In Wirklichkeit war die Waffe ins Ungeheure gewachsen. Parteiorganisation, Gewerkschaften, Tarifgemeinschaften wurden ein Schwert. Sie alle stärkten die Disziplin und halfen damit eine geschlossene Armee schaffen. Diese Armee konnte sich, je nach den Umständen, in den Dienst einer Regierungspolitik stellen oder gegen sie. Jedenfalls war sie eine furchtbare Macht geworden. Sie beherrschte die innere Politik viel mehr, als die Satten ahnten. Ihre wirtschaftlichen Forderungen waren wie früher nur Etappenforderungen, aber der politische Erfolg wurde sicherer, rückte näher, die große soziale Wandlung begann. Das Maschinenzeitalter hatte den Arbeiter nicht ausgeschaltet und ausgepowert: es hatte ihn zum Leiter der Maschine und damit zum Leiter der Geschicke des Landes gemacht. Es war Wahnsinn, diese Entwicklung zu mißachten, ihre ungeheure Stoßkraft zu unterschätzen. Die Riesenquantität qualifizierte sich von Tag zu Tag, sie ordnete sich aus, sie schulte sich in den Organisations- und Kampfmethoden, sie wurde trächtig von anwendbarer Macht. Schließlich konnte auch die äußere Politik des Landes nur in Uebereinstimmung mit der Arbeiterschaft getrieben werden. Denn das Arbeiterheer wurde auch ohne gesetzliche Anerkennung, ohne Heranziehung seiner Vertreter zur politischen Regierungspraxis, Träger des Staates. Die Arbeiter konnten sich dieser Aufgabe garnicht mehr entziehen, sie mußten, ob sie wollten oder nicht, die Verantwortung auf sich nehmen. Ihr Wille wurde aus Naturgründen maßgebend. Die bestehende Regierung mußte sich zum Vollstrecker dieses Willens machen,

wenn sie nicht den organischen Zusammenhang mit der Entwicklung verlieren wollte. Tat sie das nicht, so war die Kraftprobe die Folge. Der Krieg hat die Herrschaft der Arbeitenarmee über den technischen Apparat, die innenpolitische Struktur und den gesamtpolitischen Weg des Landes schnell gestärkt. Die alte Voraussage des klassischen Sozialismus ist eingetroffen: Quantität und Krise sichern den Einfluß der Arbeiterschaft beinahe automatisch. Heute will die Arbeiterschaft den Staat ausfüllen, will ihn lenken oder nach ihrem Willen lenken lassen, weil sie glaubt, damit eine Gesellschaftsmission und darüber hinaus eine Weltmission zu erfüllen. Das Mittel ist wieder der Streik, der allgemeine Streik, der Generalstreik.

Aber dieser Generalstreik strebt weit über bisherige Formate hinaus. Er hat von Rußland und dann von Oesterreich-Ungarn den Anstoß zur Weltarbeitseinstellung erhalten. Es handelt sich nicht mehr allein um die Durchsetzung innerpolitischer Forderungen (von wirtschaftlichen Forderungen, die immer Nebensache waren, ist kaum oder garnicht mehr die Rede): es handelt sich um die Verwirklichung der Weltverbrüderungsidee, die das Wesen der zur Abwehr gegen den internationalen Kapitalismus erwachsenen Arbeiterbewegung ausmacht. Vielleicht hat jetzt ein Kampf begonnen, der viel gewaltiger, viel weiterreichend ist als der Kampf des Schwertes. Denn dieser Krieg ist ja längst vom Machtkrieg alter Art zur sozialen Weltwandlung geworden. Der soziale Kampf läßt den Streit der Schwerter hinter sich, er greift schnell darüber hinaus. Während noch die internationalen Imperialisten auf Tod und Leben gegen einander stehen, suchen die Arbeiter aller Länder diese sich feindlichen Gewalten als einen gemeinsamen Feind zu vernichten. Es wäre töricht, vor dieser Kolossalentwicklung die Augen zu verschließen. Sie ist da und es muß daher mit ihr gerechnet werden. Sie mag nicht gradlinig vorwärts schreiten, mag in dem einen oder andern Lande gehemmt werden — aber: sie ist da. In ganz Europa und auch schon in den Vereinigten Staaten drängen die Arbeiter zum Staate, wollen sie das Staatsschiff in ihre Ideenrichtung lenken, wollen sie aus den entsetzlichen Wehen des Krieges die Verbrüderung der Arbeit und damit den Völkerfrieden ans Licht heben.

Damit sind wir in die Weltkrise des Privatkapitalismus eingetreten. Sie war vor dem Kriege schleichend und äußerte sich mehr brutal imperialistisch als in Zusammenbruchserscheinungen. Heute beginnt der Weltstreik der internationalen Arbeiterschaft gegen das Unternehmertum anzurennen, weil die Arbeiterschaft das Privatkapital für die Verursacherin und Schürerin des Krieges nimmt. Die Folgen sind noch garnicht abzusehen. Es kommt auf das Tempo des internationalen Arbeiterzusammenschlusses an, auf die Solidarität in der Bewegung, auf den Grad der gegenseitigen Einsicht. Leicht kann ein derartiger Sturm alles bisher Aufgebaute stürzen. Der militärische Krieg jedenfalls ist, mag er auch noch einmal oder mehrere Male aufflammen, seinem Wesen nach beendet. Wir sind im Stadium des sozialen Krieges. Es gibt nur ein Mittel, furchtbare Wirkungen dieses Krieges zu verhindern oder abzuschwächen: ein baldiger allgemeiner Friede. Sonst riskiert Europa die Lahmlegung seiner Wirtschaftskraft, riskiert seinen technischen Apparat, riskiert seine Ernährung, seine Industrieversorgung, seinen Verkehr. Eine wirtschaftliche Weltkatastrophe scheint keineswegs ausgeschlossen. Ich glaube nicht, daß die Arbeiterschaft der westeuropäischen Länder eine solche Katastrophe will, so weit auch ihre kommunistischen Ziele gesteckt sein mögen. Denn sie würde selbst furchtbar darunter leiden müssen. Sollten die Entente-Regierungen in dem deutschen Streik ein Mittel zur Befriedigung alter Macht- und Ländergelüste sehen, so

würden sie sich schwer irren. So ist diese Bewegung nicht zu mißbrauchen. Sie hat ganz andre Tendenzen und wird ganz andre Wirkungen haben. Das wird sich bald schon in den Ententeländern zeigen. Zeit darf nicht mehr verloren werden. Denn verlorene Zeit ist vernichtete Wirtschaft, vernichtete Kultur. Will man die Bewegung zur Evolution mildern, will man den folgerichtigen Uebergang von der alten Privatwirtschaft zu einer freiheitlichen Gemeinwirtschaft und Gemeinkultur der ganzen Welt, so muß man eilen. Im letzten Grünkramladen, im Straßenbahnwagen wie in der Riesenfabrik wird die Bewegung zu spüren sein. Die Entwicklungstragik, daß nur auf Ruinen Neues erbaut werden kann, ist nicht unvermeidlich. Aber es ist durchaus notwendig, daß kühne Staatsmänner die Entwicklung erkennen und danach handeln.

Antworten

Oscar Bie. Ists nicht verzeihlich, daß ich dieser Legende traute? Bie von Jacoby wegzuhacken: darauf hätten Sie beim ersten Schritt in die Druckerschwärze leichter kommen können als ich darauf, Bie für Ihren Namen von altersher zu halten. Aber, nicht wahr: was ist ein Name? Was uns Rose heißt — wie es auch hieße, würde lieblich duften. Also nichts für ungut, lieber Verehrter!

Theaterbesucher. Von Ihren beiden Beschwerden die eine ist erschütternd. Es scheint Ihnen beinah, wie wenn ich jetzt manchmal den Regisseur mit Vornamen Reinhard besser behandelte als den Regisseur mit Vatersnamen Reinhardt. Und da suchen Sie nun nach Gründen und finden ein halbes Dutzend, die an Albernheit miteinander wetteifern. Herzchen, es gibt nur einen; aber auf den, selbstverständlich, kommt eurereins nie. Können Sie sich nicht denken, daß man über den ersten Schritt eines Kindes hellere Freude empfindet als über den Tagemarsch eines Mannes? Das Kind gängelt man, lobt man, spornt man, belohnt man mit Zuckerln, damit es ihm Spaß mache, weiter zu gehen, damit sichs abgewöhne, zu fallen und anzustoßen, damit sichs allmählich aufrechter halte. Von dem Mann hat man viele Tagemärsche gesehen und ist ihm gram, daß er diesen in schlechterer Form zurücklegt als frühere. Er hat die Zugspitze mühelos erstiegen, und nun freuts einen nicht mehr, daß er den Schafberg nimmt, sondern er soll das Matterhorn bewältigen, weil sonst zu fürchten ist, daß er sich nächstens mit dem Kreuzberg begnügt. Begriffen? Andernfalls bin ich imstande, Ihnen mit dem Vergleich von hie dem ersten Zahn, hie einem Mund voll Zähnen ohne die äußerste Gepflegtheit unter die Augen oder die Nase zu treten. Und die zweite Beschwerde? Rührend, was Sie für Sorgen haben. Da ich Max Dreyer zu einem inständigen Kollektivdank an die Darsteller seines ‚Unbestechlichen‘ riet, so war mit genügender Deutlichkeit ausgedrückt, mit welchem Vergnügen ich selbst im Komödienhaus gesessen hatte. Sie nun finden, daß „darüber doch noch mehr gesagt werden mußte“. Mußte nicht, muß nicht — aber: kann; kann immer mal wieder. Tatsächlich wirds nicht leicht sein, eine Komödie munterer, feiner, sauberer zu spielen, als am Schiffbauerdamm geschieht. Mag sie das Papier nicht wert sein, worauf sie geschrieben ist — das übrigens von Dreyers Arbeit zu sagen, wär' eine maßlose Uebertreibung —: stets ist die Aufführung wert, auf diesem Papier hier beschrieben zu werden. Man befürchtet nur, ungerecht zu sein. Denn von den achtzehn Namen des Zettels einen oder sieben herausheben, hieße: die andern zurücksetzen. Das Geheimnis ist ja eben

die lückenlose Geschlossenheit solcher Vorstellung. Hamburgs altes Thalia-Theater unter Chéri Maurice wird sicherlich stärkere Persönlichkeiten gehabt haben als die Generaldirektion Meinhard und Bernauer: aber so lautlos denkt man sich jenes berühmte Zusammenspiel, so bemüht und fähig, Theaterpuppen die Röte des Lebens anzuschminken, so geschmackvoll die Erhöhung der Publikumsbehaglichkeit, so sicher die ganze gesellschaftliche Haltung. Sind Sie zufrieden? Hoffentlich in dem Grade, daß Sie mich mit der dritten Beschwerde, die ich heranschmollen höre, gnädig verschonen: warum ich nicht über den ‚Jungen Zaren' des Residenz-Theaters und der Gabryela Zapolska mein Sprüchlein gebetet habe. Herrrr, weil Tyrannenmacht eine Grenze hat! Weil ich Anfang September, aber nicht mehr Ende Januar über die Rüstigkeit verfüge, die es mit einer russisch-polnischen Uebersetzung von ‚Alt-Heidelberg' aufnähme. Weil ich mittendrin an die frische Luft gerannt und immer weiter und weiter gerannt bin, bis ich mir die letzte Spur von Erinnerung an diese Zumutung aus dem Schädel gerannt hatte.

Wiener. Sie glauben zu spüren, daß man bei uns den Oesterreichern minder hold ist, als sie nach Ihrer Meinung verdienen, und fragen mich nach den Ursachen und nicht allein das: Sie bitten mich auch, wie Horatio den Hamlet der Nachwelt, so euch der Mitwelt zu erklären. Aber wenn ihr mir selber nun unerklärlich seid? Ihr habt den Grafen Czernin, um den wir euch innigst beneiden. Ihr laßt zu, daß mit dem köstlichsten, klangvollsten, hold-ergreifendsten aller deutschen Worte: ‚Der Friede' eine neue Zeitschrift betitelt wird, deren vierundzwanzig Quartseiten man mit tiefster Befriedigung aufnimmt, weil sie fast durchweg Sätze wie diese enthalten: „Die Vereinigten Staaten: das ist das Land der skrupellosen Milliardärs, das Land der Korruption, das Land der Scheindemokratie — basta, fertig! Und da man das so genau weiß, so weiß man natürlich auch ganz genau, was Amerika in diesem Krieg will, und was der saubere Präsident Wilson will. Daß Wilson auch etwas andres sein könnte als der bezahlte Agent Morgans, daß die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten vielleicht auch von andern Motiven geleitet werde als nur vom Hunger nach Geld und Macht — wer denkt daran, und wer, der so denkt, wollte das sagen! Wir führen Krieg gegen die Vereinigten Staaten: ist dadurch ausgewischt, was die Weltkultur der großen Republik verdankt? Soll deshalb verboten sein, laut zu sagen, daß die hohen Ideen der Abrüstung, der Schiedsgerichte und des Völkerbundes in Wilson den begeistertsten Verkünder gefunden haben? Daß der Krieg, den die Vereinigten Staaten führen, in Wahrheit ein Krieg gegen den Krieg ist, ein Kampf um die Sicherung des Weltfriedens?" Dergleichen soll man von jetzt an jeden Samstag lesen und wird dafür umso dankbarer sein, als seit Monaten keine ‚Fackel' erschienen ist. Aber plötzlich verbietet dieselbe Zensur, die solche Blätter erlaubt, die fromme ‚Verkündigung' des Paul Claudel als eines „lebenden Franzosen" — eine Zensur, die dem weltverbrüderungsfreundlichen Grafen Czernin untersteht. Und das, wenns nicht einfach Schlamperei ist, übersteigt mein Fassungsvermögen. Also suchen Sie einen andern Horatio. Ich will ihm gerne zum Wort verhelfen. Nur mir selber hat dieser Zwischenfall ein bißchen die Rede verschlagen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Die alte Mehrheit von Germanicus

Es war vorauszusehen, daß die Torheit des Arbeiterausstandes zu der nicht geringern einer Mehrheitssprengung benutzt werden würde. Der Versuch ist denn auch gemacht worden; aber er ist mißlungen. Grade dies Mißlingen kennzeichnet nun wiederum die Art des heute, nach acht Tagen, schon weit hinter uns liegenden Streiks und beweist zugleich, daß die Macht der Verhältnisse auch diesmal stärker war als der plötzliche, die politische Disziplin durchkreuzende Gefühlsausbruch. Mit guter Witterung schreibt zu solchem Tatbestand die wiener Arbeiterzeitung, die im übrigen mit den berliner Genossen gar nicht zufrieden ist: „Blockpolitik und Massenaktion schließen einander eben aus: wenn man im Reichstag selbst der Mehrheit angehört, die die Regierung stützt, kann man nicht die Stimmung erzeugen, in der allein eine einheitliche Massenaktion möglich ist." So ist es in der Tat. Und diese Einsicht hätte von vorn herein nicht nur die verhältnismäßige Ungefährlichkeit des Streiks erkennen lassen müssen, sondern auch die peinliche Lage, in die durch ihn grade die Mehrheitssozialdemokratie gekommen war. Eine bewußte Förderung oder gar eine überlegte Herbeiführung des Arbeiterausstandes hätte für die Sozialdemokratie notwendig den Entschluß, die Parlamentsmehrheit zu verlassen, zur Voraussetzung gehabt. Für solche Absicht aber gab es nicht die geringsten Anzeichen, und auch das Verhalten der durch die erzwungene Teilnahme am Streik bedrängten Sozialdemokratie läßt in keiner Weise erkennen, daß die Partei aus der alten Mehrheit herauszugehen beabsichtigt. Daß die Sozialdemokratie mit ein wenig radikal schillernden Gesten bei der Blockpolitik beharrt und zugleich die Freiheit ihrer Entschließung unterstreicht, ist zu begreifen und entspricht durchaus der Taktik, nach der auch die übrigen der Mehrheit bisher angehörenden und von ihr nicht fortstrebenden Parteien verfahren. Es wäre ebenso unnatürlich wie gefährlich gewesen, hätte die Sozialdemokratie nicht manifestiert, daß sie sich nunmehr gezwungen sähe, ihre Beziehungen zu der Mehrheit und zu der Regierung neu durchzusehen und mehr noch als bisher die „Politik der freien Hand" für sich in Anspruch zu nehmen; weniger der Streik als die ihm gewordene Behandlung durch die Regierung und die Militärbehörden haben sie im Hinblick auf die Nachfolge der Massen, von denen sie mehr als jede andre Partei abhängig ist, durch die sie aber auch allein ein für das Reichsganze entscheidender politischer Faktor wird, gezwungen. Ganz nach dem gleichen Rezept operierten auch die bürgerlichen Blockparteien; auch sie mußten vor allem aus Gründen der Wählerpsychologie die tragikomische Streikkatastrophe ausbeuten, um den Ernst ihrer Entschließungsfreiheit und die Möglichkeit ihrer politischen Selbständigkeit zu

demonstrieren. Ernsthaft hat wohl niemand aus der alten Blockgemeinschaft daran gedacht, davonzulaufen, wenigstens nicht, nachdem die ersten Stunden der Erregung und der Verärgerung verdampft waren. Waren der Streik und die ungeschickte Behandlung, die er fand, eine Bestätigung für die Unzulänglichkeit unsres politischen Instinkts, so hat der sofort wieder einsetzende Wille, die Mehrheit beisammenzuhalten, uns wenigstens einige Hoffnung gegeben, daß nach und nach die Deutschen doch noch ein politisches Volk werden können. Wer hätte aus dem Verfall der Mehrheit Nutzen gezogen? Doch nur die heutigen Minderheitsparteien. Aber, wohl verstanden, auf Kosten einer jeden der heutigen Mehrheitsparteien, und zwar ausnahmslos auf Kosten einer jeden. Zugleich wäre durch den Zusammensturz des Blocks die ganze bisherige Reichs- und Kriegspolitik in ihren Grundvesten erschüttert worden, ja, die Kriegführung selbst hätte eine ihrer entscheidendsten Vorbedingungen eingebüßt. Es läßt sich schwer oder gar nicht vorstellen, wie der Krieg erfolgreich fortgesetzt werden könnte, wenn die Sozialdemokratie grollend abseits stünde. Die Notwendigkeit, die politische Vertretung der Arbeitermillionen und damit diese Millionen selbst trotz der Unersichtlichkeit des Kriegsendes aktiv zu erhalten, zwang allerseits zur Einlenkung, zwang zur Aufrechterhaltung der bisher bewährten Mehrheitspolitik. Es ist darum wohl begreiflich, daß, wie man hört, grade die Oberste Heeresleitung das eine und das andre getan hat, um alle überflüssige Verschärfung der durch den Streik und dessen Niederkämpfung entstandenen Unstimmigkeiten zu verhüten. Wobei freilich festgestellt werden muß, daß grade einige Maßnahmen der nachgeordneten Behörden zur Verbitterung der Stimmung in den Streiktagen nicht unwesentlich beigetragen haben. Die schnelle Aufhebung des über Berlin verhängten verschärften Belagerungszustands und, um ein einzelnes Beispiel zu nennen, die loyale Behandlung der gegen die ‚Vorwärts'-Redaktion erhobenen Anklage wegen angeblichen Landesverrats dürften bestätigen, daß grade die für die Kriegführung verantwortlichen Stellen eine weitergehende, zersetzende Auswirkung des Streikintermezzos nicht wünschen. Daß die Parteien selbst sich nach einigem agitatorisch gemeinten Schwanken schnell wieder, wenn auch ein wenig spinös, zusammenfanden, war vorauszusehen, ist aber, wie gesagt, als ein Fortschritt unsrer politischen Reife zu bewerten.

An Versuchen, das Chaos zu fördern, hat es nicht gefehlt. Wie immer, beteiligten sich an solcher ebenso unüberlegten wie egoistischen Unterwühlung an erster Stelle der demoralisierte Diktierschlauch des Berliner Lokal-Anzeigers und die Tägliche Rundschau, dies onkelnde A.-D.-Blatt. Der Lokalanzeiger warf eine recht gefährlich aussehende Bombe: „Wenn wir in den nächsten Tagen von folgenschweren Entschlüssen hören sollten, die für den Osten gefaßt worden sind, und die sich auf einer andern Linie bewegen als die sogenannten Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk, so werden

wir uns nicht wundern dürfen. Wir haben darin die überaus schädlichen Wirkungen des Streiks in Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu sehen.“ So geiferte das Schorlemer-Blatt (oder von wem wird es zur Zeit ausgehalten?), obgleich es damals bereits wissen mußte, daß der Frieden mit der Ukraine nur noch der Unterschrift harrte, und im übrigen die Verhandlungen mit Herrn Trotzki unter den Druck des Ultimatums kommen sollten. Wir wollen gewiß nicht leugnen, daß der bolschewistische Wahn durch die Streikbewegung bei den Mittemächten eine gewisse Steigerung erfahren hat; aber es hat sich dabei doch nur um eine Nuancierung gehandelt, und es dürfte wirklich schwer festzustellen sein, ob der russische Doktrinarismus ohne das vermeintliche Echo weniger phantastisch mit der Weltrevolution gespielt hätte. Immerhin: das ist eine verhältnismäßig platonische Angelegenheit. Wir wollen doch nicht übersehen, daß unbekümmert um die londoner Extrablätter, die den deutschen Streik als ein erstes Anzeichen des Zusammenbruchs verkündet haben sollen, die englische Presse überwiegend den Streik als eine Spekulation auf die englische Arbeiterschaft und deren Revolutionierung, und zwar als eine Spekulation unter amtlicher deutscher Oberaufsicht ausgedeutet hat. Abgesehen von den bolschewistischen Ideologen dürfte wohl kein Staatsmann Europas ernsthaft daran glauben, daß so im Handumdrehen durch einige Putsche eine so erfolgreich funktionierende militärische Organisation wie die deutsche in ihrer Wirkung oder gar in ihrem Bestande bedroht werden könnte. Mögen die versailler Phrasen und die Kriegsvokabeln des King Georg durch die Nachricht von dem deutschen Streik um zwei Grade schärfer ausgefallen sein: die westlichen Fanfaren wären uns auch ohnedem nicht erspart geblieben. Sie sind durch die Logik des grundsätzlich zwischen England und Deutschland auszutragenden Entscheidungskampfes bedingt. Die Einsicht in diese allen übrigen vorauszusetzenden Umstände und damit die richtige Einschätzung des Streik-Rummels haben notwendig zur Ueberwindung unsrer letzten innerpolitischen Spannung und damit zur neuen Bestätigung der alten Mehrheitspolitik beigetragen. Daß andrerseits dieser neue Entschluß zur alten Mehrheitspolitik hier und da durch erhebliche Einschränkungen gedämpft wird, ist, worauf wir auch schon hingewiesen haben, durch die ganze Natur dieses Mehrheitsblocks bedingt. Selbstverständlich mußte die schwerindustrielle Kölnische Volkszeitung ein wenig tückisch mit den Augen zwinkern: „Nach eingehenden Besprechungen kam man zu dem Ergebnis, daß die Möglichkeit des weitern Zusammenarbeitens noch als gegeben anzusehen ist.“ Und mit noch größerer Selbstverständlichkeit mußten die Nationalliberalen ihr Interesse an einer Fortführung der interfraktionellen Besprechungen verbrämen: „Allerdings läßt es sich nicht verkennen, daß es mit Rücksicht auf die Haltung der Sozialdemokratie bei den letzten Streiks für die nationalliberale Fraktion notwendig sein wird, die gegenwärtige Lage einer er-

neuten Prüfung zu unterziehen.“ Und selbst das Zentrum war gezwungen, listig festzustellen, daß es sich noch keineswegs „nach links“ entschieden habe. Diese ganze Wolke der verschieden abgetönten Reservate aber wird zerblasen durch eine Erklärung der ‚Germania‘, von der man wohl sagen darf, daß sie, wenn auch nicht beauftragt, so doch sozusagen zwischen den Zeilen zugleich im Namen der andern Blockbeteiligten spricht: „Jeder Realpolitiker, der die Staatskunst nicht als eine Gefühlssache betrachtet, wird unter solchen Umständen keinen Anlaß zu einem Kurswechsel sehen, muß vielmehr die Versuche der Alldeutschen und der Unabhängigen Sozialisten, die Mehrheitsparteien zu sprengen, für aussichtslos halten.“ Damit dürfte nun wohl die Fortdauer der alten Mehrheit fürs erste gesichert sein, selbst wenn, was ja kaum zu umgehen sein wird, während der kommenden Reichstagstagung die Worte (nicht aber die Politik) der einzelnen Blockkameraden hart aufeinanderplatzen werden. Für die Notwendigkeit und den Bestand solches Entschlusses, den Block zu erhalten, darf schließlich auch das Telegramm des preußischen Königs an das Herrenhaus, genannt werden, worin ausdrücklich von „einer veränderten Welt“, das heißt also: von einer neuen innern Machtverteilung gesprochen wurde. Diese veränderte Welt kann eben nur in der Fortführung der heutigen Mehrheitspolitik eine Gewähr finden. Da ein Ende des Krieges noch nicht zu erspähen ist — nicht ganz ohne Grund hat soeben die ‚Germania‘, wenn auch ein wenig ironisch, daran erinnert, daß bereits im Jahre 1914 kolportiert worden ist, England würde, wenn nötig, für seine Zwecke zwanzig Jahre lang kämpfen —, und da tatsächlich zur Zeit, trotz dem Frieden mit der Ukraine und den sich etwa daran schließenden Friedensschlüssen mit andern osteuropäischen Staaten oder vielleicht auch mit einer mehr oder weniger großen Koalition dieser Staaten, ein baldiger allgemeiner Frieden kaum wahrscheinlich ist: so bleibt, um die Widerstandsfähigkeit des deutschen Volks in voller Höhe zu erhalten, gar nichts andres übrig, als sich mit oder ohne gute Laune zu der Auffassung des Professors Ernst Francke, dieses überaus verdienstvollen Sozialpolitikers, zu bekennen: „Nun erst recht freiheitliche Reform!“ Das aber heißt: die Fortsteuerung des bisherigen Mehrheitskurses.

Der Maximalismus von E. Hurwicz

Ueber Ursprung und Stellung des Maximalismus im russischen Parteisystem herrschen in Deutschland ziemlich verworrene Vorstellungen. Selbst ein so eminenter Kenner Rußlands wie Karl Nötzel unterscheidet in seinem vortrefflichen Werke über ‚Die Grundlagen des geistigen Rußlands‘: „1. Maximalisten, 2. Anarcho-Kommunisten, 3. Sozialrevolutionäre, 4. Sozialdemokraten mit großem und 5. mit kleinem Programm.“ Andre wieder glauben

unter der Teilung in Bolschewiki (Maximalisten) und Menschewiki (Minimalisten) eine Unterscheidung nach Mehrheit und Minderheit verstehen zu müssen. (Die Bezeichnungen Bolschewiki und Menschewiki sollen der Parteiteilung auf der Nowgoroder Volksversammlung entnommen sein, wo sie den taktischen Unterschied in den Kampfmethoden gegen die anwachsende Macht Moskoviens bezeichnen.) Der wahre Sachverhalt ist der: Die 1883 im Ausland von Plechanow und zwei Jahre später in Petersburg von Wodowosow organisierte russische sozialdemokratische Partei erfährt auf ihrem zweiten Kongreß in London im Jahre 1903 eine Spaltung in Maximalisten (unter der Führung von Lenin) und Maximalisten (unter der von Martov). Es handelt sich hierbei zunächst um einen Gegensatz der Zentralisation oder Dezentralisation der Partei, also eigentlich um organisatorische Fragen. Im Laufe der Zeit aber erweitert sich die Kluft. Die erste Duma wird von den Maximalisten boykottiert, von den Minimalisten beschickt. In diesem Gegensatz spiegelt sich bereits der ganze Gegensatz der Weltanschauung und Taktik, der die beiden Parteiteile von einander trennt. Die russische Sozialdemokratie stand von Anfang an (und hierin liegt ihr Unterschied von den Sozialrevolutionären) unter dem bestimmenden geistigen Einfluß des Marxismus. Aber der vorwiegend agrarische Charakter des Landes gestaltete die Anwendung der marxistischen Entwicklungstheorie auf die russischen Verhältnisse zu einem Problem. Die Stellungnahme Marxens selber zu diesem Problem war durchaus keine eindeutige. Zuweilen glaubte er, daß das Stadium der Kapitalisierung und Konzentration, das er in bezug auf die westeuropäische Industrie als ein notwendiges Vorstadium der Sozialisierung betrachtete, in Rußland übersprungen werden könnte — eine merkwürdige Berührung mit den Sozialrevolutionären; zuweilen aber, daß die Proletarisierung der Massen in Rußland, dank dem Vorhandensein der russischen Gemeinde (Mir) mit weniger Schmerzen vor sich gehen könnte als in Westeuropa. Anders Engels. Dieser blieb der orthodoxen Evolutionstheorie des Marxismus treu; und ebenso Plechanow. Die seither erfolgte Entwicklung der russischen Industrie schien die Analogie zwischen Rußland und Europa noch zu verstärken.

Diese Entwicklungsanschauungen werden bestimmend für den ganzen Charakter der russischen Sozialdemokratie und für ihre Taktik. Sie sind im Wesentlichen evolutionistisch; die proletarisierten Massen müssen für den Zukunftsstaat erst erzogen werden. Hieraus ergibt sich die Bejahung des Konstitutionalismus und des Parlamentarismus. Ganz anders die Maximalisten, die sich von der Partei abspalteten. Schon ihr Boykott der ersten Duma wies doch auf den in ihr lebenden Geist der Verwerfung einer parlamentarischen Arbeit und des Glaubens an eine definitive, unmittelbar zu verwirklichende soziale Revolution hin. Durch diesen Geist

nähern sie sich den Sozialrevolutionären (im bisherigen Sinne), unterscheiden sich aber von ihnen durch die Verwerfung des Terrors als politisches Mittel.

Der Eintritt des Maximalismus in die weltpolitische Arena brachte diese Keime zur vollen Entfaltung, diesen Geist zur unzweideutigen Aeußerung. Der letzte weltpolitisch interessierende Akt Kerenskis war die Ankündigung eines bevorstehenden Drucks auf die Entente zur Beschleunigung des allgemeinen Friedens. Aber auch hier erwies sich Kerenski leider als Cunctator-Politiker — und hierin liegt der Grund seines Abtritts und des Sieges der Maximalisten. In der Beurteilung ihrer Friedenspolitik vom Standpunkt des internationalen Sozialismus zeigen sich aber grundlegende Unterschiede. Eduard Bernstein hat vor kurzem, in der Leipziger Volkszeitung, die Bestrebungen der Maximalisten zum Separatfrieden als einen Verrat am Internationalismus gekennzeichnet. Die Vertreter der englischen Arbeiterpartei sandten aber, wie fast gleichzeitig gemeldet wurde, ein Glückwunschtelegramm an Trotzki, worin sie ihm zu seinem Kampf für den Internationalismus (während der Verhandlungen in Brest-Litowsk) gratulierten. Gegen die Auffassung Bernsteins kann vom maximalistischen Standpunkt eingewandt werden, daß diesem der ganze Krieg lediglich als Kampf für den Weltkapitalismus (und nicht für die Weltdemokratie) erscheint, und daß die Regierungen und Sozialisten der Ententeländer mehrfach gewarnt und zur Teilnahme an Friedensverhandlungen gemahnt worden sind. Vom objektiven Standpunkt wird man hier wohl kaum zu einer eindeutigen Antwort kommen: du choc des opinions jaillit — la contradiction. Was aber in retrospektiver Betrachtung nunmehr wohl klar steht, ist, daß die Ententeregierungen mit der Verhinderung der Stockholmer Konferenz einen schweren, ins eigene Fleisch schneidenden Fehler begangen haben, dessen eine Folge eben die separatistischen Bestrebungen der Maximalisten sind.

Die Wirtschaftspolitik der Maximalisten stellte zunächst die Agrarfrage in den Vordergrund. In den ersten Proklamationen war von Aufteilung des Bodens, aber nur von „Kontrolle der Industrie" die Rede. Man konnte damals glauben, der Maximalismus stelle ein Wiederaufleben der alten ‚Semlja i Volja' dar, deren Programm Vergesellschaftung des Bodens und unmittelbare Einführung der sozialen Republik war. In der Folge erweiterte der Maximalismus sein Programm auch auf die Banken, deren Sozialisierung auch wirklich in Angriff genommen wurde; nunmehr wird auch die Sozialisierung der Industrie und neuerdings des gesamten Privatbesitzes in Aussicht gestellt. Selbst in der letzten Zeit der Kerenskischen Periode hörte man noch von neuen Industrie-Gesellschaften, von Millionenunternehmungen. Heute sind solche Nachrichten verstummt. Die Pläne der Maximalisten, ja schon ihre Sozialisierung des Bankwesens muß lähmend

auf jeden Unternehmungsgeist wirken. Aber darum kümmern sich die Maximalisten wenig. Es soll eben alles proletarisiert werden. Fiat socialismus — pereat mundus. Während Marx sich den Sozialismus als ein Höhenstadium der Menschheit dachte, das alles Gute und Kräftige der vorangehenden Entwicklungsepoche mit herübernimmt, alles Schlechte abschafft, und in diesem Betracht ein echter Erbe der Hegelschen Evolutionsphilosophie war, beruht die „Reformarbeit" der Maximalisten auf plumper, „arithmetischer Gerechtigkeit". Es ist so, als ob man einen alten sozialistischen Plan aus dem Schubfach des Schreibtisches hervorholte und ihn in die Wirklichkeit umsetzen wollte — um einen Vergleich anzuführen, den einmal Sombart mir gegenüber von diesen Reformen gebrauchte. Mit Recht hat auch der bekannte russische Publizist Isgojew auf die Verwandtschaft des bolschewistischen ‚Verteilungssystems' mit dem ältern kleinbürgerlichen Sozialismus eines Proudhon hingewiesen. Es ist eine destruktive Arbeit, die bisher die Maximalisten geleistet haben — etwas Aufbauendes, Positives haben sie nicht einmal im Entwurf vorgelegt.

Ganz eigenartig verhält es sich aber mit der Stellungnahme des Maximalismus zu den Ideen des Konstitutionalismus und Parlamentarismus. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der Maximalismus auch in seinem Verhalten vor dem Kriege zu diesen Institutionen etwas vom Geiste des Syndikalismus in sich barg. Dieser syndikalistische Geist offenbart sich auch in der letzten Proklamation, in der die konstituierende Versammlung, deren Mehrheit Vertreter äußerer linken Parteien bilden, als „die Krone der bourgeoisen parlamentarischen Republik" bezeichnet und auseinandergejagt wird. Alles, was nicht in das extreme Programm des Maximalismus paßt, wird zur Bourgeosie gestempelt. Auf diese Weise hat der Maximalismus auch das Sozialrevolutionärentum, hinter dem er vor Jahren stand, nunmehr überholt. Der im Grunde antikonstitutionelle Geist des Maximalismus offenbart sich auch in der Erklärung über das Selbstbestimmungsrecht: dieses steht nur „den Arbeitern und Bauern jeder Nation" zu. Diese Politik hängt, wie die jüngsten Ereignisse gezeigt haben, mit dem Gedanken des Reichsföderalismus zusammen; darum ist sie nicht minder antidemokratisch. Es ist eine politische Entmündigung aller übrigen Klassen, die doch keineswegs nur aus Kapitalisten bestehen; es ist ein Rückfall ins Mittelalter nur mit dem Unterschied, daß die privilegierten Klassen nicht die obern, sondern die untern sind. Es ist ein Bruch mit der Demokratie, also auch hier eine Rückwärts- und nicht Vorwärtsbewegung.

Der Maximalismus ist seinem Entwicklungsgehalt nach ein extremer Ausfluß jenes Geistes, der aus der ganzen Geschichte Rußlands erwachsen ist, und dessen naturgemäßes Wachstum uns Nötzel und Masaryk so schön geschildert haben. Bei allen Unterschieden stimmen die beiden Forscher darin überein, daß diesem

Geist eine Unproduktivität anhaftet. Mag auch der Maximalismus nach außen hin Friedenspolitik treiben: im Innern ist er kämpfend (darin hat General Hoffmann recht), ja militaristisch. Auch an ihm wird sich wohl das Wort Talleyrands bewähren: daß man mit Bajonetten wohl kämpfen, aber nicht auf ihnen sitzen kann. Und nicht einmal wird er hierbei die welthistorische Bedeutung eines modern-sozialistischen Staatsexperiments beanspruchen können.

Publizisten von Johannes Fischart

III.

Georg Bernhard

Goethe sah in seinen letzten Lebensjahren eine neue Epoche heranbrechen: das sozial-wirtschaftliche Zeitalter. In ‚Wilhelm Meisters Wanderjahren' versuchte er, sich mit den Forderungen der nahen Zukunft auseinanderzusetzen. Er erkannte das Kommende als notwendig an und stellte die Helden seiner Kunst darauf ein. Aber ihm war doch nicht recht wohl dabei: Klassizismus und Rhythmus moderner Maschinen, abgeklärte Ruhe und ratternde Unruhe vertrugen sich letzten Endes nicht. Und auch über die Menschen, die da in dem künftigen Reiche der Industrie und der sozialen Organisation herrschen würden, machte er sich seine eigenen Gedanken. Am sechsten Juni 1825 schrieb er von Weimar aus an Zelter, seinen musikalischen Beirat in Berlin, resigniert: „Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert, und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe, und alle möglichen Facilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur gemein werde . . . Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind." Aber Goethe fröstelte bei dem Gedanken, mit diesen Menschen zusammenleben zu sollen. So schließt er denn seinen Brief, mit vornehmer Zurückhaltung, dahin: „Laß uns so viel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herangekommen. Wir werden, mit vielleicht noch Wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt."

Zu diesen „leichtfassenden praktischen Menschen", die Goethe hier so treffend charakterisiert, und die wir im gesellschaftlichen und sozialen Getriebe Berlins nicht so selten antreffen, gehört — wie Helfferich und wie Rathenau — Georg Bernhard. Der verließ die Schule in ungestümem Drang, sich praktisch zu betätigen, vor dem Endziel, vor der Reifeprüfung und widmete sich dem Bankfach.

Er war ein aufgeweckter Junge und kam rasch vorwärts; aber auf dem Drehschemel wollte er nicht verkümmern. Denn das Bankfach ist, wenigstens in den Großstädten, längst kein sogenannter freier Beruf mehr mit all seinen Reizen, sondern etwas Bureaukratisches mit fester, lebenslänglicher Anstellung und Pension. Georg Bernhard bricht aus und beginnt, in der ‚Welt am Montag', zu schriftstellern. Dem Strebsamen öffnet sich die ‚Zukunft'. Allwöchentlich plaudert Plutus auf den letzten zwei, drei Seiten über Börse, Banken und alles, was sich sonst noch um Geld und Papiere rankt. Finanztalmudist. Anregend waren diese Wochenübersichten geschrieben, und es fehlte keineswegs an Gedanken. Politisch hatte sich Bernhard inzwischen zur Sozialdemokratie geschlagen, weil ihm da am ehesten ein Aufstieg zu Ruhm und materiellem Erfolge möglich erschien. Zunächst freilich wurde er kleiner Handelsredakteur der ‚Berliner Morgenpost'. Und blieb es, bis er die ‚Zukunft' verriet und diese dafür verriet, daß er eine eigene Finanz-Wochenschrift vorbereitete. Die Ullsteins verübelten ihm, daß er sie nicht ins Vertrauen gezogen, und gaben ihm gleichfalls den Laufpaß. So war er plötzlich auf sich allein gestellt. Der ‚Plutus' wurde sein Glück, wenn auch am Anfang ein stilles Glück. Aber durch seine geschickte ‚Aufmachung' fesselte er einen wachsenden Kreis von Interessenten.

Der Politiker Bhd. hatte weniger Glück. Als Revisionist und Mitarbeiter an „bürgerlichen" Zeitungen gehörte er zur Fronde der Calwer, Heinrich Braun, Bernstein, Schippel gegen August Bebel und die Schar der Unentwegten, und an der lärmenden Auseinandersetzung beider Richtungen auf dem berüchtigten dresdner Parteitage nahm er aktiv teil. Schmutzigste persönliche Wäsche wurde da, 1903 unseligen Angedenkens, gewaschen, und auch Georg Bernhard steckte vorwitzig seine Hände in den Waschtrog. Doch das bekam ihm schlecht. August, der Allmächtige, fuhr ihm tüchtig über die Nase und rüffelte ihn, vor einem Parterre von Hunderten, wie einen ungezogenen Schulbuben. Bernhard blieb zwar in der Partei, aber er fühlte, daß seine Rolle, noch bevor er sie überhaupt übernommen hatte, ausgespielt sei, und er wurde lauer und flauer. Allmählich begann er sich rückwärts zu konzentrieren. Was als Sprungbrett nach oben gedacht war, das ward ihm genierlich und immer genierlicher. Er hängte heimlich die rote Jakobinermütze in den Kleiderschrank, setzte sich eine schwarz umrandete Hornbrille auf, die seinem Antlitz einen Gelehrtenausdruck geben sollte, zog sich einen gebügelten Rock an und stülpte sich einen bürgerlichen Zylinderhut auf. So, nun war er wieder korrekt, schöpfte in dieser neuen politischen Atmosphäre einmal kräftig Atem und ließ sich abermals von den Herren Ullstein & Co. engagieren. Dieses Mal für eine leitende Stellung. Er ward als Verlagsdirektor für das gesamte Zeitungswesen der Koch-Straße ausersehen. Ein großes Gehalt war damit verknüpft. Selbstverständlich. Aber das war

nur Eine Annehmlichkeit. Die andre war die umfängliche Plattform, die ihm nun zur Verfügung stand. Er konnte endlich nach Herzenslust reden und wurde von Vielen, Vielen gehört. Das hatte etwas Berauschendes für ihn, und aus diesem Rausch ist er noch heute, nach Jahren, nicht erwacht.

Jetzt legte sich Georg Bernhard ins Zeug. Die Ullsteins kauften die Vossische Zeitung auf. Die war unter Lessing, dem ehrwürdigen Geheimrat, und seinen Erben allmählich verknöchert, und in allem und jedem sah man ihr die rapid zunehmende Arterienverkalkung an. Auch eine Liierung mit einem Bankhause brachte sie nicht wieder auf die Beine. Im Verlag Ullstein wurde der eingetrocknete liberale Typus der alten Tante Voß, unter Herrn Bernhards Behandlung, aufgeschminkt und aufgeputzt, und die gute Brave schillerte bald in allen Farben. Bernhard schrieb die richtunggebenden Leitartikel. Da sollte, da mußte sich alles wenden. Eine lärmende Reklame setzte ein. Die Plakatsäulen hieltens einem jeden Tag vor, daß die Vossische Zeitung die große politische Zeitung sei, und waren nur zu diskret, um nicht auch noch laut und aufdringlich auszuschreien, daß Georg Bernhard der große Politiker sei. Aber er wars. Auf seine Art. Er, der Sozialdemokrat Ade, holte weit aus und schrieb rechts und noch mehr rechts. Die Presse der Rechten moquierte sich insgeheim, zitierte ihn indeß mit schmatzendem Behagen. Spaltenlang. Seht, erzählte sie der Linken, das schreibt einer von euch, ein Radikaler von euch. Wollt ihr nun endlich glauben, daß wir recht haben? Nachdem Bernhard so die Presse der Rechten für sich und seine werte Persönlichkeit hatte kostenlos Propaganda treiben lassen, besann er sich und schrieb, um nicht allen Anschluß nach links zu verlieren, zur Ueberraschung mal wieder etwas andersherum. Nur in Einem war er konsequent. Er hielt in seinem üblichen Montagsartikel der Regierung jedesmal eine Vorlesung darüber, was sie in ihm für eine bedeutende Kraft haben würde, wenn sie ihn sich sichern und dem Tüchtigen freie Bahn schaffen wollte. Er wurde mit der Zeit vielseitig und listenreich in den Variationen, sich durchzusetzen, wie einstmals Odysseus. Einem Hausierer gleich hält er journalistisch seinen Kasten mit tausenderlei Spezereien und Posamenten dem Publikus hin, und „preisend mit viel schönen Reden" drängt er sich an Alle heran, die ein Quentchen Macht in der Hand haben. Die größte Ehrfurcht hat er, seit Kriegsbeginn, vor dem Militär. Er selbst scheint ein freiwillig militarisierter Betrieb, und seine geistige Mimikry ist feldgrau.

Ein Mensch von ungewöhnlicher Geschicklichkeit und derber Witterung für das, was Erfolg verspricht; ein Mensch von nicht alltäglichen Talenten; ein Mensch von gewandtester Dialektik — alles Eigenschaften, die blenden. Aber eine fast hysterische Eitelkeit, ein Strebertum, das sich täglich dreimal verleugnet, um sich durchzusetzen, und . . .

Kein Charakter. Das sagt alles. Gewogen und zu leicht befunden. Schade! Und so wirken seine vielen Artikel, um mit Friedrich Schlegel zu sprechen, wie ein verderbliches Heuschrecken-Heer, das allen grünen Boden bedeckt.

Das deutsche Lustspiel von Egon Friedell

Seit Jahren wartet man mit unerschütterlichem Vertrauen auf das deutsche Lustspiel. Seit Jahren sagt jeder Theaterdirektor zu jedem Autor, der entweder Witz, aber keinen Humor oder keines von beidem besitzt (eine dritte Gruppe gibt es leider noch nicht): „Lassen Sie doch diese Problemstücke, für Probleme haben wir Ibsen, lassen Sie auch das Krasse, dazu ist das Kino da, nein: schreiben Sie endlich einmal das deutsche Lustspiel! Grade Sie hätten das Zeug dazu." Aber wie soll es denn eigentlich aussehen, dieses deutsche Lustspiel?

Einige behaupten: etwa so wie die Stücke von Sternheim. Ich kenne nur zwei von diesen Stücken, vielleicht sind die andern stärker, aber in ihrem Wesentlichen können sie doch nicht gut anders sein als diese, denn grade von einem Menschen, der ein Dichter genannt werden will, dürfen wir erwarten, daß er in allem, was er macht, ungeteilt und ganz zum Ausdruck kommt. Seine Werke werden in der Form und im Wurf manchmal gelungener, manchmal weniger gelungen sein; aber in allem werden wir doch immer seine einmalige Persönlichkeit, sein nur ihm eigenes Wissen und Wollen klar und unverkennbar erblicken können. Die berüchtigtsten Singspiele von Goethe, so miserabel sie waren, hätten eben doch nur von Goethe sein können, nicht von Kotzebue oder Vulpius, die es beide vermutlich besser gemacht hätten, aber eben nicht goethisch; auch in den leersten von den unzähligen Novellen, die Strindberg geschrieben hat, steckt immer noch der uns wohlbekannte Strindberg: in hundert kleinen Zügen, in scheinbar unwichtigen Nebensätzen, im Aufbau, in der Perspektive verrät er sich fortwährend, sein Signum läßt sich nicht wegkratzen. Man kann also, wie gesagt, auch aus zwei Stücken die Wesenheit eines Komödienschreibers erkennen, und da muß ich nun (natürlich als meine ganz subjektive Ansicht) sagen: so stelle ich mir das deutsche Lustspiel nicht vor. Wir hören allerlei Geistreiches und Apartes, eine Menge von ausgezeichneten Bemerkungen und Beobachtungen, aber sehen tun wir gar nichts. Es sind feine und originelle Erörterungen Sternheims über das Leben. Nicht einen Augenblick glauben wir, daß diese Menschen, die da auftreten und abgehen, schon vor dem Beginn des Stückes auf der Welt waren, und daß sie auch nach dem letzten Fallen des Vorhanges noch weiter existieren werden, ja daß sie auch nur während des Stückes ein wirkliches selbständiges Dasein führen. Es sind übermütige Launen, reizende Einfälle, Bubenstreiche von Sternheim, es sind Bilderbogenfiguren, die er

zu seiner und Andrer Belustigung bunt anmalt, wobei es ihm gar nicht darauf ankommt, einmal einem Herrn eine grüne Perücke und einer Dame einen blauen Schnurrbart zu machen. Selbst die Sprache führt bei ihm kein eigenes Leben, es gibt nur glänzende, scharfgeschliffene Dialogstellen, aber keinen Dialog, die einzelnen Sätze bilden bloß ein mechanisches Gemenge, aber gehen keine chemische Verbindung miteinander ein, es entsteht aus ihrer Vereinigung kein neuer, in sich einheitlicher, homogener Stoff. Diese ganze Art, mit dem eigenen Gebilde zu spielen und selber immer den Kopf hervorzustecken, ist durch und durch romantisch. Sternheim ist Romantiker und Impressionist, der Dichter des ‚deutschen Lustspiels' wird aber Naturalist und Synthetiker sein müssen.

Ich habe letzthin (in Nummer 44 des vorigen Jahrgangs) erklärt, aller Naturalismus beruhe auf einer prinzipiellen Verkennung des Wesens der Kunst. Ich muß jedoch, um Mißverständnisse zu vermeiden, einschränkend hinzufügen, daß alle rein komischen Kunstgattungen einen naturalistischen Grundzug deshalb an sich tragen müssen, weil sie genötigt sind, ihr Material stets unmittelbar vom Leben zu beziehen. Wirklichen Humor hat nämlich immer nur das Leben selbst, und wer es am treuesten abschreibt, abzeichnet und nachspielt, wird die stärkste Komik hervorbringen. Daher sind die großen Humoristen unter den Dichtern und Malern immer starke Realisten gewesen, daher werden Schauspieler mit ausgesprochener vis comica stets zugleich wegen ihrer ‚Natürlichkeit' gerühmt, und daher erzielen die größten Naturalisten unter den Komikern, nämlich die Tiere, oft Wirkungen, die von keinem Menschen erreicht werden. Daher wirken ausgedachte Scherze immer frostig, im Gegensatz zu den wirklichen, vom Leben geschaffenen Humoresken, etwa dem Aufsatz eines Schuljungen, dem Tagebuch eines Backfischs, dem groben Mahnbrief eines Bierwirts, dem Wunschzettel eines kleinen Mädchens an den Osterhasen und dergleichen. Daher ist auch ein Mann wie Jerome K. Jerome der größte Humorist der Gegenwart, weil er gar nichts tut, als daß er ganz einfache Situationen beschreibt, die sich täglich ereignen: zum Beispiel das Oeffnen von Sardinenbüchsen oder das Aufhängen von Bildern. Kaum jedoch mischt sich Phantasie ein, so hört ein Kunstwerk auf, komisch zu sein. Ueber die Karikaturen von Rops hat noch niemand gelacht.

Dies ist auch der Grund, warum der Komödiendichter sich stets in der Gegenwart bewegen muß. Schon Aristophanes und Menander haben sich um die Historie ebensowenig gekümmert, wie die Molière und Shakespeare in ihren Lustspielen getan haben. Kleist hat nur ein einziges Stück geschrieben, das in der Gegenwart spielt: den „Zerbrochenen Krug'; dieser ist zugleich seine einzige Komödie. Was den poetischen Wert der großen humoristischen Dichtungen ausmachte, war auch tatsächlich vor allem immer dies, daß sie ein so volles und starkes, treues und reines Abbild ihres Zeitalters waren. Man denke an Rabelais und Cervantes, an

Grimmelshausens ‚Simplicissimus‘, an Swift und Sterne, aber ebensogut könnte man Busch nennen, aus dessen Werken spätere Zeiten ein lebendigeres Bild der sechziger und siebziger Jahre gewinnen werden als aus den dickleibigsten kulturhistorischen Materialsammlungen; und für unsre Tage hat Shaw etwas ähnliches geleistet.

Und so wird — denn mehr als vage Umrisse lassen sich nicht vermuten — wohl auch das deutsche Lustspiel aussehen müssen. Die reife, freie und reiche Persönlichkeit aber, die diese Umrisse ausfüllen wird, wird vor allem ein elementares Temperament, ein Genie der Synthese sein müssen. Und da wüßte ich, wenn ich auf die deutsche Vergangenheit zurückblicke, nur Einen zu nennen, der diesem Ideal nahe kam: Johann Nestroy, den die Wiener (wie sie das ja mit allen ihren großen Männern machen) immer nur für einen Kasperl gehalten haben; was für eine shakespearisch ringende Seele, was für ein kantisch analysierender Geist in diesem Kasperl verborgen war, haben sie nie geahnt. Aber Nestroys Genius sprach Dialekt (nicht bloß äußerlich), und daher ist in seinen Dichtungen bloß Wien, jenes ewige Wien, wie es ist, war und sein wird, nicht ganz Deutschland, nicht die ganze Welt. Und noch ein Zweites fehlte ihm zum welthistorischen Lustspiel: eine universale, in sich ausgeglichene Bildung. Man ist geneigt, das Bildungsmoment beim Dichter zu unterschätzen, erstens aus Opposition gegen die Literaturprofessoren, und zweitens, weil es einem so selbstverständlich vorkommt, daß man es gar nicht beachtet. Es wird niemand einfallen, zu behaupten, Goethes, Schillers oder Balzacs Dichtungen seien „Früchte der Bildung“; aber andrerseits: könnte man sich einen ungebildeten Goethe, Schiller oder Balzac auch nur vorstellen? Der große Wert, den ausgedehnte und gründliche Bildung für den Dichter hat, besteht ganz einfach darin, daß sie ihm eine Menge von Assoziationsmaterial zuführt. Hätte Schiller nicht so genaue Studien über den Dreißigjährigen Krieg gemacht, so wäre ihm der ‚Wallenstein‘ mit allen seinen Details eben gar nicht eingefallen, und hätte Goethe niemals eine Universität besucht, so hätte das Faust-Problem überhaupt nicht in seinen Gesichtskreis treten können.

Im übrigen aber sollten die Theaterdirektoren das deutsche Lustspiel nicht mit so energischen Beschwörungsgebärden herbeirufen; das ist das sicherste Mittel, sein Kommen zu verzögern. Das Zitieren von Geistern ist ein heikles und undankbares Geschäft, denn gewöhnlich erscheint kein Geist, sondern ein Schwindler.

Der Theaterproblematiker

von Oscar Maurus Fontana

Er ist ohne Zweifel eine komische Figur, komisch, weil er ein Pechvogel ist, weil er sich und den Andern zur Last fällt,

und komisch, weil er in dieses sein Unglück leidenschaftlich verliebt ist. Man mache durch einen Zauberspruch die Theater unproblematisch, und man macht eine ganze Armee braver Menschen unglücklich, deren Glück eben ist: die Problematik des Theaters.

Der Theaterproblematiker sitzt im Theater — aber wo immer er sitzt, und was immer sich vor seinen Augen und Ohren begibt: er ist nicht dabei, er ist ganz wo anders, er sitzt eigentlich an seinem Schreibtisch und brütet seine Pläne aus. Die Pläne haben verschiedene Namen: einmal ist es eine Reformbühne, einmal ein antikes Theater, einmal eine Shakespeare-Bühne, einmal eine intime Gesellschaft, einmal ein Alldeutschland umspannender Verein. Und jedes Mal beteuert jeder Theaterproblematiker, daß grade sein Plan völlig durchführbar und kein Luftgebilde sei.

Er ist ein Unzufriedener. Gewiß. Aber kein Unzufriedener aus Leidenschaft, sondern einer aus Bildung. Seine Bildung, sein Gelerntes, sein Gelesenes, sein Verstandenes und auch nur halb Verstandenes erlauben ihm keine Ruhe. Sein Schulenhunger schreit nach Reformation. Es ist ja typisch, daß all diese wackern Männer und Frauen das Theater als eine Stätte der Bildung ansehen, gewissermaßen als ein Museum mit Schaustücken, die durch die Kraft elektrischer Ströme zeitweise zu zucken beginnen.

Und weil er ein Reformator sein möchte, ist er stets ein Prediger. Er wird nicht müde, seine Pläne immer wieder zu bereden, sie auf allen erreichbaren Podien mit einer rührenden Ahnungslosigkeit zu manifestieren. Sein Bart wird weiß, seine Zähne beginnen zu wackeln, aber sein Plan grünt noch immer und steht fest.

Dabei ist er kein Idealist, denn das wäre etwas sehr Großes und niemals Komisches. Und ist auch kein falscher Idealist, wie sie so häufig sind. Sondern er ist durchaus ein nüchterner, zäher, fast pedantischer Rationalist. Er rechnet sich vor: Kunst setzt sich in Werte um — erhöhe ich die Kunst, erhöhe ich auch die Werte — und ist darum eifervoll bemüht, die Kunst zu steigern. Und seine Komik ist es, daß er bei aller Schulmeisterei in Exotik verrannt, verbohrt ist, in Theater.

Er ist eine deutsche Figur, und ein deutsches Lustspiel könnte von ihm Wärme und Kraft erhalten, weil er in seiner Verzerrtheit doch irgendwie den Trieb zum vollkommenen Handwerk hat, zur vollkommenen Erscheinung. Er hat nichts mit dem Theater zu tun — dieses ist anderswo, ist drüben, ist aus Magie und Erde gemacht wie alles Irdische — er aber ist Problematiker von Geburt. Nur seine Bildung drängt ihn zum Theater, ihretwegen wird er zum Malvolio. Während das Theater sein Liebeswerben mit einem kühlen üppigen Lächeln zugleich auslöscht und aufstachelt, ergibt es sich schamlos jedem handfesten Burschen. Aber unbeirrt und seinen Leitsätzen vertrauend redet der Theaterproblematiker weiter.

Die Macht der Finsternis

Auf dem Weg ins Theater träumt man um achtundzwanzig, um achtzehn und um zehn Jahre zurück. Auf dem Weg zu Max Reinhardt gedenkt man seines Vorgängers und Entdeckers Otto Brahm, dem jene drei lehrreichen Darstellungen zu verdanken sind. Anno 1890 wird auf seiner Freien Bühne die ‚Macht der Finsternis' um ein Haar nicht zu Ende gespielt. Das ist ein Sieg, weil der Widerstand gegen Vorzüge geht, die geeignet sind, dem leblos gewordenen deutschen Drama neues Blut einzuführen. Ein unbestechlicher Blick ist den schrecklichen Seiten des Daseins zugekehrt. Um ihre Grauenhaftigkeit einzuprägen und das Erbarmen mit der Kreatur zu steigern, wird ein vollständiges Protokoll geschauter und gehörter Wirklichkeiten aufgenommen. Kein Zug ist heftig, dick und deutlich genug, um die Lüge zugunsten einer Wahrheit zu bekämpfen, die ein Dezennium drauf nicht mehr wie Wahrheit aussieht. Anno 1900 gibt Brahm die ‚Macht der Finsternis' in seinem Deutschen Theater, und die beruhigte Betrachtung wundert sich, daß Tolstois Sittenbild naturalistisch heißt. Das ist nicht die Alltäglichkeit: hier wird, was früher schön-, gräßlichgefärbt. Weil Rußland diese Schilderung seiner Kinder unzutreffend findet, hats die didaktische Tragödie seines populärsten Dichters niemals öffentlich gespielt. Weil beides unverkennbar ist: der Drang des großen Predigers, sein verderbtes Volk zu retten, und seine Hoffnung, damit umso sicherer zum Ziel zu kommen, je mehr er. mit dem Recht des glühenden Evangelisten, die Verderbnis übertreibt — deswegen handelt die Zensur Berlins verständnislos, daß sie das Stück verbietet, und verständig, daß sie sich belehren läßt. Nikita taugt, von Sünden zu entwöhnen, nicht: dazu zu entzünden. Daß er am Ende Buße tut, und wie ers tut, befreit ein bißchen spät, doch nicht zu spät im Drama das religiöse Element, das den Dramatiker unwiderstehlicher als jedes andre angetrieben hat, den Staat erfreut und die Aesthetik nicht betrübt. In Bassermanns flachsblondem, schlacksigem Nikita schwemmt ein Dammbruch des Gefühls sogar die stärksten Reize einer psychopathologischen Charakteristik weg, und dazu läuten feierlich aus Reinhardts Akim alle Glocken gottesfürchtiger Menschenliebe. Ein mystisches Urchristentum erhellt die Finsternis, daß ihre Macht zerstiebt. Was schaurig war, wird weihesam. Kann solcher Zauber welken? Anno 1908 gibt wohl zumeist um dieses andachtsvollen Ausgangs willen Brahm die ‚Macht der Finsternis' zum dritten Mal, und — nicht nur dieser Schluß versagt vollkommen. Es ist eine Uebergangszeit der Literatur. Das Interesse an jedermann aus der Masse, sei er bloß mühsälig und beladen oder auch scheusälig und verbrecherisch, hat sich erschöpft. Nikita müßte jetzt schon Jemand sein, um an seiner Schuld und seiner Sühne Anteil zu erwecken. Es genügt nicht, daß Akte lang die Schlechtigkeit seiner Mutter, die Gutartigkeit seines Vaters auseinandergelegt wird. Das macht ihn zu einem Demonstrationsobjekt für die Vererbungstheorie; das führt den Dualismus seiner bald grausamen, bald weichmütigen Natur auf Ursprünge zurück, die wir vorausgesetzt haben. Künstlerisch wird dadurch nichts gewonnen. Wir warten vergeblich darauf, von diesem neurasthenischen Lasterpfuhl wie von einem Bruder, von diesem Einzelfall wie von einer Möglichkeit unsres eigenen Schicksals angesprochen zu werden. So nützt denn selbst die Himmelfahrt nichts mehr. Damit uns bei Nikitas Erlösung warm werde, hätte uns seine Verstrickung nicht so kalt lassen dürfen. Eine bleierne Gleichgültigkeit lag auf dem Zuschauerraum des Lessing-Theaters. Aber so klar man sich darüber war, daß

‚Anna Karenina‘ noch nach Jahrhunderten leben wird — wie sollte ein Drama desselben Ingeniums von zweiundzwanzig Jahren aufgefressen worden sein? Was war das? Hatte das alte Stück unter der neuen Aufführung, oder hatte die Aufführung unter dem Stück gelitten? War sie bereits unter der Erde, die Aera dieser Dramatik, und suchten Brahms Schauspieler sich und uns durch Lärm darüber hinwegzutäuschen? Warum nicht entschädigte die elementare Anisja der Lehmann? Enttäuschte Bassermann diesmal, weil ihm das Gegenspiel, die Gegenstimme von Reinhardts unvergeßbar herrlichem Akim fehlte?

Nun, diese Fragen wird heute, nach zehn Jahren, der Regisseur Reinhardt beantworten, vor dessen Tür man inzwischen angelangt ist. Beim Eintritt prallt man zurück. Das sind nicht die Zuhörer, die sich der russische Savonarola gewünscht hat: das sind seine Opfer. Wo ist der Pascin, der dies Dokument von der Zeiten Schande festhält? Kriegslieferanten triefen rechts und links über den Stuhlrand. Wucherer-familien haben in Rudeln ‚Blitzblauem Blut‘ die ‚Macht der Finsternis‘ vorgezogen, weils chic ist, bei Reinhardts Premieren gesehen zu werden. Bemalte Modeschauspielerinnen pflanzen sich halbnackt in den „Vordergrund des Interesses“, mimen dieselbe schamlos-freche Komödie wie auf der Bühne und werden nur deshalb nicht gelyncht, weil sie ja grade, vor wie auf der Bühne, den Geschmack dieses Publikums treffen, sein Wesen ausdrücken, und weil zufällig keine beurlaubten Frontsoldaten im Hause sind, um inne zu werden, von welcher Sorte Volk sie die feindlichen Stinkbomben auf sich ablenken. Heilige Mutter Gottes von Kasan! Aber: wie schwer es Tolstoi auch haben wird, gegen so massive Effekte aufzukommen — es gibt ein paar Leute, die seinetwegen für ihren Sitz den doppelten Premierenpreis angelegt haben und eine geraume Weile nach dem festgesetzten Anfangstermin der Meinung sind, daß die Macht der Finsternis mit und ohne Anführungszeichen endlich gut daran täte, ihnen den Anblick dieses neuberlinischen Abhubs zu entziehen. Der Uebersetzer ist Pawel Barchan, den ich schon kannte, als er noch seinen Namen in Paul, sonst jedoch ebenso wenige Worte schlagend und fehlerlos übersetzen konnte wie jetzt. Also auf ihn ist gewartet worden; denn sobald er erschienen ist, hebt sich der Vorhang, und gleich der erste Ton läßt an Glaubhaftigkeit nichts zu wünschen übrig. Herr Gregori ist der Professor Pjotr, den Tolstoi arglistig in ein Bauerngewand gesteckt hat. An dieser Verstellerei stirbt der kranke Mann glücklicherweise im zweiten Akt; und außer der hohen Säule Adele Sandrock, die von der entschwundenen Pracht des ältesten Burgtheaters zeugt, statt der braven Elsa Wagner Gelegenheit zu einer eingeteufelten Giftmischerin zu geben, steht nichts mehr einer Kritik im Wege, die Reinhardts Vermögen ernsthaft an Tolstois Absichten messen will.

Oder ists umgekehrt? Hat Savonarola auch als Dramatiker ein Vermögen, dem die Absichten seines Regisseurs nicht durchweg gewachsen sind? Dieser unterstreicht bei jenem die epische Breite so liebevoll, daß wir Muße haben, uns in jeder Szene zu fragen, ob sie vielleicht und wodurch sie trotzdem dramatisch ist. Dann stellt sich heraus, daß technisch Mängel reichlich, eigentlich dramatische kaum vorhanden sind. Wenn Tolstoi kein andres Mittel sieht, uns mitzuteilen, was wir erfahren müssen, so sagt es unbekümmert in einem Monolog auf, wer grade dasteht. Das ist die unschuldigste Sache von der Welt und stört nur Pedanten, welche nicht wissen, daß reiner ‚Naturalismus‘ doch unerreichbar bleibt. Ein Drama ist die ‚Macht der Finsternis‘, weil sie in dauernder Bewegung gehalten wird oder besser: sich hält; weil aus Veranlagung

und Verlockung die Verschuldung, aus dieser der innere Zwang zur Beichte und auf diese die irdische Strafe und, sicherlich, die himmlische Lossprechung folgt; weil das Auf und Ab des Lebens nicht ziellos zickzackt, sondern, hauptsächlich im Schicksal der Anisja, wo es verblüffend sinnfällig wird, mit wunderbarer Gesetzmäßigkeit sich steigert. Ob die Russen so sind, mögen Russen entscheiden: in diesem Dorf jedenfalls glaubt man drinzustecken. Man achte einmal auf die Art der ungeheuer gemächlichen Reden. Sie bringen Betrachtungen, die für den Gang der Handlung — nicht etwa an sich — entbehrlich sind. Aber wo eine Begebenheit zu fürchterlich ist, um vorgeführt zu werden, da wird sie nicht hinterher berichtet oder beredet, sondern sie dringt, während sie geschieht, in das aufgeschreckte Hirn eines Kindes, das sich vor unsern Augen wimmernd auf seinem Bette wälzt. Der dozierende Sozialphilosoph, der abschreckungswütige Moralist, der fanatisierte Menschheitsbeglücker, der durchaus kein Dichter sein will — er kann nichts dafür: er ist es doch. Köstlichkeiten auf Schritt und Tritt. Wie die Waise Marina zu ihrem Verführer spricht: „Geliebt hab ich Dich, das darf ich sagen"; wie die dumme Akulina frühzeitig wittert, daß das Los Marinas auch ihres ist, und jäh ihre Angst herausschreit; wie der sterbende Bauer den Knecht, der ihn schmählich betrogen hat, um Vergebung bittet, falls er sich je gegen ihn vergangen habe, und wie der zu heulen anfängt und für sein Teil auch um Vergebung bittet; wie die Weiber, geschlechtshörig allesamt, um den hübschen Nikita schwirren; wie einzig Greise, schon wieder, und Kinder, vorläufig noch, ihre Ruhe haben: das weist im Kunstfeind Tolstoi den Künstler aus. Und welcher grausig-groteske Einfall, daß man das Kind, bevor mans ermordet, tauft — ein Einfall, der die Macht der Finsternis blitzartig aufdeckt! Und welche Eingebung die Gestalt des stammelnden Senkgrubenräumers Akim, dessen Ethos naiv ist, dessen Weisheit aus dem einfältigsten, dem schlichtesten Herzen kommt! Und . . .

Und das alles hab' ich gestern abend gespürt und manches zum ersten Mal, und da wird mans undankbar nennen und nicht verstehen, daß ich Reinhardt bekrittle, statt ihn zu preisen. Aber es muß ja doch Gründe haben, daß heute früh mein Zunge belegt ist. Bis zum vierten Akt waren Tolstois Gerichte höchst schmackhaft bereitet und bunt garniert. Sie waren im eigenen Safte geschmort und hätten gleichwohl ohne diesen Kochkünstler nicht so geschmeckt. Der fünfte Akt begann, und es schmeckte noch immer. Der letzte Gang ist fällig, die Krönung, der Gipfel: die Beichte. In die erste Szene des fünften Aktes hat so viel Musik geklungen, daß selbst der poesieverlassenste Jobber sich Akulinas Hochzeit vorstellen kann. Da — im Augenblick der äußersten Spannung — da — weil nämlich die Vorstellung erst vier Stunden dauert — da — wozu hätte man denn die Drehbühne! — also da dreht sie sich, und wir sind im Hause und mittendrin in der Hochzeit. Mag sein (ich habe kein Buch bei der Hand), daß Tolstoi diese Verwandlung vorschreibt. Dann hat Reinhardts Vorgänger, der sie verschmähte, wider den Buchstaben eines Genies gehandelt. Reinhardt, der sich bei Kleist und andern Genies noch nie gescheut hat, durch Zusammenlegung von Szenen legitime Wirkungen zu zerstören — indem er hier, möglicherweise, dem Buchstaben folgt, versündigt er sich am Geist. Diese Bauernhochzeit wird Selbstzweck. Ihre ethnologische Richtigkeit zugegeben. Reinhardt wird sich schon orientiert haben. Aber wenn unter seinen Beratern kein einziger ihn darüber aufgeklärt hat, daß in der Kunst nicht die ethnologische, sondern die künstlerische Richtigkeit maßgebend ist: dann soll er die Herrschaften sämtlich in andre Berufe ent-

lassen. Das Gastmahl des römischen Trimalchio bei mäßig begüterten russischen Bauern. Eine dicke, fette, schmirgelnde, glänzend glasierte, krachende Sache. Nicht ein Gast aus der Nebenhütte: eine kostümierte Hofopernsängerin aus der Hauptstadt singt für dreihundert Rubel echtrussische Nationallieder. In echtrussischer Sprache. Sodaß eigentlich auch der Dialog echtrussisch hätte gebracht werden müssen. Und dann tanzt ein Statist im viereckig wallenden perleberger Glanzwichsenbart des jüngern Sudermann einen echtrussischen Nationaltanz. Und trotzdem der Teil des Premierenpöbels, der nicht vorher geflohen war, erst in dieser Szene aus dem Schlaf auftaumelte, und trotzdem ohne sie der Kassensturm ausgeblieben wäre, der jetzt für Monate sicher ist: trotzdem zweifle ich nicht an der Lauterkeit von Reinhardts Absichten. Er hat sich offenbar den tiefsten Eindruck des Gegensatzes davon versprochen, daß in die allergeräuschvollste Weltlichkeit die Bekennerwollust Nikitas fiele. Aber so knallige Kontraste sind den Philippis vorbehalten. Tolstoi hat sie niemals gewollt und braucht sie nicht. Ihm gehts um die Seele, um weiter nichts als die Seele.

Daß ihr Licht in der Finsternis keineswegs hell genug leuchtete: das lag zweitens an einem Besetzungsfehlgriff. Wenn für Akim und Mitritsch — einen Erinnerungsgruß an Hanns Fischer! — nur grade Pallenberg und Winterstein in Betracht kamen, dann waren ihrer beider Rollenhefte verwechselt worden. Pallenberg kann das nicht und ist es schon garnicht. Er muß „sprudeln", nicht stottern. Was ihm als Komiker meistens nützt, das zerstört seinen Akim: daß er zu wenig Herz hat. Kraftlos-eintönige Detailklitterei ist ein schlechter Ersatz. Durch so falsche Beschäftigung droht eines der überragenden deutschen Bühnentalente verdorben zu werden. Dies die Greise. Der kleinen Anjutka, die bei Tolstoi im Personenverzeichnis, aber nicht nach Denk- und Sprechart zehnjährig ist, der hatte Frau Eckersberg die ganze Geschäftigkeit eines Kindes zugesonnen. Man sah die Geschäftigkeit einer geschickten Schauspielerin, die doch noch nicht geschickt genug ist, um nicht ab und zu aus der Kindlichkeit zu rutschen. Nikitas Erfolge machte Moissi durch eine Vereinigung von Charme und Brutalität, durch einen schön-rohen Ton verständlich. Bis in den vierten Akt fehlte nichts. Die erste Gewissenserschütterung des Mörders wurde mit virtuosester Kunst, aber mit keiner höhern bewältigt; und der Büßer des Schlusses, ein Bauernbengel, vergaß seine Herkunft, verfeinerte sich zum Fedja des ‚Lebenden Leichnams' und wuchs gradenwegs in die Wolken. Es war, als sollte die grobe Gedunsenheit der Hochzeits-Einlage durch eine besondere Sublimierung der Himmelfahrt ausgeglichen werden. Aber es ist ein grundsätzlicher Irrtum, daß sich zwei Stilverletzungen gegenseitig aufheben: eine verdeutlicht die andre und verstärkt deren Anstößigkeit. In all dieser Unzulänglichkeit tröstliche Zuflucht und unerschöpfliche Freude Nikitas drei Frauen. Ein neuer Paris hätte die Qual der Wahl. Die Höflich — wie reißend war ihre Roheit! Und ihr stiller Verfall! Und die Rückkehr zur Macht! Und das Lachen ihrer Betrunkenheit! Und jeder Zug und der ganze Wurf! Die Pünkösdy dampfte von Erdigkeit. Und die Thimig schien die wandelnde Seele Leo Tolstois. Diese drei Frauen in ihrer Rassenverwandtschaft bei aller persönlichen Unterschiedenheit sind ein Instrument, auf dem spielen zu dürfen man Reinhardt beinahe neidet. Er spielt es vollendet, dies Instrument. Umso erstaunlicher, daß sein goldreiner Ton ihn nicht davor schützt, ringsherum Instrumente aufzustellen, die Tolstois — und nicht bloß Tolstois — Akkorde als marternde Katzenmusik verausgaben.

Vox populi von Gregers Werle

Diese kleine, süße Range,
der sich schon die Bluse strafft,
macht mir oft durch Fragen bange,
welche einfach lasterhaft.

So, zettbeh, begann die Kleine,
als sie in dem Abendblatt
von dem Frieden der Ukraine
etliches gelesen hat:

„Wirds nun auch im Westen klappen,
Frankreich, England, na und so?
Kann man bald durch die Etappen
mal mit Ma und Pa zum Po?

Wird der Schwoof dann wieder reger,
blöde, steif verrenkt und schwül?
Die Musike so vom Neger,
vom Apachen das Gefühl?

Wird die Mode wieder keck sein,
teils für mich, teils für Mama,
wird es wieder Lebenszweck sein,
zu gefallen? Gelle, ja??
Wird der Schutzmann wieder grob sein,
und französisch das Parföng?
Wird der Kavalier tipp-topp sein,
und erlaubt das Vingt-et-un?

So betätigt unerbittlich
dieses Mädchen Forschungstrieb.
Sag' ich ja, so ists nicht sittlich,
sag' ich nein, ist ihrs nicht lieb.

Deutsches Opernhaus von Kurt Singer

Herr Hartmann hatte einmal ins Land der Romantik, das zweite Mal in die Wildnis der großen, internationalen Oper geladen. In beiden blieb die Seele matt; aber für Ohr und Aug' gabs gefällige, gemütvolle und bewegliche Momente in Menge. Zwei Welten, meilenweit getrennt durch Spiel-Art und Stil-Art. In beiden irrt Gedanke und Herz suchend umher. Zur ‚Preziosa', diesem vornehmen melodischen Singstück fände man gern zurück, weil der Wunsch nach Einfachheit grade unsern Tagen geläufig werden muß, und weil in der Ouverture, in den vier großen Chören, in Preziosas Tanz und Liebeslied dieses ‚Zurück zur Natur' schönste Erfüllung wird. Dennoch: aus der magern Stoffbehandlung durch den Weimaraner Pius Alexander Wolf gähnt es und ödet es einen an, und Nummern von deutschem Wohlklang, Stimmungen von

romantischer Phantastik können über die melodramatische Dürre und die rein-theatermäßige Unfruchtbarkeit des Dialogs und der Vorgänge nicht hinweghelfen. Ganz kraß wird das Mißverhältnis, wenn sich der ‚Preziosa‘ ein so bewegliches und kapriziöses Stück wie Bittners ‚Höllisch Gold‘ anschließt. Das wirbelt mit seinen bizarren, höllischen und irdischen, heiligen und schein-heiligen Motiven nur so durcheinander, daß uns die ethisch und logisch notwendige Schluß-Prozedur (die Höllenfahrt des Teufels mit des Satans gieriger Helferin) als volle Erlösung eingeht. Durch das Zickzack dieses mystischen Spiels läuft immerhin eine grade und sehr unterhaltsame Linie, sanft aufsteigend, mit Climax und Decrescendo. Wie es der Plan eines rechten Kunstwerks verlangt. Aber es fehlt bei aller Feinheit und Geschicklichkeit der Mache, bei allen Einfällen im Kleinen doch das Leuchten, das Opaleszieren der musikalischen Farben, neben den bramarbasierenden Orchester-Triumphen stehen die karg bedachten, wie Füllsel wirkenden Dialoge ohne Schwung, ohne zupackende Kraft, sicherlich ohne eigene Note. Entkleidet diese Partitur der orchestralen Verbrämung, und es gibt neben einem herrlichen Mariengebet, das die Mitte krönt, nur Skizze, halb durchgeistigtes, allzu bewußt Empfundenes, Ungesättigtes. Erst mit der Durchseelung, der intuitiven und selbstsichern Anpassung einer Form an den Inhalt, der rein musikalischen Empfindung beginnt die Schönheit eines Opern-Werks.

Und die ‚Hugenotten‘? Theater-Wirkungen, nicht aus Not, sondern aus Berechnung geboren. Meyerbeer mengt hier den tragischen und den Buffo-Stil, die schwärmerische Grazie des Franzosen mit dem Klingklang des Italieners, mengt und mischt und braut aus Effekten und Kontrasten, die stets zünden, nie wärmen, eine Masse, die uns durch melodischen Ueberfluß wohl ohnmächtig zum Angriff machen, nie aber durch Geist und Stil und Würde bezwingen kann. Die stofflichen Gegensätze sind zu Haufen geschichtet, sie sind musikalisch bis zum letzten Buchstaben herausgezüchtet und brutal, aber ohne Zweifel genialisch verarbeitet. Wo ihrs anpackt: in der sichern Gradlinigkeit des Chorals und der Schwerterweihe, in der sinnenfrohen Melodik des Treue- und Liebesangs, in der Wehmut von Valentinens Erzählung, im stählernen Rhythmus von Marcels Schlachtgesang, im Schwung des Zigeunertanzes, im allzu operettenhaften Septett, in der duftenden Lieblichkeit der Margarethen-Szene — überall wirbt pointensichere Erfindung für einen Genuß, den die Einzel-Nummer auch hergibt. Nummern als Selbstzweck; Musik der Szenerie, nicht des Innenlebens; Erfolg der Technik, nicht des künstlerischen Willens; Apotheose nicht des göttlichen Ingeniums, sondern der Sensation und des bewußten Spiels mit den Sinnen. Nur eine Möglichkeit gibt es hier: Stars und Sangesmeister, Dirigent und Spielleiter müssen mit unerhörtem Romanenglanz und in Auswirkung ihrer eigensten Person durch das Nebeneinander der blendenden Nummern die Nichtigkeit des Ineinander vergessen lassen. Lagenpuschs Versuch einer un-

steifen, schmiegsamen Szenerie wurde durch die Stumpfheit und bleierne Schwere seiner Männer gedrückt. Mörike dirigierte in die Tempi und die schillernden Farben dieser Musik statt Feuer Abkühlung, statt italienischer Triebkraft mitteldeutsche Gemütlichkeit. Hertha Stolzenberg, die stimmlich immer mehr wächst, nahm die Rolle der Margarethe offenbar nicht für voll. Die Salvatini als Valentine brachte allein die Leidenschaft und die heißgebrannte Stimmung geplagter Kreaturen klangschön zum Ausdruck. Herr Laubenthal — nun ja, er ist in Charlottenburg ein Liebling der Hörer; aber wie gequält klingt seine Kantilene, wie selten strahlt sein Tenor jene Töne aus, die, seelenvoll und adlig zugleich, uns vergessen machen könnten, daß hier Theater ist. Dieses Werk geht uns nichts mehr an, weil es den Schein des Lebens pomphaft zu seinem Sinn und Wesen umfälschen will.

Bilder von Alfred Polgar

Es ist ganz außerordentlich, wie sehr sich die Russen in letzter Zeit verschönt haben. Ihr Antlitz, ihre Haltung, ihre Insignien haben sich zum Bessern und Edlern gewandelt.

Spiegel der Zeit und ihrer Menschen ist das illustrierte Blatt. Aus ihm kann man, ohne irgendwelchen Text zur Kenntnis zu nehmen, erfahren, was die Welt-Uhr geschlagen hat.

Vor einem Jahr noch sah der Russe in den Originalzeichnungen meines illustrierten Blattes so aus: er stak in ungeheuern Röhrenstiefeln, hatte ein Gesicht wie ein finstrer Affe, die Backenknochen standen ihm so weit heraus, daß man den Hut dran hätte aufhängen können, aus einer Tasche guckte eine Knute, aus der andern eine Wutki-Flasche.

In der vor zwei Monaten gedruckten Nummer meines illustrierten Blattes erschien der Russe bereits ohne Wutki und Knute. Er hatte einen schönen schwarzen Vollbart, die Stiefel saßen wie angegossen, die Backenknochen unterbrachen kaum das schwermütige Gesichtsoval.

Vor zwei Wochen — in Brest-Litowsk ging es glänzend — bot der Russe meines illustrierten Blattes ein Bild ernster menschlicher Schönheit. Er trug keine Röhrenstiefel mehr, sondern Knöpfelschuhe. Aus der Tasche sah ihm ein Buch. Sein Antlitz strahlte in tiefem, reinem Feuer. Das Antlitz war slawisch, aber in edelstem physiognomischen Moll.

Gestern erschien das illustrierte Blatt wieder. Bild: „Die Russen begeben sich zur Verhandlung." Der russische Vollbart — o Schreck! — struppig! Keine Knöpfelschuhe, sondern breite, verhatschte Schnürstiefel! Die Augen klein, mit einem Stich ins Tückische! Und rechts und links im Antlitz eine deutliche Tendenz zur Hutnagel-Bildung.

Da zog Trauer in mein Herz ob der offenbar schlechten Nachrichten aus Brest-Litowsk.

Ach, wann kommst du, holder Tag, da im illustrierten Blatt der Amerikaner nicht mehr ein Orang-Gebiß hat und einen Geier-Kropf, sondern ein Bild schöner männlicher Energie ist, im viereckigen Rock und stumpfbreiten Schuh den Typus gedrungener Kraft verkörpernd?;

da des Italieners Feuerauge unter dunklen Locken blitzt; da er nicht schmutzstarrend, ein verlauster schwarzer Gnom, den Dolch im löcherigen Rock birgt, sondern den faltigen Radmantel musikalisch um die Schulter geworfen hat?;

da der Franzose in meinem illustrierten Blatt wieder, ein duftendes Spitzbärtchen am Kinn, federnd vor Anmut und Elegance im Macpharlan dahinschwebt?;

da der Engländer wieder hochstirnig und edelnasig, ein Lord und Gentleman, der goldgelockten Lady ins Auto hilft und nicht, ein fletschendes Untier mit furchtbar langen Beinen und gigantischen Plattfüßen, das Antlitz der Erde, wie es in meinem illustrierten Blatt abkonferteit ist, schändet?;

wann kommst du, holder Tag, da der deutsche Professor mit wallendem Vollbart, Röllchen, Vorhemd und gewölbter Heldenbrust aus feindlichen Zeitungen rückkehrt in seine Friedens-Heimstätte, in den ‚Simplicissimus'?

Im Auslagefenster der Trafik zeigt ein wiener illustriertes Journal sein Titelbild: „Serben in Monastir". Sie haben noch das Brigantengesicht und aus der Hakennase quillt ein Tröpfchen.

Aber von Wanzen ist nichts zu sehen!

Sollte es wahr sein, daß ein serbischer Kronrat beschlossen hat, in Friedensverhandlungen einzutreten?

‚Hervorragende Vertreter' von Lorarius

Für den Vereinsmeier höherer Gattung ist dieser Krieg eine Wollust. Nie zuvor hatte er so viel Betätigungsgelegenheiten. In der großen und kleinen Kriegswohlfahrt, in den großen und kleinen politischen und unpolitischen Parolegründungen, in Beiräten des Reiches, der Bundesstaaten, der Provinzen und Gemeinden — überall kann er seine Weisheit von sich geben. Sein Name steht unter Stiftungsurkunden, Aufrufen zu Sammlungen und zu Versammlungen, und immer hat er das Recht, sich als „hervorragenden Vertreter" zu fühlen. Wir kennen diesen hervorragenden Vertreter aus der Friedenszeit; als Studenten haben wir uns über ihn lustig gemacht und ihn mit dem Philister identifiziert. Auch damals war er überall dabei, schwang er oder unterstrich er alle Vereinsreden mit Ausnahme selbstverständlich der sozialdemokratischen. Schon damals hatte er die meisten Orden, den ältesten Zylinder und den abgeblühtesten Frack.

Gegen biedere Vereinsmeierei wird der Wirtschaftskritiker nur wenig einzuwenden haben. Aber ernster wird die Sache, wenn es sich um Tätigkeiten handelt, die bestimmend auf die Verordnungspraxis, auf die Gesetzgebung und augenblicklich auf Friedensverhandlungen wirken können und sollen. Für solche Tätigkeiten brauchen wir nämlich hervorragende Vertreter im eigentlichen Sinne des Wortes. Nicht hervor-

ragend durch Orden, durch Titel oder durch Verbindungen, sondern hervorragend durch Kenntnisse und Energie. Man gehe daraufhin die Liste der Fachvertreter in den verschiedenen wichtigen Beiräten und Kommissionen durch. In unsrer Jugend nannten wir die Leute, die man da immer wieder findet, „Bonzen". Man scheint vergessen zu haben, daß Deutschland noch immer siebenundsechzig Millionen Bürger besitzt, von denen zwar ein großer Teil an der Front steht, deren vorhandener oder zu erhöhender Heimatprozentsatz aber so groß ist, daß man immer noch aus dem Vollen schöpfen kann. Da sind beispielsweise mehrere Finanz- und Industrieherren wie Rießer und Rathenau, die eine Lebendigkeit und Anpassungsfähigkeit haben, daß man vor Neid vergehen möchte. Sie erledigen nicht nur Großhaufen wichtiger Aufsichtsratsposten, schreiben nicht nur Bücher, halten nicht nur Reden, sondern sie sind auch sonst als „hervorragende Vertreter" dabei, wo irgend etwas Bedeutendes mit Namen in die Zeitung zu rücken ist. Rießer fußt noch immer tief in der praktischen Wirtschaft, dirigiert zugleich den Hansabund, ist Reichstagsabgeordneter und Mitglied so und so vieler Beiräte und Kommissionen für Krieg, Uebergang und Frieden. Wer einmal den Mann im Reichstag gehört hat, fragt sich erstaunt, woher er die Kraft nimmt, denn nach Ansicht des Tribünenhörers ist Rießer kaum imstande, eine zweite Tätigkeit neben der des Reichstagsabgeordneten auch nur einigermaßen auszufüllen.

Wir haben hier einen unerhörten Mißbrauch, eine Verlegenheitsmanie, die ewige Wiederholung aus Bequemlichkeit, die Ueberlastung des Einzelnen „hervorragenden Vertreters" mit tausend Beschäftigungen und das Zurückstoßen junger Tüchtigkeiten, die viel mehr können als jene Vertreter. Es ist nicht wahr, daß nur die Erfahrung den Mann macht: den Mann machen auch der Wille, die Frische, die Wandlungsfähigkeit. Man bedenke doch, daß die „hervorragenden Vertreter" gewöhnlich von ihrem fünfzigsten Jahre an zu Fachheroen gestempelt werden. Aber wirklich hervorragend werden sie erst vom sechzigsten Jahre an, wenn man sie mit so und so viel Orden und dem Geheimen Regierungsrat behängt hat. In diesem Kriege ist immerzu von der freien Bahn für die Tüchtigen die Rede. Grade die hervorragenden Vertreter setzen sich dafür ein. Weshalb machen sie denn nicht selbst Platz? Unser Wirtschaftsleben braucht junges Blut, braucht Ideen, braucht die Abkehr von Staub und Statistik und die Zukehr zu Persönlichkeiten. Man soll gewiß die alten hervorragenden Vertreter nicht nach Hause jagen, aber man soll auch keinen numerus clausus mit ihnen bilden. Immer durchwachsen, das muß die Parole sein. In Deutschland hat die Herrschaft der hervorragenden Vertreter schon viel zu lange gedauert. Sie haben sich, könnte man sagen, zu einem Namens- und Aemtertrust zusammen getan, sie haben alles für sich: Geld, Ehren, Reklame, was sie wollen. Die Zeitungen und auch viele Zeitschriften laufen hinter ihnen her. Wenn nicht ein hervorragender Vertreter, und mag er noch so abgegriffen und langweilig sein, am Kopf einer Spalte steht, so ist es nichts mit dem Blatt. Das ist wirklich ein großer Jammer, eine Barrikade gegen den Drang vorwärts, ein schwerer Schade für die Gesamtwirtschaft und überhaupt für alles öffentliche Leben: Organisation, Verhandlungen, vorbereitende Innenarbeit, repräsentative Außenarbeit. Wir wollen weniger Bonzen und mehr Leute, die Zeit haben, die Kraft haben, sich einer großen Aufgabe mit Wucht zu widmen. Die Aufsichtsratsgesättigten, die mit Orden, Namen und Aemtern Ueberhängten, sollten aus dem Trust austreten oder Andre hinein lassen.

Antworten

C. J. P. Ich bin seit jeher ein Freund von Fanfarenstößen, will also auch Ihrem gern Resonanz verschaffen. „Kläräugig und blond, von sehr schlanker Gestalt — eine jener Lembruckfiguren, bei denen Alles gestreckt erscheint und sich die ganze Kraft des Ausdrucks in die Hände und die gewölbte Stirne konzentriert. Diese Hände, die nebst der rein technischen Tätigkeit des Dirigierens gleichsam ein ganzes Werk vom Anfang bis zum Ende auszudeuten, ja fast darzustellen vermögen — schlanke, langgegliederte Hände, deren linke fast ohne Hilfe des Armes sich bewegt und mit jeder Geste verstanden und nachempfunden wird. Der Kopf ist hell und imposant, zwingend in jeder energischen Bewegung und seltsam suggestiv in jeder lässigen oder weichen. Ein Mund mit vielen sich widersprechenden Zügen, im Ausdruck mannigfach wechselnd und durch die Gewohnheit, die Partitur mimisch mitzuerleben, oft häßlich. Die Erscheinung selbst ganz jugendlich und stets in Bewegung, von einer Hingabe an das darzustellende Werk so ergriffen, daß sie jeden seiner Musiker und Sänger hinreißt. Und die Wirkung solcher beseelten Einfühlung ist dem oberflächlichsten Hörer sofort bewußt, wenn er die Musiker im Augenblick einer ausdrucksvollen Stelle beobachtet und sieht, mit welcher Freude und Hingabe jeder am Pult sitzt. Ein erfreulicher Mann. Seine Künstlerschaft ist fruchtbar, sein Ernst verknüpft mit seiner Gesinnung, keiner Hemmung aus dem Wege zu gehen, im Gegenteil: sie auch da aufzusuchen, wo sie sich nicht entgegenstellt. Ein Künstler, der will und seinem Wollen bis ins Letzte Ausdruck geben kann." So sehen Sie Wilhelm Furtwängler. Und wenn er davon sonst garnichts haben sollte: ich gehe zu seinem nächsten Konzert.

F. P. in Zürich. Nummer 6 ist nur zu beschränktem Vertrieb zugelassen worden. Sie wird nach Friedensschluß bei Ihnen eintreffen. Also anno 192 . . . Wenn 's Papier zu Staub zerfallen, lebt der schöne Inhalt noch.

Geschäftliche Mitteilungen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Wahn und Wille von Germanicus

Mehr als je schwankt die Welt zwischen Wahn und Wille. Immer wieder empfängt man den Eindruck, daß es nur eines einsichtigen Kopfes bedürfte, dessen, was man einen ganzen Mann nennt, um endlich das Chaos, in das Tag für Tag Ströme von Blut stürzen, in Klarheit aufzulösen. Immer wieder aber muß man die grausame Erfahrung machen, daß Befangenheit und Verbohrtheit, Kurzsichtigkeit und Selbsttäuschung ihre jämmerliche Herrschaft zu behaupten vermögen. Millionen von Menschen fühlen, wo der sichere Weg zum lang ersehnten Hafen führt: ein Bann lähmt sie, und so bleiben sie morgen wie gestern Gefangene, die zur Schlachtbank geführt werden. In Rußland die Anarchie des Herrn Trotzki, und in Frankreich der greisenhaft perverse Nationalismus des Herrn Clemenceau. In Deutschland: die sterbende Herrenkaste, die noch im Untergehen dem unvermeidlichen Heraufkommen einer neuen Freiheit Schlingen und Falleisen legen möchte. Der Gott der Geschichte ist ein langsamer Gott, und wer in der Politik kein Unheil anrichten will, muß vor allem geduldig sein.

*

Die Botschaft vom Frieden mit Rußland war verfrüht. Die Nachrichten, die aus den russischen Randländern mit ebenso erschreckender wie überraschender Dringlichkeit zu uns kommen, lassen Vorgänge vermuten, auf die von vorn herein die an sich unmögliche und unannehmbare einseitige Kriegseinstellung des Herrn Trotzki vorbereitet gewesen zu sein scheint. Der Brotfrieden mit der Ukraine, von dem Herr Czernin deutlich genug gesagt hat, daß er kein Hungerfrieden ist, wird Sicherung verlangen. Die Oesterreicher werden wohl — so wenig sympathisch ihnen das auch sein mag — noch einmal, wenn auch nicht mit ganzen Armeekorps, marschieren müssen. Die Balten, die Litauer, die Finnen, die Esthen, oder wenigstens bestimmte Schichten dieser Völker, warten auf den Kolonnenschritt ihrer Befreier. Schweden horcht auf. Die Vorstufen des östlichen Europas scheinen sich zu organisieren; aber der polnische Wahn stört solchen Willen zur neuen staatlichen Bildung. Schon zeigen sich keimhaft die Werdekriege des östlichen Europas; um den cholmer Kreis und Wilna wird wohl noch in den Tagen unsrer Kindeskinder gestritten werden. Doch das ist eine Angelegenheit der Weltgeschichte. Für uns gilt es jetzt, diese Randvölker vor der Zerstörungswut und dem Mordwahn der maximalistischen Horden zu schützen. Zu solchem Entschluß hätte es übrigens der zuweilen ein wenig verdächtigen und peinlichen baltischen Regie nicht bedurft. Wir können uns wenig Vorteil davon versprechen, Allrußland im bolschewikischen Fratzengewand aufs

neue Strafexpeditionen und Prozesse veranstalten zu lassen. Wenngleich uns klar ist, daß ein Gleichgewichtszustand für den an uns grenzenden Osten von heute auf morgen nicht erreicht werden kann. Schon darum bleibt uns für den Augenblick gar nichts andres übrig, als elastische, in sich möglichst freie, gegeneinander aber sich erst ausbalanzierende, naturgemäß auf uns eingestellte Puffer zwischen uns und das gärende Rußland zu legen. Es wäre vielleicht schön, könnten wir uns sofort auf einen groß-russischen Block, auf eine Macht sondergleichen stützen. Darauf zu warten oder gar damit zu rechnen, wäre Wahn. Festes Land ist nur westlich zu erspähen. Während wir unsre östliche Flanke mit Hoffnungen wattieren, müssen wir, wie die Reichsregierung dies wohl stets getan hat, versuchen, über London und Washington den allgemeinen Frieden zu finden. Als Rückversicherung bleibt uns bis dahin und erst recht darüber hinaus die begründete Zuversicht, unsre Versorgung in Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu keinem geringen Teil vom Osten her, und zwar nicht nur aus der Ukraine und den Randländern, heranzuführen. Das wird gelingen, auch wenn die Festigung eines größern Rußlands und die unsrer Beziehungen zu ihm noch lange auf sich warten läßt. Vielleicht erwächst erst aus der Beständigkeit solches wirtschaftlichen Verkehrs jenes politische Verhältnis, das heute unsre Ostfanatiker erzwingen wollen, ohne auch nur andeuten zu können, wie es gegenwärtig zu erreichen wäre. Selbst der stärkste Wille vermag nichts, wenn er im Wahn wurzelt, und es ist immer richtiger, einen Wahn preiszugeben, als den Willen daran zu erschöpfen.

*

Wilson hat versucht, einen Abgrund zwischen Hertling und Czernin aufzuzeigen. Er scheint vergessen zu haben, daß die Kluft, die seine letzte Rede von den versailler Fanfaren und der verlogenen Demagogie des Herrn Lloyd George trennt, nicht grade gering ist. Mag immerhin vieles von dem, was Wilson gesagt hat, hinter der Maske gesprochen sein: es bleibt eine unverkennbare Neigung, den für Amerika nach und nach unzweckmäßig werdenden Krieg zu liquidieren. Die Krise, in die Lloyd George sich sichtlich verstrickt, ist dafür, selbst wenn sie zu einem Teil von noch stärkerm Kriegswillen als dem der waliser Dogge angeblasen sein sollte, kennzeichnend. Der Annäherungsgedanke umkleidet sich mit Fleisch und Blut. Aber noch scheuchen ihn die wechselseitig an den Nerven reißenden Ankündigungen von militärischen Massenstößen, von Schlachten, wie die Erde sie noch nicht gesehen hat. Der Wille zum Frieden vermag sich noch nicht zu lösen aus dem Wahn, daß dem Kriege durch das Niederboxen des einen oder andern Gegners ein Ende bereitet werden könnte. In allen Lagern (auch in dem des Herrn Trotzki) gedeiht der Imperialismus. Neuseeland wünscht die deutschen Südsee-Inseln; Amerika möchte (wohl nicht zur Freude Gibraltars) die Azoren mit Kanonen bestücken; die Türken „säubern" Ar-

menien; der deutsche Kolonialsekretär erinnert daran, daß die übergroßen Ueberseebesitzungen Frankreichs, Portugals und Belgiens nach einer neuen, gerechtern Verteilung verlangen. Es wäre Wahn, wollte man auf einen allgemeinen Weltausgleich, mit Abrüstung und ewigem Frieden hoffen. Ueberall legt sich der Imperialismus neue Sprungbretter. Um diese Sprungbretter geht es! Dagegen die Augen zu verschließen, wäre Torheit. Der Gott der Geschichte ist ein langsamer Gott. Es komm darauf an, den Sprungbereiten die Hemmgewichte der Demokratie anzulegen. Nur: das darf nicht einseitig geschehen. Der Verdacht ist aber wohl nicht ganz unbegründet, daß Wilsons Weltkongreß den Zukunftsstaat gern ein wenig anglo-amerikanisch korrigieren möchte.

*

Lloyd George hat deutlich genug gesagt, daß für England Mesopotamien, Palästina und Arabien genau so wichtig sind wie Belgien. (Um die Franzosen im Wahn zu erhalten, spricht er nebenbei auch von Elsaß-Lothringen.) Wird er verstehen wollen, was die ‚Germania', deren Beziehungen zum deutschen Reichskanzler auch dem englischen Kriegsmann nicht unbekannt sein dürften, soeben, und zwar einen Tag vor der neuen Kundgebung des Prinzen von Baden, gesagt hat? „Es scheint uns angebracht, zu betonen, daß nur eine Erklärung der Achtung vor der Integrität des Deutschen Reichs und der uns verbündeten Staaten seitens unsrer Feinde uns veranlassen kann, über die Wiederherstellung der vollen Unabhängigkeit Belgiens unsrerseits eine Versicherung abzugeben. Das Erstere ist die unerläßliche Voraussetzung des Letzteren, die sich ganz natürlich aus der Entwicklungsgeschichte des Kriegs ergibt: in der Notwehr, um unsre Existenz zu verteidigen, sind wir in Belgien einmarschiert und über seine Grenzen hinaus nach Frankreich vorgedrungen. Das war nicht nur unser gutes Recht, sondern eine heilige Pflicht gegen uns selbst, die durch die Gesetze des Naturrechts ohne weiteres gestützt wird. Der Notstand aber, aus dem heraus wir so handeln mußten und so handeln durften, besteht fort, solange die feindlichen Absichten gegen uns nicht klar und unzweideutig aufgegeben sind. Erst wenn unser Notstand beseitigt ist, kann davon die Rede sein, daß wir die ihm entspringenden Rechte aufgeben sollen. Ja, mehr noch, dasselbe Naturrecht, das uns die Notwehr gestattet, würde uns dazu zwingen." Findet Lloyd George solche Antwort nicht deutlich genug? Kann er aber unsern Verzicht auf die gegen London gerichtete Pistole verlangen, während wir England bedingungslos die heißersehnte Landbrücke nach Indien überlassen sollen? Gewiß, was diese Brücke betrifft, so gilt von ihr auch vielleicht Bismarcks kluges Wort von den Knochen der pommerschen Grenadiere, die zu gut sind, als daß sie für ein Ziel, an dem nicht unser Lebensinteresse hängt, geopfert würden. Aber immerhin: England darf nicht vergessen, daß die Türkei uns verbündet ist. Es wird, was Aegypten, Palästina,

Mesopotamien und Arabien betrifft, ein Ausweg zu suchen sein. Vielleicht hat ihn die von Talaat Pascha angekündigte Offensive bereits gewiesen; vielleicht läßt sich über eine Parallelbrücke reden.

*

„Der Schlüssel der Lage liegt bei den angelsächsischen Völkern." Werden Wilson und Asquith solch Zugeständnis, das nicht der Schwäche, sondern der Sachlage entspringt, zu würdigen wissen? Können sie mehr erwarten, als das, wovon der Prinz Max von Baden ohne falsche Zurückhaltung gesprochen hat? „Die gewaltsame Einverleibung der eroberten Gebiete liegt nicht in Deutschlands Absicht", vorausgesetzt, „daß die Integrität des Staatsgebildes Deutschland und seiner Verbündeten geachtet, daß grundsätzlich auf einen zukünftigen Wirtschaftskrieg verzichtet wird". Schon öffnet sich die Hölle des Jahres 1918, schon scheint das Tor des Verhängnisses durch nichts mehr verschließbar zu sein. Ließe sich über die Landbrücke nicht am Verhandlungstische reden? Wir möchten es glauben, aber wir können es kaum erhoffen. Für diesmal wird der Wahn noch stärker sein als der Wille. Könnte sich aber Herr Wilson einen bessern Prolog zu solcher Verhandlung wünschen als den, den Prinz Max gesprochen hat? „Die Vereinigten Staaten haben keinen Wunsch, sich in europäische Angelegenheiten zu mischen oder als Schiedsrichter in europäischen Streitigkeiten zu fungieren. Sie werden es gern hinnehmen, wenn man ihnen verständlich macht, daß die Lösungen, die sie vorgeschlagen haben, nicht die besten und dauerhaftesten sind." Weder Wilson noch Asquith (nicht einmal Lloyd George) aber werden aus solcher Bereitschaft schließen (was allein Georg Bernhard fertig bekommt), daß Deutschland die Schwäche spüre, Amerikas und Englands Landsknecht zu werden.

*

Für das allgemeine preußische Wahlrecht soll die erforderliche Mehrheit gefunden sein. Die Nachricht befriedigt uns, wenngleich uns ihr Ausbleiben nicht erschüttert hätte. So fest sind wir nämlich davon überzeugt, daß die Erneuerung des preußischen Wahlrechts im Anmarsch, ja, daß sie bereits vollzogen ist. Derartige Umschichtungen der Machtverhältnisse kommen nämlich nur, wenn sie kommen müssen. Das Muß wurzelt in dem neuen Rechtsverhältnis, das der Krieg mit seinen unerhörten Anforderungen an Volk und Staat hat entstehen lassen. So wenigstens hat es die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die vorangegangenen Ermahnungen Hertlings und Friedbergs ausbauend, ausgesprochen, und sie hat damit nur einen Tatbestand festgestellt. Auch alles Uebrige, was die Norddeutsche der Beratung des entscheidenden Paragraphen vorangeschickt hat, sichert das Zustandekommen des Gesetzes. Deutlich genug wird auch gesagt, daß die Auflösung des Hauses erfolgt, wenn sich jetzt eine Mehrheit nicht findet. Denn wenn unbedingt, wie es der Wille des Königs ist, die ersten Friedenswahlen nach der neuen Ordnung stattfinden sollen, so muß das Gesetz notwendig während des Kriegs verabschiedet werden. Die Konser-

vativen machen sich also dümmer, als sie sind, wenn sie aus der Erklärung der Norddeutschen herauslesen wollen, daß die Regierung an eine Auflösung des Hauses während des Kriegs nicht denke. Sie denkt schon daran, aber sie wird es nicht nötig haben, ihre Absicht zu verwirklichen, denn die Mehrheit wird da sein. Wir möchten auch wissen, wie sie unter dem Druck des klaren Volkswillens ausbleiben sollte: vor wenigen Wochen Bautzen und soeben Koblenz-Goar — die Stimmen der deutschen Reichstagswähler dürften deutlich genug sagen, wohin der Kurs zu gehen hat. Hier Hemmungen einschalten zu wollen, wäre verhängnisvoller Wahn, vor dem der Wille des Volks sich vielleicht für eine Weile stauen würde, den er aber, des dürfen wir gewiß sein, nach kurzer Frist durchbrochen hätte.

*

Als ein letztes Rettungsmittel wollten die Konservativen die Streiktorheit eines Teils der deutschen Arbeiterschaft benutzen. Sie sei nicht reif und habe kein Verständnis für das Staatsleben und überhaupt und so. Auch dies Buschklepperattentat ist vorbeigelungen. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat geschrieben: „Bei den Erörterungen über den mißlungenen Streikversuch hat man vielfach die Streikbewegung mit der Wahlrechtsfrage in dem einen oder andern Sinne in Zusammenhang gebracht. Die Staatsregierung erkennt keinerlei Zusammenhang an.“ Und Prinz Max sagte: „Darum bedaure ich die Agitation, die darauf hinzielt, breite Schichten unsrer Bevölkerung als unpatriotisch zu brandmarken und zu isolieren.“ Es war darum beinahe überflüssig, aber es ist doch ungemein zu begrüßen und sowohl für unsre innere wie für unsre äußere Politik sehr bestimmend, daß der führende Gewerkschafter Otto Braun in einer Auseinandersetzung über die Methode des Herrn Trotzki im ‚Vorwärts‘ die Grundauffassung der Sozialdemokratie der Gewerkschaften in einen unvergeßlichen Satz zusammengefaßt hat: „Was die Bolschewiki in Rußland treiben, ist weder Sozialismus noch Demokratie, es ist vielmehr gewalttätiger Putschismus und Anarchie. Deshalb müssen wir zwischen den Bolschewiki und uns einen dicken, sichtbaren Trennungsstrich ziehen.“

*

In Rußland wird uns bewiesen, daß der willkürliche Abbruch der geschichtlichen Entwicklung den Abgrund bedeutet, und daß es ein Wahn ist, die Dogmen einer Volksgruppe seien mehr als der Staat und dessen Notwendigkeiten. In Frankreich sehen wir, wie schon des öftern, den nationalistischen Wahnsinn sich in Füsiladen austoben. Wir erinnern uns daran, daß auch bei uns oft genug alldeutsche Besessenheit von Landesverrat gesprochen hat. Auch an einer Denunziation der angeblichen Täter hat es nicht gefehlt: Scheidemann und Ebert (für die die Kreuzzeitung bereits den Sandhaufen schaufelte), aber auch Bethmann, Kühlmann und Czernin. Immerhin blieb es bei solchen hysterischen Reventlowiaden. Unbe-

kümmert um alle Umtriebe hat sich schließlich doch unsre Politik, sowohl die äußere wie die innere, wenn auch nur unter heftigen Kämpfen von unreparierbaren Irrtümern frei gehalten. Und der Thronfolger von Baden sagt: „Ueber die Kriegsziele muß in jedem Lande hart gestritten werden; aber . . . wir müssen aufhören, bei unsern innern Auseinandersetzungen bei politischen Gegnern immer nach unpatriotischen Motiven zu suchen; solche Anklagen dürfen nicht laut werden, sei es auch nur als Waffe im Redekampf." Armer Caillaux, ärmerer Clemenceau, ärmster Hervé! Werdet Ihr vielleicht doch langsam begreifen, daß Frankreich am Wahn erstickt, Deutschland aber durch gezügelten Willen emporsteigt?

Publizisten von Johannes Fischart

IV.

Hellmut von Gerlach

Die Gerlachs haben in der preußischen Geschichte keine geringe Rolle gespielt. Alle waren sie hochkonservative Herren. Hellmut von Gerlachs Großvater war einst, unter Friedrich Wilhelm dem Dritten, Polizeipräsident von Berlin, war schlicht-bürgerlich und ging, geadelt, 1839 als Regierungspräsident nach Cöln an den Rhein. Sein Sohn brachte es gleichfalls bis zum Chef eines Regierungspräsidiums. Hellmut selbst schien anfänglich dieselbe Laufbahn einschlagen und der Beamtentradition seiner Familie treu bleiben zu wollen. Er studierte Jura, machte das erste, das zweite Staatsexamen und kam als Regierungsassessor ins Landratsamt nach Ratzeburg, dem Kreise des Sachsenwaldes, in dem der Alte damals, in Einsamkeit grollend und mahnend, den Rest seiner Tage verbrachte. Hellmut von Gerlach regierungstreuer Stellvertreter des Landrats — Otto von Bismarck in heftigster Opposition gegen den neuen Kurs, gegen Wilhelm den Zweiten, gegen Caprivi, Bötticher und die Andern, in maßloser Verachtung Stöckers, der in jenem berüchtigten Briefe seinen Freunden geraten hatte, im ganzen Lande Scheiterhaufen um Bismarck anzuzünden, um den Gewaltigen endlich, dem Kaiser zuliebe, zu verbrennen. Gerlach war absoluter Monarchist, königstreu bis in die Knochen. Bismarck, in dem immer etwas von der mittelalterlichen Vasallentreue steckte, war das sicherlich auch; aber in seinem temperamentvollen Streit wider das neue Regime wurde er unversehens demokratischer, und nicht ein Mal nur machte er sich Gedanken darüber, daß er dem Parlament das Rückgrat gebrochen habe, um die Rechte des Königs auch nicht um einen Deut schmälern zu lassen. So sahen diese beiden Menschen, die eigentlich nie was gemeinsam gehabt haben, so sahen sie aus, als sie, zu Anfang der neunziger Jahre, beruflich mit einander zu tun hatten.

Eins aber hatte Gerlach mit jenem menschlichen Vulkan doch gemein: den Drang, politisch zu wirken. Der war schließlich so stark, daß Hellmut anfing, an Stöckers ‚Volk‘ mitzuarbeiten. Aus dem freien Mitarbeiter wurde ein Redakteur. Die Beamtenkarriere, trotz den besten Aussichten, gab er auf. Nun stand er mit einem Male mittendrin in der christlich-sozialen Bewegung. Schrieb und agitierte gegen die Juden, als „kapitalistische Schmarotzer", und setzte sich für die sozialen Forderungen der Kathedersozialisten, der Wagner und Schmoller, ein. All das in den Schein eines streitbar polternden Christentums gestellt. Im Tivoli-Programm erkannte die konservative Partei die meisten Wünsche als berechtigt an, um sich die Massen des christlich-sozialen Volks zu sichern. Aber den Jungen in diesem Volk behagte auf die Länge der Zeit diese mehr oder minder lose Gemeinschaft mit den Feudalen und Junkern nicht. Sie merkten die Absicht und wurden verstimmt. 1897 sagten sie sich entschlossen los und gründeten, die Naumann, Göhre, Gerlach, die Nationalsoziale Partei: Bodenreform, Staatssozialismus, ‚Kulturantisemitismus‘ und Sinn für alles Nationale waren in diesem, etwas verschwommenen, Programm vereinigt. Vor allem jedoch glühte hier Begeisterung. Dem pathetischen Schwunge der neuen Partei entsprach aber nicht der praktisch-politische Erfolg. Es blieb eine Partei von geistigen Offizieren. Die Kadres fehlten. Kaum, daß man genügend agitatorische Unteroffiziere aufzubringen vermochte. Gerlach ging, um sich in einer eigenen Zeitung eine Plattform zu schaffen, ins Hessische nach Marburg und erwarb die Hessische Landeszeitung, die er von 1898 bis 1906 leitete. Während der ersten Zeit dieser Tätigkeit schrieb er zugleich Leitartikel für die berliner ‚Welt am Montag‘. In seiner nationalsozialen Politik trat der demokratische Gedanke immer stärker hervor, und bald war er, in jenen Tagen des blind-wütigen Scharfmachertums, der erklärte Liebling der Behörden. Der Staatsanwalt verglich, in einem Prozeß, die Hessische Landeszeitung mit einem schmutzigen Handtuch, an dem sich jeder die Hände wische. Na, und so weiter. Man kennt die Melodie, die, auf Bismarcks Geheiß, zuerst Herr von Puttkamer um 1881 herum anstimmte — zu dem Tanz, den er dem „liberalen Kreisrichter" aufspielte, jenem sagenhaften demokratischen Ueberbleibsel in der preußisch-deutschen Bureaukratie aus den sechziger Jahren. 1903 kandidiert Gerlach zum ersten Mal für den Reichstag. Kämpft wider Herrn von Pappenheim, den Hochtory aus dem preußischen Abgeordnetenhause. Das Zentrum gibt den Ausschlag, und Gerlach geht als Sieger hervor. Die Nationalsoziale Partei hat sich inzwischen aufgelöst: sie ist an intellektueller Ueberfülle zugrunde gegangen. Es kann eben, auch in einer Partei, nicht nur Redende: es muß auch Zuhörer geben. Die Freisinnige Vereinigung nahm den größten Teil, darunter auch Gerlach, freudig in ihre Arme auf. Ein Teil schlug sich, so Göhre, zur Sozialdemokratie. 1907 bewirbt sich Gerlach um die Wiederwahl. Doktor Böhme, damals noch wild

fuchtelnder Antisemit, ist einer seiner Gegner. Diesmal unterliegt er, weil die Kapläne es anders wollen. Nun hält ihn nichts mehr im Hessenlande. Er siedelt nach Berlin über und übernimmt die Leitung der „Berliner Zeitung“ im Hause Ullstein. Bülows Blockpolitik macht er nicht mit, ruft in heftigstem Widerspruch zum Freisinn mit Gädke und Breitscheid die Demokratische Vereinigung ins Leben und schlägt politisch kräftig links und rechts um sich. Endlich landet er wieder in der ‚Welt am Montag‘, und jetzt gibt er ihr durch seinen Montagsartikel das Gepräge.

Das ist Hellmut von Gerlachs Werdegang. Und sein Wesen, seine Politik, sein Schriftstellertum? Gerlach ist ein Demokrat von reinstem Wasser. Im strengsten Sinne des Wortes. Destillierter Demokrat. Aber eins fehlt ihm: das Daimonion, das sein Nachbar im Ratzeburger Kreise so überreich besaß, jene innere Macht, die, redend oder schreibend, die Hörer oder Leser sofort packt, Flämmchen entzündet und sie zu sengender Glut zu entfachen vermag. Gerlach ist Rationalist. Durch und durch. Aber die Rationierung seines Lebens, seines täglichen Lebens, ist nicht immer korrekt oder auch nur vernünftig. Er strebt, in einem unbezähmbaren Drange, vieles kennen zu lernen, nach allen Richtungen auseinander, verliert sich und findet sich dann erst mühsam wieder auf dem graden Wege seiner publizistischen Aufgabe zurecht. Das ist eine liebenswürdige, eine sympathische Schwäche, aber doch immerhin eine Schwäche. So sind denn auch seine Artikel oft nicht eindringlich genug, bleiben zu sehr an der Oberfläche und beschränken sich aufs Registrieren. Er registriert Voraussetzung, Behauptung, Beweis. Streng nach mathematischem System baut er seine Gedanken auf. Indeß der Kitt der „innern Feuchtigkeit und Wärme“, um einen Ausdruck Xenophons zu gebrauchen, fehlt. Er langt nicht seine Ideale vom Himmel herab und stellt sie, weithin sichtbar, vor die Masse hin.

Wenn man ihn so sprechen, so schreiben sieht, oft sarkastisch grinsend, doch in seiner nüchternen Beweisführung stets treffend, dann wird man unwillkürlich an Pan erinnert. Alle Montag früh taucht er plötzlich aus dem Walde der Werkeltagspflichten auf, bläst, oft schelmisch drohend, auf der Flöte und weist auf das hin, was in der vergangenen Woche politisch falsch gewesen ist. Und Viele, Viele kaufen sein Blatt, auch wenn sie keineswegs demokratisch organisiert sind und lesen es mit Begierde und Dankbarkeit, weil der freiheitliche Gedanke und der dauernde Ruf nach Frieden eine starke Suggestion auf sie üben.

Zu diesem Krieg von Pindar

Süß ist der Krieg für Einen, der ihn nicht kennt.
Wer ihn aber erprobt hat,
der fürchtet ihn, wenn er herankommt,
gewaltig in seinem Herzen.

Der siebente Kanzler von Helmuth Zelenka

Im achten Jahrzehnt einem papstgeweihten Lebens ist der Zentrumsdiplomat Graf Hertling Kanzler, der siebente, des Deutschen Reiches geworden. Einer von Denen, die in der Schule katholisch-kirchlicher Dogmatik groß wurden und viele Jahre über dem Gedanken verbrachten, wie eine weltliche Herrschaft des Papstes zu begründen sei. Mittelalterlich klingts, lacht wie ein Scherz in unsre Ohren, daß der Kanzler des Bismarck-Reiches Menschenalter hindurch die Fahne des Kirchenweltrechts hochzuhalten sich mühte. Niemals, seit Bismarcks Traum von einem Deutschen Reich in Erfüllung gegangen, ist ein Kanzler unsres Landes — Ministerpräsident in Preußen zugleich — auf so fremder geistiger Erde aufgewachsen.

Schon die Kraft des Zwanzigjährigen gab ihre erste Probe in einer programmatischen Rede, gehalten auf der Generalversammlung der Katholischen Vereine Deutschlands zu Frankfurt am Main, im Herbst 1863. Ein frommes, modernistenfeindliches Wort an Deutschlands Katholiken, welche Papstsöhne und dann erst Kinder ihres Staates werden sollten, war diese erste öffentliche Aeußerung Hertlings. Die Jahre des Kulturkampfes sahen ihn in den Reihen des Zentrums gegen den Reichsgründer. Doch während die Andern redeten und nicht merkten, daß ihren Worten Erfüllung versagt bleiben mußte, schliff Hertling scharfe geistige Waffen. Sein Werk, das er 1876 ins Leben rief, war die ‚Deutsche Görresgesellschaft zur Förderung der Wissenschaft im katholischen Deutschland'. Um extreme Forderungen des Ultramontanismus durchzusetzen, wurden in diesem Verein, dessen Vorsitzender Graf Hertling war, Systeme ersonnen; als Ausdruck solcher Weltanschauung erscheint ein ‚Staatslexikon'. Kirche und Schule und Staat, die drei Säulen menschlich-gesellschaftlicher Entwicklung, wie sie eine nachpäpstliche Zeit erbaut hat, sollen hier wieder nach katholischen Grundsätzen zurückgebildet werden. So steht zu lesen: „Der Staat ist als die natürliche, für diese Erde bestimmte, das zeitliche Wohl bezweckende Gesellschaft der Kirche unterstellt. Alle Einrichtungen, Gesetze und Handlungen der weltlichen Regierungen unterstehen der Direktive der höchsten kirchlichen Autorität." „Wie die niedern, so können auch die höhern Schulen von der Leitung der Kirche nicht emanzipiert sein. Verhält es sich aber also, dann können wir dem Staat auch nicht die Berechtigung zuerkennen, die Schule als ein Glied des staatlichen Organismus in Anspruch zu nehmen und die Oberleitung und Oberaufsicht über diese zu führen." Verlangt wird der Index, die Präventivzensur durch die Bischöfe, die Lehrbeschränkung der Hochschulen im kirchlichen Sinne. In dieser geistigen Atmosphäre hat der Graf über vierzig Jahre gelebt. Sie bestimmte auch seine Stellung zu den Fragen der äußern Politik, in denen er wohl bewandert ist. Eigene staatsmännische Wege

ist er nicht gegangen, aber in schwierigen Fällen diplomatischer Art, besonders bei Unterhandlungen mit dem Papste, hat er sich oftmals als geschickten und besonnenen Wortführer bewährt. Ruhige Ueberlegenheit, Abneigung gegen jede laute Agitation — das nützte ihm bei der Lösung parlamentarischer und diplomatischer Aufgaben, wie sie ihm in den Jahren 1898 bis 1903 mehrfach gestellt wurden. Als Vermittler zwischen der deutschen Regierung und dem Vatikan setzte Graf Hertling beim Papst die Errichtung einer neuen katholischen Fakultät an der Universität Straßburg durch. Umfassendern Einblick ins Getriebe der auswärtigen Staatsangelegenheiten, mit denen vor ihm nur Bismarck und Bülow vertraut waren, verschaffte dem bayrischen Ministerpräsidenten 1912 die Stellung als Vorsitzender im Bundesratsausschuß für die internationale Politik Deutschlands.

Von jeher war für alle deutschen Diplomaten und Kanzler die Außenpolitik des Deutschen Reiches preußisch bestimmt gewesen. Die preußische Auffassung von der Welt und ihren Staaten, von Prestige, Militarismus, Feudalismus und Recht mußte die feste Basis für jeden sein, der hier mitwirken wollte. In diesem Zusammenhang ist es interessant, die Auffassungen des Grafen Hertling kennenzulernen, die er einst in seiner „Zeitgeschichte und Politik' über Preußen niedergelegt hat: „Von andrer (katholischer) Seite würde man sie (nämlich die Regierungszeit König Friedrich Wilhelms des Vierten) am liebsten aus der Geschichte streichen. Hier begrüßt man den Abbruch der sogenannten neuen Aera vor allem darum, weil mit ihr die Hindernisse beseitigt wurden, welche der vollen Entwicklung des preußischen Gedankens entgegenstanden . . . Für diese (preußische) Anschauungsweise gibt es nur einen Maßstab: die Größe und Macht Preußens. Vor diesem einen überragenden Zweck sinkt alles andre zum bloßen Mittel herab, nichts hat ihm gegenüber einen Wert, nicht die Freiheit und nicht das geschichtliche Recht. Wer in diese Denkweise eingegangen ist, der kann sich je nach dem augenblicklichen Bedürfnis heute zu liberalen Grundsätzen bekennen und morgen den nackten Absolutismus proklamieren. Für ihn werden die Parteigegensätze von konservativ und liberal zu bloßen sozialen Unterschieden, zu Faktoren, die man je nach Bedürfnis in Aktion setzt." So sprach einst der Antipode des schöpferischsten deutschen Staatsmannes, der in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen' die Worte gefunden hat: „Die Führung des Zentrums ist berechnet auf die Zerstörung des unbequemen Gebildes eines Deutschen Reiches mit evangelischem Kaisertum." „Ich betrachte es als ein Unglück und eine Gefahr für das Reich, wenn die Regierung ihre leitenden Ratgeber der Zentrumsrichtung entnimmt."

Der Mitstürzer Bülows in der berühmten Reichstags-Debatte über das persönliche Regiment des Kaisers steht heute vor staatsmännischen Aufgaben, die in diesem Ausmaß noch keines Reiches

Verweser zu lösen gehabt hat, an denen ein Bismarck die Größe seiner Kunst hätte erproben können. Umso trüber stimmt Hertlings Rede vom fünfundzwanzigsten Januar 1918, gehalten im Hauptausschuß des Reichstages, seine Antwort an Lloyd George und Wilson, seine Stellungnahme zu Krieg und Frieden. Die wissens- und wortreiche Diplomatenart des katholischen Staatsmanns, geschult an kirchlicher Dialektik, ohne die gewaltige Intuition und staatsmännische Denkweise berühmter Vorfahren, weckt schwache Hoffnungen für kommende Tage einer neuen Welt. Auch wer die Rede vier- und fünfmal nachdenklich gelesen hat, weiß nicht, wen sie freuen soll: ob die Alldeutschen oder deren friedliche Gegenspieler. Wilsons programmatischen Darlegungen spendet der Kanzler Beifall, erklärt sie in gewissem Sinne für diskutable Grundlagen künftigen Friedensschlusses, aber erklärt es auch für ein Ergebnis, daß die Frist verstrichen ist, innerhalb derer die Entente einen Frieden ohne Entschädigungen und Annektionen bekommen konnte. Ergebnis ist ihm: „daß wir der Entente gegenüber in keiner Weise mehr gebunden sind . . . und daß wir auch selbstverständlich an keine von der russischen Delegation uns vorgelegten allgemeinen Friedensvorschläge der Entente mehr gebunden sind." So stellt sich neue „Friedensmöglichkeit" am fünfundzwanzigsten Januar einem Kanzler dar, den bis zum vierten Januar abends zehn Uhr der russische Vorschlag des Friedens ohne irgendeine Annektion und Entschädigung, aber mit wahrer Völkerverbrüderung so gut dünkte, daß er das Angebot solcher Kampfesbeendigung in eine begeistert aufhorchende Welt hinausrufen ließ. Hier war es ihm möglich, das Werk dreieinhalbjährigen Ringens durch gewaltige moralische Eroberung zu krönen — und er bevorzugte unwahrscheinlichen diplomatischen Gewinn.

Lauscht nicht schon die Welt andächtig den Worten englischer Lords, französischer und amerikanischer Friedensfreunde, den täglich lauter werdenden Stimmen kriegsunlustiger Völker, denen der Glaube an Weltverbrüderung und Weltversöhnung, an Schiedsgericht und kommende Kriegsvermeidung ihr Schützengrabendasein halbwegs erträglich macht? Friede muß werden, kann werden, aber nur dann, wenn das ethische Uebergewicht der einen Staatengruppe die Kriegführung der andern sichtbar zu lähmen beginnt. Der Welt zu zeigen, daß Deutschland auch nach dreieinhalb Jahren des schrecklichen Mordens nur einen Krieg der Verteidigung führen will, einen Krieg abseits von jeder Eroberung und Nötigung, ist Aufgabe des Staatsmanns, der allmählich zum Staatsmoralisten werden muß. Graf Hertling aber spinnt die Fäden seiner Vorgänger fort, nutzt diplomatische Zwickmühlen und verkennt noch die großen Aufgaben, die eine kommende Welt vom künftigen Staat und der Gemeinschaft der Völker fordert. Die hat nur ein Staatsmann der Mittemächte unter dem Druck der Verhältnisse klar erfaßt: Graf Czernin.

Warnung vor Meyrink von Rudolf Kurtz

Nach einem untadeligen literarischen Lebenswandel ist Gustav Meyrink mit fünfzig Jahren ein dämonischer Gartenlaubephantast geworden.

Er ist ein Ramschbazar für Erregungen. Verkuppelt Theosophisches mit dem mythologischen Schutt der Ethnographie. Statt durch dichterische Gebilde zu wirken, zerrt er mit der Dämonologie exotischer Völkerschaften an den Nerven.

Der Bildungsparvenu fühlt sich aufs Angenehmste befriedigt. Die theaterhafte Seltsamkeit der geistigen Requisiten streichelt sein Bedürfnis, sich bei der Lektüre des Buches als ein Ausnahmemensch zu empfinden. Er unterscheidet nicht zwischen einer Vision, die sich schwer aus dem Leiden des Dichters ringt und einer handgemachten Versatzfigur, die aus einem alten Wälzer in einen Zettelkasten — tatsächlich oder imaginär — gerettet ist. Ihm imponiert die Tätowierung, weil sie ihm von einem Manne eingeredet wird, der fünfzig Jahre lang als unbestechlicher Literat galt.

Meyrink ramscht seine Erfolge mit dem Prestige eines streng bewahrten esoterischen Lebens.

Sein früheres Werk lebte von den Erregungen eines wenn auch künstlichen Visionärs, verwertete geschmackvoll indische Motive, verbarg sich zart in den Stilformen Beardsleys und nahm von der Theosophie das geheimnisvolle Ornament. Eine feinfühlige Intelligenz traf Arrangements, in denen Traum, Witz und Grauen sich zu einem zierlichen Barock verflochten, stahlscharfe Ironien in eleganter Kurve zu einer Pointe führten, die böse gelockerten Geist mit spirituellen Schaudern verschwisterte. Wohlerzogene Kühle formte Situationen, in denen das Wirkliche leise in das nur Erahnbare umschlug — mit einer Kultur des Geistes, die die Grenze zwischen dem Tatsächlichen und Visionärem reizvoll verschob.

Das war vor dem ‚Golem'. Seitdem ist aus dem erfahrenen Kenner ein betriebsamer Grossist geworden.

Meyrink fühlt sich nunmehr seinem Leserkreise verpflichtet, sich als Vertreter einer Geheimlehre vorzustellen. Theosophischer Unrat, bei der Annie Besant schon abgestanden, wird von ihm mit spärlichen Wortkünsten aufgewärmt. In den furchtbaren Rededuellen des ‚Grünen Gesichts' hüllen sich Banalitäten von gähnender Gedankenarmut in prunkhafte Phrasenshawls. Meyrink vernebelt die Gehirne mit den plumpesten Resten einer Traktätchenmetaphysik, die in weniger gerissener ‚Aufmachung' die gleichen Leser, die verzückt zu der neuen Geheimlehre aufblicken, in die ödeste Langeweile hineinjagen würde.

Ich hätte diese Zeilen nicht geschrieben, wenn mir nicht eine leere Stunde die ‚Walpurgisnacht' aufgenötigt hätte. Dieses schmählich hingehauene Buch, ohne Respekt vor dem Geist, ohne Sinn für die Kostbarkeit des Wortes, ohne Scheu vor den Ge-

heimnissen der dichterischen Schöpfung ist laut Verlagsnotiz in fünfzigtausend Exemplaren gleichzeitig in das deutsche Lesepublikum hineingeschleudert worden. Es erzwingt sich Aufmerksamkeit durch das Prestige früherer Zeiten. Der Verfasser gilt, seit einer lächerlich motivierten Hetze, als ein Repräsentant moderner Dichtung.

Wer diese ‚Walpurgisnacht' Meyrinks mit den ernsten Gestaltungen jüngerer Kunst in einem Atem nennt, attestiert sich seine völlige Gedankenlosigkeit. Der Warenhauscharakter ist so offensichtlich, das Zusammengeramsche vorhandener Motive so unverkennbar, daß nur das Verantwortungsgefühl die Abneigung gegen kritische Betrachtung solch eines Buches überwinden kann.

Wie armselig ist sein geistiges Profil! Wie nachlässig arbeitet es mit den verbrauchten Mitteln spukhafter Kolportage! Was ist es für eine Unverfrorenheit, den erfolgreichen Zulu mit seinem zweiten Gesicht diesmal in einer tatarischen Neuschöpfung einfach zu wiederholen! Was ist das überhaupt für ein geistiges Armutszeugnis, das seelische Interesse an einer Gestalt dadurch zu ersetzen, daß man ihr merkwürdige spirituale Kräfte beilegt und damit jede dichterische Gestaltung erspart! Alle diese Typen leben nicht aus dem Blute des Dichters, sondern aus einem Lexikon okkulter Wissenschaften, das als sechstes und siebentes Buch Mosis von einem gerissenen Buchhändler für das Volk zusammengestümpert ist.

Daß sich selbst in dieser wüsten Lava noch Spuren des ehemaligen Meyrinkschen Geistes eingesprengt finden, dem ich mehr als ein Jahrzehnt lang ein dankbarer Genießer gewesen bin, das stelle ich fest: mehr um durch einen Hinweis den Verfasser zur Umkehr zu veranlassen, als um zur Lektüre der ‚Walpurgisnacht' aufzufordern.

Persönliche Vermutungen gehören eigentlich nicht in das literarische Urteil. Aber ich möchte einen Gedanken, der mich seit dem ‚Grünen Gesicht' verfolgt, und den ich bei der Lektüre der ‚Walpurgisnacht' nicht losgeworden bin, doch hersetzen: Sollte Meyrink, aus mancherlei Gründen seines deutschen Leserkreises satt, beschlossen haben, in den Kriegsjahren soviel Geld zusammen zu schreiben, daß er fern der Muß-Literatur sein Leben in voller Freiheit leben kann?

Das würde die Perspektive, aber nicht das künstlerische, das sittliche Urteil über die Produktion seiner letzten Jahre verändern.

Ein ausgestorbenes Rollenfach von Anton Kuh

Letzthin, als ich beim Schein der Bettlampe in die licht- und luftsprühende Aermlichkeit der Nestroy-Welt zurücktauchte — ich las den ‚Unbedeutenden', Posse mit Gesang in drei Akten — kam ich darauf, daß bei uns eine Gattung Schauspieler dank Bühnenverein, „denkenden Künstlern" und Operette schlechthin ausgestorben ist. Das heißt: nicht als ob hier ein Traditionsstamm

kein Grün mehr ansetzte, auf Blätter und Blüten warten ließe; sondern: der Stamm selbst fehlt, das Erdreich ist weg, und es kann nichts mehr nachwachsen.

Ich spielte Burgtheaterdirektor, nahm (ohne Programm und Journalistenempfang) einen Kurswechsel vor, setzte den ‚Unbedeutenden' aufs Repertoire und verteilte die Rollen. Baron Massengold — Herr Devrient (das geht); sein Sekretär — Herr Lackner — (warum nicht?); Klara — Frau Medelsky (üppig-klassisch); Thomas Pflöckl — natürlich: Alexander Girardi. Das ist der Glanzpunkt, das Ereignis, der Kassenansturm. „Freundlich submiß und mit dummpfiffigem Lächeln" heißt es in der Regiebemerkung des Stückes. Und daraus lebt Girardis Gesicht auf. Ach, wie souverän submiß und wie genial dummpfiffig wird er sein! Wie wird sich sein Mund lakaienstreng und moquant verziehen, als ob er vor Sprech-Zeremoniell aus dem Leim gehen wollte! Wie werden seine Augen bedeutsam-verbindlich tun! Und welche Prachtgelegenheit bei dieser Rolle (eines Lebensretters, der keiner ist und seinem Schützling wie ein expresserischer Schatten folgt) für Girardis tiefste Eigenart: nämlich einer bis zur letzten Sekunde zweideutigen, spitzbübisch-ungewissen Rechtschaffenheit! Ich erquicke mich daran schon aus meiner Direktionsloge. Aber halt! Eine Rolle ist noch unbesetzt. Zufällig: die zweite Hauptrolle. Jugendlicher Held aus Lichtenthal, liebenswürdig-heiteres Zentrum des Stücks, wiff, schlicht, witzig, mit Geist und galoppierender Zunge behaftet, aus einer Zeit, wo man die Walzerbeine sozusagen noch inwendig hatte und die Seele fesch war. Wem geb' ich nun diese Rolle? Wem?? Ich überdenke alle Namen. Nichts darunter. Ich lange nach der zweiten Garnitur. Dito. Ich such' bei der Operette — vergebens. Ich greif' mir einen baumlangen Statisten heraus, der durch die Nase spricht, geh' in ‚Neufellners Orpheum' (auf der Lerchenfelder Straße) und fahre nach Sankt Pölten. Nirgends ein Wiener von 1870 — bloß Nachkommen des Fritz Grünbaum oder Werner. Ich kann also den ‚Unbedeutenden' nicht aufführen. Einfach: weil ein Genre ausgestorben ist.

Wie könnte ich diesen Typus landläufig benennen? Er ist eine Mischung aus Charakterkomiker, Held, Bonvivant und Wiener. Kürzer, literarhistorischer: ein Bonviv-hanswurst. Er ist wesentlich Improvisator, das heißt: ein gemütvoller, unablässig gutgelaunter Mensch, der den Witz aus dem Aermel schüttelt und doch aus sich kein Wesen macht. Dieses Napoleontum der Bescheidenheit führt ihn von selbst auf die Helden- und Liebesbahn — seine Unwiderstehlichkeit muß Arbeit bekommen. So steht an Stelle eines spaßenden Komödianten ein komödiantischer Spaßvogel da. Er zieht alle Register des Theaters auf, imitiert und parodiert ‚Burg', singt Quodlibets, macht Aphorismen, fällt auf die Knie — ein Tausendsassa und Springinsfeld von innen heraus, dessen Charakter aber keineswegs quadrilliert, sondern hübsch einfarbig

ist, von der Farbe des Herzens. Nestroys Zeit fand diese Figur am häufigsten hinter der ‚Budel‘ vor, auf Geschäftsleitern, zwischen Tüte und Kassabuch. Damals war der Commis noch ein sympathischer Schußpattel, ein Gummi elasticum zwischen den Klassen, reverent gegen die Kundschaft, schnatterfrech gegen die Seinen, weltfroh aus der Nähe zur offenen Ladentür, zynisch aus Praxis, keck und bescheiden und vor allem: ohne Sozialernst. Aber seitdem er die Klassen leugnet und sich ‚Handelsangestellter‘ nennt, nicht bloß die Hosen, sondern auch die Gesinnungen seines Chefs trägt und, weil er in die Krankenkasse eingeschrieben ist, nicht mehr „Küß die Hand“ sagt: seither ist er nicht bloß ein Andrer und in andern Branchen zuhause (von der Schriftstellerei bis zur Operette), sondern es haben — Wunder der Entwicklung! — die Klassen auf ihn abgefärbt. Allwoher der Theater-Commis den Geschäfts-Commis so überwältigt hat, daß dieser jenen nicht mehr befruchtet, sondern im Gegenteil von ihm seinen Odem empfängt.

Mit dem Untergang dieses Hans Dampf in allen wiener Gassen hat das Nestroysche Rollenfach seine soziale Wurzel verloren. Nach den Commis kamen die Kellner dran, und auch die Ziegelschupfer werden nicht lang auf sich warten lassen. Das Vorbild fehlt. Nicht nur in der Klasse — auch in der Rasse. Das Jantsch-Theater im „kaiser- und königlichen Prater“ war seine letzte Epigonen-Stätte (wie die Kunstwelt die Realität ja immer um Etliches überlebt). Hier taten noch Leute ohne Ruf und Namen, ohne Kontraktbruch, Skandalaffäre und moralische Empfindlichkeit mit, die das Eingelernte zu improvisieren verstanden, mit dem Publikum durch Natur und nicht durch Patschierlichkeit auf dem Duz-Fuß standen und überhaupt so mager, bescheiden, selbstsachlich und vom Thaddädl-Genie (das mehr wiegt als aller Reißer-Geist) erleuchtet waren wie Nestroys Wiener. Heute ist nur noch Girardi übrig, der mit dem Zehntel seines Auges jene Zeit erwischt hat, um sie ganz zurückzustrahlen. Aber er ist über Sechzig und darf sich für das blamierte Wienertum nicht mit Fußfällen, Seufzern und Jünglingsschminke blamieren.

Und so gelang' ich, in der Betrachtung über die ausgestorbene Rollenfigur, unversehens zu der Entdeckung, daß sie niemand andrer als — der Wiener ist.

Burgtheater von Alfred Polgar

Der erste Abend unter voller Verantwortung der neuen Direktion. Langweilig, interesselos, geistlos, traurig.

Zum ersten Mal: ‚Ehelegende‘, Schauspiel in drei Akten von Ernst von Dombrowski. Inhalt: Die jungverheiratete Frau des Gutsbesitzers Walter unterliegt, während er im Kriege, den Werbungen eines erotisch-willensstarken Mannes. Unterm Herzen ein Kind, über dessen Herkunft sie nicht genügend orientiert ist, beichtet sie

ihren Fehltritt dem heimgekehrten Gatten. Der, durch das Kriegserlebnis zu einer neuchristlich milden Denkart geläutert, verzeiht.

Dies ist die Komödie. Sie sitzt so tief im Dilettantischen, daß sie noch nicht einmal schlecht ist. Noch kein Drama, nur die Haut eines Dramas, mit Theaterstroh vollgestopft. Drei zähe Akte schleichen hin, wie von ihrer eigenen Langweiligkeit betäubt. Am Ende schläft die sündige Frau auch ein. Der Vorhang fällt, wann er will. Die Gespräche sind gesprochene Marionettenbewegung. Wenn sie leidenschaftlich werden, sieht es komisch aus. Obzwar das Stück in einem Landhaus spielt und der Wald durch breite Fenster hereinrauscht, steckt es voll dumpfer Schreibstubenluft. Das neuevangelische Licht, das der Autor anzündet, will in ihr nicht brennen. Hie und da hört man die Vöglein. Sie pfeifen das Stück aus. Die Figuren des Spiels schlafwandeln an Abgründen der Lächerlichkeit. Und fallen auch richtig hinein. Dramatisch an den drei Akten ist ihre Theatereinfalt. Sie wirkt beunruhigend, aufregend. Wenn man vier intelligenten (berliner) Schauspielern sagte: Spielt aus dem Stegreif eine ernste Komödie von Liebe, Ehe, Fehltritt, Verzeihung, so käme wahrscheinlich Besseres zustande als diese premiere Premiere des Herrn von Millenkovich.

‚Ehelegende' hat auch keine Rollen, die den Darsteller reizen könnten. Aber Fräulein Rosar tat so, als sei sie zu innerst aufgewühlt von der Sache. Sie kniete sich hinein. Sie spielte uns eine Komödie vor, daß sie da was Besseres täte als Komödie vorspielen. Sie holte tiefste Herzenstöne aus dem Hals, flunkerte Erschütterung, ging mit geballten Fäusten auf Ergriffenheit des Zuhörers los, schmiß mit Seele um sich. Es wurde niemand getroffen, und der Sachschaden war unerheblich. Herr Walden spielt den Gatten: fein und zurückhaltend. Das Tremolo seiner Innerlichkeit klingt komödiantisch. Als Verführer mußte sich der arme Herr Romberg, der so reizend lustig sein kann, auslachen lassen. Zur Wattierung der spindeldürren Komödie gibt es noch Nebenrollen. Sie werden von den Damen Kallina und Haeberle, den Herren Arndt und Straßni vorgestellt.

Es war ein sonderbar defekter Abend. Der Gatte hat ein lahmes Bein, der Verführer nur ein Auge, das Stück weder Hand noch Fuß.

Und das Burgtheater keinen Kopf. Oder was mag das für ein Kopf sein, dem solches Schauspiel möglich schien? Offenbar ein Mittelschullehrer, ein grauer Kindskopf, treuherzig, ahnungslos, leicht gerührt, klassiker-fromm.

Richtig, da war auch ein wenig Goethe vor ‚Ehelegende'. ‚Die Geschwister'. Der Reiz des linden Stückchens ruht in seiner Sprache. In dieser Sprache voll natürlicher Ueppigkeit und formender Beschränkung, voll Zucht und Freiheit. Ein dichter Blütenstand, von Gärtners Kunst gegliedert, durchsichtig gemacht. Im Burgtheater merkte man wenig von der feinen Pracht. Das Werkchen verlangt Stil. Hier schien es dem landläufigen Theater preisgegeben. Es verlangt Grazie. Hier wurde es derb und fest ange-

packt. Es verlangt Intimität. Hier ertrank es in dem gespenstisch großen Bühnenraum. (Komisch genug, wenn Wilhelm von dem hallenden Saal, der sein Zimmerchen, sagt: „Ich muß mich so ängstlich behelfen!") Herrn Geraschs kaltes Feuer, Fräulein Mayens laute, unterstrichene Naivität, Herrn Paulsens saures Phlegma machten keinen froh.

Malers Taggesang von Ludwig Meidner

Maler, stell dich feste hin und fall nicht um.

Fall nicht um, sei behend und bereit, trag deinen Leib in das Farbenreich.

Oh, von deiner Seele falle der Schlaf. Wenn auch die Horde um dich herum in deine Fersen kläfft, wenn auch die Zeit, wenn auch die grause Einsamkeit dich trifft — — — — weiche nicht und stemme gegen die Wolkenschauer beherzte Brust.

Balle die Hände, hebe den Hut. Du suchst in gellenden Nächten deine Farbenskala. In den Wäldern hallt dein magischer Schritt.

Maler, neben deinem Kasten, gedulde dich — — sie kommt, sie kommt — — zittre nicht, sie kommt, die rollende Stunde der Eingebungen.

Du darfst sie nicht mit lauter Stimme rufen, sie gar am Schopfe zerren wollen zu dir. Sie fällt über dich wie ein Hagelstrom. Sie schüttelt deinen Rumpf im Glockengeläut. In Verzweiflung wird sie geboren . . . .

Lobpreise deine Qualen und Traurigkeiten. Lobpreise die langen Tage des Elends und deine Enge und deinen kargen Tisch . . . .

Malerlein, nun hat sie dich, nun packt sie dich am Kinn.

Vision — trompetende Gefilde — nackende Arme, dürre, schwenkend — — — du lächelst leise und ziehst behende deine innige Kontur.

Die Tuben speien ihre Glut. Ihre brennende Fülle versengt deine letzten Bangigkeiten. Die Tuben geben sich willig hin dem Alchimisten und Glockengießer.

Tritt leise auf, daß deine Schöpferkraft nicht wanke unter ihrer Last. Du bist geläutert und reif und siehst nachsichtig zu den Brüdern hinüber. Tritt leise auf, trag sie behutsam in deinen heißen Händen, deine Verzückung, deine mystische Raserei.

Falle nicht, Maler, wenn die Gesichte dich bedrücken — wenn innen die Löwen schreien, weinen knotige Fingerlein, gebückte Menschlein in dir tönen und rasen — —.

Ach, wie das Weltall bellt. Aus allen Heuhaufen, Fichtenhainen deine Liebesseufzer dringen. Ihre Echos aus harten Keilrahmen springen — —.

— — — du Stotterer, wenn dich der Mondschein überfällt — melancholischer Pinselschwinger und Späher in ferne, mondhelle Bereiche. Du Haderer mit den weißen Tagstunden. Deine innere Gewalt, wirf sie auf schlottrichte Leinwände, wirf deinen wilden

Feinden sie zu. Du Zügelloser, Zäher, zorniger Eiferer. Piför der himmlischen Hengste, trabend durch farbentolle Räume — — —

Wie die Stunden vor Staffeleien hinziehen, im Flug entsausen . . . . Eilige Pinasse gleit ich dahin. Regen feuchtet mich nicht. Hagel und Blitz trifft mich nicht, und die Granaten zergehen fern. Ich schlendre heil unter Verseuchten; schlürfe die Pestbazillen ohne Gefahr. Im Gemetzel bleib ich kühl, und Feuers mordende Flammenmühle mahlt mich nicht zu Staube.

Herzu, herzu! Die Farben schlafen in ihren Tuben allen. Blas ihnen jüngstes Gericht. Wecke sie, peitsche sie auf. Die Farben in ihrem Schlaf Nänien blasen, wimmernd das Gesicht verhüllen. Rüttle sie wach. Henker, Magier, peitsch sie auf.

. . . . . . meine Brust . . . du, entzündet vor Staffelei. Hirn, geöffnetes, in hohen Hitzgraden pulsierend auf der Leinwand. Du Amboß, auf den die Wucht des Himmels donnert. Kieselstein, geschleudert von unsichtbarer, wilder Hand und du Wind . . . . . bunter, aromatischer, herzwarmer . . . . fliegst in all' meine Flächen hinein . . . . tönst von himmlischer Brunst . . . . .

Maler, träume nicht, da die Erdreiche grollen, Jahrtausende vor deiner Zeit erschrecken . . . . . sei auf deiner Hut. Stell dich gegen die Zeit. Schrei ihr meuternd ihre Verbrechen zu.

Maler, strauchle nicht, ob auch die Toten schreien. Der Schall der Minen dein Gehirn zerreißt. Reiß von den flackernden Fahnen das Tuch. Kochend, in weißer Glut spann es auf und mal das Leid. Mal dein Menschenherz auf das blutige Tuch . . . . . .

Mitten im waghalsigen Tag, wenn Sonne auf allen Dächern klirrt, gloset der fahle Mond und hebt dich hoch. Du fährst auf dem Mondstrahl in die Aeonen hinein. Bist lange wie tot, mitten im trunkenen Sein.

Hoch . . . .! Malerseele, arme, zermarterte . . . . schwimm in deinen mondheißen Wassern, grüß die Plejaden am Mittag. Ruf dem Polarstern deine Schwüre zu, recke dich auf zum Saturn.

. . . . . . ich bin gezückt und reif die Treppen hinabgetrieben. Sternschnuppe funkte um meine süblime Nase . . . bunte Winde um die Backen herum.

Horch! durch die Millennien, durch die endlosen Wüsten des Azur.

In den Mitsommernächten schlottre du, bist ja der Griffel unerforschlichen Gottes, der mit ihm seine Marginalien malt.

. . . . niedersinke beschämt vor ihm, der in deinen Adern und Stirnhöhlen unsäglich pocht; der in deinen Gedanken jauchzt . . . . . der immerfort in deinem Herzen weint.

Maler, tanze in Gott. Mit deiner Farbenschar bekriege den schaurigen Zwiespalt, mit der herzinnigen Hand erwecke den Geist.

Maler, Maler! Nimmersatt und Narr in transzendenten Gewittern . . . . . .

. . . du Mäusefraß der Zeit, schwind hin, schwind hin . . .
Eiferer, Haderer, schwind hin.

Es fälschen stets . . . von Gregers Werle

So klang der Heilsruf dieser Bolschewiki:
Der Tschin verreckt, und Rußland ist erwacht!
Der Kerker barst, beseitigt ist der Niki —
nun keimt die Welterlösung auf in Pracht!
Nun wächst der Bau, auf Arbeit fest gegründet,
ums heitere Gerüst des gleichen Rechts
und wölbt sich in den Himmel, der entzündet
vom Freiheitslicht des menschlichen Geschlechts!

Sehr schön. Man neigt das Ohr den Heilspropheten:
da — au, verflucht! — kriegt man ein Ding genäht,
daß sich die Backen bis zur Schläfe röten
und sich das Hirn um seine Achse dreht.
Die freie Meinung trampelt man zu Dünger,
ins gleiche Recht teilt Strolch sich und Bandit,
auf brüderliche Arbeit pfeift der Trotzki-Jünger,
mißtönig schrillt das neue Bundeslied.

Zum Mord mißbraucht man die gesprengten Ketten.
Die Rote Garde wird zur Polizei
und bringt Ukrainern, Finnen, Esthen, Letten
das Sowjet-Glück auf ihre Weise bei.
Sic stantibus bekratzt der Zeitgenosse
sich merklich abgekühlt das Hinterhaupt:
Es fälschen stets zur blutigen Sklavenposse
die Robespierres, was rousseau'sch war geglaubt.

Kriwoy Rog von Lorarius

Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde in Südrußland der erste Hochofen zur Verhüttung der Erze von Kriwoy Rog im Gouvernement Cherson errichtet. Die südrussische Eisenindustrie gewann schnell Ausdehnung und Einfluß, besonders als die Erzbergwerke durch Bahnstränge mit dem kohlenreichen Donjezgebiet und den Häfen des Schwarzen Meeres verknüpft worden waren. In Kiew, dem Zentrum dessen, was wir heute Ukraine nennen, kamen Handelsbanken und Produktenmärkte auf. Petersburg begünstigte die Industrialisierung. Es gab dort Leute, die Rußland schon von einem Agrar-Export-Land zu einem Industrie-Export-Land werden sahen. In der Tat war die Entwicklung enorm. Die südrussische Eisenindustrie produzierte im Jahre 1912 mehr als 173 Millionen Pud Roheisen. Sie hatte es schon zu großen und modernen Weiterverarbeitungsanlagen gebracht, sodaß die Erzeugung von Halb- und Ganzfabrikaten rapide anstieg. Von Petersburg aus heizte man mit Schutzzollpolitik mächtig nach. Man erreichte das völlige Aufhören der Eisen- und Stahleinfuhr, wogegen die südrussische Industrie begann, auf dem Seewege zu exportieren, mit Vorliebe nach England. Die russische Regie-

rung förderte diese Ausfuhr, wo und wie sie konnte, ob es sich nun um Eisen, Stahl, Halbfabrikate oder Erze handelte. Ganz anders jedoch stellte sie sich zu den Aufträgen, die die oberschlesischen Hütten oder die deutsch-polnischen Hütten nach Kriwoy Rog gaben. Die Bahn-Ausfuhr nach der polnischen Grenze wurde derart erschwert, daß die Hütten Zweigwerke auf russischem Boden errichten mußten. Aber auch die Beschickung dieser deutschen Verlegenheitshütten mit Erzen hat die russische Regierung oft genug zu verhindern gewußt. Man wollte eben der deutschen Industrie keine Erze liefern. Man wollte sie so schwer wie möglich schädigen. Es sei bemerkt, daß die südrussische Eisenindustrie vor dem Kriege wesentlich von Frankreich und Belgien finanziert worden war.

Seit 1912 wurde grade in Südrußland die Wirtschaftshetze gegen Deutschland immer bösartiger. Bis im Frühjahr 1914 der Professor Goldstein aus Moskau auf dem kiewer Exportkongreß den Alarmvortrag hielt: ‚Darf Rußland eine Kolonie Deutschlands sein?‘ Rußland, so hieß es in dieser Rede, sei von Deutschland wirtschaftlich versklavt, und es sei die höchste Zeit, das Joch abzuschütteln. Der Kongreß nahm darauf eine Resolution an, die die Belebung der Handelsbeziehungen mit England, Belgien, Frankreich, Holland, Dänemark, Italien, Norwegen und andern Ländern zwecks Befreiung von dem deutschen Auftraggeber verlangte. Also schon so eine Art Pariser Programm, das dann ja auch seine öffentliche Bekräftigung durch Annahme des gegen Deutschland gerichteten Getreidezolles von der Duma im April 1914 erfuhr. Nunmehr haben wir zuerst den Frieden mit jener Ukraine erhalten, in der die Kriegshetze am hellsten und heißesten in den Jahren 1912 bis 14 aufgeflammt war. Es kann wohl nichts schaden, daß an diese Vergangenheit jetzt erinnert wird. Denn solche Erinnerung mag manchem Optimisten vielleicht nutzbringend sein. Ich weiß nicht, was uns die weitabgegrenzte Ukraine an Ueberschüssen wird liefern können. Jedenfalls werden nicht von heute auf morgen die Lebensmittelströme nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn fluten. Wohl aber sage ich mir, daß man an einen solch wirtschaftlichen Brandherd mit Vorsicht herangehen muß. Die politischen Komplikationsmöglichkeiten will ich nicht untersuchen. Das mögen Andre tun. Aber ich denke, es kann nichts schaden, wenn die kaufmännische Gegenseitigkeit, die seinerzeit so jäh, brutal und ungerecht gegen uns zerrissen wurde, mit Verständnis und Liebe und Rücksichtnahme auf die Gewinnerfordernisse der Gegenkontrahenten wieder angeknüpft wird. Man erfährt ja nicht viel von den Persönlichkeiten, die mit solchen Missionen betraut werden. Jeder richtige Kaufmann aber weiß, daß es im internationalen Handel fast garnicht auf Verbeugungen, auf Bügelkniff, auch nicht auf Machtauftrumpfen oder dicke Qualitätshinweise oder aufgestrichenes Diskreditieren der Konkurrenten ankommt, sondern einfach auf Natürlichkeit, auf das Sichgeben wie man nun einmal ist, auf die Ehrlichkeit, das heißt: auf das Vertrauen. Sie haben uns gewiß vor 1914 Unrecht getan, der Professor Goldstein hat viel zu hitzig geschrien, und selbst Herr Trotzki hat, wie man weiß, noch unter der Wirkung dieses Geschreis gestanden. Aber mit Beleidigtsein allein kommt man nicht durch die Welt, man muß trachten, den Leuten auch wirklich beizubringen, daß man sie nicht übers Ohr hauen will. Wenn man das nicht versteht, dann kann man das internationale Geschäft überhaupt aufstecken. Dann sperren sie uns immer wieder die Erze von Kriwoy Rog.

Antworten

Ferdinand L. Sie nennen mich einen „zu leidenschaftlichen Renegaten“, als daß ich das Recht hätte, andern Leuten einen Meinungswechsel anzukreiden. Nun, dabei ists wohl nicht ohne Belang, welche Meinung die andern Leute gewechselt, und aus welchen Gründen sie sie gewechselt haben. Mir müsse ein Drama oder ein Schauspieler heute genau so erscheinen wie vor fünf Jahren? Kritik ist, auch, Selbstdarstellung; und es bleibt Ihnen unbenommen, die alte der neuen vorzuziehen. Soll ich mich aus Furcht, daß Sie das tun könnten, künstlich zurückschrauben? Soll ich mich nicht mehr an mein Gewissen, meinen Instinkt und meinen Intellekt halten? Dann würde mein eigener Vorwurf mich sehr viel schmerzhafter treffen als Ihrer. Was etwa wäre uns Lessing, wenn für die Kritik die objektiven Inhalte dermaßen wichtig wären, wie Sie behaupten? Aber auf nichts sonst als auf deren Richtigkeit kommts in Ihrem Fall an. Ihr Ludwig Thoma schreibt 1913 (wie der hocherfreuliche wiener ‚Friede‘ feststellt): „Prahlhänse, die in einem Kriege noch nicht einmal einen Katarrh riskieren würden, dürfen als Patrioten paradieren, wenn sie Fanfaren blasen. Festreden gelten schon kaum mehr als abgerundet, wenn nicht auf das künftige Einsetzen von Gut und Blut hingewiesen wird. Eine Freude an tönenden Worten macht sich breit, die früher nicht im Schwange war, und die Gutmütigsten verstehen nicht mehr, wie aufreizend Drohungen wirken müssen. Es ist alles vergiftet, und das verdanken wir der nationalen Presse.“ Hier handelt sichs nicht um subjektive Empfindungen, um ein Selbstportrait, um Stilkünste: Dies ist wahr, beweisbar wahr, für die Vergangenheit wie für die Gegenwart; sodaß Ihr Freund, ders heut verleugnet und jede Art Malheur den Juden in die Schuhe schiebt, sich von der Einsicht zu der Einsichtslosigkeit zurückentwickelt hat. Deshalb wollen wir ihn „moralisch bemakeln“? I wo! Wir fragen uns höchstens, was passiert ist, und die prager ‚Selbstwehr‘ gibt die Antwort: „Der Riß, den Thoma zwischen sich und den Juden fühlt, ist nicht rein literarisch; hier ahnt man einen Riß zwischen zwei Völkern, die nicht gleichen Schritt mit einander halten können. Solange Thoma jung war, ging er mit den Vorkämpfern alles Besten in einer Linie. Nun er altert — und Furcht, von Andern geistig überwältigt zu werden, ist Zeichen des Alters — sinkt er auf das Mittelmaß der Masse zurück, aus der er hervorgetreten war. Für diesen Durchschnitt ist seine Aeußerung ein Symptom. Alle Tore persönlichen Mißmuts sind nun aufgetan.“ Davon wirds wohl was sein. Denn „der schaffende Künstler — und ist er auch reinster arischer Körperlichkeit — vergißt kaum, wieviel Geistesgut ihm Juden zugetragen haben, und wie einsam er als Echo-Erwartender ohne den Rückhalt einer jüdischen Geistesschicht wäre.“ So sollten wir eigentlich dem Versuch eines geistigen Pogroms, den die Thomas sich wünschen, nicht unbedingt widerstreben. Der Ausfall der jüdischen Konkurrenz würde, das ist verständlich, freudig begrüßt, dem vertriebenen jüdischen Publikum aber würden nach kurzer Zeit bekränzte Ehrenpforten errichtet werden mit der illuminierten Inschrift: Kehre zurück — es ist alles verziehen! Damit wäre auch die Rückkehr der jüdischen Künstler gesichert; schlimmstenfalls würde das jüdische Publikum neue aus sich hervorbringen. Ergel: Come on!

Salzburger Festspielhaus-Gemeinde. Welche Frage! Wer in einer Stadt lebt, die jeden Abend dreißig Theater überfüllt sieht, die also, da es ganz gleichgültig ist, was gespielt wird, sogar Mozart spielen

dürfte, ohne das Publikum zu verjagen, und die trotzdem seit rund fünf Jahren keine einzige Aufführung des ‚Don Juan', seit noch mehr Jahren keine von ‚Cosi fan tutte' für nötig gehalten hat, aber zu unsrer Entschädigung kürzlich die ‚Entführung aus dem Serail' so hat singen lassen, daß die ergrauten Logenschließer sich weinend und händeringend von den Türen ins Vestibül zurückzogen — wer in diesem Berlin lebt, der kann nur klopfenden Herzens von einem Festspielhause vernehmen, das Ihr in der Geburtsstadt Mozarts errichten wollt, und das hauptsächlich ihn ehren und feiern und pflegen soll. Alles Gute! Und wie meiner Wünsche, so mögt Ihr meiner Hülfe versichert sein.

A. Z. In erfreulichem Gegensatz zu den Leuten, die aus heiterm Himmel ihre Makulatur auf meine Wehrlosigkeit abschießen, fragen Sie höflich an, ob ich einen Artikel über das ‚Wesen des Diplomaten' gebrauchen könne. Ich antworte ebenso höflich: Danke — nein! Dies Thema hat, wie viele Themen, bis auf weiteres Karl Kraus erledigt. „Das Wesen des Diplomaten setzt sich aus zwei Vorstellungen zusammen: Dejeuner und Courtoisie. Was drüber ist, das ist vom Uebel."

M. M. in Hamburg. „Darf ich mir" — Sie dürfen unbesehen — „gegen einen Punkt Ihrer ‚Hermannsschlacht' einen Einwand erlauben? Ich will vorausschicken, daß ich nie Meininger noch Anhänger eines Ausstattungsprunkes war, der nicht irgendwie notwendig aus dem Werk selbst erwächst. Aber Sie loben Reinhardt dafür, daß es bei ihm keinen festlichen Einzug der Römer in Teutoburg gibt, was unbedingt zu loben wäre, wenn dieser Einzug in Kleists Werk nicht mehr bedeutete als etwa Schillers Krönungszug vor der Kathedrale in Rheims. Aber mir scheint es von nicht unwesentlicher Bedeutung, daß Kleist auf der Höhe des dritten Aktes vorschreibt: ‚Das Römerheer zieht in voller Pracht vorüber.' Ich glaube, wir müssen einmal die Macht, die hinter Varus steht, die Teutoburgs Boden betreten hat, und die, wie wir wissen, dem Untergang geweiht ist, mit Augen sehen. Natürlich erschrecken Sie bei den Erfahrungen, die Sie in frühern Aufführungen mit diesem Einzug gemacht haben, vor einer Wiederholung des Statistenjammers. Aber wäre nicht grade Reinhardt der Mann gewesen, diese Szene zu einem wohlbeabsichtigten Höhepunkt des dramatischen Bauwerks auszugestalten? Welche Fülle von Nuancen ergäben sich aus dem stummen Spiel Hermanns, Thusneldens, der Fürsten, des Volks, während Roms Macht in Teutoburg einzieht! Natürlich erfordert diese Szene ein Aufgebot von Männern, das diese Zeit dem Theater nicht hätte stellen können. Und vielleicht mag das der Grund gewesen sein, der Reinhardt veranlaßte, davon ganz abzusehen, statt Halbes zu geben. Ich weiß nicht, ob ers zu andrer Zeit ebenso gemacht hätte." Das weiß ich ebenso wenig. Wohl aber weiß ich, daß mir zu jeder Zeit sympathischer eine Regie ist, die der Phantasie ihres Publikums vertraut, als eine, die sein Auge beköstigt. Von Roms Macht wird in der ‚Hermannsschlacht' so unaufhörlich geredet, ihre Vorgänge haben nur dann einen Sinn, wenn diese Macht ungeheuer ist, und überdies hat der ungebildetste Gast eine Erinnerung von der Klippschule her, um was für weltgeschichtliche Entscheidungen sichs hier handelt, daß es schwerlich nötig ist, ein paar Dutzend geharnischte Männekens vollprächtig aufmarschieren zu lassen. Und das stumme Spiel der Germanen bei diesem Aufmarsch? Ja, brauchts das wirklich, damit wir erfahren, was in den künftigen Ueberwindern der Römer vorgeht? Mir scheint da eine Stumpfheit der Zuschauerschaft vorausgesetzt, die ich den Mitgliedern beider Freien Volksbühnen anzusinnen bei all meiner Unfreundlichkeit doch nicht fertig kriege. Diese Mitglieder

stellt mir übrigens Ihr berliner Kollege E. L. anders dar, als ich sie sehe. „Das Publikum der Volksbühne besteht nur noch zum kleinen Teil aus Arbeitern. Meist sind es Kleinbürger (von den Snobs der Reinhardt-Premieren abgesehen). Aber selbst wenn das gesamte Publikum Sozialdemokraten, solche oder solche, bildeten: sie würden doch bei Eroberungsstücken applaudieren. Im innersten Winkel ist nämlich jeder ein Stück Eroberer; jeder sagt sich: Warum Macht nicht ausnutzen?; jeder hat ein Teilchen Brust, das sich deutsch bläht. Das ist ja das Geheimnis, weshalb der Verständigungsfriede so viele Feinde hat und so matte Freunde. Dieser Teil ihres Ich, den sie nicht äußern dürfen oder wollen, entlädt sich auf diese Weise. Letzten Endes ist dies ja wohl auch mit ein Grund, weshalb Güte, Heroismus, Edelmut und all die schönen Dinge, die wir in unserm trägen Herzen nur von den Andern fordern, auf dem Theater beklatscht werden. Vielleicht hätte die ‚Hermannsschlacht' am Anfang des Krieges, grade weil die Zeitereignisse mit ihrer Handlung eine gewisse Aehnlichkeit hatten, weniger gefallen. Ich glaube nicht mehr an Ethik, an internationale Verträge auf Grund des Rechts. Ich glaube nur noch an die Macht des Vorteils. Was das ‚Ich' im Prinzip des Menschen, ist der Vorteil in dem der Staaten. Diese . . . " Aber wir kommen zu weit vom Thema ab. Sie sind imstande, eine Debatte über das Theaterpublikum mit dem schmerzlich-ironischen Ausruf zu schließen, daß man doch nicht an internationales Recht glauben könne in dem Moment, wo sich ein ukrainischer Staat bildet, der nach dem nationalen Gravitationsgesetz bald das halbe Galizien beanspruchen wird (wie Italien die italienischen Teile Oesterreichs) — eben dasselbe halbe Galizien, das auch die Polen begehren (außer dem westlichen Teil, der wirklich polnisch ist); und daß dies der tiefere Grund der Kabinettskrise in Oesterreich ist; und daß die Polen für ihr Teil schnell ganz Galizien schlucken wollen, um gegen die künftige Entwicklung ausgiebig geschützt zu sein.

Johannes Fischart. Sie erbitten „ausnahmsweise auch noch einen Platz an der Peripherie der ‚Schaubühne' für ein kleines Tournier mit Seiner Hochgeboren Herrn Ernst Grafen zu Reventlow". Aber gern. „Die Federzeichnung, die ich für meine Galerie der ‚Publizisten' von ihm (in Nummer 6) entworfen, hat seinen Beifall nicht gefunden. Das ist durchaus begreiflich. Auch mir wärs vielleicht nicht angenehm, wenn jemand meine Badezelle plötzlich öffnete in dem Augenblick, da ich das letzte Kleidungsstück, das Hemd, hätte fallen lassen und mich, in diesem adamitischen Zustand, der Menge zeigte. Aber ich hätte mich wahrscheinlich mit einigem Humor oder richtiger: mit einigem Zynismus in diese genierliche Situation gefügt. Darauf muß schließlich Jeder, der im öffentlichen Leben steht, und der, wie E. R., selbst täglich zweimal Andre kritisiert — und mit welchem Mundwerk, mit welchen Mitteln! — gefaßt sein. Der Herr Graf hat diesen Humor nicht gehabt. Er hat sich gegen meine Charakteristik verhalten wie ein Bombardierkäfer, zu deutsch: brachinus crepitans. Dieses Geschöpf, das zur Familie der Lauf- (nicht Amoklauf-) Käfer gehört, entläßt, wenn sich ihm ein Gegner naht, mit hörbarem Geräusch aus dem After eine ätzende Flüssigkeit, die sich an der Luft, stinkend, schnell in Dampf verwandelt. ‚Lump', zitiert der antisemitische Graf nach Franz Grillparzer, ‚werd' ein Jud und rezensiere', und flüchtet auch hinter Gottfried Keller: ‚Als Gegner achte, wer es sei! Strauchdiebe aber sind keine Partei.' Strauchdieb nennt er mich deshalb, weil mein Pseudonym ihm Unbehagen macht. Der Graf hat mir indessen selbst das Beispiel gegeben. Schreibt er nicht schon jahrelang in den Hamburger Nachrichten, unterm Schutze völliger Ano-

nymität hurtig und heftig auf seine Widersacher einschlagend? Und seine Mitarbeit an der ‚Flotte‘, dem Organ des Deutschen Flottenvereins? Mit dem Verein hatte er sich in heißer Preßpolemik tüchtig herumgebalgt, und als sein literarisches Absatzgebiet sich zu verengen begann, schlängelte er sich — anonym — an die ‚Flotte‘ heran, schrieb namenlos lange Artikel für sie, rehabilitierte sich so allmählich vor dem Flottenverein, rückte dann allmählich in seiner Mitarbeit eine Stufe höher, zeichnete E. R. und setzte, nach abermals einiger Zeit, schließlich stets seinen vollen Namen unter die Aufsätze in der ‚Flotte‘. Das ist der Graf als Richter; er kann so und so. Ich will nun nicht auch vom Strauchdieb sprechen; das wäre unhöflich und eine Retourkutsche. Aber ein Strauchritter bleibt der Graf darum doch, der in jener geheimnisvollen münchner Versammlung der Alldeutschen wutentbrannt geäußert hat, man müsse einen gewissen Jemand einfach niederknallen: Herrn von Bethmann Hollweg. Und da ich grade bei den Alldeutschen und ihrer Kampfesweise bin, möcht' ich daran erinnern, was die drei mysteriösen Deutschen schrieben, die jenes politische Pamphlet gegen den fünften Kanzler in vielen tausenden Exemplaren — anonym — unter die Masse warfen: ‚Diejenigen aber, die allzu bequem, trotz den politischen Notstandszeiten eine grundsätzliche Ablehnung jeder nicht mit vollem Verfassernamen gezeichneten Schrift verkünden, verweisen wir auf Hutten, Luther, Friedrich den Großen, Bismarck, Moltke und unzählige Andre.‘ Damals klatschte Graf Reventlow Beifall, vor Entzücken rasend. Jetzt reagiert er auf einen Pseudonymus sauer und sticht, wie der Engländer Dorian Gray, den er sicherlich tief verabscheut, auf sein eigenes Portrait mit spitziger Klinge ein.“ Ganz schön. Verwunderlich bloß, welche Vorstellung Sie von einer spitzigen Klinge haben. Dies, was Sie Stiche nennen: „Ein Unikum. ‚Lump, werd' ein Jud und rezensiere‘ (Grillparzer). Läuft da ein politisches Fabeltier in einem theatralisch leidlichen Blatt in der Maske des Johannes Fischart herum und macht damit das harmlose Ding zu einem Wechselbalg. Neuerdings beschnüffelt er die Nase des Grafen Reventlow. Auf den Fischartklitterer stieß nun der große Züricher Gottfried Keller, sah ihn an und sagte ihm seinen Spruch: ‚Als Gegner achte, wer es sei! Strauchdiebe aber sind keine Partei!“ Reventlow soll nicht denken, daß es uns peinlich gewesen sei, seine ganze Antwort hierherzusetzen. Lump; Jud; die nicht übertrieben deutsche Kennzeichnung unsrer ‚Schaubühne‘ als theatralisch leidlichen Blattes; Strauchdiebe; diese selbstmörderische Witzlosigkeit; zuletzt die Angst, den Erscheinungsort des Artikels anzugeben, weil ein Anhänger sich ihn zu verschaffen suchen könnte: Sie sind, lieber Fischart, ein Stümper gegen den Grafen, der in fünf Zeilen geleistet hat, wozu Sie fünf Seiten gebraucht haben. Aber spitzige Klinge? Dreschflegel. Wie ihn die ländliche Leserschaft der Deutschen Tageszeitung im Wappen führt und als Waffe jeder Polemik verlangen kann.

Sport

Die Generalversammlung des Union-Klubs findet Dienstag, den 5. März, mittags 12 Uhr, in den Räumen des Klubs zu Berlin statt. Auf der Tagesordnung steht u. a. die Beschlußfassung über den Ankauf des Gutes Mansbach zur Errichtung eines Pensionsgestüts. Die Generalversammlung des Berliner Rennvereins wird einen Tag später im Hotel Esplanade abgehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Sie habens gewagt von Germanicus

Zwei Erwartungen, denen ich in der letzten Wochenbetrachtung Ausdruck gab, haben sich nicht erfüllt; das sei festgestellt. Zum ersten hatte ich angenommen, daß nach dem Abbruch der Verhandlungen mit Trotzki die Oesterreicher, so wie das die deutsche Heeresleitung zu tun bereit war, nochmals marschieren würden, und sei es auch nur, um gegen die maximalistischen Versuche zur Vergewaltigung der Ukraine den Brotfrieden des Grafen Czernin, der durch die bolschewistischen Brandkommandos gefährdet ist, sicherzustellen. Zum andern glaubte ich den Stimmen, die das Zustandekommen einer Mehrheit der preußischen Wahlrechtsvorlage meldeten. Aber die Oesterreicher sind zuhause geblieben, und der entscheidende dritte Paragraph des Wahlgesetzes ist von den Konservativen und den Nationalliberalen niedergetrampelt worden.

Die Oesterreicher haben sich nicht damit begnügt, zuhause zu bleiben: sie haben ihren Entschluß in verschiedenen Variationen, deren keine einer gewissen Eigenart entbehrt, der Welt mitgeteilt. So haben sie ihre Zurückhaltung, was den neuen Vormarsch der Deutschen gegen Rußland betrifft, damit begründet, daß sie sich auch der deutschen Westfront fernhalten. Hinterher hat dann Herr Seidler ausdrücklich noch einmal verkündet, daß die Ukraine, in der man immerhin einige oesterreichische Gendarmen vermutete, trotz der Begehr nach Getreidetransporten von bewaffneten Oesterreichern frei bleibe. Nun brauchen wir diese Sachlage nicht grade tragisch zu nehmen. In einem gewissen Sinne kann sie uns sogar beruhigen; denn schwerlich hätte unser Bundesgenosse gewagt, gar so zurückhaltend zu sein, wenn ihm nicht gewiß wäre, daß Deutschland seine Absichten, deren Verwirklichung auch für Oesterreich zweckmäßig, ja notwendig sein dürfte, unter allen Umständen, nur eben auf eigene Faust ausführen wird. Also dieses Vertrauen ehrt uns. Keinesfalls beruht Oesterreichs Zurückhaltung auf einem Mangel an Bundestreue. Davon könnte selbst ohne den Besuch, den soeben der Kaiser Karl dem deutschen Hauptquartier abgestattet hat, keine Rede sein. Grade darum aber ist es notwendig, die entscheidende Ursache dieses Zuhausebleibens aufzudecken. Zwei Worte sagen genug: die innere Struktur der oesterreich-ungarischen Monarchie — das Nationalitätenproblem. Der Polenklub war einer der Riegel, und gewiß nicht der schwächste, der den oesterreich-ungarischen Truppen das Tor zu einem neuen Ausmarsch versperrt hat. Solche Feststellung reicht hin, um den richtigen Maßstab zu finden für die Möglichkeiten einer Beteiligung Oesterreich-Ungarns an Weltpolitik großen und größten Stils. Die Hemmungen, die hier liegen, und deren Ueberwindung nicht ohne weiteres möglich ist, beeinflussen nicht nur die politische Perspektive Oesterreich-Ungarns, sondern auch Deutschlands. Gegen solchen

nackten Tatbestand die Augen zu verschließen, wäre ein schwerer Fehler. Das sollten sich besonders alle unsre Eroberungspolitiker, alle Die, denen eine deutsche Welthegemonie erstrebenswert scheint, gesagt sein lassen. Wollte Deutschland solche Gewaltpolitik, solche Politik der Maßlosigkeit betreiben, so würde es sich, das eben hat die oesterreich-ungarische Zurückhaltung gelehrt, im Wechsel zweier Tage zwar gänzlich, aber nicht glänzend isoliert sehen. Wobei dann die Gewißheit, die uns in dem vorliegenden Falle trägt, und die auch durch den ungestörten Vormarsch in dem militärisch zerrütteten Rußland restlos bestätigt wird, ein wenig brüchig werden würde und völlig versagen müßte, wenn wir die Friedensfindung einseitig nach Osten ausschickten und nicht an erster Stelle versuchten, uns den Weg nach Westen zu sichern, der aber nur durch Verhandlungen, selbstverständlich vom Sieg getragene Verhandlungen frei gemacht werden kann. Insofern also haben wir durch unsre Bundesgenossen eine Unterweisung erhalten, die uns wie ihnen für die Ausgestaltung unsrer weltpolitischen Absichten nur nützlich sein wird. Es gibt für das Gelingen politischer Pläne, besonders weltpolitischer Pläne, keine bessere Wahrscheinlichkeit als die, von vorn herein den richtigen Maßstab für die eigenen Fähigkeiten fest in der Hand zu haben. Das vorausgeschickt, wird ein Brückenbau zwischen Oesterreich und Amerika unter scharfe deutsche Kontrolle genommen werden müssen; es würde aber unzweckmäßig sein, ihn grundsätzlich verhindern zu wollen. Denn ob er nun zustande kommt oder nicht: Oesterreich-Ungarn ist unter allen Umständen das Gewicht, das bei dem kommenden Weltwettlauf dem deutschen Pferd, und zwar gleich am Start, auferlegt wird.

*

Auch die preußische Landtagsmehrheit hat sich auf ein Wagnis eingelassen. Und auch für dieses Wagnis kann es nur eine einzige Rechtfertigung geben: daß Deutschland und sein Volk stark und fest genug sind, den Aufstand der altpreußischen Rebellen zu ertragen. Wenn die Wahlrechtssaboteure sich nicht hätten darauf verlassen dürfen, daß die Folgen ihrer Maßlosigkeit durch die Ueberlegenheit des neuen Deutschland von Anfang an entgiftet und unschädlich gemacht werden würden, so hätten sie nicht nur eine unsterbliche Dummheit begangen, sondern sich eines Verbrechens schuldig gemacht. Trotzdem: die Qualität und die Zielgewißheit des deutschen Volks sind keine Entschuldigung für die staatsgefährliche Verbohrtheit einer machtlüsternen Kaste, die das Unrecht ihrer Herrschaft, unbekümmert um die schlichtesten Notwendigkeiten einer neuen Zeit, verewigen möchte. Es ist gewiß nicht leicht, auf Ansprüche und selbst auf angemaßte und geraubte, zu verzichten; aber das Ausbleiben solches Verzichts wird unsühnbare Schuld, wenn dadurch der Staat aus den Fugen kommen muß. Nun sind wir auch hier, genau so wie bei der Zurückhaltung unsrer Bundesgenossen, sehr unbesorgt. Das preußische Wahlrecht, so wie es die Regierungsvorlage festgelegt hat, und so wie es als ein Mini-

mum von dem preußischen Volke verlangt werden kann, wird kommen; aber auch diesmal müssen wir aus dem Versagen der preußischen Landtagsmehrheit einen Schluß auf Deutschlands Beruf und Fähigkeit zur Weltpolitik ziehen. Wir können nicht sagen, daß die verhängnisvolle Abstimmung, durch die ein ganzes Volk vergewaltigt und vor der Welt lächerlich gemacht werden konnte, einen Beweis für Deutschlands weltpolitische Reife erbracht hat. Solange etwas Derartiges noch möglich ist, bleibt Deutschland, gemessen an den eigentlichen Führern der Weltpolitik, ein Schüler, ein Junior-Partner Derer, die bereits weiter gekommen sind. Wir wollen ganz gewiß nicht dulden, daß irgend jemand von außen her unsre innerpolitischen Geschäfte besorgt oder auch nur beeinflußt; aber, sofern wir geschichtlich zu denken vermögen und unsern Sinn für die Logik der Weltentwicklung nicht abstumpfen, müssen wir leider zugeben, daß ein Volk, dem ein Rückstand aus frühern Jahrhunderten die Flügel lähmt, zum großen Weltflug noch nicht ganz fertig ist. Es ist mehr als ein Zufall, es ist eine Enthüllung, daß grade zur gleichen Zeit, da in Preußen der Feudalismus noch einmal mit seinem Totenschädel klapperte, in England eine Wahlreform abgeschlossen wurde, die deutlich zeigt, wie man dort begriffen hat, daß zu jeder zukünftigen Weltpolitik vor allem notwendig ist, den lebendigen Kräften des Volksganzen die Bahn frei zu machen. Mit einem Ruck hat England mehreren Millionen Wählern, darunter sechs Millionen Frauen, die Möglichkeit gegeben, das Schicksal des Staates zu beeinflussen. Es gibt keinen zukünftigen Imperialismus, der nicht auf Demokratie gegründet ist. Die alten Preußen möchten zwar über die Meere fahren, aber das Volk an die Ruderbänke schmieden. Dergleichen ist Unsinn. Entweder versinkt das alte Preußen, oder niemals steigt ein zur Weltpolitik befähigtes Deutschland empor. Alles kommt darauf an, daß das Wagnis der preußischen Rebellen aus der Geschichte fortgewischt wird. Es bestehen hierfür die besten Aussichten. Schon miaut der Katzenjammer in allen Tönen. Die Kreuzzeitung räumt ein, daß die Annahme des konservativen Pluralrechtsantrages für die Regierung unannehmbar sei, und Herr Lohmann hat sich beeilt, gleich nach vollbrachter Untat listig anzumerken, daß es sich ja nur um eine informatorische Abstimmung gehandelt habe. Den Nationalliberalen scheint sozusagen ein gewisses Etwas mit Grundeis zu gehen. So schämen sie sich nicht des blamablen Geständnisses, daß sie vom Zentrum einfach hineingelegt worden seien; sie finden es unschön, aber taktisch gerissen, daß Herr Porsch, von dem sie glaubten, auch er würde das gleiche Wahlrecht ablehnen, mit allen seinen Mannen dafür eingetreten ist. Die Nationalliberalen haben auch andre Sorgen; aus dem Reiche melden sich, so wie das nach der kürzlich ergangenen Kundgebung nationalliberaler Männer zu erwarten war, mancherlei Stimmen, und fast scheint es, als würde die preußische Landtagsfraktion von den Nationalliberalen des Reichs einen gehörigen Rüffel bekommen.

Die nationalliberale Presse hat zu einem guten Teil mit ihrem Unmut über die Kurzsichtigkeit der Landtagspartei nicht zurückgehalten und offen zugegeben, daß die Herren um Lohmann für die Partei eine katastrophale Belastung bedeuten, und daß deren Haltung wahrscheinlich über das Schicksal der Partei entscheiden wird. Nach alledem steht zu erwarten, daß die Nationalliberalen ihr Knie beugen werden. Grade von ihnen, die nicht zuletzt an einem Ausbau der deutschen Weltpolitik beteiligt sind, muß man erwarten, daß sie die Hindernisse, die solcher weltpolitischen Entwicklung den Weg verschütten, forträumen, zum mindesten aber keine neuen aufrichten werden. Es gibt in der geschichtlichen Entwicklung gewisse metaphysische Zusammenhänge: in England das Landhaus, in Deutschland die Villa; in England das W. C., in Deutschland die ostpreußische Senkgrube. Solange so etwas nicht ausgeglichen ist, und solange in England nach der neuesten Reform die Demokratie mehr als je marschiert, in Preußen aber, wenn es nach dem Willen der heutigen Landtagsmehrheit gehen sollte, ein überwiegender Teil des Volkes Helot bleibt: solange sind die Schranken, die Deutschland von der Mitweltherrschaft abschließen, unübersteigbar, wie unermeßlich auch immer die militärischen Leistungen dieses hoffnungsvollen Volkes sein mögen.

Wie wird es nun weitergehen, da es für die preußische Regierung und damit auch für den deutschen Reichskanzler ein Zurück nicht mehr gibt? Es ist ohne Zweifel richtig, daß die Regierung falsch handeln würde, wenn sie schon heute ihre letzten Minen springen ließe. Fürs erste kommt es für sie nur darauf an, und grade im Hinblick auf die Zwangslage der Nationalliberalen: nicht um Haaresbreite zurückzuweichen und so weder sich selbst, noch den König, den sie deckt, preiszugeben. Sollten aber wider Erwarten auch die nächsten Lesungen der Wahlrechtsvorlage den Unfug der letzten Abstimmung nicht beseitigen, so müßte die preußische Regierung den Beweis erbringen, daß sie nicht nur feierliche Versprechungen zu halten, sondern auch politisch richtig zu handeln weiß. Will sie das widerstrebende Haus nicht auflösen, eine Maßnahme, die wegen der offenen Stimmenabgabe der im Felde stehenden Soldaten ohne Zweifel ihre Bedenken hat, will sie den Weg über den Reichstag nicht antreten, weil sie glaubt, daß einige Vertreter der Bundesstaaten aus Angst vor dem Präzedenzfall Einspruch erheben könnten, will sie darauf verzichten, die Angelegenheit dadurch zu ordnen, daß sie den Staatsstreich, durch den einst das heute geltende Wahlunrecht dem Volke aufgezwungen worden ist, gutmacht, indem sie ihn einfach aufhebt, so bleibt ihr ein verhältnismäßig bequemer und mit Gewißheit ans Ziel führender Weg übrig: sie läßt sich ein neues Wahlrecht, so gut dies aus der herrschenden verderbten Mehrheit herauszuholen ist, auferlegen und schreibt nach solchem Recht die neue Wahl aus, stellt sie aber zugleich unter eine neue enthusiasmierende Wahlparole, nämlich unter die abermalige Ankündigung des gleichen und allgemeinen

Wahlrechts. Wir wissen nicht, was die preußische Regierung tun wird, aber wir begrüßen es unter allen Umständen, daß, wie es heißt, am ersten Tage der Etatsberatung Herr Payer im deutschen Reichstag über die preußische Wahlreform sprechen will. Solch Entschluß ist, besonders, wenn man sich erinnert, wie eifersüchtig früher der deutsche Reichstag in der Frage des preußischen Wahlrechts für unzuständig erklärt worden ist, ein glückliches Symptom.

Das Eine ist gewiß: Der Weg zu Deutschlands Zukunft führt über den Zusammenbruch der preußischen Konservativen. Die Niederwerfung dieser Waghälse ist darum nicht weniger wichtig als die Abwehr aller feindlichen Anstürme. Diese Niederwerfung ist gradezu die Voraussetzung solcher Abwehr, die wiederum für ihr Teil den Anbruch einer neuen deutschen Zukunft bedingt.

Tagebuch der Verzweiflung von Hans Natonek

III.

Ich klage niemand an, ich beklage nur alle. Ich beklage die Staaten als die Opfer einer verirrten Entwicklung, ich beklage die Menschen, die in Staaten leben müssen; ich beklage das Leben, das unter die Kriegsmaschine geraten ist. Höchstens Gott klage ich an — und verstumme doch gleich wieder; denn Er muß doch wissen, warum das alles geschieht. Aber das kann er nicht wollen, daß eine nie verlegene Menschheit kaltblütig, gewitzt, immer oben auf und up to date es sich im Chaos einrichtet. Auf die Kniee mit ihr! Verzweiflung bleibe ihr nicht erspart! Bis ins innerste Mark dringe ihr eisige Hoffnungslosigkeit. Sie spiele sich nicht länger als Herrscher des Lebens auf, das sie zuschanden geherrscht hat. Ihren müden blutigen Händen entgleiste die Lenkung des Daseins, das von ihr in den Wahnwitz gehetzt wurde. Die Menschheit kapituliere und verzweifle! Diese Erde sei ihr ein schlechtes, baufälliges Haus, aus dem sie, Entsetzen im Nacken, fliehe. Und wenn sie auch tausend Kniffe hat, sich dem äußern Untergang zu entziehen: dem innern soll sie nicht entgehen. Verzweiflung sei ihr Teil! Verzweifelt, kann sie genesen, Verzweiflung kann sie erlösen. Gottes Plan scheint es zu sein, die Menschheit zu prüfen; aber wie elend schwänzt sie, mit allen technischen Mitteln und Kniffen, diese göttliche Prüfung!

*

Verzweiflung, gewiß, ist kein gutes Gefühl. Aber immer noch das beste, wenn die andern Empfindungen nichts wert sind. Sie ist ein Endpunkt, an dem ein neues Leben beginnen kann.

*

„Das Leben muß weitergehen, auch wenn Krieg ist.“ Nein, es hat stehen zu bleiben, es hat zu streiken!

*

Möglich, daß ich den Menschen überschätze, und daß ich darum so sehr unter der Massenschlächterei, unter dieser dumpfen, ge-

drückten Beschränktheit der geduldigen Menschheit leide. Warum bäumt sie sich nicht auf und besinnt sich auf ihre Würde? Geschieht ihr nicht recht, wenn sie alles, alles erträgt, was über sie verhängt wird! Warum soll ich um sie leiden? Ich wehre mich dagegen. Es ist eine Hammelherde, diese Menschheit, in die ein Blitz gefahren ist. Es lohnt nicht die Tränen. Tröste dich damit: es ist nur Menschen-Ersatz.

*

Die Ueberschätzung des Menschen führt zu Sentimentalität, die Unterschätzung zu Zynismus.

*

Nein, ich glaub' es nicht, daß ein Mensch diesen Krieg seelisch bis zur Kelchneige durchleidet — er müßte daran wahnsinnig oder zum Erlöser werden. Wir leiden, besten Falls, nur intellektuell am Kriege. Griff' er uns an die Seele — er müßte längst zu Ende sein.

*

Es gibt drei Möglichkeiten für die Menschheit. Erstens: sie leistet, wenn die Gebieter rufen, in treuer, von keiner Kritik gebrochener Untertanenschaft Kriegsgefolge, einem Taumel und Impuls oder auch nur einem Zwang erliegend. Zweitens: sie besinnt sich auf ihr kleines Glück und enthält sich unbedingt, in organisiertem passivem Widerstand, aller großen Bewegungen. Und drittens: sie sagt sich: wenn schon alle Dutzend Jahre Blut fließen muß — gut! und stellt sich selbst an die Spitze, entfesselt selbst die Bewegung und stürmt, vom Geist geführt, zu ihrem Glück.

*

Letzte Einheit ruht im geistigen Radikalismus; und höchster geistiger Radikalismus findet sich in der Heiligen Schrift. „Liebe deinen Feind wie dich selbst." „Lieber Unrecht leiden als Unrecht tun." Hier sind alle Gegensätze überwunden, hier ist gezeigt, daß sie alle irgendwo ihre Wurzel und Einheit haben. Je größer die Spannung der Antithese, um so näher Einheit und Versöhnung. Der Arme im Geiste, der dumpfe bewußtlose Mensch, erlangt die höchste Seligkeit, und der Stolze, Mächtige geht ebensowenig in sie ein, wie ein Kamel durch ein Nadelöhr geht. Aber die Lauen, die Praktiker markloser Ausgleiche und geleimter Kompromisse, sie werden ausgespien von der Hölle wie vom Himmel.

*

Daß die Erdendinge nicht mit dem Radikalismus des Geistes betrieben werden können, sondern sich von Kompromiß zu Kompromiß durchquälen; daß im Geist Spiel-Raum ist für alles, weil alles sich in ihm versöhnt, das Leben aber noch keine Anwendung des Geistes kennt: das ist es, was die Welt von ihrer Erlösung abriegelt.

*

Wie will die Welt einst die Bilanz dieses Krieges machen? Wird sie wenigstens einen seelischen Gewinn buchen können? Ach,

sie wird alle Hände voll zu tun haben, das materielle Verlustkonto wieder auszugleichen.

*

Wenn ich irgendetwas schreibe und ich höre ein Kind schreien oder einen Menschen stöhnen, lasse ich die Feder mutlos sinken. Denn was soll, so denke ich, dein Schreiben, da es doch nicht einmal dem Kinde helfen kann. Um wie viel mehr ist es mir unmöglich, zu schreiben, da dieser Krieg tobt, und da doch mein Schreiben dem Menschenjammer nicht Einhalt tun kann.

*

Hat der Mensch wirklich nur deshalb vor dem Tier die Sprache voraus, damit er Zeitungen schreibe und lese? (Dann wäre es besser, er wäre stumm.) Oder verpflichtet das Geschenk der Sprache nicht zu Höherm, hat sie nicht die Sendung zu erfüllen, die Welt besser zu machen und zu erlösen?

*

Daß der Mut irgendwo in der Feigheit seine Wurzel hat, ist daran zu erkennen, daß wir alle, Individuen und Völker, aus Angst vor der Armut den Mut haben, uns mit dem Leben herumzuschlagen; denn aller tapfere Widerstand im Lebenskampfe ist nichts andres als Furcht vor der Armut. Hätten wir den Mut, arm zu sein: unser Verhalten wäre so, daß es, mit heutigen Augen gesehen, feige erschiene.

*

Die Abneigung der Völker gegen die Internationalität entspringt einem begreiflichen Mißtrauen. Sie fühlen, daß noch nicht die Zeit gekommen ist, und daß man kein Recht hat, international zu sein, wo die Andern es noch nicht sind, es aber ausnützen würden, wenn man es wäre.

*

Ich halte die Frage, ob wir Flandern und Litauen annektieren sollen, für untergeordnet, nicht einmal für zweitrangig. Aber daß man diese Dinge zu Lebensfragen erhebt, denen man das Dasein unterordnet, weil wir ohne diese Gebiete angeblich nicht leistungs- und konkurrenzfähig sind: das scheint mir eine Lebensfrage und ein tollwütiges Uebel, das unser Leben wahrhaft in Frage stellt.

*

Ich schrieb einen Satz hin, der mir innerst wohltat. In dem gleichen Augenblick, plötzlich, sah ich ihn mit Reventlowschen Augen an. Da wurde der Satz ganz klein und verächtlich; und ich hoffnungslos traurig.

*

Immer haben die Völker Krieg geführt, damit die Enkel es besser haben; und immer haben die Enkel es noch schlechter gehabt als die Väter. Was müssen unsre Väter angestellt haben, daß es dieser Generation von Enkeln so elend ergeht; und wie wird es erst unsern Enkeln ergehen, für die wir kämpfen! Ob man es nicht einmal mit der Einstellung auf die Ewigkeit versuchen sollte?!

*

Das Christentum macht jetzt zum zweiten Mal das Stadium der Utopie durch; zum ersten Mal war es Utopie, da es in die Welt eintrat und verhöhnt wurde; heute ist es Utopie, da es wohl nominell, aber nicht geistig-tätig in der Welt ist. Daß alles wieder Utopie werden kann, was einst Utopie war (also auch der Kapitalismus, der Weltkrieg und diese ganze kommerzielle Weltordnung): das sollten alle jene bedenken, die mit Endgültigem zu rechnen lieben.

Publizisten von Johannes Fischart

V.

Eugen Zimmermann

Heute will ich von Einem erzählen, ders vom Leutnant zum General-Bevollmächtigten der Firma August Scherl G. m. b. H. gebracht hat. Sein Lebenslauf ist ein Capriccio von einfältiger Komik, eine Paraphrase zu dem Spruche: Selig sind die geistig Armen, denn sie werden die Welt, das heißt: die öffentliche Meinung regieren. Jeden Montag gibt, nach berühmtem Muster, E. Z. auf der vierten Spalte des Berliner Lokal-Anzeigers das politische Rezept für die Woche aus, knausert, rückschauend kritisch, nicht mit Anerkennung, spart aber noch weniger mit Tadel. Und er ist ein gestrenger Herr, der, ehe er schreibt, beide Ohren weit aufknöpft, um, gleich Pythia, sich von irgendwo oben- oder anderswoher seine Anschauungen und Meinungen sagen zu lassen. In einem abgeklärten Reporterstil erscheint dann das geheimnisvolle Geflüster aus einer fremden Welt als Aeußerung Eugen Zimmermanns auf der Platte, und der Philister genießts am Montag früh mit solchem Behagen, daß ihm beim Schlürfen des Kaffee-Ersatzes die Sahne aus beiden Mundwinkeln trieft. Denn die Leser des Berliner Lokal-Anzeigers sind alles behäbig wohlsituierte Leute, die noch heut in verschwiegener Ecke ein Töpfchen Sahne stehen haben.

Eugen Zimmermann war also ursprünglich Offizier und quittierte, eines Herzleidens wegen, als Leutnant den Dienst. Irgendeinen bürgerlichen Beruf mußte er nun ergreifen, und da versuchte ers halt mit dem Journalismus. Ebensogut hätte er, wenn ihn die Laune anders gelenkt hätte, Versicherungsagent, Weinreisender oder Lotteriekollekteur werden können. Kurz und gut: er schnallte sich den journalistischen Tornister um, in dem er später einen Marschallsstab entdecken sollte, und fand in dem journalistischen Warenhaus August Scherl ein bescheidenes Unterkommen. Man gesellte den vielen Reportern des Hauses noch einen zu, und da man ihn auf Zeilenhonorar anstellte, ging man absolut kein Risiko ein. Zimmermann wurde zuerst Polizeiberichterstatter. Er machte seine Sache recht und schlecht. Nicht besser und nicht schlechter als die andern. Was er vor den andern vielleicht voraus hatte, waren seine vornehmen Allüren, sein gefälliges

Benehmen, das ihm bald die Tore zum Erfolg öffnete. Seine Recherchen dehnten sich nach und nach über das Gebiet der Polizei hinaus. Er wurde zu allerhand Hof- und Amtsangelegenheiten herangezogen. So gelangte er auch ins Auswärtige Amt.

Jetzt, Leser, hole Atem. Denn nun kommt das „Wunderbare" für Eugen Zimmermann, nun findet er Peer Gynts „Kaiserreich".

Damals lenkte noch Bernhard Fürst von Bülow auf schnellrädrigem Wagen als Kanzler die Geschicke des Deutschen Reiches. In einer glücklichen Stunde warf er, der immer nach Mitarbeitern, nach Paladinen suchte, sein liebevolles Auge auf Eugen Zimmermann. Der war nicht zimperlich, ließ sich streicheln und vermittelte eine journalistische Ehe mit Bernhard von Bülow; und der Berliner Lokalanzeiger ward das offizielle Organ der Regierung, während die hinterherhumpelnde Norddeutsche Allgemeine Zeitung nur offiziös blieb. Bülow führte, an der Seite seiner liebenswürdigen Gemahlin, ein großes Haus, gab häufig Gesellschaften und bediente sich auch dabei Eugen Zimmermanns, um durch ihn Berichte über diese Veranstaltungen in die Presse zu bringen. Alles das konnte August Scherl nicht entgehen, der, in kalter Einsamkeit thronend, sich sonst nicht grade persönlich um seine Beamten zu kümmern pflegte. Aber hier lag der Fall anders. Scherl litt, wie man weiß, an einer schweren chronischen Krankheit, und ob er auch viele Aerzte konsultierte: seine Knopflochschmerzen wollten nicht nachlassen. Da schien ihm Eugen Zimmermann, mit seinen weitreichenden Beziehungen, der rechte Mann, um endlich helfend einzugreifen. Was soll ich weiter sagen: August Scherl erhielt ein Bändchen nach dem andern, bis er mit der Zeit zur personifizierten Banderole wurde. Und Eugen Zimmermann rückte, an diesen Rosenbändern tändelnd leicht gezogen, allmählich höher und höher und unterstand fortan unmittelbar ihm selbst, dem Großen, dem Gewaltigen.

Seine Stellung wurde so fest und fester. Ohne eine erhebliche Allgemeinbildung, mit reichen Fähigkeiten ausgestattet, Sprachschnitzer zu machen und Seichtheiten zu schreiben, schien er nur Ein journalistisches Ideal zu haben: Alfred Holzbock, den blendend geistvollen Gesellschaftskritiker des Berliner Lokalanzeigers, den Mann mit dem bestrickenden Stil, den überraschenden Einfällen. Wie der unterm Strich, so wollte E. Z. überm Strich schreiben. Weltmännisch, von oben herab, mit legerer Geste die feinsten, die letzten Dinge sagen. Reporterei mit Arabesken. E. Z. kam dem Vorbild allmählich nahe. Er machte sich für seine Gesellschaftsbilder eine Art Plauderstil zurecht und schrieb einmal — wörtlich — über ein Fest bei Bülows: „Man unterhielt sich sogar ...". Schadete nichts. Er ging weiter bei Bülow ein und aus, und sogar Herren der Diplomatie beeilten sich in jenen glanzvollen Tagen, ihm Stock und Hut abzunehmen, wenn er im Reichskanzlerpalais vorsprach. Auch in Norderney empfing ihn der Fürst wiederholt.

Mit einem Mal tut E. Z. einen kleinen Seitensprung. Er assoziiert sich Herrn von Wilke, der die Neue Gesellschaftliche Correspondenz herausgab, weiß einen neuen Ton in das Unternehmen zu bringen, scheidet aber bald wieder aus und kehrt zu Scherl zurück. Der zieht ihn jetzt ganz zu sich heran und macht ihn, als Hugo Löwe erkrankt, stellvertretungsweise zum Hauptbevollmächtigten. Als solcher legt er sich auch aufs Geschäftliche und übernimmt die Aufgaben eines Managers. Ueber Wilke findet er Beziehungen zu Richard Witting, und der ebnet ihm den Weg zu andern Bankleuten, die sich für Scherls Verlag interessieren. Eine süddeutsche Bankengruppe, die unbequem zu werden begann, wird abgelöst, und unter Eugen Zimmermanns diskreter Vermittlung übernimmt ein neues Bankenkonsortium ihre Funktionen. Der Vertrag enthält einen unauffälligen Passus, der es ermöglicht, August Scherl hinauszubugsieren. Der merkt es, trotz seiner Gerissenheit, nicht, und eines Tages tritt an seine Stelle sein Vertrautester, den er arglos an seinem Busen großgezogen hat, tritt Eugen Zimmermann als unbeschränkter Generalbevollmächtigter. In dieser Eigenschaft kann er nunmehr auch über den politischen Teil des Berliner Lokalanzeigers nach Belieben verfügen, und da er immer schon starke Neigungen nach rechts gehabt hatte, so fiel ihm der jähe Kurswechsel, den das schwerindustrielle Geld gebietet, nicht weiter schwer. Und so schreibt er nun alle Montag früh einen orientiert-orientierenden Artikel. Zu Nutz und Frommen Derer, die nicht alle zu werden pflegen.

Das Büchlein vom vollkommenen Leben

von Egon Friedell

Es war im Jahre 1516. Luther war aus Rom zurückgekehrt und lehrte und predigte wieder in Wittenberg. Aber sein Herz war krank von Zweifeln. Noch glaubte er in aller Frömmigkeit an die große allgemeine katholische Kirche, aber seine Romreise hatte ihm die Augen darüber geöffnet, daß im Hauptsitz der Hierarchie vieles anders aussah, als der gläubige Deutsche sich dachte oder wünschte. Rom war keine heilige Stadt. Und dennoch: ohne Rom gab es kein Heil für den Christen. In diesen Gewissenskämpfen fiel ihm ein kleines anonymes Buch in die Hände: Das Büchlein vom vollkommenen Leben. Er las es und sah, daß es ein notwendiges Buch sei. Daher gab er es sogleich neu heraus, zunächst in Bruchstücken, zwei Jahre später vollständig. Und sagte in der Vorrede: „Zuvoran vermahnet dies Büchlein alle, die es lesen und verstehen wollen, daß sie nit sich selbst mit vorschnellem Urteil übereilen, da es in etlichen Worten untüchtig erscheint und aus der Weise gewöhnlicher Prediger und Lehrer. Ja! es schwebt nit oben wie Schaum auf dem Wasser, sondern es ist aus dem Grund des Jordans von einem wahrhaftigen Israeliten erlesen,

welches Namen Gott weiß." Seitdem ist das Werk oft und oft in mannigfachen Ueberarbeitungen wieder erschienen. Und in neuester Zeit hat es Hermann Büttner, auf die alte Handschrift zurückgehend, im Verlag von Eugen Diederichs, abermals ans Licht gebracht, in vortrefflicher Uebersetzung und gereinigter Gestalt. Dieses kleine, nicht viel mehr als fünf Bogen umfassende Buch ist eines, das jedermann lesen müßte, ob hochgestellt oder niedrig, weise oder einfältig, gelehrt oder ununterrichtet, denn es wendet sich an jedermann; und das jedermann nicht bloß lesen, sondern sorgfältig studieren, innerlich nacherleben, am besten Wort für Wort auswendig lernen sollte. Denn es ist eines der schönsten Denkmäler menschlicher Höhe und Tiefe, Größe und Demut.

Der Verfasser, „welches Namen Gott weiß", war ein Mitglied des Deutschritterordens. Das Buch ist um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts entstanden, jenes Jahrhunderts, das sicherlich die gespenstischste, unheimlichste Zeit war, die Deutschland jemals erlebt hat. Zerrissen von wilden Parteifehden der Fürsten und Ritter, in denen sich aber schon ganz neue soziale und politische Kräfte zum Wort meldeten: der emporblühende dritte Stand des Bürgertums und der Geldaristokratie, ja selbst der vierte Stand der Bauern, der in den siegreichen Kämpfen der Schweizer Eidgenossen sich zum ersten Mal als eine ernst zu nehmende Macht erwies. Das heilige römische Reich erlebte die seltsame Farce eines gemeinsamen Doppelkaisertums; dann wieder wurde es jahrzehntelang von Böhmen aus regiert, zuletzt von Wenzel, einem dämonisch-pittoresken Halbnarren, Sadisten und Alkoholiker, dabei sehr gerissenen Diplomaten. Im Jahr 1348 begann eine furchtbare Pest, der „schwarze Tod" genannt, ihren Zug durch ganz Europa, nirgends so furchtbar wütend wie in Deutschland. Flagellanten zogen durchs ganze Land, in allen Kirchen ihre schauerlichen Gebete anstimmend und sich bis aufs Blut geißelnd, um dadurch die Fürbitte der Gottesmutter zu erwirken. Diese Massenzüge der Geißelbrüder waren selbst eine Art Epidemie. Dazu kam noch eine dritte Volkskrankheit: jene sonderbare Tanzwut, die ganze Scharen dazu trieb, unter Anrufung des heiligen Veit in epileptische Drehungen zu verfallen. Allgemein traf der Verdacht, die Pest durch Brunnenvergiftung herbeigeführt zu haben, die beim Volke wegen ihrer Wuchergeschäfte tief verhaßten Juden, und es kam zu schrecklichen Judenmetzeleien, bei denen die Raubgier ein ebenso starkes Motiv war wie der Aberglaube. „Ihr Gut", sagte ein zeitgenössischer Chronist, „war das Gift, das sie getötet hat." Der Gemeinglaube der Menge war ein nur notdürftig maskierter Polytheismus. Ueberall trieben allerlei Mittelwesen zwischen Gott und Mensch ihr Wesen und Unwesen, und die Höllengeister erweckten mehr Angst und Ehrfurcht als die Heiligen. In weitverbreiteten Legenden spiegelte sich der Glaube an die allgegenwärtige und oft siegreiche Macht des Bösen.

Und zu diesen furchtbaren Verwirrungen der Körper und Seelen kam noch die Türkengefahr. 1360 wurde Adrianopel erobert, ein Menschenalter später folgte die Schlacht auf dem Amselfeld, die dem großserbischen Reich ein Ende bereitete. Noch in demselben Jahre bestieg Sultan Bajazeth, genannt Il Derim, der Wetterstrahl, den Thron, gewann bald darauf über die vereinigten Christenheere bei Nikopolis einen entscheidenden Sieg und tat den Schwur, er werde den Altar von Sankt Peter zu Rom zur Krippe für sein Pferd machen. Im Osten drohte das erstarkende Königreich Polen, im Norden die durch die Kalmarer Union geeinigten skandinavischen Reiche. Der ganze Geist der Zeit prägte sich eindringlich und klar in dem Kostüm aus, das damals aufkam. Schnabelschuhe, allerlei grotesker Kopfputz, Kapuzen, die oft nur Augen und Nase freilassen, lange bis zum Boden hängende Schnüre und Quasten, vielfach geschlitzte und in grellbunten Farben gescheckte Wämser, zahlreiche Schellen am Gürtel und an den Aermeln: wir haben das stereotype Gewand des Narren vor uns, und es fehlt nichts als die Pritsche.

Es ist nicht verwunderlich, daß sich in vielen dieser verängstigten und verstörten Köpfe die Meinung festsetzte, der Teufel habe die Regierung über die Welt angetreten. Und dennoch war Gott nicht tot, er lebte so stark wie je in den Gemütern der irrenden und suchenden Menschen. Eine ganz neue, wilde und innige Frömmigkeit brach damals aus den tiefsten Wurzeln der Menschenseele hervor. Die Bewegung ging zunächst von den Mönchsorden aus, die sich mehr und mehr von dem verknöcherten und veräußerlichten Kirchenglauben emanzipierten, vor allen den Dominikanern und Franziskanern. Sie begannen, wie dies allemal der Fall ist, die Reform des christlichen Glaubens und Lebens mit der Rückkehr zu den urchristlichen Lehren und Sitten. Die Dominikaner vertraten eine mehr gemäßigte Richtung: sie erklärten, der Mensch habe sich in der Nachfolge Christi auf „das Notwendige" zu beschränken; die Franziskaner machten jedoch vollen Ernst: sie lehrten, niemand könne selig werden, der nicht der Welt entsage und danach strebe, in seinem Wandel ein Ebenbild der Apostel zu werden. Auf dem Gebiet der Predigt aber bewahrten umgekehrt die Franziskaner einen größern Zusammenhang mit der Welt, sie wollten vor allem ins Volk wirken und hielten daher vor allem auf Plastik und Eindringlichkeit, sie scheuten auch vor grobrealistischen und derbsatirischen Mitteln nicht zurück. Die Dominikaner dagegen sind die Schöpfer der deutschen Mystik geworden. Ihre größte Leuchte war Meister Eckhart, einer der tiefsten und universellsten Köpfe, die Deutschland hervorgebracht hat. Seine Lehre gipfelte in dem Satz: Durch völliges Aufgeben seiner „Kreatürlichkeit", durch restloses Eingehen in Gott wird der Mensch selber gottgleich.

Aber auch außerhalb des Klerus regte es sich. Ein Kaufmann in Straßburg, Rulmann Merswin, griff auf die Urlehre von dem allgemeinen Priestertum aller Christgläubigen zurück und erklärte,

der gottbegnadete Laie sei der berufenste Vermittler der himmlischen Gnade. Schlichte Männer aus dem Volke hatten allerlei bedeutsame Visionen. Und ein Element vor allem begann in die religiöse Bewegung einzugreifen, das bisher fast ganz im Hintergrund geblieben war: die Frauen. Bald entstanden auch Frauenorden, Beghinen, Betschwestern genannt, denen erst später die männlichen Begharden an die Seite traten. Alle diese Erscheinungen sind von einem großen gemeinsamen Grundwillen ins Leben gerufen worden: dem Willen, zu Gott zurückzufinden, nicht zu dem durch tausend äußere Zeremonien verdeckten und durch ein Gewirr spitzfindiger Syllogismen verdunkelten Kirchengott, sondern zu der tiefen, reinen und heitern Quelle selbst, aus der alles Leben fließt.

Die zwiespältige Stimmung, das Suchen und Finden dieser Zeit ist nirgends stärker zu spüren als in dem kleinen Buche des frankfurter Deutschherrn. Es ist etwas in diesen so scharf durchdachten und doch so kindlich einfältigen Sätzen, was an die Bilder Rogiers von der Weyden und der Brüder van Eyck erinnert: an jene ernsten hagern Männer und herben zarten Frauen mit ihren schmalen Händen und schmächtigen Brüsten, ihrer befangenen Körperhaltung und schwerfällig bauschigen Gewandung — entrückte Wesen, ganz in Wehmut und Andacht getaucht und dennoch getragen von einer ewigen seligen Gewißheit. Und die Welt, die Welt der Dinge und Taten, ist nicht völlig abgetan oder ignoriert, sie ist da, aber draußen. Durch die Gemächer scheint sie herein, in zauberhaften Landschaftsformen, Berge, Städte, Burgen, Flüsse, Schiffe, aber alles wie durch ein Fernrohr gesehen, gleichsam nicht dazugehörig: nur wie eine unwirkliche Vision oder eine schattenhafte Erinnerung flattert sie um die Seele. Die Seele selber aber ruht schon auf Erden in Gott. Man kann diesen Geist, der in dem ‚Büchlein vom vollkommenen Leben' seinen reinsten Spiegel gefunden hat, nicht besser und schöner charakterisieren als mit den Worten, die der alte Kirchenhistoriker Karl von Hase über das ganze ausgehende Mittelalter sagt: „Es ist Nacht, aber gewissermaßen eine heilige Nacht, wie die von Bethlehem."

Der Deutschherr war einer der vielen „Reformatoren vor der Reformation". Die Gegenreformation, die schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts einsetzte, hat alle diese Schriften unterdrückt. Aber all das Neue hat doch weitergelebt, und das ‚Büchlein vom vollkommenen Leben', ein hundertmal gebannter Geist, ist den Menschen immer wieder erschienen, wie das Beispiel Luthers zeigt. Und als Luther in seinen spätern Jahren selber eine Art Kirchenfürst wurde und sich zu manchen alten Dogmen und Zeremonien zurückwandte, hat das kleine Buch andre Verehrer gefunden. Es lebte in den Kreisen der Pietisten, es wurde ein Lieblingsbuch Schopenhauers. Und es wird noch oft wiederkehren und Herzen und Köpfe aufwecken, denn es ist ein Buch, das, ganz ebenso wie die Bibel, wirklich und wahrhaftig von Gott geschrieben ist.

Albdruck- und Traumspiele

So verschieden sonst Reinhardts Premieren sind, — eins haben sie sämtlich mit einander gemein: daß die Gemeinde Beifallsorkane herstellt, deren Wirkung auf das normale Trommelfell nicht von jeder Artillerievorbereitung einer Offensive erreicht werden dürfte, und die zu einer umso erstern Gefahr geworden sind, als das Schutzmittel Oropax, bestehend aus Watte und Wachs, das sich der Ohrhöhle zärtlich anschmiegt, neuerdings, aus Ersatzzutaten zusammengemanscht, nicht mehr genügend dicht hält. Da fühlt man für eine Veranstaltung wie die vorletzte tiefe Dankbarkeit. Nach allen Akten ist Ruh, auf allen Sesseln spürest du kaum einen Hauch; die freiwillig-gewerbsmäßigen Lärmmacher schweigen im Hause oder, des Reimes wegen, im Walde — warte nur, balde ruhest du auch. Man brauchte nicht lange zu warten. Mein Hintermann, der einen Akt lang seiner Geliebten fluchend zugezischt hatte, daß für den Premierenpreis ihrer beiden Plätze: das nette Sümmchen von sechzig Mark drei Pfund Schweinefett zu haben gewesen wären, und daß er morgen das Kriegswucheramt benachrichtigen werde, war vor Erschöpfung eingenickt, auf der Bühne hatte die Rederei respektvoll — o mordet nicht den heiligen Schlaf! — einer ausgedehnten Pantomime den leeren Platz geräumt: nichts hinderte den Chronisten fürder, gleichfalls in Morpheusens Arme zu sinken. Er träumte. Kriegsrat des Feldmarschalls und Professors Max Reinhardt. Sein erster Quartiermeister Exzellenz Hollaender fordert Nahrungszufuhr für den Frontabschnitt Kammerspiele. „Wie ist unser Vorrat? Was ist fällig?" „‚Fröhliche Weihnacht!' Höchste Zeit. Proviantgeneral Kahane will schon Schimmel gerochen haben." „Nächste Woche ist März. Unter dieser Marke frißt das jetzt Keiner." „Nennen wirs anders: ‚Der schwarze Handschuh'." „Nicht uneben. Fabrikant?" „August Strindberg." „Gute Firma. Hat leider unzuverlässigen Agenten. Bewährter Giftmischer, meines Erinnerns. Fälscht, streckt, zerhackt und zerreibt, bis Brot wie Sand schmeckt." „Lieferung ohnehin diesmal so schlecht geraten, daß . . . „Also los. Zubereitung?" „Möchte mir vorzuschlagen erlauben: H. Körner." Der Chronist schmiß sich jäh herum, schrie, während Angstschweiß ihm aus den Poren brach: „Vielleicht ist alles doch nur Traum!", erwachte davon und saß wie geblendet. In den viereckigen Szenenrahmen war ein mehreckiger eingelassen, an dem, wie einstmals zu Kaisers Geburtstag um Hefters und Heeses Schaufenster, eine Menge Illuminierflämmchen klebten. Sprich: ‚Lyrische Phantasie für die Bühne'. Licht- und Schattenkegel fielen von vorn, von hinten und von den Seiten auf Fräulein Terwin, die eine pomadige Hysterie zurückstrahlte, ihre Umgebung durch Geiz und Unordnungsliebe malträtierte, die Bedienerin fälschlich beschuldigte, und der deshalb nach einander Gatte und Baby entzogen wurden. Sie raufte sich die Perücke, zerfleischte die Brust, entpreßte sich Tränen und stieß so tragische Töne aus, daß man hätte lachen müssen, wenn nicht der Weihnachtsmann mit dem Weihnachtsengel frühzeitig übereingekommen wäre, die arme Frau, und nicht sie allein, zweieinhalbe Stunde zu foltern und ihr dann das Baby zurückzuerstatten. Für die Heimkehr des Gatten war ein zweiter Teil von fünf Akten vorgesehen. Nun, bis dahin hatte man reichlich Zeit, über Gott und die Welt und die Bretter, die sie bedeuten, und die Gesetze der Volkswirtschaft nachzudenken. Garnicht übel, dachte man vor sich hin, daß der Erfolg der Neuberin und der Rosa Valetti das Haus Reinhardt ermutigt und der Krieg es gezwungen hat, eine versehentlich engagierte Schauspielerin ihre Gage als Re-

gisseurin verdienen oder auch nicht verdienen zu lassen. Beklagenswert allerdings, sann man weiter, daß der Vorstand mit ihrer neuen Würde es schließlich doch nicht vereinbar gefunden hat, sie zum Abschied als Weihnachtsengel, wie ursprünglich angekündigt, meinem Hintermann vorzuführen, den das sicherlich für den Verlust seines Schweinefetts einigermaßen entschädigt hätte. Aber ein Trost in Tränen — und man druselte langsam wieder ein — blieb auf alle Fälle die Hoffnung, daß eines Tages der Inspizient einberufen und ebenfalls durch ein weibliches Mitglied des Ensembles vertreten werden könnte. Und in der linden Umarmung dieses Traumes heilte mein krankes Herz.

*

Frisch, mutig, widerstandsstark schritt ich am nächsten Abend zum Schiller-Platz. Es ist gewiß bloß pedantischer Eigensinn von uns, im berliner Hoftheater erblicken zu wollen, was für Berliner und was für ein Hoftheater taugt. Dort wenigstens spottet man solcher Fesseln. Müßt' es nicht, fragt man sich dort, ganz interessant sein, den Reichshauptstädtern einmal zu zeigen, wodurch das Sommertheater von Pasewalk der Bevölkerung eine Badereise ersetzt? Also griff man zur ‚Tante aus Sparta', die so heißt, weil sie in ihrer Jugend nicht den schlichten Edelmann ihrer Liebe gekriegt und seitdem wild drauf los gespart hat, in der begreiflichen Zuversicht, daß ihr ein Komödienverfasser auf ihre späten Tage einen Neffen bescheren würde, der, genau wie anno dunnemals sie, nicht nach Liebe heiraten darf, und dem sie ihr Vermögen vererben kann, damit sein Vater, der regierende, aber arme Fürst, seine Zustimmung nicht mehr verweigere. Am Ende des vierten Akts ist das Ziel erreicht, das der begnadete Autor, ein abgesagter Feind des Versteckenspiels, zwei Stunden früher wie das gelobte Land vor uns hingebreitet hat. Seine Furcht, daß uns der Weg sonst ermüden würde, war unbegründet. Selbst wenn nicht die Braut des Neffen der Tante die Tochter des Mannes gewesen wäre, auf den die Tante damals verzichtet hat, um als alte Jungfer behutsam das Vermögen zu erspekulieren, welches dereinst dem Dichter Johannes Wiegand aus den Nestern aller deutschen Provinzen — Kleinvieh gibt auch Mist — goldenen Zins tragen sollte; und wenn daraus nicht das Zwischenspielchen gekeimt wäre, daß die weiland entsagende Braut im Silberhaar mit jenem jetzo erst recht ergrauten Mann ihrer Liebe namens Eberhard, während sie Katherina, ja nicht Katharina gerufen wird, ein Wiedersehen begeht, bei dem sie die tiefste Rührung hinter abgeklärtem Humor in plattdütscher Mundart verbirgt, um uns desto tiefer zu rühren — kurzum, selbst wenn der zweitgrößte Repräsentant hanseatischer Lustspielpoesie, deren unbestritten größter Otto Ernst Schmidt ist, dieses Mittel, einen Akt vollzumachen, gottbehüte nicht von der Hand genommen hätte, auf der es lag: selbst dann hätten wir mit atemloser Spannung einen Versuch verfolgt, nach drei Jahren endlich wieder die heitere Muse mit dem Patriotismus — nicht zu verkuppeln, dieweil wir im Hoftheater sind, sondern legitim zu vermählen, und wären der Intendanz so dankbar wie für den künstlerischen Wert der vier Akte für den schönen Zusatz-Akt der Humanität gewesen, den der unvergeßliche Abend zweifellos darstellt. Der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller beschränkt sich satzungsgemäß auf Dramatiker, die in Städten über zweihundertfünfzigtausend Einwohner dreimal aufgeführt worden sind. Offenbar wollte der Liebling von Salzwedel, Pirna, Husum und Burg bei Magdeburg auf die Mitgliedschaft doch nicht länger verzichten und der uneigennützige Dramaturg des Königs von Preußen dem Manne helfen. Wie häßlich vom Publikum, daß es eine so reine Absicht verkannte und

am Schluß fast erbittert zischte! Durchkreuzen wird es die Absicht glücklicherweise nicht. Wenn diese Zeilen erscheinen, haben jene drei Aufführungen bereits stattgefunden.

*

Sicherm Vernehmen nach hat auch von ‚Hanneles Himmelfahrt' eine Aufführung stattgefunden. Ich bin ihr ein ziemlich unzuständiger Kritiker, denn ich hab' sie nur halb gesehen und garnicht verstanden. Man muß es erlebt haben, ums für möglich zu halten. Im dritten ‚Jahr der Bühne' hab' ich mich über die Dichtung geäußert. So wie sie ist kaum eine für die Kammerspiele geschaffen. Reinhardt bestimmt sie für die Volksbühne, wo ihre schwache Süßigkeit, bis sie über die Rampe gedrungen ist, sich verflüchtigt hat. Spieldauer: fünfundsiebzig bis höchstens fünfundachtzig Minuten. Brahm fügt ‚Benignens Erlebnis', in zwei Akten, hinzu; Rittner: den längsten deutschen Einakter, den ‚Zerbrochenen Krug'; Reinhardt, nun grade: kein Wort, keinen Vers. Warum nicht! Was ginge über Einheit der Stimmung! Aber dann, selbstverständlich, beginnt er nach Acht und schließt vor halb Zehn. Nein: er bestellt uns um sieben Uhr dreißig, verwandelt bis sieben Uhr zweiundfünfzig unsre Empfangsfreudigkeit in scharrende Unwilligkeit, und wenn wir trotzdem, über alle Hindernisse hinweg, nach drei Viertelstunden von dem Werk einen Hauch zu verspüren glauben, da . . . da . . . Ein Vierteljahrhundert ist dieses Traumspiel ohne Pause gegeben worden. Wie denn sonst, um des Hannele-Himmels willen? Welchem aesthetischen Botokuden würde der Einfall kommen, diesen Zusammenhang zu zerfetzen? Der große Nachschöpfer Reinhardt, der hundert und aberhundert Kümmerlinge, dichterische und schauspielerische, mit seinem Herzblut getränkt hat, dessen Vergangenheit zu preisen ich niemals ermatten werde, und um dessen Zukunft ich so lange unbesorgt bin, wie mich seine Gegenwart nicht zur Verzweiflung und Fahnenflucht getrieben hat: er kriegt solche Barbarei fertig. Und weil er, was er macht, gründlich zu machen pflegt, so währet die Pause nicht zehn, sondern dreißig Minuten. Vorher und nachher ragt in der Mitte des Saals, der „ein Zimmer des Armenhauses" darstellt, ein mächtiger Pfosten, errichtet, um der äußersten Linken des Vorderparketts, von der bis zu Hanneles Bett schon eine hübsche Landpartie ist, obendrein noch die Hälfte der Vorgänge zu entziehen. Und damit nichts unterlassen werde, was eine Andacht der Zuschauerschaft verhüten, damit keine Bresche ungeschlagen bleibe, durch die der Eindruck entweichen könnte, bricht Reinhardt im zweiten Teil, wider Dichters Vorschrift, was ja nicht schlimm wäre, aber ohne jeden Vorteil und zu vielfachem Nachteil, die Hälfte der Rückwand heraus. Statt daß alles sich auf uns zu bewege, um uns an sich zu reißen, bewegt es sich von uns weg, zerflattert, zergeht in Atome. Wenn der Engel des Todes im enggeschlossenen Stübchen sitzt, drei Schritte vom Bett, völlig unentrinnbar, so legt sich Hanneles Angst mit auf unsre Seele. Wenn aber seine Sitzgelegenheit, eine lange Bank, frei herumsteht und in seinem Rücken ein Feld sich dehnt und das Kind durch den Mittelpfosten vor ihm geschützt ist, so weiß ich nicht, wozu man mir die Mühsal eines Theaterbesuchs bereitet, da er zerstört, was die Lektüre mir mühelos gibt. Und da nun einmal an diesem Unglücksabend nichts klappen soll, so versagt sogar, der eigentlich noch nie versagt hat: der Bühnentechniker, den selbst die Gegner uns lassen. Brahms Aufführung schlich ein bißchen; Rittners glitt wunderbar lautlos; Reinhardts holpert und stolpert. Die Beleuchtung funktioniert entweder zu grell oder falsch. Von meinem Platz aus ist selten zu unterscheiden, wann eine Figur geträumt und wann wirklich ist; und gar die

Uebergänge von Traum zu Wirklichkeit sind meistens gradezu schmerzhaft grob. Aber ich kann es nun nicht mehr, und ich will es auch nicht. Es beschämt mich aufs tiefste, so von Reinhardt reden zu müssen; und ich muß doch, weil ichs mit meiner Pflicht ernster nehme als er mit seiner und in meiner Schilderung die Wirkung eines Abends nicht abschwächen darf, durch dessen Gesamtunerträglichkeit ich überhaupt nicht zu den einzelnen Schauspielern vorgedrungen bin. Wenn Reinhardt der Barnum wäre, als der er gewöhnlich hingestellt wird: dann freilich wär' sein Triumph als Tausendkünstler in dieser Woche vollkommen. Dann wär' es für ihn ein Ruhm, den Berlinern, die in der Welt als verwegener Menschenschlag gelten und ihm nach diesen beiden Vorstellungen nicht auf die Bude, auf die Kassenbude gerückt sind, Verstand, Mut und Selbstachtung weggezaubert zu haben. Aber er ist ja nicht seine eigene Karikatur. Und so ist meine einzige Erklärung für die gehäuften Scheußlichkeiten der letzten Zeit, daß er sich irgendwie innerlich gelähmt fühlt, und meine Zuversicht, daß der Bann umso schneller sich lösen wird, je heftiger und unerbittlicher unsre Beschwörung ist.

Das Deutsche Volkstheater von Alfred Polgar

Es ist ein schönes Theater. Weiß-rot-gold. Ein warmer, gefälliger Raum. Die Wände von Stuckornamenten wie von einem unendlichen Lächeln freundlich beunruhigt. Lustspiel- und Komödienzauber geistert durch den Saal.

Durch den leeren Saal, heißt das.

Hier könnte feines Theater Reiz entfalten. In diesem großen Etui, von dem an jedem Abend, nach leise hallendem Gongzeichen, feierlich der plüschene Deckel aufschwebt, könnten erlesene Dinge gezeigt werden. Menschologische Merkwürdigkeiten. Kristallgebilde, Buntheit wie Gesetz, Geheimnis wie Sinn, Lust wie Schrecken des Lebens widerspiegelnd.

Das Deutsche Volkstheater hätte es leicht. Es könnte risikolos Ehrgeiz haben. Die paar kleinen Schaubühnen Wiens, die Besseres wollen, verfügen nicht über die Mittel, solchen Willen durchzusetzen. Das Burgtheater? Diese Schatzkammer ohne Schätze? Es ist eine edle Truhe, die einmal Kostbarkeiten barg. Leidenschaftliche Wiener — Freunde des Burgtheaters und Hüter der Tradition — wachen sorgenvollen Herzens darüber, daß aus der leeren Truhe nichts wegkomme.

Truchseß ist Max von Millenkovich.

Das Deutsche Volkstheater also ist konkurrenzlos. Es liegt im günstigsten Winkel der Stadt, wurzelt sozusagen im fettesten wiener Humus, bespült von Reichtum und Geschäftigkeit und Vergnügungslust. Es saugt Besucher an, bloß dadurch, daß es da ist. Wenn seine Kassen offen sind, stürzt Geld hinein. Sein Publikum ist unbedingt. Hier heißt es nicht: der Zuschauer kommt, sieht, ist besiegt, sondern: der Zuschauer ist besiegt, kommt, sieht. Und fragt, wenn er sich bereits im Theaterfauteuil räkelt, seine Guckergläser anhaucht und mit dem Taschentuch blank reibt: „Was spielen's denn heute?"

Das Volkstheater ganz allein unter allen wiener Theatern könnte sich den Spaß erlauben, eine Richtung wider die Natur von Direktoren, Schauspielern, Publikum einzuschlagen: eine Richtung wider den Schmarrn. Es kann ihm nichts geschehen. Es ist gefeit. Es ist nicht umzubringen. Keinem gelingt das.

Aber wie kläglichen Gebrauch macht das Deutsche Volkstheater von seiner Sonntagskindschaft! Seit langen Jahren wird es so geführt, als müßte es kämpfen, um sich durchzusetzen. Es treibt vorsichtige Publikumspolitik einem Publikum gegenüber, das — vielleicht nicht nur in Kunstsachen — nach dem absolutesten Regiertwerden schmachtet. (Ist es doch ein Theater, das sich die wiener Bürgerschaft erbaut hat!) Es macht dem billigsten Geschmack Zugeständnisse, die der billigste Geschmack nie verlangt hat. Angeseilt an den Erfolg, ist es doch feige und wagt keinen Aufstieg in irgendwelche auch nur ein wenig schroffere dramatische Höhe, sofern sie nicht bereits für Spaziergeher mit Plattfüßen adaptiert und gesichert ist. Dieser Liebling Wiens, der seine Zuhörerschaft tyrannisieren könnte, tut, als ob von der Gunst des Durchschnittspöbels sein Leben abhinge. Diese glückliche, beneidenswerte Bühne, die sich jede Originalität, jede Neugier, jede Kühnheit, jeden Witz gestatten dürfte, ist der gewöhnlichsten Gewöhnlichkeit verschrieben, wagt garnichts, läßt ihre automatische Premieren-Wurstmaschine (alle vierzehn Tage fällt eine fertige Sache heraus) laufen, wie sie will, und wird nur hie und da durch interne Geheimvorgänge ein Gegenstand des öffentlichen Interesses.

Allerdings ist an jedem Montag Klassikervorstellung.

An jedem Montag.

Tut alles nichts. Das Deutsche Volkstheater ist nicht umzubringen.

Aber auch der Direktor Wallner ist kein Licht, weiß Gott, er ist kein Licht, das sich mit einem kurzen Hauch auspusten ließe.

Ein Direktor muß sein. Es muß einer da sein, der Vorschüsse gibt und an der Bahre des toten Mitgliedes sagt: „Sie haben einen braven Mann begraben, uns aber war er mehr."

Obzwar der Direktor Wallner das niemals mit so edel schreitender, gleichsam aus weit geöffneten Riesenportalen des Gemüts feierlich herausschwebender Stimme sagen könnte wie sein Vorgänger, Herr Weisse, und obzwar er in Geldangelegenheiten von verschwenderischer Zurückhaltung sein soll, haben sie ihn doch zum Direktor gemacht. Nicht allein wegen seiner Verdienste um die ‚Lustige Witwe', sondern weil sie spürten, daß der Mann in Kunstdingen eine garantierte Null, in Geschäftsdingen aber eine Nummer sei. Von ihm war keine Gefährdung des Betriebs zu erwarten. Er schien den Herren vom Ausschuß für das Volkstheater-Werkel der richtige Werkelmann.

Seine neurasthenische Querköpfigkeit, sein komischer Ehrgeiz, bei einem Werkel Kapellmeister zu spielen, seine harte Vorstadt-

Mentalität, seine erschütternden Versuche, rein mechanischen Aufgaben geistig gewachsen zu sein, haben ihn unmöglich gemacht.

Er war schon sozusagen tot, als man sich nach einer passenden Todesursache für ihn umsah.

Die Verletzung des höchst verfeinerten Sittlichkeitsgefühls des lustigen Künstlervölkchens, die schon bei Weisse ausprobiert worden und ihre Dienste getan hatte, bewährte sich auch bei Wallner.

Es ist ergreifend, von welcher subtilen Empfindsamkeit gegen nicht ganz saubere Ausdrücke die im Deutschen Volkstheater untergebrachten Melpomeniden sind. Wie hat man sich in der Schauspielerpsyche getäuscht! Man dachte bisher, eine darstellende Künstlerin empfinde ihren Direktor als Schwein, wenn er ihr sage: „Sehr verehrte Meisterin, ich bitte Sie, das Stubenmädchen im dritten Akt zu übernehmen", und als Gentleman, wenn er sage: „Sie Schlampen, da haben Sie die Lady Macbeth."

Aber das stimmt nicht. Es kommt ihnen vor allem auf die Umgangsformen an.

Ich habe zu Hause, sorgsam aufbewahrt, die Einladung zum Festabend eines ‚Sau-Klubs' von wiener Schauspielern. Wenn man das einer Ratte eingäbe, verreckte sie vor Uebelkeiten.

Das war allerdings vor dem Kriege, noch ehe die Läuterung durch die große Zeit sich geltend gemacht.

Nun, wie dem immer sei: Herr Wallner gab sein Wort, zu gehen, falls er in einem Punkte seines bekannten Prozesses nicht recht behalten sollte.

Ich glaube, so ein richtiges „Wort" war das nicht, mehr eine rhetorische Wendung, dem von Zorn, Schwatz, Angst, Giftigkeit, Neurasthenie und dummem Zeug übersprudelnden gehetzten Manne herausgerutscht, so eine Art: „Der Schlag soll mich treffen, wenn . . ."

Aber die Verfolger beharren darauf, daß ihn der Schlag treffe. Sie stehen herum und warten.

Der Ausschuß des Deutschen Volkstheatervereins, in salomonischer Weisheit, entschied für halbseitige Lähmung.

Herr Wallner bleibt zu fünfzig Prozent Direktor, zu fünfzig Prozent hinausgeworfen.

Eben bricht atemlos ein journalistischer Bote herein und röchelt zusammenstürzend: „Nenikekamen! Wallner geht!

Es ist eine kritische Lage. Gott weiß, wie alles enden mag. Nächste Woche ist Premiere im Deutschen Volkstheater. In vierzehn Tagen wieder. In zweimal vierzehn Tagen wieder. Das Haus ist allabendlich ausverkauft. Herr Kramer ist liebenswürdig. Die Dekorationen sind von Rottonara & Kautsky. Die Korbmöbel von der Prag-Rudniker Korbfabrik.

Vertragen wir uns! Denken wir an die Entente, und wie sie diese Erschütterungen unsres Kulturlebens zu ihren Gunsten deuten könnte.

Kleine Gänge von Lorarius

Die Effektenspekulanten waren in den letzten Wochen stark beunruhigt. Nicht so sehr wegen der Politik, denn von der verstehen sie nichts. Es ist lächerlich, von politischen Empfindungen oder gar vom Vorfühlen politischer Konjunkturen im Zusammenhang mit der Börse zu sprechen. Sie wissen dort garnichts, sie faseln und machen faule Witze. Daß sie, was sie nicht wissen, zu Spekulationsmanövern mißbrauchen, ist eine andre Sache. Sie fabrizieren nämlich sozusagen berufsmäßig politische Gerüchte, machen daraus eine Börsentendenz, einen Rebbach. Diesmal jedoch gings um die neuen Reichssteuern. Verschärfte Kriegsgewinnsteuer, Luxusflüssigkeitssteuer oder gar schon großes Steuerprogramm? Jedenfalls heißt es: Geld zücken, und derartige Aussichten verstimmen die Börse. Insofern ist sie ein brauchbares Barometer. Wer aber von ihr politische Prognosen erwartet, der kann ebenso gut auf eine Zeitungsredaktion gehen. Da wissen sie auch alles, und Keiner hat eine Ahnung.

*

In den Jahresberichten der Pfandbriefbanken konstatieren die Verwaltungen, daß noch immer erhebliche Hypothekenzinsen rückständig sind. Allerdings seien die „ersten Anzeichen einer Besserung der Lage des Grundbesitzes“ zu sehen. Es sei vor allen Dingen gelungen, die Mieten zu steigern und dadurch die Rentabilität der hypothekarisch beliehenen Grundstücke zu erhöhen. Man wird den Grundbesitzern angesichts der Lebensteuerung, der Zinserhöhung und der Steigerung aller Hausverwaltungskosten die Heraufsetzung der Mieten zum Zweck des Kostenausgleichs gern gönnen. Aber es gibt auch Miet-Hyänen, Sauger an den Mietern, die schlimm wie Volksverbrecher sind. Dazu rechne ich jene Drohlinge, die den Mietern mit langfristigen Kontrakten Subhastationen und Rauswurf für den Fall des Widerstandes gegen eine plötzliche und enorme Mietsteigerung in Aussicht stellen. Das ist eine ganz üble Art, die Notlage der Mieter auszunützen, eine Art, die von Erpressung kaum zu unterscheiden ist.

*

Man hat die schwere Not mit der Statistik. Am liebsten möchte man garnichts mehr von ihr sehen und hören. Wer den ganzen statistischen Jammer kennen lernen will, der sehe sich den Reichsgesetzentwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten an. Sobald mit Zahlen operiert wird, hat man alle Ursache, vorsichtig zu sein. Heute wissen wir noch nicht, wieviel Menschen in der Ukraine wohnen. Ueber die Lebensmittelvorräte dieses Landes haben wir nichts wie Allgemeinheiten gehört. Positiva fehlen, sodaß man nicht imstande ist, die Ausnutzbarkeit des Friedensvertrages durchzuprüfen. Obwohl jeder Tag fast die Mängel der Statistik offenbart, sitzen immer noch an Stellen, die mit Bestimmungsgewalt ausgestattet sind, Leute, welche mit Statistik die wichtigsten Arbeiten vollführen und auf Grund unzuverlässiger Zahlen Beschlüsse von Dauerbedeutung fassen. Gibt es denn keinen Parlamentsmenschen, der einmal diesen Jammer derart kräftig von der Tribüne herunterschreit, daß Regierung und Volk sich der Unzulänglichkeit bewußt werden?

*

In Berlin hat man vierzig Goldschieber verhaftet. Diese Leute haben, hauptsächlich in Berlin und Kattowitz, einen umfassenden und

anscheinend sehr einträglichen Schleichhandel mit Gold getrieben. Sie haben für ein Zwanzigmarkstück in Berlin bis sechzig und in Kattowitz bis achtzig Mark gezahlt. Was ergibt sich daraus? Einmal, daß das Publikum noch einen großen Posten Goldstücke besitzen muß. Diese Goldstücke rollen nicht etwa auf den offiziellen Ruf in die Goldankaufstellen, sondern auf den inoffiziellen Ruf in die Taschen der Agiotageverbrecher, die ja erheblich mehr zahlen als die Behörden. Ferner ergibt sich daraus, daß auch das enorm überbezahlte Gold noch sehr nutzbringend zu verwenden ist. Zu Schmuck verarbeitet, wird es wohl erhebliche Profite abwerfen. Vielleicht handelt es sich auch um Versuche, Gold ins Ausland zu verschieben. Weiter sieht der Volkswirtschafter mit Erstaunen, wie wenig heute das Papiergeld und wieviel das Hartgeld Wert hat. Er sieht deutlich die Folgen der unerhörten Kriegsinflation. Die Goldzentralisation in Notenbanken läßt ja im allgemeinen das Agio des Goldes nicht sichtbar werden. Nur die Wechselkurse und der Schleichhandel mit Gold bringen es an den Tag. Wann werden wir wieder und werden wir überhaupt wieder normale Goldpreise haben?

*

Die Papierstoffabrikanten haben mit Erfolg die Aufhebung der Bezugscheine auf Papiergewebe verlangt. Man wollte das Publikum an den neuen Papierstoff gewöhnen und vermachte die Kauflust durch Einrichtung des Bezugscheinsystems. Bezugscheine haben Sinn, wenn der Vorrat knapp ist, das heißt: wenn man ihn rationieren muß. Wenn aber die Vorräte groß sind und die Fabrikanten sie unter die Leute bringen wollen, dann kann man unmöglich von den Leuten die Erfüllung der Bezugscheinpflicht verlangen. Sonst verzichten sie lieber ganz. Die Aufhebung hat für mich grundsätzliche Bedeutung. Sie bestätigt meine Annahme, daß jede wachsende Produktion das Kriegswirtschaftssystem brechen muß. Dieses System ist eine reine Quantitätsfrage. Es fällt naturnotwendig mit einer entsprechenden Steigerung der Mengen. Dann werden wohl auch jene Herrschaften fallen, die am liebsten ihr Leben lang Bezugscheine austeilen möchten, weil das eine so schöne und bequeme Machtfunktion ist, weil man die Verbeugung der wirtschaftlichen Selbständigkeiten nicht entbehren möchte. Aber eines Tages wird die ganze Bezugscheinkriecherei ein Ende haben, und Die im Kriege kriechen mußten, werden auch wohl wieder einmal kräftig zutreten.

*

Seit drei Wochen, lieber Leser, liegt Lorarius, an Trichinose erkrankt, im Bett. Das ist sozusagen eine kriegswirtschaftliche Krankheit, weshalb ich sie hier erwähne. Denn die Kriegswirtschaft hat bekanntlich den Menschen gezwungen, hie und da etwas hinten herum zu erwerben. Das aber ist eine höchst gefährliche Sache. Denn die Hintenrumdinge, wie Schweinewürste und Schweineschinken, sind meistens nicht unter das Mikroskop des Fleischbeschauers gekommen. Es heißt, daß wir besonders von Belgien, aber auch vom Osten mit solchen Lieblichkeiten gesegnet werden. Ich rate euch also: Eßt nur Gebratenes oder Gekochtes vom Schwein. Sonst habt ihr eines Tages die Trichinenvergiftung, die eine ganz scheußliche Angelegenheit ist. Anscheinend gibt es im Kriege noch nicht genug Todesarten. Deshalb hat uns Mars auch noch die Trichinose geschickt.

Antworten

Erbe. Sie wünschen, den ‚Führer der Alldeutschen' hier zu schildern. Wohlan! würde er selber vermutlich sagen. „Nun hat man den Justizrat Claß aus Mainz auch in Berlin hören können, nachdem man so oft von ihm gehört und ihn, in den Zeiten der Briefsperre, die über ihn verhängt war, fast im Dunkel eines gefürchteten Verschwörertums — oder im matten Glanz der Märtyrerkrone gesehen hatte. Nun trat er leibhaftig als Redner auf — aber ach, die neuen Unternehmungen des Unabhängigen Ausschusses für einen deutschen Frieden und der Deutschen Vaterlandspartei fahren doch ganz andre Kanonen auf; bei Fuhrmann und Tirpitz brauchen die Hände der von vorn herein Begeisterten nicht so lange zu warten: da tost der Beifall wie sonst nur bei den Landbündlern. Bei Claß kommt die Hörerschaft kaum auf ihre Kosten. Geduld, Geduld ist die Parole bei jeder der endlosen Tiraden, die stockend oft und mit zahllosen Einschachtelungen dem unberedten Mund entströmen. Ohne Gesten steht die lange dünne Gestalt, nur das eine Bein zieht sie öfter hoch hinauf, was eine fast storchähnliche Erscheinung gibt. Ist es die Zensur, die Herrn Claß solche Mäßigung auferlegt, daß jeder sonst gewohnte Schimpf, daß der beliebte Kühlmann-Hohn wie die Erzberger-Schelte und selbst das antisemitische Kriegsziel, das nicht schlankweg von Juden, nicht grob von Hebräern, nicht humoristisch von den Söhnen Israels, sondern andeutend nur von Undeutschen spricht — daß all das erst langsam begriffen wird und erst nach und nach das sonst so dienstbereite Echo findet? An einer Stelle spricht der Alldeutsche seine Sehnsucht aus, einmal einer sozialdemokratischen Hörerschaft das deutsche Gewissen zu wecken, auf daß sie Scheidemann die Treue kündige. Aber bevor Herr Claß dort einen Satz herausgebracht, würde der gewandte Rote drei Treffer ins Schwarze erzielt haben." Glaubs gern. Also tut Herr Claß vermutlich gut, sich wieder hinter die Kulissen zu verkrümeln. Dort gibts ja auch genügend Arbeit.

Aktionär des Deutschen Opernhauses. Sie hoffen auf mich. Aber ich hatte auf Sie gehofft, nachdem Nummer Sieben des neunten Jahrgangs erschienen war. Darin hatte der Geheimrat Max Steinthal dargelegt, warum er, und mit ihm der Bankier Richard Pohl, aus euerm Aufsichtsrat ausgeschieden sei: „Weil wir von der Macht des Herrn Neumann-Hofer auf Grund seiner frühern Theaterdirektionsführung, die ihm den Spitznamen Otto der Faule eingetragen hat, und seiner bisherigen Nicht-Tätigkeit am Deutschen Opernhaus nur Gefahren erwarten, mußten wir eben die Verantwortung dafür ablehnen. Und wir haben es vor der weitesten Oeffentlichkeit getan — damit sie ein Auge für das Kommende habe, und damit die Gewarnten wissen, daß dieses Auge auf sie gerichtet ist." Ich hatte zwei Seiten voll Behauptungen hinterhergeschickt, die außer Herrn Neumann-Hofer kein Mann hätte auf sich sitzen lassen. Aber wollt' er mich auch zusammenschmeißen, konnt' er mich doch nicht Lügner heißen. So wars Ihre Verpflichtung, sich nicht zu beruhigen. Inzwischen hat sich alles erfüllt, was hier prophezeit worden ist, und jetzt — jetzt soll ich euch wieder zu Hilfe kommen? Was denn? Noch einmal sechs Seiten mit Tatsachen füllen, mit klaren, nackten, harten, beweisbaren Tatsachen, damit die Majorität darauf huste? Bei dieser Papiernot? Suchen Sie sich durch die Berliner Börsenzeitung (vom sechsten und vom zwanzigsten Februar) zu entschädi-

gen, die als einzige berliner Zeitung es unternimmt, die Zustände dieses Theaters beim rechten Namen zu nennen. Sie schreibt: „In der Generalversammlung ist Herr Sudermann sehr warm für Herrn Neumann-Hofer eingetreten mit all dem falschen Pathos, all der verlogenen Sentimentalität, die wir zur Genüge aus seinen Stücken kennen. Freilich wurde er diesmal von einem Aktionärvertreter mit einem beißenden Hohn zugedeckt, der es ihm vielleicht verleidete, noch einmal aufzutreten. Wenn Sudermann pathetisch erklärt, er stehe für Neumann-Hofer ein, so entsteht natürlich die Frage, wer denn für Herrn Sudermann einsteht!" Auch die Beziehungen zwischen diesem Schutzherrn und seinem Schützling habe ich hier vor fünf Jahren noch schärfer beleuchtet als Herr Max Steinthal — mit dem Erfolg, daß die Berliner Börsenzeitung heut fragen muß: „Ist es richtig, daß Herr Neumann-Hofer, von dessen Arbeit man nicht allzu viele Spuren im Deutschen Opernhaus bemerkt, fünfundzwanzigtausend Mark Gehalt und dreitausend Mark für Repräsentation erhält? Und zwar seit dem ersten September 1917, nachdem sein Gehalt bei Eröffnung des Theaters zehntausend, bei Kriegsbeginn fünfzehntausend Mark betragen hat und inzwischen einmal auf zwanzigtausend Mark erhöht worden war?" Daß man von dieser so üppig bezahlten Arbeit nichts merkt, ist noch das Einzige, was ich an ihr loben kann. Aber wie wird die Arbeit bezahlt, die man merken soll, und die teilweise wirklich bemerkenswert ist? Wiederum fragt die unbequeme Berliner Börsenzeitung: „Ist es richtig, daß die bescheidene Kriegszulage von zehn Prozent (und diese erst am ersten Januar 1918) nur den Mitgliedern bis zu fünfhundert Mark Monatsgage bewilligt worden ist? Daß also, zum Beispiel, Leute, die auf zehn Monate mit sechshundert Mark engagiert worden sind, das heißt: mit sechstausend Mark für das Jahr, die Zulage schon nicht mehr erhalten? Daß die große Kategorie der Mitglieder, die bei Einkommen von sechs- bis zehntausend Mark den Krieg sehr bitter spüren, trotz den großen Gagenverlusten in den ersten anderthalb Kriegsjahren — durchschnittlich fünfzig Prozent — keinerlei Zulage erhalten?" Möchten Sie diese und viele andre Fragen nicht zu den Ihren machen, Herr Aktionär? Möchten Sie nicht mit so reichem Material zunächst den Aufsichtsrat überzeugen, daß die Geschäftsführung seines Deutschen Opernhauses bereits Tausende hätte ersparen können, wenn sie statt ihrer den Geschäftsführer hinausgeworfen hätte — daß sie sie heut noch ersparen kann?! Von meinem Blatt ist nichts weiter zu erwarten, als daß es den Jahresbericht des Deutschen Opernhauses äußerst kritisch betrachtet, sobald die beiden andern Aktiengesellschaften unter unsern Theatern ihre Generalversammlung hinter sich haben. Aber was ist die brotlose Kunst der Kritik gegen die Durchschlagskraft des Großkapitals, die ihr repräsentiert! Repräsentiert sie nicht bloß — gebraucht sie!

F. G. Bekämpfen? Nein. Schildern? Auch das nicht. Zitieren? Schon eher. Damit Sie mich nicht länger bemitleiden, sondern mir endlich glauben, daß ich der Neigung meiner andersgläubigen und auch sonst anders gearteten Genossen, meinen Namen erst falsch zu schreiben und dann mit Schimpfwörtern zu garnieren, die heitersten Augenblicke eines vielgeplagten Daseins verdanke. Wie also sieht solch gegnerisches Blättchen aus? Den Vortritt habe der Verlag. „Die Papierpreise sind von Monat zu Monat in die Höhe gegangen, mit ihm alle andern Kosten der Herstellung." Oder: „Wir stehen heute vor der unweigerlichen Notwendigkeit der Preiserhöhung als einen Zwang der Verhält-

nisse." Die Redaktion ist ebenbürtig, aber mannigfaltiger. Ihre Kunstauffassung? „Flaubert ist ein sittlich haltloser Mann." Ihre Konsequenz? Im Januar-Heft ist es „schade, daß diese gute Meinung Gerhart Hauptmanns ein so schlechtes und mangelhaftes Wissen verrät. Jeder Satz das Zeichen eines weltfremden Geistes, nicht frei von einer nicht zu verschleiernden Borniertheit." Fürs Februar-Heft sind daraus „die tiefen, weisen, von Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit durchdrungenen Worte des großen und genialen Denkers Gerhart Hauptmann" geworden, ohne daß etwa das Urteil den Verkünder gewechselt hätte. Sein und der Seinen Deutsch? „Die deutschen Dome strafen dieser Behauptung Lügen." „Herr Edler von Weingartner entzog sich unter Preisgabe seines ritterlichen Mutes der ihm zugedachten Tätlichkeiten." „Es wäre ein wirklich tragisches Geschehen unserm Volke gegenüber, hätte dieses durch seine Faulheit und Leichtfertigkeit in diesen Dingen die ungeheure Täuschung, die durch eine ihm derart fremde Presse und durch den Geist ihres Schrifttums an ihm geschieht, dieses Geschick verdient." Faulheit und Leichtfertigkeit: das ist die schonungslose herbe Kritik, die unsre Freunde an ihresgleichen verüben. Ihre Selbstkritik? „Ist der Deutsche der klügste und tiefste Mensch, so zeigt er sich zuweilen, und mir deucht, recht häufig, als der dümmste und oberflächlichste." Recht häufig? Einmal im Monat. Immer, wenn ‚Deutsches Volkstum' (früher ‚Bühne und Welt') erscheint.

Sport

Die neue Deutsche Rennzeit! Die vom Generalsekretariat des Union-Klubs mit den zuständigen Stellen des Landwirtschaftsministeriums geführten Verhandlungen werden voraussichtlich einen günstigen Verlauf nehmen, doch ist eine Entscheidung erst in einigen Wochen zu erwarten. Wahrscheinlich werden die Rennen in gleichem Umfange wie im Vorjahre stattfinden. Sollten Einschränkungen notwendig sein, so werden sich diese nur auf sportlich unwichtigere kleine Plätze im Reiche erstrecken. Auch die Genehmigung der Sonderzüge, die eine Lebensfrage für den Rennsport bedeuten, steht in Aussicht. Wahrscheinlich wird die neue Rennzeit am 17. März mit den Trabrennen in Mariendorf eröffnet werden und am ersten Osterfeiertag dann die Karlshorster Rennbahn ihre Tore eröffnen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

Anfang und Ende von Germanicus

Es ist begreiflich, daß grade jetzt, da der Krieg dem Ende zueilt, zum mindesten aber infolge der bevorstehenden westlichen Ereignisse eine scharfe Wendung machen wird, die Ueberholten, denen unser Ostfrieden einen mehr als fatalen Zukunftsblick gestattet, noch einmal in die Vergangenheit zurückgreifen, noch einmal mit besonderer Heftigkeit die Frage nach der Inszenierung des Krieges aufwerfen. Sie möchten sich rückversichern für die Wahrscheinlichkeit, daß das endgültige Ergebnis der vier Jahre für sie nicht günstig sein wird. Sie möchten ihre Völker noch einmal zur Entrüstung antreiben, zu einer letzten, alles überbietenden Kraftanstrengung. Deutschland soll den Krieg gemacht haben. In solchem Sinne hat letzthin besonders Herr Pichon gearbeitet. Herr von dem Bussche und bald darauf auch Bethmann Hollweg sind ihm entgegengetreten. Die Instruktion des Herrn von Schoen, die Anforderung von Toul und Verdun, für den Fall, daß Frankreich 1914 neutral bleiben wollte, eine Forderung, durch deren vorauszusehende Unerfüllbarkeit Pichon den fest entschlossenen Kriegswillen Deutschlands vor aller Welt aufzudecken versuchte, ist zugegeben worden; zugleich aber wurde festgestellt, daß diese Instruktion zum Ausbruch des Krieges nicht beigetragen haben kann, einfach darum nicht, weil sie erst vor kurzem den Franzosen bekannt geworden ist. Im Gegensatz hierzu erinnert Bethmann an die mannigfachen Versuche, die Deutschland besonders an Englands Adresse sandte, und die alle darauf hinzielten, den Krieg durch Englands Einspruch zu verhindern oder wenigstens durch seine Bürgschaft zu lokalisieren. Gleichzeitig wurde auf die Ergebnisse des Suchomlinoff-Prozesses hingewiesen. Das ist nun alles gewiß durchaus stichhaltig und gibt uns eine gewisse moralische Befriedigung. Wir möchten aber meinen, daß all diese Uebungen, die Schuld am Kriege ableugnen und dem Andern zuwälzen zu wollen, von welcher Seite sie auch immer kommen mögen, heute, wo es nun nicht mehr nötig ist, die Sprungfeder vom Ueberfallensein in das Bewußtsein der Völker einzuschalten, einigermaßen überflüssig sind. Ohne Zynismus kann man gestehen, daß es mehr als gleichgültig ist, wer nun eigentlich die jahrzehntelange europäische Spannung durch einen Entschluß, der zwangsläufig irgendwann einmal bei irgend einer der Parteien sich einstellen mußte, ausgelöst hat. Nur Gefühlspolitik kann heute noch Interesse an der Schuldfrage haben. Im übrigen bedarf es keiner großen Einsicht, um sich zu sagen, daß in absehbarer Zeit eine internationale Uebereinstimmung über die Antwort auf die Schuldfrage nicht gefunden werden wird. Wozu also solch zweckloses Bemühen? Sollte Deutschland, was wir nicht wissen, was wir aber immerhin für möglich halten, das Jahr 1914 und die serbische Untat für günstig befunden haben, so könnte man doch nur feststellen, daß der Verlauf der Ereignisse ihm und seinen Verantwortlichen recht gegeben hat. Niemand aber wird ernsthaft

bezweifeln können, daß ebenso die Gegenseite Tag für Tag nach einer guten Gelegenheit und nach dem richtigen Augenblick Ausschau gehalten hat. Wir haben uns durch das Aufbrodeln der Begriffe vom Völkerfrieden, von der Abrüstung, von der Verständigung, vom Schiedsgericht und von der antimilitaristischen Demokratie ein wenig die Köpfe trüben lassen. Wir haben den Gestus für eine Realität genommen. Wir haben darüber beinah vergessen, daß wir eben erst mitten im Zeitalter des Imperialismus stehen oder — wenns besser klingt, und da ja besonders einige deutsche Moralisten auf solche Nuance Wert legen — im Zeichen der weltpolitischen Organisation. Einige Tage lang haben wir hier und da ganz ehrlich an den „letzten Krieg" geglaubt. Auch dieser Glaube ist dahingefahren; wir wissen heute, daß unsre Sehnsucht noch von unsern Kindeskindern geliebt werden wird, und daß die Politik langsam arbeitet. Dieser Krieg wird nicht der letzte gewesen sein; aber er wird vielleicht der erste einer neuen Reihe sein. Er ist auch nicht vom Zaun gebrochen worden, und es ist darum an ihm im Sinne der bürgerlichen Moral auch niemand schuldig. Er ist nichts als ein Schnittpunkt von sich durchkreuzenden Entwicklungslinien. Er ist in solchem Sinne, wenigstens für Alle, die an eine Logik der geschichtlichen Entwicklung glauben, eine Knotenlösung und damit trotz all dem Wahnsinn, den er erforderte, eine Klärung. Was nun auch immer die Archive von sich geben mögen: an dem Grundsätzlichen solcher Auffassung wird das nichts ändern. Dies gilt auch für die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky, mit der die feindliche Propaganda, aber auch der inländische Pazifismus hausiert, und die im übrigen schon wegen der sie befleckenden Eitelkeit, mit der sie geschrieben wurde, ziemlich belanglos ist. Was Lichnowsky enthüllt, ist bestenfalls die Unfähigkeit Einzelner; aber selbst, wenn es daran gefehlt hätte, und wenn all das geglückt wäre, was den Zusammenstoß im letzten Augenblick verhüten sollte: es hätte sich nur um eine Vertagung handeln können. Das Ergebnis des Krieges läßt nun nicht ohne weiteres erkennen, daß solche Vertagung unter allen Umständen für uns glücklich gewesen wäre; und da eins ins andre greift, möchten wir sagen: vielleicht nicht einmal glücklich für die Weltklärung. Mancherlei jedenfalls, was beseitigt und erreicht werden mußte, hat der Krieg zustande gebracht. Die Zertrümmerung des panslawistischen Westdrangs war notwendig. Notwendig war auch eine Zermalmung des französischen Revanche-Irrsinns, und nicht minder notwendig, ja, am notwendigsten von allem war das Aneinandermessen und damit das Nebeneinanderkommen von Deutschland und England. Es ließe sich hier noch mancherlei anführen, und nicht zuletzt die Aufrüttelung der Völker, der Massen, daß sie begreifen lernen, wie entscheidend es ist, daß die Aufmerksamkeit, die sie bisher einseitig den Vorgängen der innern Politik zugewandt haben, auch und vor allem auf die Bewegungen der äußern Politik erweitert wird.

Nun steht das Ende vor den Toren: eine neue Absteckung imperialistischer Wege. Durch den Gemütsschleier des Selbstbestim-

mungsrechts der Völker hindurch können wir deutlich erkennen, wie Deutschlands Ausdehnungsbedürfnis sich im Osten befriedigt. Wozu hier Phrasen machen? Das Notwendige geschieht. Finnland, die Aalandsinseln, Riga mit der nach Berlin in Verwahrung gebrachten Herzogskrone und davon abhängig Livland, Estland und Litauen, bis hinunter nach Odessa: die Lage dürfte klar sein und dürfte nicht einmal durch die polnische Schwierigkeit gestört werden. Nichts Endgültiges; aber Balkan-Perspektiven, die Ziele zeigen, zum mindesten sie vermuten lassen. Nicht anders im feindlichen Lager. Japan springt auf das asiatische Festland hinüber, um bis auf weiteres dort zu bleiben. Damit beginnt ein neuer Kreis weltpolitischer Abwicklung. Weshalb Amerika (vielleicht letzten Endes im bewußten Mißtrauen gegen England und die kleinen, flinken Gelben) in den Krieg eingriff, wird um vieles deutlicher. Dann aber England. Aegypten wird es nicht herausgeben. Ein Pfosten, der für die nächsten hundert Jahre den Weg weist. Der Druck, der auf Holland und die übrigen seefahrenden Neutralen geübt wird, ist in solchem Tatbestand ein weiterer Faktor, mit dem wir und jedermann künftighin zu rechnen haben. Die Unterseeboote mögen eine schöne Sache sein, und wir trauen ihnen mancherlei zu — nur nicht: Englands Vernichtung. Aber sie haben die englische Hegemonie angenagt und haben hiermit gezeigt, daß künftighin die Weltherrschaft mit Andern, nicht zuletzt mit Deutschland, wird geteilt werden müssen. Kein ewiger Frieden senkt sich hernieder. Aber eine neue Plattform für neue Entwicklungen ist gezimmert worden. Schon könnten Seheraugen zukünftige Katastrophen erspähen. Das Ende ist nicht viel anders, als es der Anfang war. Völker fressen sich und schicken sich, gesättigt, zu neuem Fraße an. Schuld und Sühne sind nur sentimentale Vokabeln für Schwäche und Kraft. Daneben freilich, und dafür sind wir dankbar, vergrößert sich die Kopfzahl der Verantwortlichen. Eine Sicherung für die Zurückdrängung von Willkür und individuellem Ungeschick; eine Erleichterung für die Auswirkung des Determinierten. Aus solcher Erkenntnis heraus, nicht um der demokratischen Phrase willen, verlangen wir, daß auch, was dieses betrifft, das Ende wie der Anfang sei. 1914 wurde das deutsche Volk in seiner Ganzheit aufgerufen. Der Frieden darf diesem Heerbann keine Entlassung bringen. Insofern müssen die Notgeständnisse bestätigt werden. Nicht etwa aus Dankbarkeit, sondern aus Gründen der Zweckmäßigkeit. Wenn der doppelte Druck, von dem Friedberg gesprochen hat, zur Wirkung kommt und so die Kräfte, die den Krieg gewinnen halfen, dem Staate aktiv erhält, wird nichts andres vollbracht sein als eine Sicherung des Endes für einen neuen Anfang. Auch hierin wird und muß sich zeigen, daß die politische Entwicklung sich nicht an Formalitäten, nicht an Gemütsphrasen, nicht an Traditionswehmut entscheidet, sondern allein an der Probe der Macht. Solche Machtprobe müssen die preußischen Konservativen erfahren — war Niederbarnim.

Publizisten von Johannes Fischart

VIII.

Friedrich Naumann

Zwischen evangelischer Staatskirche und reinem Menschentum klafft ein unüberbrückbarer Gegensatz. Ein Christentum, das verstaatlicht wird, ist sofort auch an tausenderlei Interessen gekettet, die mit Menschenliebe und Menschendienst nichts zu tun haben. Zwischen Herz und Verstand haben sich die Konsistorien, die Synoden, der ganze bureaukratische Apparat der Kirche geschoben und damit zugleich der (rein weltliche) Schutz des Thrones und die (egoistisch-wirtschaftlichen) Interessen all Derer, die sich mit kräftigen Worten gern um den Thron scharen. Die aber, denen der Heiland einst als Trostbringer, als Erlöser erschien, die Mühsäligen und Beladenen wurden beiseite geschoben und sind nun, im Sozialismus, ihre eigenen Wege gegangen. Wenn je, dann hat dieses Königlich preußische evangelische Staatschristentum im Kriege den letzten Rest der reinen, großen, allumfassenden Menschenliebe von sich gestreift und über das härene Gewand des Verzeihens und Versöhnens den stahlharten Panzer des Kampfes gelegt. Ich habe sogar, mit eigenen Ohren, von der Kanzel eine Rechtfertigung des Hasses gehört. Przybyszewski, der Vater des literarischen Satanismus, hätte seine Freude daran gehabt. Es gehört heute in geistlichen Kreisen zum guten Ton, daß man, als Superintendent, Konsistorialrat oder auch als bloße Hochehrwürden, Mitglied der Deutschen Vaterlandspartei ist, die bekanntlich einen Krieg ad infinitum predigt. Traub ist der Typus dafür.

Dieser Zwiespalt zwischen den Lehren des Christentums und den ganz andern Wegen, die das praktische Leben einschlägt, hat schon immer die Besten unter den Kündern des Wortes Gottes erschüttert. Ganz besonders im modernen Leben der Technik, der Maschine, das die Menschenarbeit atomisiert und das Dasein der Masse freudlos macht. Soll ich noch Namen nennen? Etwa Kierkegaard, Emerson, Kalthoff, Jatho? Viele andre ließen sich hinzufügen. Auch Friedrich Naumann darf in dieser Reihe Aufrechter nicht fehlen. Auch er sieht das Elend der Massen mit seherischem Blick, der bis in die letzten verschlossenen Kammern der Seele dringt, möchte helfen und kann doch, als Einzelner, nichts ausrichten. Soll er, als Pfarrer, als Theologe, immer nur reden und reden, die leidende Menschheit lediglich mit dem harten Brot von Geschichten und Gleichnissen aus einem Buche der Vergangenheit zu sättigen versuchen, das dem Modernen in Vielem, beinah in Allem so kalt und fremd klingt, weil ja die Welt um ihn herum so ganz anders ausschaut? Oder soll er mitten hineinspringen in dieses Grauen des täglichen Lebens, vom Wort zur Tat übergehen und immer nur helfen, sorgen, pflegen?

Er entscheidet sich für die Tat. In einem sächsischen kleinen Ort, in Störmthal, wurde er 1860 geboren, kam auf das Nikolai-

Gymnasium nach Leipzig und wurde dann auf die Fürstenschule nach Meißen geschickt. In Leipzig und Erlangen studiert er Theologie. Aber mit bloßem Wort-Predigen hält er sich nicht lange auf. Er geht wie ein werktätig dienender Ordensbruder des Mittelalters ins Rauhe Haus zu Hamburg. Die innere Mission ist sein Feld. Er kommt nach Glauchau, diesem trüben, armseligen Textil-Fabrikhof Sachsens, wo es nur Schlote und wieder Schlote gibt, und wo die Menschen mit gekrümmtem Rücken durch die rauchigen engen Straßen gehen, und wird schließlich als Vereinsgeistlicher der Südwestdeutschen Konferenz für innere Mission nach Frankfurt am Main berufen. Es ist ums Jahr 1890. Bismarcks Aera geht zu Ende. In der Literatur bricht sich das jüngste Deutschland mit seinem krassen Naturalismus Bahn. Der jugendliche Kaiser kündigt in seinen Februar-Erlassen eine neue soziale Epoche an. Die Intelligenz wendet sich, in einem Rausch der Begeisterung, dem Sozialismus zu. Eine ganz neue Zeit scheint anzuheben. Der bismarcksche Albdruck weicht von den Menschen. Naumann reiht sich rasch in die Phalanx Derer, die nun kulturell erobernd vorwärts stürmen wollen, glaubt aber zunächst von der Kanzel herab genügend wirken zu können für die heraufkommenden neuen Ideale. Seine erste Schrift erscheint: das soziale Programm der evangelischen Kirche. Die Stöcker-Mannen, die Christlich-Sozialen stehen ihm am nächsten. Was heißt christlich-sozial? fragt er in einem zweiten Buche, und darauf richtet er ‚Soziale Briefe an reiche Leute'. 1894. Baut aber, in dieser sozialen Gesinnung, gleichzeitig am christlichen Glauben herum: Jesus als Volksmann, Gotteshilfe undsoweiter.

Er ist ein Eigener, der den Mut zu Idealen hat, den Mut aber auch, sie durchsetzen zu wollen. Eine Menge Gleichgesinnter schart er um sich: Theologen, Studierende, alles Leute, die sich heraussehnen aus dem herztötenden Einerlei der staatlich abgestempelten Berufskarriere, die die Schranken übersteigen und ins Weite wirken wollen. Die Nationalsoziale Partei wird begründet. Staatssozialismus und Demokratie auf der einen, Heer- und Flottenbegeisterung auf der andern Seite. Eugen Richter spottet über diesen emsigen Sozialimperialismus. Tut nichts. Die ‚Hilfe' wird das Organ dieser Jungen. Naumann ist der Herausgeber, Martin Wenck, ein Theologe, der verantwortliche Redakteur, und Friedrich Weinhausen, auch ein Gottesmann, wird der Generalsekretär der neuen Partei. Alles sieht rosenrot aus. In Berlin wird eine Tageszeitung: die ‚Zeit' begründet. Naumann fungiert als Chefredakteur. Paul Rohrbach gesellt sich hinzu. Aber die Sache geht nicht. Nach dreiviertel Jahren schläft das Blatt ein, und fristet für eine kurze Zeit noch als Wochenschrift sein Dasein.

Inzwischen hat sich die Partei der Jungtheologen auch in den Wahlkampf gestürzt. 1898. Naumann kandidiert in Jena-Neustadt. Bassermann sticht ihn aus. Fünf Jahre später bemüht sich Naumann in Oldenburg um ein Reichstagsmandat. Wie-

derum vergebens. Nur zwei „Nationalsoziale kommen ans Ziel: Hellmut von Gerlach und Heinz Potthof, der aber nur, weil er vorsichtshalber als wildliberal firmiert hatte. Ob dieses geringen Wahlerfolges verzagt man. Die große Sache wird als verloren aufgegeben. Die nationalsoziale Partei löst sich auf. Die Einen gehen zur Sozialdemokratie über, so die ehemaligen Pastoren Göhre und Maurenbrecher, die Andern, das Gros schließt sich der Freisinnigen Vereinigung, den Rickert, Mommsen, Gothein an. Auch Naumann. Der hat sich unterdessen ganz der politischen Schriftstellerei gewidmet. Jahr für Jahr erscheinen ein, zwei, drei Bücher von ihm. Sein nationalsoziales Bekenntnis ist in seinem Werke ‚Demokratie und Kaisertum‘ niedergelegt. Beide Faktoren hält er für wohl vereinbar. In der ‚Neudeutschen Wirtschaftspolitik‘ rechtfertigt er die kapitalistische Wirtschaftsforderung, läßt aber die Frage offen, ob später, in ferner Zukunft, wenn die ganze Welt durchkapitalisiert sei, einst der Sozialismus von selbst kommen werde. Auch aesthetische Fragen fesseln ihn, pädagogische, und über alles weiß er ein Netz neuer Gedanken auszubreiten. In der Tagespresse schreibt er über die verschiedensten Dinge. Rastlos. Unübersehbar häufen sich seine Publikationen.

1907 endlich, bei den Blockwahlen, gelangt er, als Vertreter Heilbronns, in den Reichstag. Nun erst scheint seine Stunde gekommen zu sein. Nun wird er in ganz großem Stil tätig sein können, und die Nation, die Kulturwelt wird seinen Worten lauschen. Seine erste Reichstagsrede, über das Verhältnis von Arbeitern und Arbeitgebern im modernen Industriekapitalismus, wird von der Presse wie eine Sensation besprochen. Weit erhebt sich, was er gesagt hat, über das Niveau öden Parteigezänks. Er stellt große Gedanken auf und gibt sie in blendender Sprache wieder. Nur Die in der Partei schütteln bedenklich die Köpfe, die Parteigrößen, die in der parteibureaukratischen Ochsentour über die Bezirksvereine hochgekommen sind, die Wiemer und Kopsch (der übrigens als freisinniger Commis voyageur ein unleugbares Organisationstalent hat), und langsam bildet sich eine gläserne Mauer um ihn. Der „Sklavenaufstand“ beginnt. Auf Parteitagen mag er reden, sich in Versammlungen draußen im Reiche bejubeln lassen: in der Parteileitung selbst wird er kalt gestellt. Hier herrschen die minores dii. Hier frißt die Arterienverkalkung weiter, und neues, aufbegehrendes Blut ist unerwünscht.

Naumann, der die blaue Wunderblume des Liberalismus entdeckt hat, wird vom Parteiklüngel selbst wie ein Mauerblümchen an die Wand gedrückt. Das ist beschämend, aber leider wahr. Er ist den Leuten nicht Realpolitiker genug. Mag sein. Ein Hang zur Romantik ist bei ihm unverkennbar. Für alles weiß er, intuitiv, für die starrsten politischen Begriffe kristallklare Ausdeutungen zu finden, Formeln, die sich der Masse sofort einprägen. Ihn selbst aber verleitet das leicht zu schematischer Behandlung der Politik. So hat sein glücklich entdecktes Wort ‚Mitteleuropa‘ ihn

in seinem gleichnamigen Werke zu Folgerungen geführt, die Deutschland in den Verdacht brachten, zuerst den gegenwärtigen Wirtschaftskrieg verewigen zu wollen.

Wie er schreibt, bildhaft und klar, oft mit Gleichnissen spielend, so spricht er auch in rauchgeschwängerten Versammlungen. Er hat kein volltönendes Organ, nicht einmal einen sympathischen Ton, eher eine krächzende, fast heiser scheinende Sprechweise, aber die Fülle der Ideen, der Gesichte läßt alles, was er sagt, in schimmerndem Glanze erscheinen.

1912, bei den letzten Reichstagswahlen, fiel er in Heilbronn durch. Unstet mußte er sich nach neuen Wahlkreisen umsehen. Schließlich entsandte ihn Waldeck-Pyrmont, wo sonst der Antisemitismus kühn das Haupt erhebt, in einer Nachwahl ins Haus am Königsplatz. Wo wird er das nächste Mal kandidieren?

Der innere Dämon treibt ihn zu immer neuen Ufern. In der „Hilfe" tut er allwöchentlich geistigen Samariterdienst an vielen Tausenden. Er hat der innern Mission neue Wege und Ziele gesteckt, der innern Mission, „wie er sie auffaßt".

Frank Wedekind von Harry Kahn

Der Abend nach einem Nachmittag, an dem man die harten drei Schollen auf die härtern vier Bretter geworfen hat, ist nicht sehr geeignet zur Wertung eines Lebenswerks, dessen materielle Voraussetzungen in diesem Sarg beschlossen liegen. Sie ist nur möglich, wenn man, wider Willen und jenseits allen Gefühls vom Subjekt wegsehend, es zum Objekt versteint; es bleibt nur die Flucht in die Ewigkeit, das Schauen aus historischer Höhe. Von diesem Beobachtungsstand aus darf es gewagt und gesagt werden: Frank Wedekind war keiner jener Gipfel, die über die Jahrhunderte ragen und dort, die einsam kühlen Firnen einander zugekehrt, ewig rätselvolle Zwiesprach halten. Aber immerhin: ein lieblicher Wiesenhügel war er auch nicht; keine sanfte Erderhebung, von der Sonntagsausflügler angenehme Aussichten genießen. Er war ein wirklicher Berg, mit Klüften und Höhlen, in denen auch ganz geübte Werktagswanderer sich wohl Hals und Hirn brechen können.

Die voreilige und beflissene Jubiläumsfeder eines — mutatis mutandis— Eckermann meinte ihn an seinem jetzt kaum vier Jahre verflossenen fünfzigsten Geburtstag einen „Titaniden" nennen zu müssen. Weil er Götter gestürzt, Welten zertrümmert habe, und so. Nun, ich denke: die revolutionäre Geste, gleichviel, ob sie nur hintergrundlose Gebärde oder tatsächlich die äußere Lineatur eines sich auflehnenden Herzens ist, hat, nicht zuletzt durch die harten Erfahrungen des politischen Lebens in den letzten Jahren, etwas an Wertschätzung verloren; und wir haben, nicht zuletzt durch die wunderlichen Verzerrungen der literarischen Entwicklung in den letzten Monaten, gelernt, daß diese Geste zum stereotypen Rüst-

zeug grade ihres handgreiflichen Gegensatzes, der Evolution, wie Klappern zum Handwerk gehört. Und: was hat denn Frank Wedekind eigentlich niedergerissen? Die alte Geschlechtsmoral, sagt man. Ach, die Einehe besteht immer noch, und in München waren längst vor Wedekinds Auftreten fünfundzwanzig vom Hundert aller Geburten unehelich. Der Jüngling schleicht noch immer heimlich zu seinem Mädchen, und das Wort „Bein" darf in guter Gesellschaft (wenigstens in Deutschland) ausgesprochen werden, seit Radfahren und Skilaufen die Damenhose gezeitigt haben. Vermutlich mehr als Wedekind hat der Sport dazu getan, die alten Götterbilder . . . niederzureißen? . . . ach, nein: ein bißchen zu verrutschen. Es wird wohl auf das gute alte Gesetz der Wechselwirkung von Oekonomie und Ethos hinauskommen. Die ersten frechen Bänkelverse Wedekinds stehen nicht umsonst in den vergilbten Zeitschriftenbänden neben Bildern, auf denen radelnde Damen in höchst unkleidsamen, jugendstilisierten Pumphosen den Bürger der Jahrhundertwende erschrecken.

Frank Wedekinds dramatischer Erstling fällt mit dem Gerhart Hauptmanns zusammen; im gleichen Jubeljahr der Großen Revolution ist die ‚Frau vom Meer' erschienen. Man sieht deutlich, wie sich hier die Ströme gabeln: wie die Söhne die einzelnen Pfeile, deren gebündeltes Ganze die Stärke des Vaters ausmachte, übernehmen, sie ererben, um sie in langer Lebensarbeit zu eigenem Besitz zu erwerben. Man sieht aber auch, wie die Ströme dünner werden und die Pfeile immer spitzer. Universalität wird Einseitigkeit, Breite Pointe. Immer tiefer steigt Gerhart Hauptmann in die Seelenwelt des tiers état, dessen erster monumentaler Tragiker eben Ibsen war, hinab, um, als es dort für seine schweren Schritte und mitleidigen Augen keinen Grund mehr auszumessen gab, über das Studium und die Darstellung des vierten Standes sich allen Mühsäligen und Beladenen dieses schmerzlichen Balls zuzuwenden. Hauptmann ist so der Erbe und Mehrer der seelischen Inhalte Ibsens; er hat die Welt des Alten, möchte man sprechen, zu Ende gefühlt. Wedekind hat sie — cum grano sasli — zu Ende gedacht. Er hat das, was für Ibsen eigentlich nie mehr als Sache der formalen Gestaltung war, in Schächte verfolgt, in denen eine andre der Goetheschen Mütter sitzt: Gäa, die Böseste von allen; in Tiefen, wo der Erdgeist selber, rotglühend und in unstillbarer Bewegung, sein urewiges Leben führt.

Der norwegische Julian packte die ihm ekle Welt da an, wo ihr Gefüge am lockersten war, wo der Bohrwurm der Jahrhunderte die gefährlichsten Gänge in das morsche Holz gefressen hatte. Nach den ersten allgemeinen Entladungen eines schier alttestamentarischen Zorns über die Dinge der Zeit dämpfte er diesen und schärfte ihn zugleich zu einem Werkzeug, mit dem er an einem einzigen Grundbalken der bürgerlich-christlichen Weltstruktur bohrte und biß: der Familie. Die interlinearen Verhältnisse des mystischen Dreiecks Mann — Weib — Kind, seine Integralen und Differentialen im-

mer wieder aufs neue aufzusuchen und zu untersuchen, die Rechenfehler, die sich in zwei Jahrtausenden eingeschlichen haben, aufzuzeigen und immer wieder, ein ungestümer und unbequemer Gregers Werle, neue Lösungen zu fordern (ohne solche zu finden): das ist die kulturhistorische Aufgabe und Größe des vollendeten Ibsen gewesen. Der Schüler ist vom Scheitelpunkt des Winkels auf einem Schenkel vorwärtsgegangen, den der Meister nicht beschreiten gewollt, obschon er ihn sicherlich gesehen hat. (Der Rita Allmers Wort vom „stehengelassenen Champagner" und jenes andre merkwürdige ebenfalls aus ‚Klein Eyolf', daß wir „auch ein wenig mit Himmel und Meer verwandt" sind, weisen nicht allein darauf.) In der Beschränkung — auf die Beziehungen zwischen den zwei Katheten des Dreiecks, Mann und Weib — ist Frank Wedekind selbst ein Meister geworden. Notwendig müssen diese Beziehungen, wenn ihnen das metapsychische Ventil ihres Produkts fehlt, zur einseitigen Betonung des Sexuellen führen. (Es ist kein Zufall: die Helden des späten Ibsen sind immer verheiratet und haben immer mindestens ein Kind; wenn es sich nicht grade, wie im Epilog, um die Tragödie der Verdrängung der weiblichen Leibesfrucht durch das männliche Geisteserzeugnis handelt, oder wenn, neben diesem, nicht grade die Tragikomödie der Sterilität, Hedda Gabler, die Absicht ist. Wedekinds Hauptfiguren, bis auf die des Schlüsselstücks ‚Oaha', sind durch die Bank ledig oder kinderlos). Und notwendig muß die Beschränkung auf diese syntheselose Zweiheit eine ständige, wohlfeile Antithetik erzeugen, die keineswegs, wie allgemein geglaubt wird, a priori tragisch ist. Denn das Weib ist von Urbeginn und bis ans Urende der schwächere Partner im geistigen Streit, und nur der meta-physische Kampf zwischen geistigen Größen gleichen Grades und gleicher Kraft konstituiert die Tragödie. Bestenfalls entsteht ein bewegtes Widereinander, das man mit dem fälschlich (auch für Film und Roman) gebrauchten Wort „dramatisch" belegen mag, dessen Ausgang aber keinen Augenblick zweifelhaft ist. Diese tiefe Fehlerquelle in Wedekinds bedeutendsten ‚Tragödien' wird nicht verschüttet, wenn die weibliche Hauptfigur in jener künstlichen Weise monumentalisiert wird, wie sie nach Zolas Vorgang kaum mehr neu und originell war. Zola bestätigt sich solchergestalt allerdings nur an toten Dingen: einer Maschine, einem Warenhaus; in ihnen werden dann allerhand Dämonen dieser Erde symbolisiert. Auch Wedekinds (mit Recht artikelloser) ‚Erdgeist' ist ja höchstens ein Erdgeist, nicht, wie man ihn (und Freud) mißverstand: der Erdgeist. Zu seinem Träger wird ein Mensch und damit dieser zu einem toten Ding gemacht. Im ersten Teil benimmt sich Lulu keineswegs wie „ein Mensch mit seinem Widerspruch", sondern schon wie ein sehr „ausgeklügelt Buch", besser: wie ein Automat, der auf die Geldstücke, die man in ihn hineinwirft, mechanisch reagiert; höflicher: wie ein karthagischer Moloch, der, in chemisch nachweisbarem Prozeß, die ihm geopferten Leiber zu Asche verbrennt. Erst

wenn Lulu, im zweiten Teil, ihrer gemalten Majestät entkleidet und aus einer monumentalen Mauer zu einem höchst armseligen Menschenwesen wird, beginnt sie zu interessieren; und dann ist es auch gleich zu Ende mit ihr, wenn ein Mann auftritt, der die gleichen Mittel gebraucht wie sie selber. Denn der „Retter" ist ja nicht der Gegenspieler der Dirne; auf diesem Punkt der Weibchenskala heißt das männliche Korrelat Zuhälter. Im ersten Teil und auf der überwiegenden Strecke des zweiten, und wie in der Mehrzahl von Wedekinds Stücken überhaupt, kämpfen die Menschen einfach an einander vorbei. Die äußerlich formale Auswirkung dieses Zustandes ist das berühmte Aneinander-Vorbeireden der Personen, das man noch heute als so sehr neu und naturwahr bestaunt. (Aber ein andrer Dichter meinte grade: Was als wahr erscheinen soll, darf nicht wahr sein.)

Von diesem Haupt- und Mittelwerk empfangen alle andern, frühere wie spätere, Licht und Leben. Ich habe sie einmal (in diesen Blättern) mit konzentrischen Wasserringen verglichen, die sich um den Steinwurf eines einzigen (sicher sexual betonten) Erlebniskomplexes runden. An der Aufspürung dieses Erlebnisses mag jener Eckermann des Dichters auch zu seinem Dümmler werden (das ist immer noch nützlicher, als in unmöglichem Deutsch unmögliche Superlative zu wälzen); hier stehe an seiner Statt der metaphysisch-grandiose, mephistophelisch-sarkastische Witz, der mir immer als der Grundeinfall des ganzen Wedekindschen Schaffens gegolten hat. In der „Jungen Welt', eben jenem Erstling aus dem Jahre 1889, will ein Dichterling seine Braut bei seiner Verlobung als Psyche auftreten lassen. Beim Fest jedoch erscheint die nicht im keuschen Gewand der Zeus-Tochter, sondern „in kurzem Amorkostüm mit Pfeil und Bogen", weil „die Tunika fort war". Aber sie deklamiert als Eros die gleichen Verse, die der Poet für Psyche bestimmt hatte. Der Geist sagt: „Ich bin ein Wesen, das man gern verachtet, In Fesseln schlägt und gern gefangen hält . . . . Verkannt von Allen, die mich niemals kannten . . . . Geschmäht von Vielen, von der Welt gerichtet, Ich bin der Geist, der Lug und Trug vernichtet." Sagt der Geist; aber Wedekind meint den Leib. Durch ironischstes Prisma gestrahlt erscheint hier bereits in aller Schärfe und Nüchternheit jener Gedanke, dessen Abwandlung in immer wechselnden Bildern das Werk Wedekinds ausmacht, dessen ärmliche Gewöhnlichkeit aber die ungewöhnlichen Folgerungen, die Wedekind aus ihm zu ziehen weiß, dem näher Hinschauenden nicht verdecken. Der Leib wird verkannt, geknechtet; der Geist ist sein Zwingherr. Aber die Natur will es anders, und, wenn alle Masken fallen, werdet ihr auch sehen, daß es auch anders ist, behauptet Wedekind. Der Mann, das geistige Tier, ist der ewig-Unfreie; frei ist nur das Weib, das Tier an sich, das wilde schöne Tier. In Fesseln geschlagen hat es nur die Torheit der masculin interessierten Kulturentwicklung. Diese Maske und diese Fesseln gedenkt er, Frank Wede-

kind, der Menschheit herunterzureißen. „Das wahre Tier, das wilde schöne Tier, Das, meine Damen, sehn Sie nur bei mir"; et incipit: die schaurige und lehrsame Tragödia von der Hure Lulu. Und in einer sehr merkwürdigen „Konfession' des mittlern Wedekind stehen die Verse: „Wieviel lieber wär' ich eine Hure, Als an Geist und Ruhm der reichste Mann . . ." Aber es produziert sich nur ein Kettensprenger aus dem Zirkus. Denn es liegt hier leider ein Denkfehler, weil letzten Endes ein tiefes Gefühlsversagen — „les grandes pensées viennent du coeur" — vor. Von den beiden Polen, zwischen denen unser Menschsein eingespannt ist, ist der höhere, abseitigere einfach übergangen. Gott . . . ist vergessen. (Vergessen, daß, nein: weil er Pol und Synthese zugleich ist!) Oder schärfer: mit einer Taschenspielergeste größten Stils ist er in den andern, untern Teil von uns, das Tier hineineskamotiert. Daß Gott auch das Tier ist, daß eben etwa der edle Gang einer Katze ihr göttlich Teil ist, das wird zu der billigen Paradoxie umgestülpt: das Tierische ist das Göttliche. Das intellektuelle Seil, auf dem Wedekind seine Kapriolen und salti mortali ausführt, ist wahrhaftig reichlich dünn und droht unter dem halbwegs heftigen Anhauch einer gesunden logischen Lunge jederzeit zu reißen.

Das Ressentiment wider den Geist eines mittelschlächtigen Denkers wäre keineswegs interessant, wenn dieser Mann nicht in der Anlage ein Dichter hohen Ranges und feinsten Reizes gewesen wäre. ‚Der Liebestrank' und ‚Frühlings Erwachen', viele Stellen und Gestalten in andern Stücken, vor allem im ‚Marquis von Keith', frühe Gedichte und Novellen, hier besonders der herrliche ‚Brand von Egliswyl', lassen darüber keinen Zweifel zu. Nun ist es, zumal an einem kaum geschlossenen Grabe, kein dankbares Geschäft, sich Gedanken darüber hinzugeben, was alles hätte geschehen können, wenn . . . Aber die Feststellung ist doch wohl nicht zu umgehen, daß die Tätigkeit Wedekinds bei der Firma Maggi in Zürich und sein Umgang mit den Leuten der Arena ihn mit den Mitteln der Affiche und des Megaphons zu seinem Unheil allzu vertraut gemacht haben. Die hämmernde Insistenz des Reklamechefs und die halbkomische Selbstanpreisung des Clowns sind ihm gar zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als daß sie sich ihm nicht als Formen künstlerischer Wirkung hätten aufdrängen sollen. Sein ganzes bienenfleißiges Leben hindurch starrt er nur auf den einzigen frühgefaßten Gedanken; sagt er, dem wahrlich ein Gott das Vermögen dazu gab, aller unsrer Schmerzen Sänger zu sein, immer wieder, was er unter diesem einen Schmerz leidet, der nicht einmal für ein wahrhaftes Märtyrer-, geschweige für ein großes Dichtertum ausreicht.

Um zu erkennen, wie das gemeint ist, vergleiche man die kümmerlich schwelenden Autodafés, auf denen der Zwergriese Hetman und der Riesenzwerg Herakles sich zu Tode rösten, mit den gen Himmel gereckten, die Horizonte überlohenden Scheiterhaufen, auf denen Friedrich Hebbel seine ergrübelten Selbstopfer vollzieht,

und mit den weltweiten, wirr-wüsten Schädelstätten, auf denen August Strindberg die panischen Schreie seines Selbstverfolgungswahns ausstößt. Wohl ist von dem Feuer des Einen Wedekinds Flamme; aber vor dem mitternächtig dunklen Kreuz des Andern wird sie fahl flackerndes Irrlicht. Wie ist diesen Beiden ihre zwischen Ehrfurcht und Eifersucht, zwischen hitzigem Herrengelüst und knechtischer Zerknirschtheit taumelnde Geschlechtsangst zur Weltangst geworden! Wie haben sie es vermocht, ihr abergläubisches Erschrecken vor der Zwitterung der Leiber zu gläubiger Scheu vor der ewigen Entzweiung zu erweitern! Und wie haben sie es verstanden, aus dieser die artesischen Säfte einer durch den Kampf darum nur gesteigerten, durch ihre Niederlagen nur immer geläuterten Sehnsucht nach Erlösung und Einheit zu ziehen! Bei Hebbel und Strindberg gähnen uns, wie gefräßige Kiefern urtümlicher Tiere, die Abgründe der letzten Verstrickung entgegen; der eisige Atem der Urschuld schauert herauf, und alle heißen Höllenstrafen entbrennen, mit denen Gott sein Verbrechen der Individuation an unserm Leibe büßt. Ich will nicht davon sprechen, wer oder was allein oft bei Wedekind gähnt; welche Brunst in langweilender Einfarbigkeit und fistliger Lautheit allen andern sich vordrängt. Aber niemals konnte ihm auch nur ein Gedicht wie ‚Die zwei Wanderer' gelingen; niemals konnte einem davor grausen, daß er nun wirklich „den Schlaf der Welt" stören werde; und die bizetisch wetterleuchtende Hintergründigkeit etwa des ‚Rausch' (das doch so nahe Berührungspunkte mit einzelnen Werken Wedekinds hat), geschweige die beethovenhaft gewitternde der ‚Gespenstersonate' sucht man bei ihm vergeblich.

In seiner letzten Zeit hat der Dichter selbst begonnen, nach derlei zu suchen. Und auf den mannigfaltigsten Wegen versucht, den Gegebenheiten seines Wesens weitere Horizonte als bisher

abzugewinnen. So erklärt sich die fast skurrile Idee, eine der tiefsten Ausdrucksformen der antiken Mystik, den Hermaphroditen, zur Gestaltung eines weiblichen Symbolmenschen up to date zu benutzen. Es ist aber weiter nichts als ein zu Zwecken der Theorie und der Reklame ehrfurchtslos durchgepauster Faust geworden. Nicht anders auch sind Wedekinds Versuche zu deuten, sich, mitsamt dem Jambus, mythologischer Stoffe des biblischen und hellenischen Kreises zu bemächtigen. Er gab aber damit lediglich seiner oft und oft geformten Grundidee ein neues, und nur in einem sehr äußerlichen Sinn größeres, Relief. Und als abstruseste Folge eines Selbstvollendungsdrangs, dessen Rastlosigkeit den Dichter ehrt, auch wenn seine Ratlosigkeit rührt, muß die historische Bilderfolge (mit „echten" Zitaten) ‚Bismarck' gelten, bei der man aufatmet, wenn zum Schluß mit dem Sieg des verkannten Genies eine Pose auftaucht, in der sich der echte Bismarck wohl kaum je gefallen hat, die aber wenigstens an den echten Wedekind auf der Akme seines Werks erinnert.

Es ist möglich, daß aus solch herbstlichem Verblühen und winterlicher Mattigkeit für die Dichterkraft Frank Wedekinds noch einmal ein neuer Frühling erwacht wäre. Es ist nicht wahrscheinlich; und es wäre fast Vermessenheit, es zu wünschen. Was er gelebt und gegeben hat, ist genug für einen Sterblichen; genug auch für eine Unsterblichkeit, deren Ende nicht unabsehbar ist. Sein Tod, zu früh für die Freunde, zu jäh für den Frohlebendigen: für sein tieferes Teil ist es gewiß der Tod der Erfüllung gewesen; jenes große und wahre Sterben, der eigne Tod, den der fromme Mönch des ‚Stundenbuchs' für uns alle erfleht: „O Herr, gib jedem seinen eignen Tod, Das Sterben, das aus jenem Leben geht, Darin er Liebe hatte, Sinn und Not."

Strindberg-Heuchelei

Man ging gerädert aus dem Lessing-Theater; das den Wunsch gehabt hatte: zu erschüttern. Dieses ist eine Wirkung wie jenes; nur dürfte nicht auf die eine dieselbe Antwort erfolgen wie auf die andre. Was den Abend so peinlich und hoffnungslos machte, war die Scheu des Publikums, sich zu seinen Regungen zu bekennen. Nicht etwa, daß seine Abneigung gegen Strindberg für dessen Beurteilung von Belang wäre; es sei denn, daß wir ihn deshalb höher schätzten. Aber wenn sogenannte Theaterkultur überhaupt möglich ist, so ist für sie jedenfalls eine Hörerschaft verloren, die nicht weiß, daß Heuchelei der Quell alles Uebels und aller Unkultur ist. Widerwillig genossene Speisen werden bekanntlich nicht verdaut. Ein appetitlich sauberes Lustspiel kräftigt den Organismus zuverlässiger zur Kunstempfänglichkeit als eine Tragödie, vor der man gequält und ratlos sitzt und, ängstlich nach rechts und links schielend, sitzen bleibt, weil das die Mode gebietet. Im Grunde des Herzens sehnt man sich von dem modischen Zeug weit weg nach einem Theater der Theaterstücke. Käme heut eins: ich bin ungewiß, ob sich die Leute so massenhaft hineintrauten wie in die Tiefgründigkeiten, die nicht zu verstehen eine feinere Lebenshaltung beweist, als sich bei Schlagern rechtschaffen zu amüsieren.

Das ist die Sünde des Publikums. Die Thespisse haben sie gezüchtet. Trotz allem und allem: das Publikum ließe sich bis zu einem gewissen Grade erziehen — wenn nur die Erzieher erzogen wären. Wenn sie so viel Anstand, so viel Geschmack, so viel Hochachtung vor der Kunst hätten, um keinen andern als den Maßstab der Sachlichkeit anzulegen. Damit würden sie das Vertrauen ihrer Kundschaft erwerben. Aber diese ist längst irre geworden, weil die Kunstverkäufer ihr Lager grade nach sachlichen Erwägungen am wenigsten gern zusammenstellen. Renommee ist ihnen wichtiger als Qualität. Der zugkräftige Name des Lieferanten deckt jeden Schund. Konjunktur ist die Losung. Bevor der Goldschmied durchgedrungen ist, wird er verachtet; sobald er durchgedrungen ist, wird er ausgepreßt. Ein Mittelding gibts nicht. Geistige Oekonomie ist ein unbekannter Begriff. Mit Strindbergs Reichtum könnte die deutsche Bühne ein halbes Menschenalter haushalten. Aber sie unterscheidet nicht zwischen seinem Reichtum und seiner Armut. Sein ‚Schwarzer Handschuh', den Reinhardts Dramaturgenschaft einem deutschen, vielleicht sogar einem anerkannten deutschen Autor rechts und links um die Ohren schlüge, wird unbedenklich für echtes Leder verkauft. In fliegendem Tempo treibt man Raubbau. Bis eines Tages selbst das geduldigste Publikum sich erheben und der Strindberg-Mode zehn Jahre früher ein Ziel setzen wird, als eine vernünftige Strindberg-Pflege es hätte zu finden brauchen.

Das ist die Sünde der Bühnenleiter. Zwischen ihnen und ihren Abnehmern steht, auf dieselbe Art, in demselben Grade sündig, die Durchschnittskritik. Sie . . . Aber „hör auf, sonst kommen wir nie zu Ende", sagt Strindberg. Und ich habe noch nicht einmal angefangen, mich auf die letzten zwei Drittel des Wegs ‚Nach Damaskus' zu machen. Ich fange auch ungern an. Da ist eine Riesenarbeit geleistet, deren bürgerliche Eigenschaften alle Anerkennung verdienen. Damit ich von den künstlerischen in gleichem Maße bezwungen würde, müßte mein Glaube an Barnowskys innere Berechtigung zu diesem Experiment doch wohl stärker sein. Vor vier Jahren hat er den ersten Teil gespielt. Dessen Schluß nimmt den Schluß des dritten Teiles vorweg; das heißt: der Unbekannte, der Stellvertreter Strindbergs in

seiner Dichtung, endet hier schon, wo er, nach vielen Um-, Ab- und Nebenwegen, dort enden wird: in der Kirche. Also der erste Teil ist in sich geschlossen, die Fortsetzung ist so untheaterhaft wie nur möglich und man war froh, daß Barnowsky, trotz seinem Besitzrecht, sie garnicht erst ankündigte. Es vergehen ein, zwei, drei Jahre. Da spitzt Kayßler auf diese Fortsetzung; und sofort ist Barnowsky bereit, einen Prozeß um sie zu führen. Er muß sie nicht spielen, durchaus nicht; aber er will nicht, daß ein Andrer sie spielt. Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten. Eine Tat, die von Konkurrenzgefühlen und Richtersprüchen ihren Impuls empfängt, die empfängt eben keinen, die wird so mühsam kriechend geraten wie diese Vorstellung.

Auf Strindbergs Buckel, was irgend er aushält. Biographischer, dichterischer, dramatischer Wert eines Werkes sind dreierlei. Ergriffen und dankbar erfährt man hundert Besonderheiten aus den schaurigen Wach-Träumen, die das Alltagsleben eines gejagten, aber auch um sich beißenden Totentänzers ausmachen. Daß er sichs unablässig zu distanzieren versucht, ist kein Verdienst, sondern seine Rettung, ist die natürliche Funktion des natürlichsten Selbsterhaltungstriebs, ist Erleichterung, Befreiung, Ventilöffnung. Heraus schlägt — mit Getöse — Glut, Dampf, Rauch, Ruß. Strindberg weiß, daß es in seine Hand gegeben ist, den Strom sinn- und zweckvoll zu regulieren, und hat oft genug bewiesen, daß er es kann. Hier kann er es nicht. Er dreht auf und zu und immerfort auf und zu, einmal wie wild, wie besessen, dann wieder phlegmatisch verdrossen oder mit der sterbensmüden Abwehrbewegung eines Menschen, der auf den Boden des Bechers geblickt, den Trank trüb und schal befunden und bisher doch nicht die Kraft gehabt hat, ihn wegzugießen. Eine grauenhaft finstere, zehrende Eintönigkeit breitet sich aus. Schwarze, stoßende, zischende Wolken verhüllen die Bühne, auf die sich vegetationsvernichtend alles ergießt. Manchmal zerteilen sie sich und lassen ein köstliches Flammengaukelspiel sehen. Einmal steigt eine Feuersäule kerzengrade zum Himmel. Funken springen die Kreuz und Quer. Aber die Hauptmasse, leider, ist: Asche. Allerdings: garantiert unverfälschte schwedische Asche. Sich damit sein O von Holz klafterhoch zu bedecken, ist ein Snobismus, der mich gegen die einzelnen Schwächen der Aufführung nicht grade mit Nachsichtigkeit erfüllt.

Im ersten Teil war nach jedem Szenchen derselbe dicke Vorhang gefallen und bei festlicher Beleuchtung des Hauses lähmend lange unten geblieben. Das hatte man tadeln müssen. Was tut mein Barnowsky? Er beläßts bei der Dicke des Vorhangs und bei der Länge der Pause, taucht sie aber in dichtes Dunkel. Nach anderthalb Stunden hat man wüste Kopfschmerzen; und der Abend währet viereinhalb Stunden. Selbst im Schlußakt, der den Unbekannten durch drei Räume des Klosters geleitet, und der nach einer Wandeldekoration förmlich schreit — selbst da gehts nicht ohne drei unverbundene Schauplätze und zwei breite, stimmungmordende Einschnitte. Die Innenräume für sich sind nicht übel geraten. Im Krug ist Reinhardts fahle Zauberbeleuchtung von Sorges Caféhaus geschickt variiert. Mit Luftspiegelungen und Vexierver- und -enthüllungen wird ein diskretes Spiel getrieben. Die Natur ist nicht nordisch karg, sondern phantasiekarg, aber für den Zweck, die Phantasie anzuregen, doch wieder allzu tatsächlich ausgeführt. Zwischen Bild und Resignationswerk sagt man: Ein Aschen. Die Wiedergabe ist ebenso trübselig. Wo sind die Schauspieler, einen aus dieser Lethargie hochzureißen? Von ihnen das nächste Mal, wo kein Aufruf zur Zeichnung der Kriegsanleihe in letzter Minute den Vortritt erzwingt.

Cigarillos von Alfred Polgar

‚Cigarillos‘ heißt eine Zigarrensorte des k. und k. Tabakärars. Vor dem Kriege kannten sie nur wenige Zigarrenraucher. Heute kennen nur wenige Zigarrenraucher eine andre Sorte.

Was nämlich die Welt der Dinge anlangt, so hat der Krieg die Erniedrigten erhöht, die Kleinen, Unbekannten, Mißachteten zur Geltung gebracht. Im Reich der Sachen ist das Proletariat heute obenauf.

Also wurden auch die Cigarillos populär, von denen vorher kein Mensch was wußte, und von denen Die, welche was wußten, nichts wissen wollten.

‚Cigarillos‘ klingt spanisch. Oder portugiesisch. Ich entsinne mich, daß das klassische Hauptwerk der portugiesischen Literatur ‚Os Lusiados‘ heißt.

Unverständlich, daß noch kein Patriot gegen die Namen unsrer Rauchsorten protestiert hat. Wir rauchen ja fast durchaus feindliches Ausland! Cuba, Trabuco, Virginia, Aegyptische. Die beliebteste oesterreichische Zigarre heißt: Britannica! Bitte, da muß einem ja übel werden.

Cigarillos sind kleine, herzige Zigarren. Fünf, sechs Stück von ihnen gehen in die hohle Hand. ‚Illos‘ dürfte eine portugiesische Diminutivendung sein. Also etwa Zigarrchen, Zigarrlein.

Die Zigarrlein haben keine Spitze. Man weiß nicht, wo man sie in den Mund stecken, und wo man sie anzünden soll. Für den Effekt bleibt sich das aber gleich.

Cigarillos brennen merkwürdig. Die Glut kriecht an einer Seite des Zigarrchens rapid rasch fort, an der andern bleibt sie stationär. Es sieht aus wie eine fressende trockene Flechte. Wie ein Glimm-Ekzem. Oft auch brennt die Glut trichterförmig nach innen. Das Zigarrchen verwandelt sich dann in einen kleinen wagerechten Krater, der das tut, was bei einem Krater aus Cigarillos-Materie doppelt verständlich: Er speit. Rauch und Funken.

Die Rauchentwicklung ist unter allen Umständen eine erhebliche. Ein dicker, kriechender, schwärzlich-grauer substanzieller Rauch. Es ist größte Vorsicht angezeigt, damit nichts von ihm in den Mund komme.

Mit einer brennenden Cigarillos in der Hand kommt man durch das ganze Land. Jeder tritt bereitwillig zur Seite.

Manchmal hat die ‚Cigarillos‘ — ich weiß nicht, wie der portugiesische Singular heißt — keine „Luft“. Das ist der günstigste Fall. Man quetsche das Zigarrchen an der Spitze kräftig zwischen den Fingern, worauf seine Hülle abblättert. Dann stoße man eine Stricknadel so durch, daß sie abwechselnd links und rechts an der Seite herausfährt. Hierauf schneide man sowohl oben wie unten ein etwa zentimeterbreites Stück ab, lege die also Gekürzte auf den Tisch und wälze sie unter mäßigem Druck der flachen Hand einige Male hin und her. Was nach diesem Verfahren von dem Zigarrchen noch übrig ist, placiere man auf den Fußboden und stampfe es mit der Stiefelsohle zu Staub.

So wird man von einer Cigarillos den reinsten Genuß haben.

Vor meiner Tabaktrafik hängt seit Monaten ein Dauer-Plakat. Auf ihm steht: „Nichts Rauchbares!“

Es ist also immer noch die Chance, daß Cigarillos in der Trafik zu haben sind.

Daimler von Lorarius

Lange haben wir auf die Explosion gewartet. Viel zu lange, mehr als zwei Jahre zu lange. Wir sahen ja die Mammutgewinne, die Turmdividenden, den Reserve- und Gestehungskostenschwindel, wir hörten das falsche Gewinsel über Lohn- und Wohlfahrtslasten, und wir haben oft genug die Behörden auf diese Fiebererscheinungen aufmerksam zu machen versucht. Es ist uns immer wieder daneben gelungen, obwohl die Dinge auch durch den dicksten Bilanzschleier zu sehen waren. Mehr als zwei Jahre hat man gewartet, dann erst wurde kräftig gesprochen. Aber Wortgewitter reinigen noch nicht. Wir hoffen auf den tatkräftigen Besen, auf Rücksichtslosigkeit, auf schweres Geschütz. Kennt ihr denn diese Herren und ihr dickes Fell? Kennt ihr diese Widerstandskraft, diesen Herrentrotz, diese Wurstigkeit der Männer, die Herzogtümer ohne Verfassung in Deutschland errichtet haben (wie Brentano sagt)? Das sind Mauerstirnen, Zyklopengemüter. Selbst wenn man einige von ihnen ins Zuchthaus setzte: der Geist wäre noch nicht niedergeschlagen. Minister haben sie noch nie gefürchtet; vielleicht kann man sie mit Kommandogewalt zum echten Dienst für das Land zwingen. Man täusche sich nicht: die Hochkonjunktur des Großkapitalismus beginnt erst. Wir sind noch lange nicht im Zeitalter der reinen Sozialwirtschaft. Schwere Arbeit ist zu tun.

*

Schon die Daimler-Friedensgeschichte ist bezeichnend. Sprunghafte Kapitalsentwicklung. Von 600 000 Mark über einige Etappen auf 8 Millionen. Undurchsichtige Bilanzen, eine schon Jahre vor dem Kriege bemängelte Thesaurierungspolitik. Kontenzusammenfassung, Abspeisung der Generalversammlung mit Aufklärungsbrocken. Im Krieg intensive Fortsetzung dieses Systems bis zum Bersten. Kapitalshochsprung auf 32 Millionen Mark zwecks Ablassung von Ueberfett. Aktionär-Gier war allerdings auch mit den besten Bezugsrechten noch nicht zufrieden. Aber was hier geschah, ging über Aktienrecht und Landesmoral weit hinaus. Die Art ist typisch für eine gewisse Gruppe. Bei allen ihren Mitgliedern findet man dieselbe Scheu vor der Bilanzöffentlichkeit, dasselbe summarische Verfahren, Kritik und Aktionäre abzuspeisen, dieselbe Fettsucht und wahrscheinlich auch dieselbe Kriegsmoral. Man studiere die Personalunionen und folgere von da aus. Vielleicht wird sich mancherlei ergeben, was dem Reiche dienen kann.

*

Es heißt jetzt: frisch ans Werk! Es heißt jetzt, sich nicht beengen und einschüchtern lassen. Denn schon am ersten Tage nach dem Skandal im Reichstag waren die Bedenkenreichen da. Diese Leute sind uns wohl bekannt. Da gibt es Anwälte, die Reklamepublizisten für ihre eigene Sache sind. Anwälte, die an Kriegswucherprozessen jährlich Hunderttausende verdienen, die dieses Gebiet zu ihrer Spezialität gemacht haben. Zu ihnen wallfahrten die Schieber, Schleich- und Kettenhändler, die Höchstpreisüberkletterer, die Kalkulationsfälscher — alle, die

mit Angst und Strafverfolgungen beladen sind. Es ist das ein sehr einträgliches Geschäft; einträglicher noch als die Verbandsramscherei, die augenblicklich in Mode gekommen ist. Ferner sind da die Inseratenpflanzer, die Pendeler, die mit einem Bein im Geschäft und mit dem andern in der Textspalte stehen, die den Dreck hinten so dick auftragen, daß er dem Kundigen vorne sichtbar wird. Dann die direkt Gekauften, weiter die ehrlich Aengstlichen, die Entrüsteten, die Relativisten, ein ganzes Heer bewußter und unbewußter Feinde der Wahrheit. Man höre nicht auf sie, man lasse sich den Reinigungswillen nicht trüben!

*

1915 wies ich zum ersten Mal auf die abnorme Preisentwicklung an den Märkten der Industrieprodukte. Aber Regierung, Kriegsbehörden, Parlament und Publikum sahen damals nur die Lebensmittelverteuerung. 1915 schon war die Gefahr außerordentlich groß. Fraglos hat die Preistreiberei an jenen Märkten auch die Nahrungsmittelpreise höchst ungünstig beeinflußt. Das ist vielleicht die schlimmste Wirkung gewesen, schlimmer noch als die Schädigung des Reiches. Die Lebensmittelpreise hängen ja nicht in der Luft, sie schließen sich den Preisen der industriellen Rohprodukte und der Fabrikate an. Sie haben die Ernährungskosten kräftiger bestimmt als umgekehrt. Die Uebermilliarden dienten nicht nur einer politischen Mache, sondern auch der Aufzüchtung des Schleichhandels, dem die Großindustrie jeden Preis für Lebensmittel bezahlte. Das widerwärtige Aufkäuferwesen kam in Gang und verwüstete alle Soliditätsbegriffe. Das auch von Unbemittelten dem Reiche gern gegebene Geld bedrückte die Geber.

*

Wir sehen nur die Gewinne der Aktiengesellschaften, soweit sie uns gezeigt werden. Die Gewinne der Privatfirmen sehen wir nicht. Wir würden staunen. Nicht nur von den Händlern, die man liebevoll mit Strafanzeigen, Geldbelegungen und Gefängnis bevorzugt hat, sondern wirkungskräftiger noch von der Industrie ging die Demoralisierung aus. Selbstverständlich machte die Börse den Tanz mit. Seit dem Anfang der siebziger Jahre, den Zeiten der Talerrosen, Zwanzigmark-Duftflaschen für Tänzerinnen und der Sektgelage im Börsenkeller ward ein solcher Rummel in Deutschland nie wieder gesehen. Alles tanzte und tanzt noch um das Kalb. Frauen, Jünglinge mit Anfangsbärten, machen lustig mit. Es gibt in Deutschland Krösusse von einigen zwanzig Jahren, die ihr Geld selbst „verdient" haben. Das Gesetz über den unlautern Wettbewerb hat nie so wenig gegolten, nie vorher war die unerlaubte Riesenprovision so selbstverständlich wie heute. Der Kammerherr von Behr-Pinnow ist gewiß nicht der Einzige. Dienstmädchen fragen vor der Vermietung, ob die Herrschaft Kriegsgewinne und gefüllte Speisekammern habe. Das im Kriege 70/71 auf den Kriegsgewinnlern schwer lastende Volksodium ist in dieser Zeit nicht bemerkbar. Einbrecher rauben für Hunderttausende; billiger tun sie's nicht mehr. Kurz: der Krieg hat das Gefühl für Würde, Verantwortung, Landes- und Staatsliebe, Gesetzesheiligkeit und Hilfsbereitschaft wesentlich gehoben.

*

Oft und gern habe ich Drang und Talent zum Berufsbündnis gelobt. Zwar gärt hier noch alles, die Dinge sind noch unreif, und viele Schiefheiten sind zu konstatieren. Aber es zeigen sich doch außerordentliche Möglichkeiten, und auch große Erfolge sind zu verbuchen. Weshalb hat die Industrie sich nicht freiwillig zur Rückerstattung der Kriegsübergewinne zusammengeschlossen? Weil sie keine Uebergewinne

gemacht hat? Das wird nämlich alles Ernstes behauptet. Ich hüte mich vor Verallgemeinerungen; aber an allen Ecken und Enden sah und seh ich die Gewinne aufschießen. Mit Eifer verteidige ich eine finanzielle Friedensrüstungspolitik von Gewicht, die Bereitstellung genügender Ausgleichs- und Umstellungsmittel. Was jedoch darüber hinaus gehamstert wurde, vielleicht Dutzende von Milliarden, mußte zurückgegeben werden. Gewiß hat die offizielle Kriegswirtschaftsorganisation schwere Versäumnisse auf ihrem Konto. Darüber wird noch eingehender geklagt werden. Aber entschuldigt das die Gewinnhamster? Ich meine, nein. Der Krieg wäre, um es kleinhändlerisch auszudrücken, billiger geworden, die Steuerpein wäre kleiner. Jetzt ist es schon viel zu spät, nur ein geringer Teil der Sünden kann wieder gutgemacht werden. Durch Gewinnfestlegungen und Rückerstattungen.

*

Im Hauptausschuß des Reichstages wurden die Kriegstaten der deutschen Industrie sehr gelobt. Sie sind gewaltig; aber ist das etwas Außerordentliches? Der ganze Krieg ist gewaltig, und wenn man viel Geld für die Ware bekommt, so gibt man sich Mühe. Die Industrie ist unglaublich gut bezahlt worden. Besser jedenfalls als das Gewerbe, das nur kleine Aufträge erhielt, oft unter Materialmangel und andern Unleidlichkeiten schwer zu seufzen hatte und heute dezimiert ist. Besser doch auch als jene Geistesarbeiter, die ihre ganze Kraft für kaum ein Butterbrot dem Vaterlande gegeben haben. Und sicherlich besser als der Mann draußen, der überhaupt nicht nach der Bezahlung zu fragen hat, und der doch seine Schuldigkeit unsagbar großartig tut. Wenn man loben will, so lobe man den Industrietechniker, der die Hauptarbeit leistete, nicht aber den Industriekaufmann, dem die gebratenen Tauben ins Maul gejagt wurden. Wir alle müssen Muskeln oder Nerven oder Beides bis zum Aeußersten in diesem Kriege anspannen. Wir sollten das mit einer Selbstverständlichkeit tun, die sich auch vor dem eigenen Ich nicht brüstet.

*

Doch schon hat man mit dem Großkapitalsstreik gedroht. Man hat vor einem Anleihefiasko gewarnt. Was soll diese Warnung andres bedeuten als die Absicht, die berechtigte Reinigungsarbeit durch Pflichtenthaltung zu stören? Wer käme denn für eine solche Enthaltung in Betracht? Das große Publikum gewiß nicht, denn das hat nach den letzten Börsenerfahrungen allen Grund, sein Geld in solide Papiere zu stecken. In Betracht kämen nur die Leute, die sich vor der Aufdeckung von Verschleierungen fürchten, und die deshalb nach bekannter Methode drohen. Nur Courage, denn vor solcher Drohung braucht man nicht ins Mauseloch zu kriechen. Es gibt schon Möglichkeiten dagegen. Der Staat ist Großauftraggeber und hat auch sonst Gewalten in der Hand. Es ist immer dieselbe Sache. 1904 erlebten wir sie, als Preußen tiefer in die rheinisch-westfälische Kohlenindustrie wollte. Wir kennen die Weise, wir kennen auch die Verfasser.

*

Kein Ehrlicher, kein mit Anstand Strebender, kein aus Kriegsnot Gestrauchelter ist hier gemeint. Gemeint sind die Skrupellosen, die Tantiemenschlucker und Aktienschieber, gemeint sind die Versteckspieler und ihre Helfer, die Milliardenbelaster, die alles das verschuldet haben. Sie erst haben System in den Kriegsgewinn gebracht. Sie haben alte Grundsätze zermürbt und Schwache mitgerissen. Diese Leute sind keine Vaterlandspartei. Sie wahrhaftig nicht.

Antworten

E. K. Sie fragen nach einem Witzblatt. Es existierte keins seit dem Hingang des ‚Simplicissimus', der, sagt Karl Kraus, „seine Vergangenheit an das Vaterland verraten hat, und dessen wir uns unter allem, was seit 1914 in deutscher Sprache erschienen ist, dereinst am meisten zu schämen haben werden". Also seit dreieinhalb Jahren existierte keins. Aber jetzt brauchen Sie nur das ‚Junge Deutschland' zu lesen. Das zerfällt in zwei Teile: vorn ist es eine ernste Monatsschrift des begabten Nachwuchses — hinten ist es der vierte Jahrgang der ‚Blätter des Deutschen Theaters', der sich den Ehrgeiz, an Komik seinen drei Vorgängern ebenbürtig zu sein, in bewundernswertem Grade befriedigt. Der erste der Dramaturgen verrät uns, strahlend von putzigstem Selbstgefühl, daß er vor fünfundzwanzig Jahren demselben Gerhart Hauptmann, den er heute als Regisseur massakriert, einen ganzen Akt von ‚Hanneles Himmelfahrt' wegdisputiert habe. Nun wissen wir, daß wir diesem für immer nachzuweinen haben, und warum uns die Dichtung niemals so bezwungen hat wie die Werke, bei denen kein Zeitungsromanschmierer Pate gestanden. Folgt Herr Barchan, der am Geschäftsgang der ‚Macht der Finsternis' interessiert ist und über die Aufführung aussagt, sie sei „von einer Kraft, einer Eindringlichkeit und einem Glanz, wie sie einer russischen Bühne bisher noch nicht gelungen sind". Mag sein. Auch Russen, die sich nicht erst seit gestern Pawel nennen, haben mir fest versichert, daß sich keine russische Bühne in einer Alltagstragödie bäurischer Mistfinken diesen Maskenfestglanz von funkelnagelneuen Kostümen, diesen Anilinglanz einer geschwollenen Tanz- und Konzerteinlage leisten würde; zu schweigen von der Kraft und Eindringlichkeit, wie sie einer deutschen Bühne wohl mit der Hilfe des Schauspielers, aber nicht des Regisseurs Reinhardt gelungen sind. Den Reigen der Harlekine schließt der zweite der Dramaturgen. Dem hat die Abfassung kleiner Romane die Phantasie so erfreulich gestärkt, daß er ihren Ueberschuß zum höhern Ruhme des Instituts, aus dem er seine Haupteinnahmen bezieht, verwenden kann. „Natürlich gab es bei der Aufführung der Volksbühne, ein großes Erstaunen, als, zum ersten Male nach den vielen Hoftheatervorstellungen, in denen die ‚Hermannsschlacht' hinter patriotischen Bärenfellen, Schwerterrasseln und Hurrapathos versteckt wurde, ihr Eigentliches nackt herauskam. ‚Was?! So sehen Helden in der Wirklichkeit aus?' Ja, so sehen sie in der Wirklichkeit aus." Nun zweifeln Sie hoffentlich nicht länger, daß sichs hier keineswegs um den schäbigen Kriegsersatz eines Witzblatts, sondern um vollfette Friedensware handelt. Als vor Jahren die Penthesilea desselben Kleist einer Spinne glich, da verkündete in denselben Blättern die Darstellerin, daß der Dichter sich Penthesileen als Spinne gedacht habe. Und wenn für die ‚Hermannsschlacht' eine Anzahl deutscher Schauspieler dieser Truppe teils ihres Schauspieler-, teils ihres Deutschtums wegen zu schade sind und ihre Rollen von Statisten der verschiedensten Nationalitäten zu schreienden Karikaturen gemacht werden: dann würde wahrhaftig umsonst ein journalistelnder Schleppenträger bezahlt, der das nicht überzeugend damit begründete, daß Heinrich von Kleist im Grunde ein Vorläufer Bernard Shaws gewesen sei. Uebertrieben phantasievoll ist nur die Behauptung, daß es irgendwann ein großes Erstaunen gegeben habe. Seit geraumer Zeit erstaunt man in diesem Bezirk über nichts mehr. Man ist höchstens neugierig, welche Absicht der nächsten Unzulänglichkeit untergeschoben werden wird; und dankbar, daß die Lücke, die der ‚Simplicissimus' schließlich ja doch gelassen, sich schneller, als man zu hoffen gewagt hatte, fugendicht wieder geschlossen hat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Achte Kriegsanleihe

5% Deutsche Reichsanleihe,
4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen,
auslosbar mit 110% bis 120%.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½ % Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Das Reich darf die Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch ihren Zinsfuß vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Ermäßigung des Zinsfußes beabsichtigen, so muß es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Das Gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Inhaber können über die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Bestimmungen über die Schuldverschreibungen finden auf die Schuldbuchforderungen entsprechende Anwendung.

Bedingungen.

1. Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

von Montag, den 18. März, bis
Donnerstag, den 18. April 1918, mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Preußischen Staatsbank (Königl. Seehandlung), der Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten sowie sämtlicher Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder Lebensversicherungsgesellschaft, jeder Kredit-

nossenschaft und jeder **Postanstalt** erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf.

Die **Schuldverschreibungen** sind in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen, zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1918, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1919 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in Gruppen eingeteilt und in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000 und 1000 Mark mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schuldverschreibungen ausgefertigt. Welcher Gruppe die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Einlösung der Schatzanweisungen.

Die Schatzanweisungen werden zur Einlösung in Gruppen im Januar und Juli jedes Jahres, erstmals im Januar 1919, ausgelost und an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli oder 2. Januar mit 110 Mark für je 100 Mark Nennwert zurückgezahlt. Die Auslosung geschieht nach dem gleichen Plan und gleichzeitig mit den Schatzanweisungen der sechsten Kriegsanleihe. Die nach diesem Plan auf die Auslosungen im Januar und Juli 1918 entfallende Zahl von Gruppen der neuen Schatzanweisungen wird jedoch erst im Januar 1919 mit ausgelost.

Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Juli 1927 unkündbar. Frühestens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber alsdann statt der Barrückzahlung 4 % ige, bei der ferneren Auslosung mit 115 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Frühestens 10 Jahre nach der ersten Kündigung ist das Reich wieder berechtigt, die dann noch unverlosten Schatzanweisungen zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen alsdann die Inhaber statt der Barzahlung 3½ % ige mit 120 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Die Kündigungen müssen spätestens sechs Monate vor der Rückzahlung und dürfen nur auf einen Zinstermin erfolgen.

Für die Verzinsung der Schatzanweisungen und ihre Tilgung durch Auslosung werden — von der verstärkten Auslosung im ersten Auslosungstermin (vgl. Abs. 1) abgesehen — jährlich 5 % vom Nennwert ihres ursprünglichen Betrages aufgewendet. Die ersparten Zinsen von den ausgelosten Schatzanweisungen werden zur Einlösung mitverwendet.

Die auf Grund der Kündigungen vom Reiche zum Nennwert zurückgezahlten Schatzanweisungen nehmen für Rechnung des Reichs weiterhin an der Verzinsung und Auslosung teil.

Am 1. Juli 1967 werden die bis dahin etwa nicht ausgelosten Schatzanweisungen mit dem alsdann für die Rückzahlung der ausgelosten Schatzanweisungen maßgebenden Betrage (110 %, 115 % **oder** 120 %) zurückgezahlt.

4 Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5 % **Reichsanleihe,** wenn **Stücke** verlangt werden . . . 98,— Mark,

für die 5 % **Reichsanleihe,** wenn Eintragung in das **Reichsschuldbuch mit Sperre** bis zum 15. April 1919 beantragt wird . . . . 97,80 Mark,

für die 4½ % **Reichsschatzanweisungen** . . . . 98,— Mark

für je 100 Mark Nennwert **unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen.**

5. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der **Stückelung** sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.*)

Zu allen Schatzanweisungen sowohl wie zu den Stücken der Reichsanleihe von 1000 Mark und mehr werden **auf Antrag** vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte **Zwischenscheine** ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit möglichster Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im September d. J. ausgegeben werden.

Wünschen Zeichner von Stücken der 5 % Reichsanleihe **unter** 1000 Mark ihre bereits bezahlten, aber noch nicht gelieferten kleinen Stücke

---

*) Die zugeteilten Stücke sämtlicher Kriegsanleihen werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1919 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

bei einer Darlehnskasse des Reichs zu beleihen, so können sie die Ausfertigung besonderer Zwischenscheine zwecks Verpfändung bei der Darlehnskasse beantragen; die Anträge sind an die Stelle zu richten, bei der die Zeichnung erfolgt ist. Diese Zwischenscheine werden nicht an die Zeichner und Vermittlungsstellen ausgehändigt, sondern von der Reichsbank unmittelbar der Darlehnskasse übergeben.

6. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 28. März d. J. an voll bezahlen. Die Verzinsung etwa schon vor diesem Tage bezahlter Beträge erfolgt gleichfalls erst vom 28. März ab.

Die Zeichner sind verpflichtet:

30 % des zugeteilten Betrages spätestens am 27. April d. J.,
20 % des zugeteilten Betrages spätestens am 24. Mai d. J.,
25 % des zugeteilten Betrages spätestens am 21. Juni d. J.,
25 % des zugeteilten Betrages spätestens am 18. Juli d. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die am 1. August d. J. zur Rückzahlung fälligen Mark 80 000 000 4 % **Deutsche Reichsschatzanweisungen von 1914 Serie** I werden bei der Begleichung zugeteilter Kriegsanleihen zum Nennwert — unter Abzug der Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 28. März ab, bis zum 31. Juli — in Zahlung genommen. Die zu den Stücken gehörenden Zinsscheine verbleiben den Zeichnern.

Die im Laufe befindlichen **unverzinslichen** Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5 % Diskont vom Zahlungstage, frühestens vom 28. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

7. Postzeichnungen.

Die **Postanstalten** nehmen nur Zeichnungen auf die 5 % **Reichsanleihe** entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 28. März, sie muß aber spätestens am 27. April geleistet werden. Auf bis zum 28. März geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 92 Tage, auf alle andern Vollzahlungen bis zum 27. April, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 63 Tage vergütet.

8. Umtausch.

Den Zeichnern neuer 4½ % Schatzanweisungen ist es gestattet, daneben Schuldverschreibungen der früheren Kriegsanleihen und [illegible]

(Fortsetzung auf der Umschlagseite)

Lichnowsky von Germanicus

Der Fürst Lichnowsky nennt in seinem Brief an den Grafen Hertling die Hintertreppenreise seiner Denkschrift einen „höchst ärgerlichen Vorfall“. Man muß schon sagen, daß der Fürst sich bei dieser Kennzeichnung außerordentlich diplomatisch ausgedrückt hat. Andrerseits haben wir den Eindruck, als ob die Demagogen aller Lager bald zu diesem, bald zu jenem Zweck sich mit verdächtigem Eifer dieser ‚Enthüllungen‘ bemächtigt haben. Und schließlich scheint uns die Behandlung, die die Angelegenheit bisher in der Oeffentlichkeit, im Parlament und in der Presse, gefunden hat, einen großen Mangel aufzuweisen: nämlich den, daß nicht der Schritt vom Einzelnen zum Allgemeinen getan worden ist, und daß der Zusammenbruch eines Diplomaten nicht als willkommener Anlaß genommen wird, das ganze System, dem Lichnowsky doch nur ein Exponent ist, bloßzulegen. Wir möchten meinen, daß es eine zu billige Erledigung dieser Angelegenheit wäre, sollte sie nur dazu benutzt werden, den Abscheu gegen einen Renegaten aufschäumen zu machen oder die Konkurrenten dem endgültig Abgesägten besonders kräftige Fußtritte versetzen zu lassen. Auch scheint es uns nicht zu genügen, scheint uns vielmehr ein tendenziöser Mißbrauch zu sein, wenn die Entblößung des Fürsten Lichnowsky dazu ausgebeutet wird, die Politik Bethmanns, die Politik der Wilhelm-Straße, oder wie sonst diese irritierenden Begriffe alle heißen mögen, wenn nicht gar die Politik aller Derer, die trotz dem Kriege, selbst unbekümmert um die jetzt vor sich gehende westliche Schlacht, den Gedanken an eine Verständigung mit England nicht aufgeben möchten, zu beschämen. Das Entscheidende dürfte doch wohl etwas ganz Andres sein, nämlich dies: aus der Katastrophe Lichnowsky festzustellen, daß die Methode, wonach bisher das Deutsche Reich im Ausland vertreten worden ist, einer gründlichen Reform, und zwar an Haupt und Gliedern, bedürftig ist.

Unsre Auslandsdiplomatie leidet an Inzucht. Das Pachtgeschäft, das auf diesem von bestimmten Söhnen heiß begehrten Gebiet betrieben wird, muß liquidiert werden. Dabei ist es nicht gar so wichtig, darauf hinzuweisen, wie lächerlich und beinah operettenhaft die Entsendung des Fürsten Lichnowsky vor sich gegangen zu sein scheint. Immerhin: was nach des Fürsten eigenem Bericht da an Kabalen zu verzeichnen war, genügt reichlich, um aufzuzeigen, daß die Art, wie heutzutage Botschafter hinausgesandt werden, des Deutschen Reichs unwürdig ist. Der Fürst Lichnowsky spricht hier und da mit einigem Humor von der Firma, die es zu vertreten gilt, und deren Geschäfte zu besorgen sind; man wird sich schwer vorstellen können, daß etwa ein Schürzenfabrikant seine Auslandsreisenden so unvorsichtig und so vorein-

genommen wählt, wie dies eben mit Lichnowsky, nach Lichnowskys Urteil aber erst recht mit dem Grafen Pourtalès (Eingeweihte sprechen: auch mit Lucius) geschehen ist. Selbst wenn man weiß, daß in dieser Gegenwart des Schnellverkehrs und der vielfältigen Beziehungen ein Botschafter längst nicht mehr das ist, was er vielleicht noch zu Bismarcks Zeiten gewesen sein mag, selbst wenn man es für selbstverständlich hält, daß die Zentrale neben diesem Botschafter noch tausend andre Möglichkeiten unterhält, um sich über das Entsendungsland zu unterrichten und es zu beeinflussen, so muß man doch sagen, daß der Botschafter, da ihm nun einmal unzweifelhaft die Glorie des Vertreters zukommt, zum mindesten hierzu halbwegs die notwendige Befähigung besitzen müßte. Nun hat unser Regierungsapparat mit der Heranziehung bürgerlicher Kreaturen und andrer Außenseiter bisher nicht grade übermäßig viel Glück gehabt; ob damit aber zuzugeben ist, daß nur die Tradition des Auswärtigen Amts und der Aufenthalt auf besonders hervorragenden Seiten des Gotha zum Botschafter befähigen, darf nach den mannigfachen Erfahrungen, die Deutschland mit solcher Exklusivität zu machen hatte, nunmehr wohl bestritten werden. Es wird nicht zu den unwichtigsten Erneuerungen unsrer Auslandspolitik gehören, in solchem Sinne aus dem Fiasko des Fürsten Lichnowsky praktische Folgerungen zu ziehen.

Was aber noch wesentlich wichtiger ist: die Sehnsucht, die aus der londoner Autobiographie des Fürsten Lichnowsky hervorquillt, ist doch kein leerer Wahn, ist vielmehr nur eine neue, wenn auch vielleicht ein wenig groteske Bestätigung der furchtbaren Erkenntnis, daß, trotz allen demokratischen Deklamationen, auch heute noch das Schicksal der Völker durch die Talentlosigkeit oder die Begabung, durch den guten Willen oder die Frivolität einer Handvoll Auserkorener bestimmt oder zum mindesten weit über jedes erträgliche Maß hinaus beeinflußt wird. Nun wollen wir wiederum nicht leugnen, daß Versuche, wie sie etwa in Brest gemacht worden sind: das diplomatische Geschäft auf sogenannter breiter Basis vor aller Oeffentlichkeit zu betreiben, nicht grade zur Wiederholung anreizen; wir glauben auch nicht, daß es jemals möglich sein wird, die Geschäfte der Staaten durch parlamentarischen Wortrausch zu fördern. Aber davon sind wir allerdings überzeugt, daß die Methode gewechselt werden muß, und daß sich ein Weg finden wird, die Völker ihre Auslandspolitik aus eigener Verantwortung und durch hierfür von ihnen entsandte Funktionäre betreiben zu lassen. Erzbergereien finden wir keineswegs verlockend; aber als Anfang scheint uns die bescheidene Selbständigkeit, die sich zur Zeit der Hauptausschuß des Reichstags gelegentlich leistet, nicht ganz aussichtlos zu sein. Das Problem ist ohne Zweifel schwierig; wenn man sich aber auch nur einen Augenblick darauf besinnt, wie die Millionen deutscher Söhne, die jetzt an unsrer Westfront zu einem Kampf sondergleichen angetreten sind, die Folgen zu tragen haben

für alles das, was seit Jahrzehnten ohne Beteiligung größerer Volkskreise vor sich gegangen ist, so muß man mit einer Heftigkeit, die nur durch Zuversicht überboten werden darf, alles daransetzen, um so bald und so gründlich wie möglich die Auslandspolitik der demokratischen Kontrolle zu unterstellen. Wenn der Unfug, der mit Lichnowskys Indiskretionen getrieben worden ist, und wenn diese Indiskretionen selbst zu solcher radikalen Erneuerung unsrer politischen Methodik hinführen, dann wird der Fürst zum mindesten dieses eine Verdienst sich zurechnen dürfen.

Noch ein Wort über die wahrscheinliche Auslandswirkung der Enthüllungen. Zunächst sind wir der Meinung, daß diese Folgen, wie sie nun auch ausfallen mögen, erheblich hätten abgeschwächt werden können, wenn die Reichsregierung nicht wieder einmal ihr beliebtes Versteckspiel getrieben hätte. Lange genug wußte der kleinste politische Novize, was Lichnowsky angeblich ausgeplaudert hatte. War es da zweckmäßig, daß die Reichsregierung sich totstellte bis zu dem mit Sicherheit zu erwartenden Augenblick, da die Denkschrift eines deutschen Botschafters in einer Auslandszeitung zum Abdruck kam? Auch dieser Regiefehler scheint uns der Wurzel der Exklusivität zu entstammen. Die Herren halten eben immer noch die eifersüchtige Hut der Akten für ihre oberste Verrichtung, selbst dann, wenn einige Dutzend der angeblich tief zu bewahrenden Geheimnisse bereits durch alle Lande flattern. Eine offene und rechtzeitige Beschäftigung mit Lichnowskys Ergüssen wäre jedenfalls nützlicher gewesen. Aber selbst so, wie es nun gekommen ist, glauben wir nicht, daß die fürstlichen Neuigkeiten Deutschland erheblich schaden können. Selbstverständlich wird man sie dazu ausbeuten, um nach einer neuen Nuance Deutschland des bewußten und konsequenten Friedensbruches zu bezichtigen. Doch was liegt schließlich daran? Wir haben hier schon das letzte Mal auseinandergesetzt, wie gleichgültig es ist, zu erörtern, wer nun eigentlich den Krieg begonnen oder wer ihn herbeigeführt hat. Ist Deutschland wirklich der Inszenator gewesen, so hat ihm der Verlauf des Krieges, dessen Ausbruch nun doch einmal unvermeidlich war, recht gegeben. Und selbst, wenn wir annehmen, daß der Fürst Lichnowsky nicht so vertrottelt gewesen ist, wie ihn heute besonders die berufsmäßigen Englandhasser hinstellen, selbst wenn wir annehmen, daß gewisse Kreise Englands im Jahre 1914 noch immer die Politik der Annäherung an Deutschland, wie sie unbestritten im Anfang des Jahrhunderts versucht worden war, fortsetzen wollten, so darf man doch nicht vergessen, daß es, auch abgesehen von den belgischen Archiven und von dem Prozeß Suchomlinow, nicht grade an Beweismitteln mangelt, um die Welt, soweit sie überhaupt in diesen Fragen halbwegs sachlich zu denken vermag, davon zu überzeugen, daß sehr maßgebende Stellen Englands längst zum Kriege entschlossen waren, auch wenn sie vielleicht fürs erste noch einen kleinen Auf-

schub gewünscht hätten. Zu diesem Kapitel ist der burleske Zynismus, mit dem Bernard Shaw in seinem berühmten Aufsatz von dem Unmut, dem Brüten und dem letzten Sprung des alten britischen Löwen erzählt, immerhin ein recht aparter Beitrag. Und es ist zu den wenigen psychologisch intelligenten Maßnahmen der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zu rechnen, daß sie dem Löwen-Epos des witzigen Iren rechtzeitig zu einer, diesmal leider honorarfreien Uebersetzung verholfen hat.

Publizisten von Johannes Fischart

IX.

Minna Cauer

Unter den Publizisten, die ins Weite wirken, sind auch einige Frauen. Kampfnaturen, die alles ungeheuer ernst nehmen und noch nicht großstädtisch-rationalistisch abgeschliffen sind. Die Männer, die für den Tag schreiben, werden meist Lebensskeptiker, werden sich nach und nach des bloßen Papierwertes ihrer Schriftstellerei bewußt. Die Frauen dagegen sind, wenn sie sich einmal ins öffentliche Leben begeben, bis zum letzten Atemhauch geistige Amazonen, die sich täglich von Neuem mit hellem Jubel in die Schlacht stürzen. Und, letzten Endes, haben diese Menschen, die sich das Leben Stunde für Stunde neu erobern, doch recht; denn wer nicht bloß den Verstand, sondern auch die ganze Seele an die Sache verkauft, an die Idee, für die er streitet, dem folgen die Andern, suggestiv angezogen. Die Frauen im öffentlichen Leben, die uns etwas zu sagen haben, kann man noch heute zählen, obwohl zwei Generationen nun schon aktiv an der Frauenbewegung teilgenommen haben. Eine der Besten, Lily Braun, ein seelischer Vulkan, hat erst unlängst, nach Jahrzehnten innerer und äußerer Unstetigkeit, die Ruhe gefunden, die uns allen einmal beschieden ist. Mitten aus intensivster Arbeit rief ein unwirscher Gott sie ab. Eine Strecke des Weges war sie auch mit Minna Cauer gegangen: damals in den neunziger Jahren, als Lily, mitten in der Sozialistenbegeisterung der deutschen Intelligenz, dem Gelehrten von Gyzicki sich vermählte, als sie mit ihm gemeinsam die ‚Ethische Kultur' herausgab, und als alles, was aus dem niedrigen Gestrüpp der täglichen Rastlosigkeit herauskommen wollte, den Worten Moritz von Egidys lauschte, der, schlicht und bestimmt, lehrte: Religion nicht mehr neben unserm Leben — unser Leben selbst Religion.

Minna Cauer steht bereits im achtundsiebzigsten Lebensjahr. Eine Veteranin? Sie würde jeden auslachen, der ihr wie einer wandelnden Arterienverkalkung ehrfurchtsvoll nahen wollte. Nein, sie ist jung geblieben, alle die Jahre hindurch, körperlich und geistig beweglich wie ein Wieselchen, und wo der Kampf am heftigsten tobt, da findet man sie sicherlich mittendrin. Ihr Leben ist wie ein Film verlaufen. Immer flimmernd und schimmernd. Viel Leid, aber

auch viel Erfolge. Immer unruhig und unaufhaltsam getrieben. Immer hörte man die Kurbel, die Ideen, die sie trieben: Freiheit, soziale Aufgabe und politische Gleichberechtigung der Frau.

Freiheit. Das erinnert an ihren ersten revolutionären Streich. Sieben Jahre war sie damals, anno 1848, als der Aufruhr auch in das stille Landstädtchen Freyenstein in der Ostpriegnitz drang, wo ihr Vater, Herr Schaller, Pfarrer war. Freiheitslieder trällernd, zog sie, eine Fahne schwingend, mit einem Troß von Jungen und Mädels hinterher durch die Straßen. Wohl gabs vom Vater dafür Schelte, aber Minna zog später unbeirrt diesen Weg der Freiheit weiter. Zunächst freilich tat sie wie alle jungen Mädchen jener Tage, kam in eine Pension und, als sie einundzwanzig Jahre alt geworden war, reichte sie einem jungen Arzt, Doktor August Latzel, die Hand zur Ehe. Vier Jahre dauerte das Glück. Ein Kind, ein Söhnchen, starb ihr, zwei Jahre alt; der Gatte mußte 1864 ins Feld, in den Krieg gegen Dänemark, kam schwer krank nach Hause und starb ebenfalls. Frauenschicksal. Witwe. Jung und frisch. Unverbraucht für ein ganzes langes Leben und doch entmutigt und entwurzelt. Sie geht als Erzieherin nach Paris, macht von weitem, aus der bescheidenen Perspektive einer Institutrice, den Rausch des zweiten Kaiserreichs mit, sieht all die Größen, Napoleon und Eugenie voran, auf der Höhe der Macht, und wenige Monate später, als der Krieg sie nach Deutschland zurückgeschleudert, erscheint ihr das alles nur wie ein Traum. Die prächtig glitzernde napoleonische Seifenblase war geplatzt.

Minna heiratet noch einmal. Als sie in Hamm eine Stellung als Lehrerin an einer Mädchenschule bekommt, hält der Direktor des Gymnasiums um ihre Hand an. Ein Witwer mit fünf Kindern, ein Historiker von damals nicht geringem Ruf: Professor Eduard Cauer. Neue Wirkungskreise. Sie wird nach Danzig verschlagen, siedelt nach Berlin über. Kaiser Friedrich interessiert sich (als Kronprinz) für das Ehepaar. Auch seine Gemahlin. Nicht so selten tauschen sie ihre Meinungen aus. Nach zwölf Jahren verliert Minna auch ihren zweiten Gatten. 1881. Wiederum muß sie ihr Leben völlig umstellen. Vierzigjährig. Nun beginnt sie, zögernd, sich der Oeffentlichkeit zu widmen. Von ihrem Mann war zunächst das Interesse an der Geschichte auf sie übergegangen. Nach seinem Tode blättert sie in seinem Tagebuch nach. Da stößt sie auf diese Zeile: „Die Geschichte der Frau ist noch nicht geschrieben; sie muß einmal geschrieben werden, aber sie erfordert die Hingabe eines ganzen Menschen.“ Zeigt das Schicksal ihr einen Weg? Sie entwirft kleine historische Skizzen. Aber es war nur ein Seitenweg. Die Gegenwart beschlagnahmte sie, und die Vergangenheit versank schnell hinter ihr. Einige liberale Männer, die sich in einer deutschen akademischen Vereinigung zusammengeschlossen hatten, gaben die Anregung zur Begründung des Vereins Frauenwohl in Berlin. Minna Cauer übernahm, nach langem Bitten, die Lei-

tung. 1888. In der ersten Generalversammlung erklärt sie, daß es „kein Verein sein will, der nur gründen will, um sich dann in ein kleines Nest der Gegründeten wohlgefällig einzuschließen", nein, er wolle die Idee der Frauenbewegung propagieren, umwälzend auf die Gemüter und althergebrachte Anschauungen wirken und den Kampf ums Recht der Frau auf allen Gebieten führen. Damit hatte sie ihr eigenes Lebensprogramm entwickelt, dem sie fortan treu bleiben sollte. Mit Lily von Gyzicki und Adele Gerhard zusammen reicht sie die erste Petition um das politische Vereinsrecht auch für die Frauen an den Reichstag ein. „Drei ganze bürgerliche Frauen", spottet die Sozialdemokratie. Erst 1908 wird den Wünschen die Erfüllung. Nach dreizehn Jahren setzt sich ein freiheitliches Vereinsrecht für das ganze Reich durch.

Unterdessen wirkt sie weiter, widmet sich den weiblichen kaufmännischen Angestellten, ruft einen Hilfsverein ins Leben und beteiligt sich an der Gründung des Bundes deutscher Frauenvereine. Auch im Verband fortschrittlicher Frauenvereine ist sie eifrig tätig. Unmöglich können hier, in diesem knappen Rahmen, alle einzelnen Etappen wiedergegeben werden. Seit einem Jahrzehnt etwa hat sie sich fast ausschließlich auf den Kampf um das politische Stimmrecht der Frau konzentriert: das wirklich allgemeine und gleiche Wahlrecht.

Seit 1895 entwickelte sie ihre Gedanken in der ‚Frauenbewegung'. Unzählig sind ihre Leitartikel. Politische, soziale, kulturelle Fragen behandelt sie in buntem Gemisch. Nicht trockentheoretisch, sondern flammend-agitatorisch. Nie schaltet sie das Gemüt aus. Stets versucht sie zu überzeugen, zu wirken. Auf die bloße Darlegung des Sachverhalts gibt sie nichts. Das ist ihr zu wenig. Leben soll alles, leben im Sinne des Ueberspringens auf den Andern, den Leser. Von den gesellschaftlichen Wohltätigkeitsveranstaltungen der Frauen will sie nichts wissen. Das ist Spielerei: Arbeit ist vonnöten. Tägliche, harte, soziale Arbeit. Trotzdem, als der Krieg ausbricht, ist sie eine der Ersten, die sich in die Armee des Roten Kreuzes einreiht. Anderthalb Jahre tut sie hier, in Berlin, still ihre altruistische Pflicht, schaut mehr, als ihr lieb ist, hinter die Kulissen und beobachtet, mit starker Abneigung, die Jagd nach Orden und Auszeichnungen. Erst als man sie selbst mit einem Ordensbande zu „fesseln" versucht, wendet sie sich von diesem Wohltätigkeitsbetriebe ab und widmet sich wiederum ihren politischen Aufgaben.

Zwischen der „wohltätigen Frau" und sich zieht sie einen dicken Strich. „Ein tiefer Riß", schreibt sie einmal, „geht durch die heutige Frauenwelt. Ein Ozean der Meinungen trennt uns von denen, welche im Alten wurzeln, im Alten beharren. Neue Probleme gibt es zu lösen und wahrlich keine leicht zu lösenden. Bequemer freilich ist es, Altes nachzubeten und Altes zu preisen. Carlyle spricht von den alten Kleidern der Weltgeschichte; wir fühlen uns weder berufen, sie aufzutragen, noch durch neue Flicken sie auszubessern."

Der Kampf um das gleiche Wahlrecht in Preußen hat ihrem Streben einen neuen, kräftigen Impuls gegeben. Jetzt gehts ums Ganze. Nun heißts weit ausholen, um auch für die Frauen die politischen Rechte zu erstreiten. Sie tritt immer von Neuem ans Rednerpult, spricht zu Tausenden in Versammlungen, weiß die Frauenorganisationen, auch die sozialdemokratischen, zu einer einheitlichen Phalanx für den Wahlrechtskampf zusammenzuschweißen, eine Deputation von Frauen fragt die führenden Parlamentarier nach ihren Ansichten aus. Vergebens. Noch scheint ihr der Preis nicht zu winken. Man wird froh sein, wenn man zunächst wenigstens das gleiche Wahlrecht für die Männer durchsetzt. Aber selbst dieser Fehlschlag vermag Minna Cauer nicht zu entmutigen. Sie bleibt aufrecht: redet, schreibt, agitiert weiter mit ihrem Herzblut. Die jugendliche Siebenundsiebzigjährige.

Frauenschicksal?

Der Eindeutscher von Lucy v. Jacobi

Mein guter Schwiegervater, ein schöner alter Herr mit einer schneeweißen Schifferkräse, erzählte uns oftmals sehr animiert folgendes Geschichtchen, das ein wunderbares Licht auf die prachtvollen Ergebnisse der Schuldressur wirft.

In der Tertia hatten sie einen Schulaufsatz zu machen. Der Primus hatte das Sprichwort, das der Lehrer als Thema für den Aufsatz gewählt hatte, an die Tafel zu schreiben. „Steter Tropfen höhlt den Stein.“ Der Junge versteht falsch — der Lehrer ist bereits in die Lektüre versenkt, mit der er die Aufsatz-Stunde auszufüllen pflegt. Er sieht nicht mehr nach der Tafel.

Auf dieser Tafel ist zu lesen: Steht der Tropfen, heult der Stein.

Was wird daraus? Was wird das für ein Ende nehmen? frage ich mich angstvoll.

O Prokrustesbett: Schule! O ihr prächtig dressierten Kindergehirne!

Es wurden siebenunddreißig Aufsätze abgeliefert über die Erkenntnis: Steht der Tropfen, heult der Stein.

Auf jeder Probe eines Dramas von Strindberg fällt mir dieses Geschichtchen ein. So, irrtümlich und wohlmeinend wie dieser Primus, informiert uns der Eindeutscher über Strindberg. Und so, fingerfertig und gut dressiert wie die braven Tertianer, spielen wir Strindberg. Irgendwie wirds schon — wenn auch ab und zu ein kleines Mißverständnis. In Parenthese möchte ich erwähnen, daß Schering Péladan ebenso märchenhaft übersetzt. Trotzdem halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß der Eindeutscher (o Himmel!!) französisch und schwedisch kann — gewiß ist nur: daß er nie, nie, nie die deutsche Sprache erlernen wird.

Einige Proben. Ich lese wahllos, wo ich den Band aufschlage.

‚Rausch‘. Jeanne: „Es war eben ein Abbé hier, der sprach schön zu uns; meinen Glauben, den du nicht ausgelöscht, aber über-

strichen hast, wie man Fenster kreidet, hatte ich mithin (!) nicht zur Hand . . .". Das geht noch lange so weiter.

Henriette: „Fort von hier, auf neue Siege arbeiten!"

Jeanne: „Ueberdies scheint es seine weibliche Gesellschaft gewesen zu sein, welche die gefährlichsten Ausdrücke gefällt hat."

Adolf: „Ich kenne sie als eine gute Seele und weiß, sie erträgt es, ins Weiße ihres Auges gesehen zu werden."

Aber man müßte die ganzen Bände ausschreiben.

Eine Kostprobe aus den Versdramen. Greifen wir gleich zu dem unseligen ‚Schwarzen Handschuh'. Man kann nicht einmal von Scherings unfreiwilliger Komik sprechen. Es ist lähmend traurig. Nach drei Seiten ist man hoffnungslos angeödet.

„Ein großes Haus du zu bewachen hast!"
„Ein Babelturm mit Leuten aller Art
und Zung . . .
. . . ein Dutzend Wiegen, sieben Klaviere;
hier viele Menschenlose sich vollenden . . .
. . . der stirbt, der sich vermählt, der läßt sich scheiden,
der macht Umstände und beklagt sich;
daß nichts es ändert, er bald sieht,
dann faßt er den Entschluß — und zieht!"
„Der alte Baum, er wird nicht alt, wenn nicht allein
er steht im Wald, bedrängt nicht von den jungen;
die Zeit gelichtet hat um mich so ziemlich."
„Ich mich erinnre! . . .
Den Handschuh ich verlor!"
Hier seh ich ein Licht, das Zweige hat geschossen. . ."
„Du murrst, da im System ich fehle;
und das System dein Herr ist,
und dessen Knecht bist du!"
„Es stets versprach, doch hielt es nicht,
es glich, doch war es nicht . . .
verzweifelt war man, nicht zu können sein,
zu werden der nicht, der man wollte sein!"

Eine Perle an die andre gereiht. Das Machwerk ist zu armselig und zu matt, als daß sichs verlohnte, den Zitaten ein Wort hinzuzufügen.

Adolf Paul, der den Toten nicht liebt, bezeugt, daß sein Stil eminent sei. Aber auch ohne Adolf Paul wissen wir das. Es kann nicht sein, daß das Genie einen fragwürdigen Stil hat. Genie: das bedeutet schon den unerbittlichen Zwang, das Einzige auf die einzige Art auszudrücken. Auf die einzige, präziseste, eindringlichste. Weder bei Goethe noch bei Rilke, weder bei Luther noch bei Karl Kraus steht auch nur ein zufälliges Komma, und jedes „ist" oder „und" steht an seinem unwiderruflichen, einzigen Platz.

Das ist es, was man Stil nennt.

Wir aber spielen: Steht der Tropfen, heult der Stein.

Wiens Theaterereignisse von Alfred Polgar

Bosporus' heißt ein neues Stück der Ungarn Lengyel und Farkas, das an der wiener Volksbühne seine überhaupt erste Aufführung erlebte. Spielt im modernen Konstantinopel. Die Muezzim rufen von den Türmen, die Herren tragen Gehrock und Fez, und die hübschen englischen Diplomaten schleichen, Abenteuer suchend, um die Harems. Einer von ihnen hat das Herz der schwärmerischen Nedschibe gewonnen, die aber von ihrem Vater gezwungen wird, dem General Tewik Bei als Frau zu folgen. Eben jener Engländer ist im Besitz einer für Krieg oder Nicht-Krieg entscheidenden Regierungsdepesche aus London. Nedschibes sträfliche Neigung wird bekannt, und General Tewik, obzwar gekränkt, benützt sie, um dem Engländer sein Geheimnis zu entlocken. In einer Verführungsszene mit Tanz, Haschisch, Bosporuszauber und Dreiviertel-Nacktheit muß Nedschibe dem eingeschlafenen Liebhaber die Depesche entwenden, verbrennt sie aber dann und nimmt Gift. Die Muezzim rufen, der Morgen bricht an, und die Kritiker sind schon deshalb sprachlos, weil sie die Hände ringen. Das Stück ist Theater, in der ganzen Schamlosigkeit des Begriffs. So könnte es immerhin Publikums-Zulauf finden. Als Nedschibe gastierte Fräulein Dergan aus Dresden. Sie hat in jedem Akt einmal der Länge nach auf den Boden zu fallen und besorgt das mit Anmut und Geschick. Das Dramatische bereitet ihr auch sonst keine Schwierigkeiten. Sie hat Akzente, Schmerzlichkeiten um Mund und Augen und ein schönes Portamento der Leidenschaft. In der Verführungsszene kam ihre Persönlichkeit unverhüllt zur Geltung.

*

Im Deutschen Volkstheater zum ersten Mal: ‚Die Straße nach Steinach' von Wilhelm Stücklen. Ein kluges, sinnvolles Schauspiel, also abseits dem wiener Publikumsgeschmack. Noch nicht ganz erlöst aus dem Konventionellen, zeigt es doch in der Führung des Geschehens, in der Kontur der Figuren Mut zu mancherlei gedanklichem und psychologischem Wagnis. Die Heldin, um deren seelische Zwiespalte es geht, heißt Viga Securius. Klar, daß eine junge Dame, die solchen Namen führt, anders zum Leben und zur Liebe steht als irgendeine Mariedl. Sie ist stolz, herrisch, auf der Suche nach sich selbst. Sie leidet darunter, daß die Vernunft in ihr dominiert, möchte nicht genommen werden, sondern sich geben. Und ahnt es, daß eine Frau sich erst findet, wenn sie sich verliert. Aber sie hat das Pech, immer über der Situation zu stehen und vor lauter Klarheit niemals zur brauchbaren Täuschung zu kommen. Drei Männer werben um sie, jeder in seiner Art ein gutes Exemplar. Der wertloseste führt die Braut heim: weil schließlich er allein ihr die Illusion der freien Entschließung gibt. Bei den andern hatte sie nur die Wahl, sich sentimentalisch

überrumpeln oder durch Willenskraft ertrotzen zu lassen. Fräulein Viga ist kein uninteressantes Lebewesen. Ihr Menschentum ist stärker als ihre Weibschaft: das entscheidet letzten Endes. Und aus solchem Mißverhältnis blühen ihre Launen, ihre Unzufriedenheit, ihre Unsicherheit. Sie entscheidet: für das Leben, gegen die Liebe. Daß dieses Leben zehn Millionen in die Gemeinschaft mitbringt, macht den Entschluß leichter. Die Männerseelen um das komplizierte Mädchen werden von dem Dichter nicht mit gleicher Leser-Aufmerksamkeit durchblättert. Bei ihnen wird seitenweise überschlagen. Aber vom Inhalt erfährt man doch mancherlei und durchaus Signifikantes. In der schönen, saubern Einfachheit des Schauspiels steckt viel Kultur. Es ist dichterisch und dramatisch fein ausgewichtet. Nur manchmal ein wenig trocken, allzu preußisch „organisiert" und hie und da auch ein bißchen schnoddrig-wortkarg. Eine vortreffliche Aufführung half gegen gekränkte Zuschauer zum Erfolg. Frau Carlsens reizvoll blühende Nüchternheit paßt herrlich für die Viga. Sie hat so was schmeichlerisch Kühles und anmutig Scharfes in ihrer Art. Wie Kristallglas, spröde, farbensprühend und voll lieblichsten Glöckchenzaubers. Frau Erika Wagner sang vornehm ein Brahms-Lied. Ob kleine Lieder ihre Sache sind, scheint zweifelhaft, aber für große Oper dürfte sie — man hat das schon bei den Klassikern gemerkt — Eignung haben.

*

An der Neuen Wiener Bühne spielt man jetzt eine Komödie, die ‚Theater' heißt, drei Akte und einen Herrn Arthur Ried zum Verfasser hat. Zur jüngsten deutschen Dichterschule scheint er nicht zu zählen. Seine Komödie ist ein Schmarrn alten Stils, dünn und wässerig, voll gleichgültigen Geredes und Getues. Sie beschäftigt sich, in liebevoller Ironie, mit der Schauspieler- und Schauspielerinnenpsyche, zeigt, wie nervös, übertrieben, verlogen, kindhaft, leidenschaftlich, unecht, schlau und töricht Komödianten sind, wie's bei ihnen, um sie und in ihnen zugeht, wie sie mit einander, mit Direktoren, mit Friseusen, mit Agenten, mit Freunden, mit Dienstboten verkehren, wie sie launisch, boshaft, gutmütig, spielerisch, eitel, treu, untreu, albern, genialisch, lächerlich und unruh-voll sind, wie sie sich zanken und vertragen. Aber selbst wenn das ein Geschickterer und Witzigerer zeigte als der Dilettant, der diese schlechte Arbeit gemacht hat, möchten wir nicht gerne hinsehen. Wir haben genug vom Innen- und Außenleben des lustigen Künstlervölkchens. Es ist relativ unwichtig. Nach liebenswerten Betisen und entzückendem Schwachsinn aus Mimenkreisen ist derzeit geringe Nachfrage. Die menschlichen Schwächen der Schauspieler, ihr Nervensystem, ihr erotischer und sonstiger Betrieb sind ja sicherlich sehr bemerkenswert. Als Objekte der literarischen Darstellung jedoch ein wenig abgebraucht. Sie taugen nicht einmal mehr dazu, ausgelacht zu werden. Vom geringsten Mimen wollen wir gern, im Buch wie auf der Bühne, erzählen hören, wenn er ein interessanter Mensch ist. Aber

die Forderung zärtlichen Versenkens in ein wurschtigstes Menschentum, nur weil es den interessanten Schauspielerberuf übt, ist eine läppische Unbescheidenheit.

Frau Marietta Olly spielt die Primadonna in der armseligen Komödie. Sie ist eine angenehme, gewandte Schauspielerin, so eine Art verdünnte Roland. In die Darstellung eines eselhaften Komödianten kniete sich Herr Stahl-Nachbaur mit der ganzen Wucht seines schauspielerischen Wesens hinein. Die schwächliche Rolle war so fünfschrötiger Parodie nicht gewachsen und ging aus dem Leim wie ein Sesselchen unter einem Athleten-Gefäß.

*

Im Deutschen Volkstheater: ‚Vater Engelbert', ein wiener Volksstück mit Gesang von Robert Nagel. Vater Engelbert ist ein Schlosser a. D. Er lebt mit seinem braven Weib in der Provinz und läßt den Sohn, Rudi heißt er, in der Großstadt studieren. Aber der studiert nicht, sondern geht mit der Milli. Drei Jahre lang. Dem plötzlich besuchenden Vater redet Rudis Freund ein, er, der Rudi, sei schon Doktor. Allerlei Mißverständnisse unterstützen die Täuschung. Die freundlichen Reden des Vater Engelbert wirken so moralisierend auf die Milli, daß sie tränenfeucht wird, eben erhaltene hundert Kronen dem Rudi zurückgibt und aus dem Volksstück verschwindet. Schade. Man hätte gern noch so ein Varietéliedchen gehört, wie es Fräulein Keller, den Tod des Vorstadt-Chantants munter parodierend, da trällerte. Zweiter Akt: zu Hause bei Vater Engelbert. Gemütliches Heim braver Leute. Die drollige Loisi-Tant' hätte auch länger auf der Bühne bleiben können. So ein phantastisches Provinzgewächs! Unwahrscheinlich welt- und zeitfern. Rudi, der Doktor, ist der Eltern und der Gemeinde Stolz. Er leidet aber unter dem Trug. Frage: Wie sag ichs meinem Vater? Das besorgt der Freund aus dem ersten Akt, der inzwischen geheiratet hat. Ehe er dem Vater Engelbert den Stoß ins Herz versetzt, singt er mit seiner jungen Gattin ein Duo. Nun, auch das geht vorüber. Und es erscheint ein dalmatinischer Schiffsreeder (Herr Homma), ein lang nicht gesehener Jugendfreund Vater Engelberts. Er hat einen ganz dicken weißen Schnurrbart, ist von allerheiterster Gemütsart, sieht aus wie ein sanguinischer Hotelportier und spricht südslawisches Deutsch (Böhm-Ersatz fürs Volksstück). Sein Töchterchen rollt die R wie ein Harzer Kanari. Sie liebt Rudi auf den ersten Blick und wird auf eben denselben von ihm wiedergeliebt. Nun erfährt Vater Engelbert von Rudis Nicht-Doktorschaft. Es trifft ihn hart, aber der Mutter zuliebe spielt er die Gemütskomödie weiter und schickt den Sohn als Matrosen mit dem Hotelportier nach Indien. Dessen rollendes Töchterlein bleibt hier. Dritter Akt: Vater Engelbert ist verarmt. Er hat Rudis Schulden gezahlt. Er fabriziert (für die Mutter) Briefe des Sohnes. Zwei Jahre lang. Bis ein echter Brief kommt, Rudis Aufstieg zum geachteten Kaufmann meldend. Gleich hernach erscheint der weißbuschige Dalmatiner und Rudi

selbst, und mit ihnen halten auf der Bühne Einzug: Verlobung, Wohlstand, Glück, Zufriedenheit. Vorher singt Vater Engelbert, im Schurzfell vorm Amboß stehend — er ist, verarmt, wieder schlosserisch tätig — ein Lied: Das Leben ist ein Tanz, das Leben ist ein Kranz, das Leben ist eine Kassette. Und der Tod hat den Schlüssel. Der Refrain wird mit leisen Hammerschlägen des Vortragenden begleitet. Na, schön. Etwas wehmütige Perspektive auf die Vergänglichkeit des Irdischen gehört nun einmal zur Ausstattung der volkstümlichen Muse. Von so kleinen Imitationen, Billigkeiten und Rührseligkeiten abgesehen, ist das Stück gar nicht übel. Ein bißchen spassig, ein bißchen gefühlvoll, ein bißchen dämlich. Es ist nicht ohne Laune und nicht ohne Stimmung. Ein Hauch altväterischer Güte und Heiterkeit durchwärmt manche Szene. Schmale Durchblicke in die Welt der engen Stuben und kleinen Leute vermitteln Anheimelndes. Es ist, insbesondere am Deutschen Volkstheater, viel böserer Schund viel gnädiger aufgenommen worden. Herr Thaller spielt den Vater Engelbert. Fein, still, warm, von Ur-Froheit durchhellt, von langer Sonne verschrumpelt, aber ganz süß gekocht, wie eben nur Herr Thaller so brave alte Seelen zu spielen weiß.

*

An der Volksbühne spielt Frau Ida Roland die Lola Montez in einem so betitelten Stück von Adolf Paul. Wir sehen hier die spanische, insbesondere durch ihre bayrischen Wirbel zu Ruhm gelangte Tänzerin in vollem Betrieb. Heiße Liebes- und grausliche Staatsangelegenheiten kreuzen einander: im Schnittpunkt tanzt Lola Montez. Ihr großes Temperament, farbig ausstrahlend, wird offenbar. Wenn du mich liebst, bist du entflammet, doch wenn ich lieb', nimm dich in Acht! Der herrliche Karlistenführer Madons nimmt sich in Acht. Mit Lackstiefeln und klingenden Silbersporen

stapft er in die Schlinge, die ihm der eifersüchtige Regent, gut bedient von einem eifersüchtigen englischen Diplomaten, gelegt hat. Und grade vor der armen Lola Fenster wird die Schlinge zugezogen, Madons gehängt. In jenem kritischen, herzzerfleischenden Augenblick kommt, gleichsam als Kind der unkonsumierten Liebe zu Madons, ihr Entschluß zur Welt, eine Rache-Tänzerin zu werden. Herr Adolf Paul hat schon bessere, ehrgeizigere Komödien geschrieben als diesen Reißer. Auch in ihm verleugnet er nicht eine gewisse Kultur der Theatermache und Theatersprache.

Frau Ida Roland zeigte, was sie kann. Das ist viel. Sie ist eine Kaprizen-Spielerin ersten Ranges. Ganze Regenbogen weibischer Laune sprüht sie über die Szene. Sie hat Kraft und Geschmeidigkeit. Auch in der Stimme, die knistert und Funken gibt und an ein gegen den Strich gebürstetes Katzenfell erinnert. Ihre Leidenschaft ist außerordentlich bühnen-praktikabel. Für Herrschsucht hat sie eine ganz besonders tönereiche Skala, für Verliebtheit die schönste Atemtechnik, für heftige seelische Erschütterung ausgezeichnete Methoden des Stockens und Hinrasens und Wieder-Stockens. Wenn sie sich im wilden Schmerz zerreißt, hat man die Empfindung, daß sie ganz bleibt. Ihr Körper ist von bewunderns-werter Klugheit. Ich kenne keine zweite Schauspielerin, die so intelligente Schultern, so witzige Kopf-Attituden, so schlagfertige Wendungen in der Taille hat. Was der Regent von Lola sagt, stimmt auch für Frau Roland: „sie ist kalt, berechnend, zu allem fähig". Er setzt dann noch hinzu: „. . . nur nicht, sich zu einer großen Passion hinreißen zu lassen".

Von dem Publikum des Volksbühnen-Abends hätte er das nicht behaupten können. Es hatte die Passion, ließ sich hinreißen und war dankbar, einem starken schauspielerischen Willen unterliegen zu dürfen.

Jugendgedichte von Josef Kainz

Heimweh

Die Brust ist beengt, der Kopf ist so schwer —
wo kommen die finstern Gedanken her?
Auf Thüringens Wiesen, in Thüringens Auen
ist nirgends ein trübes Gesichte zu schauen —
nur ich bin so traurig im frohen Verein.
Was mag mit mir wohl geschehen sein?

Soll ich Euch sagen, was mich bedrückt?
Der Heimat der Lieben bin ich entrückt!

Ein Fremder steh ich auf fremdem Grund
und nimmer wird meine Seele gesund,
wenn ich nicht wieder Oesterreichs Auen
und Oesterreichs Wälder kann wieder schauen.

Ich weiß am grünenden Donaustrand
ein lauschiges Plätzchen, gar wenig bekannt,
da breitet ein grüner Teppich sich aus
und Bäume wölben sich da zum Haus,
und in den Zweigen tönet Gesang,
der hat einen wunderlieblichen Klang,
ein murmelnder Bach das Plätzchen durchzieht,
darin die Forelle man spielen sieht.
Und wenn am Morgen die ersten Strahlen
der Sonne purpurn die Berge malen,
wenn hier und da ihr grelles Licht
gewaltsam das dichte Laub durchbricht,
dann siehst du wohl gar ein Rehlein stehn,
nach allen Seiten es lauschend spähn.
Wenn es sich dann ganz sicher glaubt,
ins Freie zu treten es sich erlaubt,
da rauscht ein Blättchen vom Baume nieder
und rasch ins Dickicht verschwindets wieder.
Und wenn des Mondes silbernes Licht,
sanft durch der Bäume Zweige bricht,
die Blumen, die am Bächlein sprossen,
die Kelche alle längst geschlossen,
wenn die Natur in Schlaf gewiegt
und still und lautlos alles liegt:
dann steigt das Donauweibchen ans Land
und wandelt entlang den grünen Strand,
an jenem Plätzchen hält es still
und singet dann da der Lieder viel
aus alter, längst hingeschwund'ner Zeit,
wie Markgraf Rüdger um Krimhild gefreit,
wie König Etzel der Frauenheld
zu Wien mit ihr die Hochzeit hält,
wie der Burgunder blut'ge Scharen
ins Hunnenland zur Sonnenwend' fahren,
wie sie gekämpft dort und alle erschlagen —
gar viel noch hört' ich sie singen und sagen,
doch mit dem ersten Hahnenschrei
taucht sie ins Wasser. Der Sang ist vorbei.

— — — — — — — — — —

Zu jenem Plätzchen laß beide uns ziehn,
laß uns dem Weltgetümmel entfliehn.
Dort laß mich der Leiden und Sorgen vergessen,
dort war ich so selig! Nichts hab ich besessen —
nichts als ein fühlendes Herz in der Brust.
Ach damals, da lebt' ich in Freude und Lust.
Und wenn ich unter der Menschenbrut
verloren habe so manches, was gut,
und wenn man schon vieles an mir verdorben:
Das Herz in der Brust ist mir noch nicht erstorben —
doch könnt' es gelingen den frevlen Bemüh'n,
drum laß' uns zu jenem Plätzchen ziehn,
dort wollen wir leben den Kindern gleich
und unser wird sein das Himmelreich!

Zur Entschuldigung, daß ich obenstehendes Gedicht verbrochen, genüge Folgendes: Ich hatte mir in Dresden, gelegentlich unsres Gastspiels, auf einer Probe der ‚Bluthochzeit' den Fuß vertreten und lag nun allein, von aller Welt verlassen (und wie das Gedicht zeigt, auch von Gott) den ganzen Tag auf meinem Sopha. Ein furchtbarer Zahnschmerz quälte mich ärger noch als der kranke Fuß. Mein Geist, angegriffen durch den zwiefachen körperlichen Schmerz, schwitzte obiges Gedicht aus. Mea culpa! Mea culpa! Me amaxima culpa!
Meiningen

Noch einmal an J. W.

Noch immer rast ein Fieber durch mein Hirn,
noch immer glüht ein Funke in der Aschen,
noch manchmal denk ich dein, du Plutzerbirn,
noch immer möcht ich von dir naschen.

Einst glich dein Aug' dem strahlenden Demant,
in dem das Wasser sich dem Feu'r vermählt.
Das Wasser blieb. Das Feu'r ist ausgebrannt,
und gegen deinen Blick bin ich gestählt.

Einst glich dein Auge einem klaren See,
aus dem des Himmels Reinheit wiederstrahlte.
Jetzt gleichts nur noch der Regenwasserpfütze,
in der sich der Novemberhimmel malte.

Und deine Lippe, einst der Rose gleich,
von der ich Paradieseswonnen küßte,
gleicht noch der Rose, aber der verwelkten,
wie sie zu finden ist auf jedem Miste.

Und dennoch rast ein Fieber durch mein Hirn.
Ich merks an meinen Versen. Dürft ichs wagen,
nochmals von dir zu kosten, Plutzerbirn?
Allein ich fürcht', du liegst mir dann im Magen.
München, am 24. Januar 1881.

An Sie

Ach, Lina, laß dich doch erweichen
und gib von dir ein Lebenszeichen!
Sonst — holen mich zehntausend Teufel —
setz ich in deine Liebe Zweifel.
In Trauer, Tränen, Schmerzen, Klagen,
in Sehnsuchtsweh muß ich verzagen.

Ach, Lina, laß dich doch erweichen
und gib mir doch ein Lebenszeichen,
und wärs auch nur „Muh!“ oder „Mäh!“
Dein Schweigen tut mir gar so weh,
es hat mir schon mehr Leid gebracht
als Floh und Wanz' in stiller Nacht.
Wenn ich nicht bald ein Briefchen von dir habe,
trägt man mich noch am Knochenfraß zu Grabe!
Drum, Liebchen, lasse endlich dich erweichen
und gieb mir bald von dir ein Lebenszeichen,
denn sonst passiert wahrhaftig ein Malhör
mit deinem ewig treuen Liebhabör.

Wohlgemeinte Ratschläge
auf meine Photographie an mein Bräutchen!

Willst du ganz mein Herz erfüllen,
mußt du nicht Theater spüllen,
mußt die Rolle nur studieren,
die die Hausfrau durchzuführen.
Deiner Kleidung höchster Putz
sei der Küchenschürze Schutz.
Von des Küchenfeuers Blinken
laß dir deine Wangen schminken,
und als lieblichste Lektüre
stets ein Kochbuch bei dir führe!
Lorbeer sollst du nur benutzen,
einen Schweinskopf aufzuputzen,
oder auch, um würziges Leben
einer sauren Sauc' zu geben —
und dein höchster Lohn alsdann
sei ein Kuß von deinem Mann!

München, am 8. April 1883.

Techniker und Kaufmann von Lorarius

Es ist stets anerkannt worden, daß die Daimler-Werke hohe Leistungen aufzuweisen haben. Diese hohen Leistungen sind aber weniger der kaufmännischen Leitung als der technischen Leitung und der Arbeiterschaft zu danken.“ So die Heeresverwaltung in der Reichstagssitzung am zwanzigsten März. In Nummer 12 der ‚Schaubühne‘ sagte ich: „Wenn man loben will, so lobe man den Industrietechniker, der die Hauptarbeit leistete, nicht aber den Industriekaufmann, dem die gebratenen Tauben ins Maul gejagt wurden.“ Weshalb hat man der Heeresverwaltung die Zerstörung der Tüchtigkeitslegende überlassen, weshalb ist nicht von andrer Seite auf die einfachsten Tatsachen hingewiesen worden? Der Kaufmann ist in der Kriegswirtschaft zum gequälten Statistiker, zum ängstlichen Verordnungsstudenten geworden, vom Kaufmann ist nicht viel übrig geblieben. Immer wieder wurde über den Vernichtungsgang der Organisatoren geklagt. Dieser Feldzug gegen die Selbständigkeit vernichtete aber nicht nur Existenzen, sondern auch kaufmännische Findigkeit. Bei schreiender Nachfrage ist es keine Kunst, Aufträge einzuheimsen. Der Kaufmann brauchte sie nur zu verbuchen, zu verrechnen, und er hat das gewiß nicht zu seinem Schaden getan. Er war ja fast ohne Konkurrenz. Wohl sind mir die Materialsorgen bekannt, aber Materialsorgen sind keine Kaufmannssorgen. Geschäftemachen ist die Aufgabe des Kaufmanns. Nichts war in diesem Kriege

bequemer als die Lösung dieser Aufgabe. Dem Techniker dagegen wurde die Beantwortung der viel schwierigern Kapazitätsfrage aufgelastet. Er mußte die Verdauungsmöglichkeiten schaffen, die Fabrikatgüte den Anforderungen anpassen, für Ersatz und immer neuen Ersatz sorgen. Er ist der geistige Herrscher der Kriegsproduktion wie des Kriegsgeschäftes. Viel höher auch ist seine Leistung zu bewerten als die des Organisators der Kriegswirtschaft. Immer noch knien die Leute vor der Organisation. Einer trompetet seit 1915 laut sein Organisationsgenie aus. Der Herr imponiert uns nicht mehr, seit wir wissen, daß beinahe jeder Lehrling organisieren kann, wenn man ihm nur Vollmachten und Apparat zur Verfügung stellt. Also auch diese Kaufmannstätigkeit zwingt uns nicht zur Anbetung. Sie wurde uns schon im Frieden angepriesen. Wir sollten uns vor den Trustgiganten bücken und sie an den Ringenden vorbei bewundern. Aber kann man von uns verlangen, daß wir vor einem langweiligen Schematismus katzbuckeln oder lobsingend vor einem Bette stehen, das der Vater gemacht hat, und in dem jetzt der Sohn sich ausschläft? Das hat man von uns verlangt und verlangt man immer noch. Aber wir sehen die ganze Armseligkeit dieser Frisur auf dem ererbten Kopfe, der kaum die Konturen, viel weniger den Inhalt des Erblasserkopfes hat. Der war, nicht nur in Berlin, im Osten und Westen, im Norden und Süden Deutschlands, Kaufmann und Techniker dazu. Angewiesen auf seine eigenen Augen, oft auch auf seine eigenen Arme, kämpfend mit schweren Konkurrenzgefahren, mit Preisen und Qualitäten. Heute sehen wir Vertrustungen und bequeme Ankittungen an Großbanken im Frieden, im Kriege aber ein Zujagen der Aufträge, ein Aufdrängen der Kapazitätserweiterungen, eine Ausdehnung der Werke ohne Risiko und dennoch ein schamloses Ueberfordern. Wagt euch doch an die Sozialpropheten mit der schiefen Praxis, zeigt ihnen doch den Riß im Gemüt, diesen Tretern nach unten und Wedlern nach dem Ideal! Reißt doch der Verlogenheit die Maske herunter, dieser Tuerei auf den Millionen, dieser Heilbringerei ohne brauchbare Salbe! Und schont auch den Mann nicht, der für fünfzigtausend Mark Verteidigerhonorar einen Schieber mit dem deutschen Waffenschmied vergleicht.

Es ist keine Uebertreibung: Der Arbeiter, mindestens der Qualitätsarbeiter, hat mehr Anteil an den Erfolgen der Kriegsproduktion als der Kaufmann. Glaubt ihr aber, die Herren hätten ihren Dünkel vor solcher Leistung weggeworfen? Sie spielen gern die Patriarchen, aber mit Gnädigkeiten ist es nicht getan. Die Arbeiter wollen für ihre gewaltigen Taten Selbstbestimmung. Es gibt einen Weg dahin, den man ihnen mit schwerem Geschütz verbaut. Dieser Weg führt in die Geschäftsleitung, in die kaufmännische Verwaltung. Bestimmten kluge Arbeiter die Kalkulationen mit, so würde das Reich viel billiger weggekommen sein. Tut doch jenen Sozialpropheten den Gefallen, macht eine neue Wirtschaft, aber laßt Arbeiter und Angestellte in die Verwaltungen, gebt ihnen das Recht, das zwingende Recht zur Teilnahme an den Geschäften. Ihr hättet es im Krieg so bequem gehabt. Ein Paragraph im Hilfsdienstgesetze hätte genügt. Aber es ist noch nicht zu spät für eine solche soziale Großtat, die wirklich eine Schöpfungstat wäre. Ihr hättet nur die Entwicklungsrichtung gesetzlich anerkannt. Ihr würdet die besten Garantien gegen Unehrlichkeit, gegen alle die faulen Jungens schaffen, die die Patriarchen mit dem Knüttel spielen und euch bemogeln. Hättet ihr früher zugepackt: die Inflation wäre nicht derart angeschwollen, die Valutakurve wäre sanfter geworden, und viel Aerger wäre euch erspart geblieben. Wahrscheinlich auch der Anblick von Moralpaukern ohne zureichende Moral.

Antworten

J. Sch. Ja, richtig: es ist noch nachzutragen, was Barnowskys Schauspieler für oder gegen Strindberg geleistet haben. Da ihr Direktor und Regisseur die Neigung hat, von den Zeitungsverlegern zu verlangen, daß sie den Kritiker, der ihn nicht lobt, in irgendeiner Weise bestrafen: so muß man sich hüten, den Widerwillen gegen solche Praktiken zu einer Gereiztheit gegen das ganze Unternehmen werden zu lassen, und mehr denn je auf Gerechtigkeit aus sein. Aber ich kann doch nicht mit Gewalt gesehn haben wollen, was einfach nicht da war. In diesen erst vom Dichter und dann vom Spielleiter auseinandergetriebenen Szenen und Akten fehlten mir die Naturen, die sie wieder zusammengetrieben, geballt und befeuert hätten. Manche der stärksten Kräfte, etwa die Grüning, hatten zu kleine Rollen, und manche der großen Rollen schlotterten starken Kräften am ungeeigneten Leibe. Selten entfaltete sich ein wahres Zusammenspiel; am seltensten zwischen Komparserie und Solisten. Wenn in jener genialisch durchblitzten Gerichtsverhandlung, wo der Versucher einen Mord bis auf die Schlange im Paradiese zurückverfolgt und -erklärt, die Dorfbewohnerschaft eine Art Chor abgibt, so war zwar ersichtlich, daß dessen Rhabarber hatte verreinhardtet werden sollen; aber was herauskam, war Dilettantismus. Selbst zwischen zwei Gegenspielern stand meist eine kalte Luft. In diesen unpersönlich heruntergemalten ‚Gegenden', die weder als Phantasienoch als Nordland überzeugten, schien auch den Darstellern diejenige Stimmung zu erfrieren, mit der uns anzuwärmen ihre Aufgabe war. Barnowskys Verderb ist sein falscher Ehrgeiz. Seine Sache ist Wied, ist Molnar, ist Shaw, ist vielleicht Tschechow. Aber da er höher hinaus will, als ihm die Anlagen seiner Truppe eigentlich erlauben, so nimmt er sich einen verführerischen Frackmenschen, einen Spezialisten für Beichtkinder mit dem längsten Sündenregister her und macht aus ihm einen Beichtvater mit Tonsur. Es war bezeichnend, daß Kurt Götzens Konfessor einen einzigen Augenblick hatte, wo ein Menschenklang durch die eingelernte Salbaderei schlug: nämlich als er mit jenem verschleiert-entschleiernden Lächeln, das ihn im Lustspiel so niederträchtig gut kleidet, und mit dem entsprechend lüsternen Unterton von David behauptete, daß er in seiner Jugend was andres getan als Psalmen gedichtet habe. Loos hat nie was andres getan; wohlverstanden, wie er als Schauspieler wirkt. So ist er ein wunderbar milder Priester Keegan, ein mindestens glaubhafter Gregers Werle, aber kein zwingender Doppelgänger August Strindbergs, der euch alles in allem war: der Sohn der Magd und das Stiefkind des Lebens, der Hasser, Flucher und Trinker, der gefallene Engel, der Künstler, die weiche, verletzbare Seele, der Aristokrat und der Werwolf, der ringende Gottsucher und der resignierende Gottfinder, der im ungeschriebenen vierten Teil dieses Dramas das Kloster verläßt und ahasverisch weiterwandert „und wandert, wandert, wandert ruhelos". Ein so grauenvoll Unbekannter als der bekannte, durch und durch bekannte sympathische Loos (der jetzt wieder in seine alte Schwäche verfällt, bei Ausbrüchen nicht die Zähne auseinanderzukriegen): da muß die Einbildungskraft nachdrücklicher helfen, als sie gemeinhin fähig ist. Sie wird auch nicht fertig bringen, sich unter Lina Lossen „die Maitresse eines verheirateten Mannes" zu denken, „den sie wegen Vergewaltigung anzeigte, nachdem sie selbst in sein Atelier gedrungen war und ihm nackend Modell gestanden hatte". Aber wenn aus der ‚Dame' endlich „die Mutter" wird, durch welche Entsühnung zu erlangen, auf deren Knieen einzuschlafen der Traum, die

Sehnsucht, das Lebensziel des Unbekannten von jeher gewesen ist: wenn dann das Antlitz der Logen zu leuchten beginnt und Jubel von ihren Lippen kommt — dann ist es freilich, als ob sich der Himmel öffnet. Auf der Erde dagegen war am siegreichsten Abel. Er sollte sich gewisse vulgäre Vokalabschleifungen abgewöhnen, zum Beispiel nicht „ze" statt „zu" sagen, weil das dazu beiträgt, den Abstand zwischen seinem und Strindbergs Format mehr zu vergrößern, als bei seiner schauspielerischen Potenz vonnöten ist. Diese ist immer wieder erstaunlich. Er tritt auf, und das farbigste Leben ist auf der Bühne. Der zweideutige Blick, der spöttische Mund, die Ironie schon im Timbre der Stimme: das könnte reizen, diesen Versucher mit dem Mephisto zu versuchen. Ein Reiz, dem nicht nachzugeben ist. Zu Mephisto würde sich Abel wahrscheinlich verhalten wie zu Goethe dieser poète maudit, dessen hingewühlte, qualengeborene, unerlösende, todgeweihte Trilogie man mit dem ewigen ‚Faust' zu vergleichen unbefangen genug war.

Eveline P. Sie sind — nach meiner Kritik der ‚Seeschlacht' und nicht nach dieser allein — „ehrlich traurig", daß ich für die neue Generation nicht begeisterter bin. „Der jüngste unter den berliner Kritikern, auf die man hört, ist gegen die jüngsten Dramatiker am kühlsten. Wie schade!" Aber ich singe, glauben Sie mir, wie Verdis Amneris: Komm her, berausche mich! Und wäre glücklich, berauscht zu werden. Liegts wirklich an mir, daß ich nicht berauscht bin? Weil Sie für ausgeschlossen halten, daß es an der Gegenpartei liegt, setzt es gar den mit Recht so beliebten „Rationalisten". Das tut nun am wenigsten weh. Wie sagt Kurt Hiller? „Rationalist!: Racheschrei Derer, die nicht denken können." Ich denke, zum Beispiel, daß mich die Jüngsten nicht nötig haben. Die Generation von 89 hatte Brahm und Schlenther für und den ganzen Troß gegen sich. Der stand auch noch gegen die Generation von 1900, die zwei andre Kritiker für sich hatte. Den Einen zu nennen, verbietet mir meine Bescheidenheit. Wenn am Morgen nach der Premiere des ‚Marquis von Keith' der Autor gepfählt wurde, nachdem am Morgen vorher ‚Es lebe das Leben' als eine Dichtung bezeichnet worden war, um derentwillen sich das Leben zu leben lohne: dann ging man den Rest der Woche in einer Wut herum, die sich nicht eher beruhigte, als bis man am Montag den Sudermann kurz und klein geschlagen und für Wedekind die Fanfare geblasen hatte. Man hat seitdem nicht verlernt, die Fanfare zu blasen, gewiß nicht. Aber die Generation von heute hat als Fanfarenbläser ja doch den ganzen Troß für sich. Dem sind zwei Blamagen genug, und so ist er entschlossen, dieses Mal zu bestehen. Sein Herz ist bei Sudermann, weil sein geistiger Zuschnitt dessen dichterischem entspricht. Macht nichts. Man schleicht mit gesenktem Blick an dem rüstigen Sechziger vorüber, behandelt ihn schlechter als er — nicht etwa verdient, aber von den Aposteln seines besten Mannesalters verdient, und huldigt den Jünglingen, die man nicht irgendwie liebt, die man nicht versteht, denen man nur eine Zukunft anzuriechen sich einbildet. Man kümmert sich nicht darum, daß man durch allzu große Verwöhnung diese Jünglinge möglicherweise verhindert, sich diejenige Zukunft zu erarbeiten, die ihre Begabung haben könnte — man lobt nur wild und unwählerisch drauf los. Nichts wäre zeitgemäßer als eine Streitschrift wider die Verweichlichung in der Theaterkritik. Ich meinesteils war vor sechzehn Jahren für die Verrohung und bin es noch. Meine Kühlheit wächst im gleichen Verhältnis zu der künstlichen Hitze der Stockfische. Das Motto des ersten Buchs von ‚Dichtung und Wahrheit' sollte der Bannerspruch jedes Kunstpolitikers sein. Aber — und endlich lasse ich wieder Sie zu Worte, teuerste Frau: man ist doch

erst zudritt Kunstpolitiker! Zunächst ist man Kunstempfänger und als solcher immer und immer wieder ein unbeschriebenes Blatt; zuzweit ist man Kunstkritiker und als solcher, wenn man nicht berufsmäßig „contre-imitation" zu treiben beliebt, mit seinem Urteil fertig, bevor sich ein Andrer geäußert hat. Das stimmt und stimmt nicht, weil man ja schon im Theater spürt, ob der Künstler mit widrigen oder günstigen Winden segelt und ihm, je nach dem, von vorn herein innerlich hilft oder opponiert. Das ruft innerhalb einer Kritik Nuancen des Ausdrucks und der Betonung hervor, über die man öffentlich keine Rechenschaft abzulegen braucht, weil man sie nur seiner höchsten Instanz: dem eigenen Gewissen schuldet und dieser auch abgelegt hat, bevor der Setzer seine Arbeit beginnt. Aber — und jetzt kommen wir doch zu einander: Es sind Nuancen. Das alles spielt sich hinterher ab. Im Anfang grüßt das Blut die neue Erscheinung — und das allein ist entscheidend. Und da fühlen Sie allerdings richtig heraus, daß mein Blut die neue Generation (über die an dieser Stelle von mir und den Meinen noch viel gesagt werden wird) bisher nicht gegrüßt hat. Dieser ganze Heerbann von ekstatischen Aktivisten, so verschieden sie unter einander sind, erscheint mir ungefähr wie das Gefolge Gerhart Hauptmanns in seiner ersten Blüteperiode, wie die Halbe und Hirschfeld und die übrigen Naturalisten-Mannschaften, Feldwebel, Leutnants — ohne den Hauptmann. Es sind Nachläufer in der Gestalt von Vorläufern. Sie sind nicht unében; aber sie ermangeln des Königsgedankens. Sie sprechen fließend, teilweise allzufließend eine Sprache, die bereits über die Grenzen des Bundes verstanden und doch nicht eher Bedeutung erlangen wird, als bis ein Genie sich drin ausgesprochen hat. Auf dieses warte ich, ohne vor seinen Vorhutschwärmen verzückt zu erschauern. Wenn es einzieht, werden Sie mich dort finden, wohin man vor dem Genie gehört: im Staube.

Theaterbesucher. Ueber Wedekind den Dramatiker stehen in meinen Büchern fünfunddreißig Seiten, denen ich nichts hinzuzufügen noch wegzunehmen habe, bevor mir nicht sein Lebenswerk, teilweise oder ganz, von neuem vor die Augen gekommen ist. Des Menschen Wedekind, der mich nicht mehr mochte, seitdem er durchgedrungen war und in mir länger keinen Herold, sondern nur noch einen sachlichen Kritiker hatte (und der, so sehr er sich sonst vom Durchschnitt abhob, in der Abneigung gegen eine einschränkende, also geschäftsschädigende Kritik keinen Wert auf Besonderheit legte) — des Menschen gedenke ich voll Dankbarkeit für viele lebendige Stunden. Ich gedenke seiner altfränkischen Höflichkeit des Herzens; seiner neidlosen Bewunderung überlegener Dichtergenossen; seines schonungslosen Witzes, der mit einem einzigen Biß eine Reputation mitten durchknackte; seines ehrlichen Eingeständnisses einer Erfolgssucht, die sogar das Mittel des dauernden Umgangs mit Schmöcken heiligte, wofern ihre Zeitung gelesen genug war. Ich gedenke eines Mittags in seiner münchner Wohnung, der ihn als Gastgeber, Gatten und Vater von einer rührend zarten und zärtlichen Seite zeigt. Ich gedenke eines Gelages mit ihm und Matkowsky, den er kennen zu lernen sich gewünscht hatte, und den wir nach dem ‚Othello' bei Steinert am Kurfürstendamm erwarteten. Gegen Mitternacht stampfte Adalbert endlich herein. Er hatte, selbstverständlich, noch niemals Wedekinds Namen gehört und behandelt ihn so unbefangen, wie es dem grade recht war. Den reizte der Gaukler und Feuerfresser, der Zigeuner und Mauernweiler, der Unband, das große Kind, der verschwenderisch lachende und zechende Riese, der bei aller Aufgeschlagenheit doch niemals durchsichtig wurde. Wedekind hatte die Undurchsichtigkeit

ohne die Aufgeschlagenheit. Wortlos, soweit es möglich war, ohne ungezogen zu wirken, saß er vor diesem Letzten der Mohikaner, starrte und horchte, nickte manchmal zustimmend, trank von dem guten Rheinwein in geziemendem Abstand von einem unerreichbaren, damals noch unerreichbaren Partner und empfahl sich unvermittelt so gegen Zwei. Matkowsky versuchte eine Weile, den Eindruck dieses steinernen Gastes durch Fragen über seine künstlerische und menschliche Beschaffenheit zu ergänzen, und schlug um vier Uhr vor, den angebrochenen Nachmittag in einem kleinen Caféhaus der Nachbarschaft zu beschließen. Da — wer hockte da mutterseelenallein an einem Nischentisch und schrieb mit Bleistift in ein Kalikoheft vor sich hin? Wir bemühten uns wegzusehen; aber Matkowskys Einzug in ein Lokal zu solcher Stunde pflegte, wie die Musik, mit Geräusch verbunden zu sein, und es war unvermeidlich, daß Wedekind hochsah. Er lächelte, wurde rot, sprang auf, begrüßte uns, entschuldigte sich, daß er geflohen sei, weil er diese Stunden der Stille nicht für die Arbeit entbehren könne, bat, da es damit nun doch einmal vorbei sei, wieder zu uns stoßen zu dürfen, und versprach, nicht wieder so maulfaul zu sein. Er habe sich — ich solle ja nicht, um Himmelswillen nicht, das müsse ich ihm versichern, im geringsten gekränkt sein — bei unserm Anblick lebhaft an Falstaff und seinen Pagen erinnert gefühlt, trotzdem ich — dabei verbeugte er sich verbindlich — unleugbar mein eigenes Schwert vor mich hertrüge, und da sei es wohl gegeben, daß er als Dritter im Bunde den Pistol mache. Es empfehle sich, dazu scharfe Getränke zu mixen — und dieses Mal wars Matkowsky, der starrte und horchte; was ihm genau in dem Maße leichter fiel, wie seine Zunge schwerer wurde. Um sieben Uhr schafften wir ihn quer über die Straße in seine Wohnung, und dann sanken wir selber mit reichlichem Bettgewicht in eine Nacht- oder Morgendroschke. Zehn Stunden später — nachmittags um Fünf, ich war zwischen erstem und zweitem Frühstück — stand Wedekind neben meinem Schreibtisch. Wie aus dem Ei gepellt; und so redete er jetzt auch. Es bedrücke ihn doch, daß wir ihn womöglich für einen Mann von schlechter Erziehung hielten, weil er unsre Gesellschaft verlassen habe, ohne nach Hause zu gehen, und er müsse das unbedingt aufklären. Er habe Matkowsky kennen zu lernen gewünscht, um für einen Kerl aus der Antike oder der Bibel, der ihm dunkel vorschwebte, der sich aber bisher leider nicht habe fassen lassen, irgendwie einen Anhalt zu gewinnen. Je mehr dieser herrlich strotzende Mensch, noch warm vom Tragödienspiel, sich entfaltet habe, desto deutlicher sei ihm die ersehnte Gestalt geworden, und er habe befürchtet, daß ihre Umrisse wieder verblassen könnten, wenn er sie nicht auf der Stelle festlegte. Immerhin sei das Bedürfnis, durch diese Beichte sich reinzuwaschen, nur der eine Grund des Besuchs. Der andre sei die Frage, wie zu erzielen wäre, daß in solch einem Stück, vorausgesetzt, daß es ihm gelänge, die Hauptrolle denjenigen Leib bekäme, auf den er sie tatsächlich geschrieben habe. Ich erwiderte, daß meines Wissens Matkowsky zum Beispiel gern den John Gabriel Borkman spielen, daß es also kein Kunststück sein würde, ihn auch für andre Figuren moderner Dichter zu interessieren. Allerdings: die Hofbühne werde die zugehörigen Dramen bestimmt nicht erwerben, und so sei zunächst einmal nötig, daß man ihren Protagonisten vom Gendarmen-Markt in die Schumann-Straße hinüberbugsiere. Diese Aussicht, die Möglichkeit dieser Aussicht elektrisierte Wedekind förmlich. Es war lustig, wie schnell er außer dem ungeschriebenen Werk die gedruckten und oft gespielten neu mit Matkowsky besetzte. Sie alle würden ein völlig verändertes Gesicht erhalten, und zuverlässig ein schöneres und

wahrtes. Die erfolgreichen würden zum zweiten Male erfolgreich sein und die durchgefallenen würden verstanden werden. Ich solle freundlichst Matkowskys Gesinnung erkunden, und dann werde er mit Reinhardt reden. Weiter geht meine Geschichte nicht. Man weiß, daß Matkowsky dem Schauspielhaus niemals untreu geworden ist. Aber die jüngere Literaturgeschichte, die ihre Tätigkeit erst beginnt, wenn sie den „Konzeptionspunkt" einer Dichtung erstöbert hat, behalte diese Kneipnacht im Auge: wahrscheinlich ist sie für die Entstehung von Wedekinds ‚Simson' und ‚Herakles' entscheidend gewesen.

Fünf Brüder Ullstein. Ich nehme an, daß vielbeschäftigte Kaufleute Ihres Schlages nicht morgens und abends dazu kommen, die Vossische Zeitung so sorgsam zu lesen wie ich. Da scheints mir denn nötig, zu Ihrer Kenntnis einen Vorgang zu bringen, dems vielleicht nicht gelingen wird, Ihr Interesse wachzurufen, ders aber ohne Zweifel verdient. Ich vollziehe hier nur, was die Berliner Volkszeitung eine notwendige Feststellung nennt. Beim Merkur, der der Gott des Handels war: sie ist notwendig. Und man würde sich wundern, daß nicht auch die übrigen großen Tageszeitungen diese Notwendigkeit empfinden, wenn man nicht wüßte, daß sie teils den Verdacht der Konkurrenz-Kabbelei, vornehm, allzu vornehm, vermeiden wollen, teils genügend Grund haben, sich durch eigene Milde der Milde des Nachbarn zu empfehlen. Ich weiß aber eigentlich doch kein Blatt (es sei denn die Deutsche Zeitung), das in dem Grade schonungsbedürftig werden könnte wie neuerdings Ihre Vossische Zeitung. Sie beschäftigt den Reporter Professor Stein, zu dessen Charakteristik (in Nummer 11) die ‚Schaubühne' leider wohl einen Nachtrag wird liefern müssen, weil ich keine Lust habe, mir noch lange das Herz von dem Gestöhn seiner Freunde zerschneiden zu lassen, die ihren Freund als viel zu gut weggekommen bezeichnen und mich mit ‚Material' bombardieren. Wie's Geschirr, so der Herr. Der Herr ist Ihre Vossische Zeitung. Aber, was man nicht für möglich gehalten hätte: hier ist der Herr noch schlimmer als das Geschirr. Aus der Berliner Volkszeitung ergibt sich nämlich, daß der Reporter Professor Stein den ukrainischen Delegierten Ssewrjuk in der üblichen Weise belästigt und ihm, der seiner Regierung verantwortlich ist, in „einer politischen Frage von größter Tragweite" Aeußerungen auf die Zunge gelegt hat, die diese gezwungen ist erschrocken weit von sich zu spucken. Unter normalen Umständen könnte ein ausgepichter Skeptiker denken: Nun, da stehen sich wieder einmal zwei Meineide gegenüber. Wenn ein Gespräch stattgefunden hat und A bestreitet, was B berichtet: warum muß dann der Berichterstatter allein der Lügner sein? Der Ukrainer aber scheint seinen Ungarn gekannt zu haben und hat vorsorglich zu der Unterhaltung Zeugen geladen. Und einer der Zeugen stellt den Reporter zur Rede, und dieser erklärt ihm mündlich, „daß Ssewrjuk das auch nicht gesagt hätte, sondern daß die Redaktion aus dem Artikel einen Extrakt gemacht habe und einen derartigen Sinn hineinpraktizierte", und erklärt ihm noch einmal schriftlich: „Da wir in der Vossischen Zeitung keinen Platz zur Verfügung hatten, wurde meine Unterredung sehr gekürzt und die betreffende Stelle, auf die es Ihnen ankommt, anders gefaßt, als in meinem Manuskript stand." Gott, es ist purer Zufall, daß nur die andre Fassung der Vossischen Zeitung in den Kram gepaßt hat. Der Berliner Volkszeitung aber verschlägt es doch ein bißchen die Rede „dieses merkwürdige Verfahren, das sich politische Aeußerungen, um sie einem eigenen vorhandenen politischen System dienstbar zu machen, vergewaltigt"; und so läßt sie den Briefwechsel

ohne Erläuterung durch sich selber selber wirken. Ich lasse nicht. Ich kann nicht schweigend den moralischen Verfall eines Blattes mitansehen, an dem ich lesen gelernt habe. Zu meiner Zeit war ein Wort in der Vossischen Zeitung ungefähr wie das Amen in der Kirche. Unsre Eltern glaubten an ein Ereignis, welcher Art immer, erst dann, wenns die Vossische Zeitung mitgeteilt hatte. Jede Nachricht, die in der Breiten Straße einlief, wurde so umständlich nachgeprüft, bis die Konkurrenz sie schon wieder dementiert hatte. Darum war auch die Auflage winzig: in der Glanzperiode der Lessingschen Erben um vierzehntausend herum. Ehrlich währts eben am längsten. Und so begriff man, daß die Erben der Lessingschen Erben, Bankleute, die sich bewährte Sensationsmacher aus der Zimmer-Straße beigebogen hatten, zunächst diesem Grundsatz zu Leibe gingen. Aber sie hatten offenbar noch zu viel Gewissen. Erst Sie, Herren Ullstein, Sprößlinge eines Vaters, der ein Stück angesehenes altes Berlin war, haben Leute in Ihre Zeitungen und zumal in die redliche Vossische Zeitung genommen, die die Fähigkeit haben, der Vorgängerschaft zu zeigen, was eine Harke ist. Ich habe keine Ahnung, wo aus dieser Vorgängerschaft ein Journalist geblieben ist, der nicht einmal unter seiner Chiffre J. L. die gebührende Anerkennung erlangt, der völlig namen- und selbstlos Jahrzehnte hindurch an der leitenden Stelle des Hauptblatts nichts weiter als politisches Urteil, Anstand, Geschmack und Sprachgefühl bekundet hat. Wo immer er hingeraten sei: er muß sich noch nachträglich schämen, sein Leben bei einer Zeitung verbracht zu haben, die es fertig kriegt, im dritten Jahrhundert eines ruhmreichen Daseins einem Mitarbeiter — möge er selbst so beschaffen sein, daß er früher nicht über diese Schwelle gelassen worden wäre — die berichtete Ansicht nicht des ersten Besten, sondern des Delegierten eines eben noch feindlichen Staates, mit dem Deutschland künftig die freundschaftlichste Beziehung zu pflegen wünscht, ins genaue Gegenteil zu verkehren und die Beziehung damit von vorn herein zu stören. Die es fertig kriegt, einen so ungeheuerlich groben Vertrauensbruch gegen einen Mann zu begehen, der sich darauf verlassen hat, daß an der Spree ja nicht schlechtere Zeitungsgepflogenheiten herrschen werden als jenseits der Wolga. Die es fertig kriegt, auf solchen Verrat einen Betrug an ihren Lesern zu setzen, sie nämlich durch keine Berichtigung aufzuklären, daß sie damals das Gegenteil der Wahrheit erfahren haben. Ueber den Ausfrager, der Millionen besitzt und nach diesem Erlebnis noch eine Zeile für Ihre Firma schreibt, gibts keine Meinungsverschiedenheit. Aber wie dünkt Sie, Herren Ullstein, die Handlungsweise Ihres wichtigsten Blattes? Wie ertragen Ihre Magennerven den ebenso aufreizend lächerlichen wie widerlichen Zustand, daß dieses Blatt im Ton der gottähnlichen Allwissenheit unablässig die Regierung ob der Kurzsichtigkeit beschimpft, um des gegenwärtigen Vorteils willen die Zukunft Deutschlands im Bund der Völker zu ruinieren — und selber nur vom Morgen- zum Abendblatt existiert, den billigsten Boulevard-Erfolgen nachläuft und nicht merkt, wie von seinem Leserstamm der kultiviertesten Berliner, für welche die Vossische Zeitung ein Wahrzeichen ihrer Stadt war, Zweig auf Zweig lautlos abfällt? Wollen Sie ebenso lautlos zuschauen, daß man in Ihrem Hause sich immer ungenierter zu dem Prinzip jenes wiener Zeitungsherausgebers bekennt, der gesagt hat: „Eine falsche Nachricht ist besser als eine richtige — denn die falsche hat man allein“? Und schließlich: wie glauben Sie vor Ihrem Verlagsdirektor bestehen zu können? Das ist ein Mann nicht allein im Staat, sondern auch im Reichsverband deutscher Presse, der die gesamten Interessen des Zeitungswesens vertritt. Wenn ich ihn in

der nächsten Vollsitzung frage, inwiefern der Fall Ssewrjuk-Stein die gesamten Interessen des Zeitungswesens fördert, und wie er ihn zu vertreten gedenkt — was soll mir der arme Mensch antworten? Selbstverständlich wird er als treuer Diener seiner fünf Herren mit dem Brustton der Ueberzeugung, den er nun einmal spielen gelernt hat, sich vor Sie stellen. Aber daß er es muß: wird das nicht seine Seele vergiften? Und wird dies nicht wieder Ihr Unternehmen schädigen? Allmählich wird in der Koch-Straße eine Luft entstehen, in der Ihr professoraler Reporter Mühe haben wird, sich durch seinen Sondergeruch bemerkbar zu machen. Ist das Ihr Ziel? Dann glückauf! Dann sind Sie auf dem sichersten Wege. Und wenn das Pflaster dieses Weges keiner von der alten Gefolgschaft aushält: ich halte es aus. Ich gehe mit. Und werde jede Etappe, die erreicht ist, peinlich gewissenhaft verzeichnen . . . Und kaum war mir dies Wort entfahren, da war bereits eine neue Etappe erreicht. Allerdings gleich die letzte, der Gipfel. Meine Phantasie wenigstens kann sich nicht ausmalen, wie es noch höher gehen soll. Am sechsundzwanzigsten Februar hat der Reporter Herrn Ssewrjuk heimgesucht und sich dann das Ergebnis seiner Hartnäckigkeit umdrehen lassen. Aus der Veröffentlichung der Berliner Volkszeitung ist zu schließen, daß die Ukrainer alles versucht haben, um von der Vossischen Zeitung eine Richtigstellung herauszuschlagen. Vergebens. Schon das ist ziemlich beispiellos. Wenn mir Herr Georg Bernhard morgen mitteilt, daß meine Darstellung ganz oder teilweise falsch sei, und sich nicht einmal auf § 11 beruft, so wird sein Brief, selbstverständlich, abgedruckt. Von diesen primitivsten Anstandspflichten der Presse also scheint die neue Vossische Zeitung nichts zu wissen. Irgendwer muß aber unsern Reporter doch gefragt haben, was eigentlich da los gewesen sei. Der antwortet nun nicht etwa. Seine Sendung auf Erden ist: zu fragen; nicht: zu antworten. So fragt er denn nach vier Wochen Herrn Ssewrjuk abermals — und bei der Wiedergabe dieser Belästigung erfolgt, so unauffällig wie möglich, die Berichtigung. Nämlich der Gesandte „nahm Veranlassung, mich auf einen Hörfehler aufmerksam zu machen . . .". Man ringt nach Atem. Ein Zeitungsmensch, der von dem Glauben der Abonnenten an seine Wahrheitsliebe sein Leben fristet, schämt sich nicht, heute zu schreiben, daß ihm die Zeitung seinen Bericht verstümmelt, und morgen, daß er nicht richtig gehört habe — dies zu schreiben in der Zuversicht, daß kein Leser der Vossischen die Berliner Volkszeitung zu Gesicht kriegt, und daß es nicht mich gibt. Das ist eine Art des Selbstmords, die keinem Grabredner auferlegt, die Würde des Ortes zu wahren. Ueber diesen Toten nur Schlechtes. Man darf ihm, von dem die Sage erzählt, er habe bei Lebzeiten Vorlesungen über Ethik gehalten, ruhig den einzigen Lobstrich, den man ihm unvorsichtigerweise jemals erteilt hat, wieder entziehen. Der Herr war hier wirklich nicht schlimmer als das Gescherr. Sie waren einander wert. Und so hofft man inständig, daß der überlebende Teil die Leiche angemessen ersetzen wird.

Sport

Eröffnung der Grunewald-Bahn durch den Kölner Renn-Verein. Die ersten Rennen dieses Jahres auf der Grunewald-Rennbahn finden, wie wir erfahren, nunmehr bestimmt am 21. April statt. Der Kölner Renn-Verein will sein Frühjahrsmeeting nach Berlin verlegen, um den Transportschwierigkeiten zu begegnen. Als Hauptnummer der Grunewald-Eröffnung gelangt der Kölner Frühjahrs-Ausgleich zum Austrag.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Weltlage von Germanicus

Grade in diesen Tagen, da auf den Schlachtfeldern Menschenopfer unerhört gebracht werden, darf die Sehnsucht den ewigen Frieden suchen. Wer inmitten der Katastrophe, die das Blut von Hunderttausenden verströmen macht, noch an den Pazifismus zu glauben imstande ist, auf den mag man mit einer gewissen Ehrfurcht blicken. Wir können uns solcher Stärke der Idee nicht rühmen. Wir sind seit langem in die Ebene oder, wenn es besser klingt, in die Banalität der Wirklichkeit hinabgestiegen und haben den Völkerfrieden als einen Traum unsrer Jugend dahinfahren lassen. Dieser Krieg wird nicht der letzte sein; eher dürfte es zutreffen, daß bereits, während er über die Weltlage entscheidet, die Bewegungslinien für die demnächst — vielleicht in zwanzig, vielleicht in fünfzig Jahren, vielleicht schon früher — einzusetzenden Armeen gezogen werden. Es ist ganz falsch, solche Auffassung für chauvinistisch zu halten und ihre Vertreter in den großen Kulturbann zu tun, wie dies hier und da uns armseligen Wirklichkeitsteufeln durch die Inquisitoren des ungeplagten Intellektualismus wohl geschieht. Nun könnte man auch das schließlich hinnehmen, wenngleich es nicht grade appetitlich ist, mit Leuten vom Schlage Reventlows in einen Topf geworfen zu werden; indessen, man soll sich nicht unberechtigt demütigen lassen. Und wenn man beweisen kann, daß selbst der Dogmatiker des Internationalismus dem ewigen Frieden, wenigstens was seine Gegenwart betraf, sehr mißtrauisch, ja nicht ohne Spott gegenüberstand, so darf man davon, was die ideologischen Schwärmer und Schmäher betrifft, schon Gebrauch machen. Es ist gut, daß kürzlich die Internationale Korrespondenz, eines der bestgeleiteten sozialdemokratischen Organe, aus den Briefen von Karl Marx sehr interessante hierhergehörige Stellen in Erinnerung gebracht hat. Da ist zunächst ein Schreiben aus dem Jahre 1866 an Engels: „Die Proudhon-Clique unter den Studenten in Paris predigt Frieden, erklärt Krieg für veraltet, Nationalitäten für Unsinn . . . Als Polemik gegen den Chauvinismus ist ihr Treiben nützlich und erklärlich. Aber als Proudhon-Gläubige, die meinen, ganz Europa werde sich still auf den Hintern setzen, sind sie grotesk." Dann am ersten September prophetisch an Sorge: „Der jetzige Krieg führt ebenso notwendig zu Krieg zwischen Deutschland und Rußland . . . Dies ist das beste Resultat, was ich von Ihnen für Deutschland erwarte . . . Auch wird solcher Krieg Nummer Zwei als Hebamme der unvermeidlichen sozialen Revolution in Rußland wirken." Schließlich im Jahre 1863 wiederum an Engels: „Es ist die alte deutsche Dummheit, auf dem Welttheater nicht geltend zu machen, was es leistet." Demgemäß: Man ist nicht verderbter, als bereits Marx gewesen ist, wenn man auch heute,

und heute vielleicht mit noch größerm Recht als damals, die pazifistischen Ideologen für grotesk erklärt und im übrigen hofft, daß wenigstens diesmal Deutschland zwar mit Umsicht, aber ohne Zagen Ernte hält. Die Stunde ist uns günstig; es wäre frivol, gegen das eigene Volk, vielleicht aber auch gegen den Weltplan gehandelt, wollten wir aus der Wucht der Ereignisse, die den Stoff der künftigen Weltgeschichte darstellen, nicht die Ergebnisse ziehen. Kein geringerer Irrtum wäre es freilich, würde man trotzig fordern, was Ueberschätzung diktiert, ohne auf das Sorgfältigste die Tatsachen zu wägen. Es gibt uferlose Optimisten, die das englische Imperium in Trümmer fallen, Irland selbständig und Indien den Rajahs ausgeliefert sehen. Das sind Narreteien. Soviel steht schon heute fest, daß, wie auch immer der Krieg ausgehen, wie auch immer das Ringen dieser Tage abschließen möge, die englische Welthegemonie nicht durch eine deutsche verdrängt werden wird. Und das ist gut; das Gegenteil wäre verhängnisvoll und am verhängnisvollsten für uns selbst. Will man die Weltlage halbwegs richtig einschätzen, so muß man sich von vorn herein des Irrtums enthalten, daß der britische Löwe zu Tode wund sei und der preußische Aar nun endgültig den Flug zur Sonne nehmen werde. Solcher Auffassung ist sogar der Weltpolitiker der Preußischen Kreuzzeitung; er geniert sich keineswegs, zuzugeben, daß, unbekümmert um die große Schlacht im Westen, die Kriegslage für England günstig ist: „Kein Fuß englischen Bodens ist in Feindeshand, dazu hat England unsre Kolonien ganz und von der Türkei wesentliche Stücke erobert, hat es Aegypten im Westen, Südpersien und Indien im Osten sicher. Eine große Anpassungs- und Anspannungsfähigkeit hat das englische Reich im Kriege erwiesen, in der Politik, in den Ernährungsschwierigkeiten, in der Finanzierung. Es bändigt heute noch die irische Gefahr . . . Aus Indien droht heute keine Gefahr, und die autonomen Kolonien stehen fest zum Mutterland . . . Der Krieg hat das Weltreich fester zusammengeschmiedet, der Glaube an seine Zukunft ist stärker geworden und soll nach dem Ausspruch von Smuth einen ‚britischen Bund der Nation‘ entstehen lassen.“ Solches Urteil des Professors Otto Hoetzsch deckt sich, wie wir sehen, im Wesentlichen mit dem, das wir hier von jeher vertreten haben. Und wenn der konservative Leitartikler dann andeutet, daß nur einem total geschlagenen England der irische Eckstein ausgebrochen werden könnte, und wenn er dann weiterhin die Forderungen wiederholt, die kürzlich Helfferich England gegenüber aufgestellt hat — Meistbegünstigung und Gleichberechtigung, offene Tür, freies Meer, Rohstoffbelieferung —, so können wir auch solchen Darlegungen und Erwartungen restlos zustimmen. Die englische Tyrannis — und zwar einerlei, ob sie sich (von Dänemark bis Holland) gewalttätig äußerte oder (von Friedrich dem Zweiten bis Lichnowsky) durch listiges Schulterklopfen herrschte —, sie wird erledigt sein. Sie

ist es bereits heute, und darum blicken wir politisch nicht mit der Spannung, die nationaler Stolz und menschliches Mitgefühl bedingungslos fordern, auf die große Schlacht. Auch sie kann nur bestätigen, was bereits feststeht. Sie kann und sie wird bei den Andern, vor allem bei England, die Erkenntnis fördern, daß Deutschland ein berechtigter Partner geworden ist. Das mag in den Augen Derer, die, wie Graf Westarp, sich schon wieder kindlich bemühen, die Grimasse des Welteroberers aufzusetzen, wenig erscheinen; das ist viel und jedenfalls ausreichend für die Berechnung Derer, denen Kriege und auch siegreiche Kriege nur darum berechtigt erscheinen, weil sie das Weltgleichgewicht wieder herstellen helfen. Das englische Imperium bliebe bestehen, selbst wenn die englischen Inseln in die Luft gesprengt würden, und zwar einfach darum, weil niemand sonst, weder Amerika noch Deutschland, die Reife besitzt, in Einsamkeit den Weltenthron zu besteigen. Es geht nicht um die Aufrichtung einer neuen Herrschaft, sondern um die Teilung der Herrschaft. Daß dabei Größen, die bisher regierten oder wenigstens zu regieren schienen, zerrieben werden, steht fest; Frankreich sinkt unter solchem Schicksal zur Größe zweiten und dritten Ranges. Im übrigen kommt es zu keiner absoluten Entscheidung, wohl aber zu einer gegenseitigen Duldung der vier sich schon heute klar heraushebenden Welterben: Englands, der Union, Deutschlands und Japans. Japan ist auch dann dabei, wenn es, wie Exzellenz Yagoro Miura einem Ausfrager bekannte, keine Eroberungskriege zu führen gedenkt, weil es genug damit zu tun habe, sein neues ostasiatisches Besitztum, besonders Korea und Formosa, zu konsolidieren und im übrigen die soziale Gesetzgebung und innere Reformen durchzuführen.

Daß solche Duldung gewappnet sein wird, ist gewiß; die Militärlasten werden nach dem Friedensschluß kaum sinken. Was später werden wird, weiß niemand; solche Bescheidenheit ist ohne Zweifel eine Banalität, aber leider eine notwendige, denn es scheint gegenwärtig Mode zu sein, den Irrtum, mit dem die Sozialideologen die Entwicklung unsrer innern Zustände belastet haben, auf die Weltpolitik zu übertragen. Bleiben wir in der Gegenwart und überlassen wir die Zukunft unsern Enkeln. Die Gegenwart aber ist deutlich, selbst für Den, der sich mit Karl Scheffler zu der Ansicht bekennt, daß alle Politik und alle Weltentwicklung im Zeichen des Fatalismus geschieht. Zuversicht, Vertrauen, Selbstbewußtsein, Glauben — das alles sind gewiß sehr schöne Tugenden; wer aber möchte leugnen, daß sie nicht genau so gut wie bei uns bei unsern Gegnern gepflegt werden? Sie nützen gar nichts, wenn das Können versagt, und sie wären überflüssig, wenn man wissen könnte, wie die Entwicklung laufen wird. Instinkt ist alles. Solche Witterung aber, nicht verderbt durch Phrasen, vielmehr geschult und geregelt durch eine Erkenntnis, die neben den Ziffern der Statistik nicht des week-end und des W. C. vergißt, deutet unablenkbar auf jenes Nebeneinander der vier Welterben.

Eine Frage bleibt: ob sich Rußland noch einmal melden wird. Wenn dies geschieht, so steht fest, daß davon gleichmäßig Deutschland, England und Japan und insofern auch Amerika betroffen werden würden. Ueber die Konstellation, die sich dann ergibt, läßt sich trotzdem heute nichts sagen. Zur Zeit ist nur eins gewiß, daß, unabhängig von der Parteizugehörigkeit, in Rußland oder in dem Torso, der davon durch den Ostfrieden übriggelassen worden ist, ein nicht zu übersehender Haß gegen Deutschland sich einnistet. Die ‚Prawda' spricht von deutschen Räubern, und die Kadetten sagen schon heute frei heraus, daß die Türken den Russen historisch nicht gleichstehen, daß sie keine Zukunft haben, bloß deutsche Instrukteure, und daß es im übrigen nur eine Frage der Zeit sei, wann und wie Rußland sich von dem brester Frieden losmachen werde. Man kann also nicht leugnen, daß Rußland früher oder später seine alte Politik der Expansion wird aufnehmen wollen, kann dies umso weniger leugnen, als schon jetzt Herr Petrow ganz selbstverständlich von der Neuorganisation der nationalen Wehrkraft spricht und davon, daß es Rußland nicht möglich ist, das sozialistische System vollkommen durchzuführen, weil es nämlich im übrigen Europa damit noch nicht so weit sei. Rußland (die Ukraine inbegriffen) bleibt ein völlig unberechenbarer Faktor, aber jedenfalls kein belangloser. Grade darum muß durch alle Hindernisse hindurch die Verständigung zwischen England und Deutschland gefunden werden. England wird hierzu wesentlich schneller bereit sein, wenn es nur erst zu spüren bekommt, daß Amerikas Kriegsteilnahme nicht zuletzt auf britische Kosten geschehen ist.

Neue politische Ziele? von Leopold von Wiese

Immer wieder neu entsteht vor dem Menschen der Widerspruch zwischen dem Prinzipe und den Tatsachen der Wirklichkeit. Soll er den Ereignissen dienend, sie aber auch nutzend folgen; oder soll er den weniger wandelbaren Gesetzen seiner Vernunft und seines Gefühls nachgehen? Nichts ist unwürdiger und zerbricht mehr den Charakter, als wenn man sein Meinen und Handeln nur von den Geschehnissen der sozialen Umwelt abhängig macht. Nichts ist närrischer und unfruchtbarer, als wenn man starr am Dogma vorgefaßter Grundsätze festhält, auch wenn sie vielfach von den Tatsachen widerlegt sind.

Das gilt nicht zum wenigsten in der Politik. Es ist gemein, sich ohne Ziele bloß von den Wellen der politischen Begebenheiten tragen zu lassen. Man muß Ziele haben, Ueberzeugungen, einen sittlichen Willen. Aber man muß damit rechnen, daß bisweilen die reißende Flut die stärksten Pfeiler unsrer vermeintlichen Erkenntnisse erschüttert.

Wenn ich nicht irre, war es neulich der Minister Friedberg, der vor seinen Wählern in Solingen erklärte, daß sich unsre Kriegsziele beständig nach den Kriegsereignissen zu ändern hätten. Vielen

Politikern, besonders unter den Mittelparteien, gilt es als eine selbstverständliche These, daß man den Inhalt der Friedensbedingungen völlig von den Erfolgen der Waffen abhängig macht. In Zeiten, in denen der Widerstand der Feinde nicht erfolglos war und sich die Aussichten auf militärischen Sieg verminderten, neigten sie zur Verständigung und Nachgiebigkeit, lehnten Landeroberungen ab und traten für Schiedsgerichte und Abrüstung ein. Drangen aber unsre Heere erobernd vor, gelang es den Tauchbooten, viele Transporte der Feinde zu vernichten, so wuchs ihre Hoffnung auf künftige Hegemonie, forderten sie Landgewinn, Kriegsentschädigungen und einen „deutschen Frieden". Die Friedenskundgebung des Reichstags wurde von ihnen, wie vorher das Friedensangebot des Kaisers, später bloß als Produkt einer bestimmten militärpolitischen Lage erklärt.

Man findet es auch in der Ordnung, daß es schwankende Stimmungen gibt, daß man bald an Sieg und Triumph glaubt, bald mehr die Last des Krieges anklagt und den Frieden herbeisehnt. Ja, es gibt nicht wenige Leute, deren politische „Ueberzeugungen" vom Tagesberichte der Heeresleitung abhängen, und die in Zeiten wechselnder Kriegslage täglich andre Ziele haben.

Ein solcher Opportunismus wird häufig für den Kern der politischen Weisheit gehalten. Da scheint wirklich die Kunst des Erreichbaren und Möglichen angewendet zu sein. Recht peinlich ist dabei, daß die Mehrzahl dieser Kritiklosen nicht erkennen will oder kann, daß sie gänzlich von außen bestimmt ist, sondern daß sie auch stets eine entsprechende Gesinnung vorgibt, die umso entschiedener betont wird, je mehr sie wechselt. Die jeweilige Stellungnahme wird nicht aus den äußern Tatsachen, sondern ideologisch begründet. Ethische Argumente hinken hinter den Ereignissen her, obwohl doch grade die sittlichen Ueberzeugungen Leitgedanken enthalten sollten, die ganz unabhängig von allen Ereignissen festgehalten werden. Aber das sei, meint man, keine Realpolitik.

Es ist jedoch zuzugeben, daß dort, wo man rein sachlich und der Tatsächlichkeit entsprechend unethisch-zweckmäßig argumentiert und den Spuren der Ereignisse wachen Auges folgt, wenn es maßvoll und mit Weitblick geschieht, oft mehr erreicht wird, als wo ein starrer Doktrinarismus nichts zulernt, nichts vergißt und trotzig an seinem einen Satze festhält. Unelastische Geister werden von den Sturzwellen dieser Weltrevolution zerbrochen.

Die Stunde, in der ich dies schreibe, gibt besondern Anlaß, des Konfliktes zwischen Ueberzeugung und Tatsachen zu gedenken. Die Offensive im Westen hat mit überraschend großen Erfolgen begonnen, und es scheint, als ob ein neuer Abschnitt der europäischen Geschichte anhebt, in der Deutschland über alle seine Feinde triumphiert. Niemand vermag zwar heute anders als ahnend von der kommenden politischen Gestaltung zu sprechen. Noch ist es nicht an der Zeit, über Dauer und Ausgang des furchtbaren Völkerringens etwas Greifbares auszusagen. Aber man empfindet, daß

eine scharfe, einschneidende Wendung der geschichtlichen Entwicklung zugunsten Deutschlands eingetreten ist, daß manche politischen Maßstäbe und Berechnungen von gestern hinfällig geworden sind und hinter andern sachlichen Beurteilungen zurücktreten. Zugleich unterziehen alle Opportunitätspolitiker ihre Forderungen einer Revision. In demselben Grade, in dem wenigstens die einigermaßen Gemäßigten unter den Engländern und Amerikanern den Ausgleichsforderungen geneigter werden, gewinnen bei uns die Anhänger des neuen Machtprinzips an Zahl und Energie. Der frische Sturmwind des siegreichen Angriffs weckt auch den politischen Angriffsgeist. Gleichzeitig scheint der Gedanke zu verblassen, es müsse durch Ausgleich und Entgegenkommen ein neuer Gleichgewichtszustand Europas geschaffen werden. In ihm dachte man sich die Völker und Staaten durch Schiedsgerichts- und andre Verträge zu einem lockern europäischen Bunde vereinigt, der neue Kriege verhindern müßte. Dieses Ziel wird durch das neu angefachte Verlangen abgelöst, das von Deutschland geführte Mitteleuropa solle aus eigener Machtvollkommenheit die Führung des Erdteils übernehmen und den politischen Zustand Europas schaffen, den das Deutsche Reich für angemessen halte.

Wiederholt sich jetzt die uralte Lehre der Geschichte, daß durch Vernunft und Einsicht der Forschritt im Völkerleben nicht herbeigeführt wird, daß nur Gewalt den Weg bahnt? Die, welche nur an das Machtprinzip glauben, weisen darauf hin, daß andre Versuche nicht zum Ziele geführt hätten. Und heute scheinen die Ereignisse selbst über uns zu spotten, die wir geglaubt hatten, die europäische Menschheit wäre nach einer so langen Geschichte von Christentum, Philosophie, Recht und Verkehr anders geartet als einst die Stämme der Völkerwanderung.

Wie aus manchen Darlegungen während der letzten vier Jahre hervorgeht, habe ich mich nie der Erwartung hingegeben, vernünftige Erkenntnis führe das Leben der Völker und würde die Welt auch jetzt zum Frieden lenken; ja, es ist mir recht zweifelhaft gewesen, ob die Herrschaft der Vernunft, die die Leidenschaften und damit die Steigerung des Lebensgefühls ausschließt, überhaupt wünschenswert ist.

Heute muß ich mich — und es wird manchem Andern ebenso ergehen — gegen die Gefahr eines starren, pessimistischen Doktrinarismus in mir wehren, der, weil es anders kommt, als es wünschenswert schien, und weil sich vielleicht etwas als ein Traum darstellt, was Wirklichkeit dünkte, sich verschließen möchte und damit auf Irrwege gerät. Aber ebenso gewiß ist, daß wir an den Zielen festhalten müssen, die jenseits aller Ereignisse und unabhängig von allen Kriegstatsachen stehen.

Wie zu allen Zeiten, so gibt es auch heute zwei Teile im Programme des Politikers, der mehr als ein solcher sein will, nämlich ein dem Leben und den Menschen in nie ermattender Liebe zugewendeter Philosoph: einen Kern, der fest ist, und an dem alle

Kompromisse abprallen, und eine veränderliche, flüchtige Hülle von augenblicklichen Orientierungen, die wechseln, wenn die Ereignisse wechseln. Es ist ebenso verkehrt, Doktrinär im Nebensächlichen, bloß Historischen zu sein, wie den Tatsachen nachzulaufen, wo es sich um Kernhaftes handelt.

Auf den gegenwärtigen Zeitpunkt angewendet, bedeutet das: Was muß Kernhaftes erreicht werden? Größere Freiheit. Vor allem, daß nicht nach dem Kriege durch weiterschreitende Militarisierung das ganze Dasein in Starre und Gleichförmigkeit gelegt wird und wir innerlich verarmen und erkalten. Dazu gehört auch ein vertrauensvoller Völkerverkehr. Das lucrum cessans der haßvollen Absperrung der Nationen gegen einander wäre ungeheuer.

Unsrer bisherigen Auffassung entsprach nur die Folgerung, daß ohne Verständigung und Nachgiebigkeit bei geistig so weit entwickelten Völkern wie den westeuropäischen eine friedliche Zukunft nicht zu erlangen ist — eine friedliche Zukunft, die uns vor allem so schätzenswert erschien, nicht weil sie reibungslos ist, sondern weil nur sie frei sein kann. Ohne Verständigungsfrieden entgehen, so glaubten wir, unsre Kinder nicht dem Schicksale, daß ihr öffentliches und privates Leben erstarrt und sich verhärtet. Darum wollten wir nicht den heutigen Gegensatz durch Eroberungen und Kriegsentschädigungen verewigen, sondern zu internationalen Verträgen zu gelangen suchen, die das deutsche Wirtschafts- und Sozialleben auf dem Boden der Gegenseitigkeit und Ergänzung mit andern Völkern fördern.

War dieser Weg zu unserm Ziele eine Utopie? Man hielt uns entgegen, die heutigen Feinde würden uns nicht weniger hassen und nicht weniger Schwierigkeiten in den Weg legen, wenn wir ihnen entgegenkämen; im Gegenteile: jede Rücksicht auf fremde Interessen würde als Schwäche gedeutet werden.

Es ist so widerwärtig, erkennen zu sollen, daß nur der Zwang und die brutale Notwendigkeit vorwärtstragen. Aber es kommt freilich nicht darauf an, Lieblingsgedanken festzuhalten, sondern, wenn es recht so ist, auch schmerzhaften neuen Einsichten zu folgen. Nur muß man dabei aufmerken, worin sie bestehen, und wo ihre Grenzen sind, auf daß wir nicht in Uebertreibungen entgegengesetzter Richtung verfallen.

Stehen wir heute vor einer solchen neuen Einsicht? Vielleicht — noch läßt sich das letzte Wort nicht sprechen — wird wirklich der Verständigungsfriede zu einer Utopie. Aber umso entschiedener müssen wir, meine ich, das Ziel festhalten, auch wenn es auf einem andern Wege zu erreichen sein sollte; denn das Ziel, das ich oben nannte, richtet sich nicht nach kriegerischen Erfolgen, sondern ist über aller Politik und allem Waffenkampfe das Bleibende. Erreichen wir es nicht, so wird das Leben sinnlos und schmachvoll sein; nur für Die nicht, die dann durch Gewalt herrschen.

Tirpitz von Johannes Fischart

Die Reihe meiner Federzeichnungen von Publizisten will ich in dieser Woche einmal unterbrechen, um ein paar kritische Worte dem Manne zu widmen, der, wie kaum ein andrer deutscher Politiker, seit zwanzig Jahren die Oeffentlichkeit auf allerhand Umwegen publizistisch zu beeinflussen versucht hat. Publizistisch im weitesten Sinne des Wortes. Heute, wo er an die Spitze der Deutschen Vaterlandspartei getreten ist, um mit Hilfe dieser Organisation gradezu eine alldeutsch gerichtete Neben-, oder richtiger: Gegenregierung zu etablieren, da verlohnt es, seiner politischen Vergangenheit nachzugehen und, bis zur Gegenwart, zu prüfen, ob die Erfolge oder Mißerfolge seiner politischen Ratschläge und Prophezeiungen ihm ein moralisches Recht geben, seine Ansichten auch jetzt noch, in dieser furchtbar ernsten Zeit, dem deutschen Volke als der politischen Weisheit letzten Schluß aufzuzwingen.

Ich beginne, pedantisch, mit dem

Ersten Kapitel

Seine propagandistische Tätigkeit (hinter den Kulissen) geht bis aufs Jahr 1884 zurück. Schon damals, als junger Stabsoffizier, verfaßte er eine Denkschrift für den Reichstag, die den Bau von hundertfünfzehn Torpedobooten forderte. Dann, nach dieser kleinen Episode, wurde sein Name wieder vergessen. Er tat, der größern Oeffentlichkeit völlig unbekannt, seinen regulären Dienst in der Marine weiter, wie jeder x-beliebige Andre. Erst zwölf Jahre später taucht er wieder aus der Vergessenheit auf. Abermals handelt es sich um eine Denkschrift. Er ist inzwischen Contre-Admiral geworden. Diesmal hat er sich indirekt an den Kaiser gewendet. Er legt einen umfangreichen, kostspieligen Flottenplan vor. Als die Sache ruchbar und man in parlamentarischen Kreisen unruhig wird, macht die Regierung den ‚Reichsanzeiger' mobil und stellt, am zwölften September 1896, alles in Abrede: „Ein Flottenvermehrungsplan ist von jenem Flaggoffizier weder bei allerhöchster noch bei der verantwortlichen Stelle zur Vorlage gebracht worden. Contre-Admiral Tirpitz ist zu einer derartigen Vorlage nie berufen gewesen und hat sich auch nicht in einer Stellung befunden, in welcher ihm ein Auftrag zur Ausarbeitung einer Marinevorlage hätte zugehen können. Es liegt nicht in der Absicht der Marineverwaltung, von dem bisherigen Gebrauch, durch den Etat dasjenige zu fordern, was die Marine zur Erfüllung ihrer Aufgaben gebraucht, abzugehen und den gesetzgebenden Körperschaften einen weitausschauenden Plan oder eine besondere Marinevorlage zu übergeben, die durch die unübersehbare weitere Entwicklung der Dinge in kürzester Zeit wertlos werden könnte."

Wenige Monate später, im März 1897, setzt sich sowohl der Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, wie der Staatssekretär des Reichsmarineamtes, Herr Hollmann, aufs Bestimmteste dafür ein, daß die neu vorgeschlagenen Marineforderungen im Rahmen des Etats

bleiben, und Herr Hollmann insbesondere versichert, im Hinblick auf die Tirpitzsche Denkschrift: „Weder die verbündeten Regierungen noch der Reichstag werden sich jemals dazu verstehen, sich an formelle Vorschriften zu binden für Jahre hinaus. Das ist ganz unmöglich und, selbst wenn beide Teile es wollten, nicht durchführbar, aus dem einfachen Grunde, weil zunächst ebenso wie auf dem Lande, so auch auf der See die Kriegskunst ganz wandelbar ist und man sich nach Maßgabe der Kriegskunst rüsten muß. Es ist ganz unmöglich, daß Ihnen heute eine Marineverwaltung sagen kann, was wir nach zehn Jahren brauchen; sie kann es nur für die Gegenwart Ihnen mitteilen, und wenn sich nun die Verhältnisse ändern, dann werden sich auch die Forderungen ändern; darüber ist kein Zweifel, meine Herren."

Aber Tirpitz, damals noch nicht für seine „hervorragenden Verdienste" geadelt, weiß es besser, wühlt von hinten herum, und als der Reichstag in der Budgetkommission nicht sofort alle Marineforderungen des Etats schluckt, erhält Herr Hollmann den Abschied. In demselben Augenblick wird Herr Tirpitz, der bis dahin Befehlshaber der Kreuzer-Division in Ostasien gewesen war, an die Spitze des Reichsmarineamtes berufen. Nun geht ein wahrer Rummel los. Seine Denkschrift, eben noch von der Regierung verleugnet — jetzt wird sie maßgebend. Die Erklärungen des Herrn Hollmann werden zum alten Eisen gelegt. Nun heißt es, im strikten Gegensatze zu ihm, daß der kommende Flottenplan in einer besondern Gesetzesvorlage, also nicht mehr innerhalb des einjährigen Etats, formuliert werden würde, um den Reichstag über das einzelne Etatsjahr hinaus in der Geldbewilligung festzulegen und zu binden. Dieser Gedanke erregt fast allgemeinen Widerspruch. Sogar die freikonservative und nationalliberale Presse schreibt heftig dagegen. Die ‚Post' sagt höhnisch, selbst der Marine werde mit solchen luftigen Plänen in Wirklichkeit ein herzlich schlechter Dienst erwiesen, und für die Gesamtpolitik könnten sie nur schädlich wirken. Aehnlich die ‚Nationalzeitung'. Tirpitz horcht auf, läßt sich aber nicht beirren. Die Bedeutung der Presse wird ihm klar. Im Reichsmarineamt wird ein besonderes Pressebureau eingerichtet. Unter dem harmlosen Titel ‚Mitteilungen' werden den Zeitungen dauernd Nachrichten und Marine-Artikel gratis und franko zur Verfügung gestellt, und die amtliche Kreisblattpresse wird völlig in diesen Aufklärungsdienst gespannt. Auch die andern Zeitungen beißen allmählich darauf an. Man will doch schließlich hinter der Konkurrenz nicht zurückstehen. Graf Hertling erklärt nach Jahren solcher Marine-Preßtreibereien, als Parlamentarier, dieses Pressebureau des Reichsmarineamtes gradezu für unerträglich, und der Abgeordnete Müller-Meiningen ersucht den Reichskanzler, dafür zu sorgen, „daß wir nicht vielleicht — ich drücke mich sehr vorsichtig aus — die Möglichkeit einer doppelten auswärtigen Politik haben eben durch ein derartiges besonderes Pressebureau des Reichsmarineamtes". Damals aber wittert man im Reichstag noch nicht

diese Gefahren. Der Kaiser sendet dem Parlament vergleichende Marinetabellen und stellt sich, in mannigfachen Reden, selbst in den Dienst der Aufklärung über die Flotte: „Der Dreizack gehört in unsre Faust!“ Und ein andres Mal: „Reichsgewalt bedeutet Seegewalt, und Seegewalt und Reichsgewalt bedingen sich gegenseitig so, daß die eine ohne die andre nicht bestehen kann.“ Als Prinz Heinrich zur Verstärkung der ersten mit einer zweiten Kreuzer-Division nach Ostasien geht, da äußert der Monarch im Kieler Schlosse zu seinem Bruder in einem Trinkspruch: „Sollte es irgendeiner unternehmen, uns an unserm guten Recht zu kränken oder schädigen zu wollen, dann fahre darein mit gepanzerter Faust!“ Und Heinrich erwidert: „Mich lockt nicht Ruhm, mich lockt nicht Lorbeer, mich zieht nur Eines: das Evangelium Eurer Majestät geheiligter Person im Auslande zu künden, zu predigen Jedem, der es hören will, und auch Denen, die es nicht hören wollen.“

Am dreißigsten November 1897 geht dem Reichstag endlich die Flottenvorlage nach dem neuen System zu: 19 Linienschiffe, 12 große und 24 kleine Kreuzer. Die Flotte wird um ein Drittel vergrößert, das Bauprogramm und das Geld dafür, nahezu eine Milliarde, werden auf sechs Jahre festgelegt. Die Mehrheit des Reichstags stimmt zu. Von 1898 bis 1904 hätte man, unter Aufopferung des Etatrechts, nunmehr Ruhe haben müssen. Aber Tirpitz ließ keine Ruhe. Die Pressepropaganda des Reichsmarineamtes genügte ihm nicht. Die Reklametrommel mußte noch kräftiger gerührt werden. Am dreißigsten April 1898 wird der Deutsche Flottenverein begründet, und nun hebt eine Aufklärung größten Stils im ganzen Reiche an. Eine Presse-Korrespondenz wird herausgegeben, zahllose Vorträge werden gehalten, Marineplakate und -tabellen werden an allen Bahnhöfen, in tausenden von Bureaus angebracht, und auch der Film wird in den Dienst der Sache gestellt. Die Suggestion beginnt zu wirken. Bereits anderthalb Jahre danach rückt Tirpitz, obwohl es noch lange hin ist bis 1904, mit einem neuen Flottengesetz heraus. Wieder hat ers hintenrum gemacht. Der Kanzler, Fürst Hohenlohe, hatte beim ersten Tirpitzschen Marineprogramm, 1897, im Reichstag erklärt, daß durch dieses Gesetz den angeblich uferlosen Plänen ein Ende bereitet würde. Jetzt holte Tirpitz, wohlweislich erst nachträglich, die Zustimmung des alten Herrn, des Kanzlers, zu seinen neuen Marineforderungen ein; er reiste zu ihm nicht früher nach Baden-Baden, als bis alles mit der allerhöchsten Stelle vereinbart worden war. Der neue Gesetzentwurf sah, wiederum auf lange Sicht, ein festes Programm, die Verdoppelung der Forderungen von 1897/98, für die Jahre 1901 bis 1917 vor. Abermals ging Tirpitz, mit einem noch größern Schritte, über das Etatsrecht des Reichstags hinweg. Der freisinnige Redner weist auf die politische Unklugheit dieses Verfahrens hin: indem man dem Ausland vorzeitig erzählt, was man in spätern Jahren bauen will, alarmiert man es. Herrn

Tirpitz wirft die Linke vor, in der Begründung der Vorlage die Stärke der andern Flotten übertrieben zu haben; es seien in diesen andern Flotten mehr sogenannte alte Kästen, als man bisher angenommen habe. Tut nichts. Tirpitz trägt auch diesen Sieg davon. Wird man nun wenigstens bis 1917 Ruhe haben? Irrtum. Nach noch nicht zwölf Monaten dringt durch einen Vertrauensbruch ein Geheimerlaß des Marine-Staatssekretärs, datiert vom sechsten Januar 1902, in die Oeffentlichkeit. Darin wird für 1904/05 schon wieder ein neues Flottengesetz, bescheiden ausgedrückt: eine Novelle, angekündigt. In dem Entwurf befindet sich eine niedliche Schiebung, eine Anweisung an die Beamten des Reichsmarineamts und der nachgeordneten Behörden, die Kostenberechnung der Indiensthaltungen eigens für den Reichstag zu frisieren. Tirpitz versucht sich, diesmal und später, zu rechtfertigen. Aber das Parlament ist mißtrauisch geworden. Eugen Richter erklärt am siebenten Februar 1902: „Ich habe hier wohl hundert Minister kommen und gehen sehen, aber noch keinen, dessen Erklärungen und Mitteilungen man so wenig Vertrauen schenken konnte wie Herrn von Tirpitz. Ich kann mich daher nicht anders resümieren als: Der Erlaß des Herrn von Tirpitz enthält das Eingeständnis der Hinterhältigkeit, eines Mangels an Offenheit, dem wir leider bei Herrn von Tirpitz hier nicht zum ersten Male begegnen." Und Richter erhält vom Präsidenten keinen Ordnungsruf. Selbst Doktor Oertel, der Chef der Deutschen Tageszeitung schreibt: „Glaubt Herr von Tirpitz wirklich, nach den mitgeteilten Sätzen seines Erlasses noch auf das Vertrauen des Reichstags einen Anspruch zu haben?" Herr von Tirpitz steckt das alles lächelnd ein. Das Vertrauen des Monarchen bleibt unerschüttert. Noch mehrmals bekommt der Staatssekretär solche bittern Wahrheiten zu hören. „So sieht man", sagt der Abgeordnete Leonhart, „wieder einmal die pupillarische Sicherheit der Erklärungen des Herrn von Tirpitz festgestellt." Der (stramm konservative) Präsident, Graf Schwerin-Löwitz, wird um einen Ordnungsruf ersucht, schüttelt aber lächelnd den Kopf und meint, dazu sei er nicht in der Lage; denn der Vorwurf sei ja nur — gegen das Reichsmarineamt gerichtet. Und der Abgeordnete Doktor Strube redet mit leichtem Sarkasmus, mehr als einmal, von dem Ausflug des Herrn Staatssekretärs „in die höhere Mathematik", bei dem man ihm nicht zu folgen vermöge.

Noch dreimal — dreimal, wiewohl alles bis 1917 festgelegt sein sollte — trat der Staatssekretär mit Flottengesetzen an den Reichstag: 1906, 1908 und 1912. Neue Kreuzer, neue Linienschiffe. Die alte Melodie. Das genau vorausbestimmte Bauprogramm wurde stets wieder umgestoßen.

Wer hatte, marinetechnisch gesprochen, recht: Hollmann oder Tirpitz? Hollmann, der erklärt hatte: „Es ist ganz unmöglich, daß Ihnen heute eine Marineverwaltung sagen kann, was wir nach

zehn Jahren brauchen"? Oder Tirpitz, der sich immer von neuem mit tausend Schwüren vor dem Parlament auf ein bestimmtes Bauprogramm für eine langbefristete Zeit festlegte und dann, nach wenigen Jahren, nein, nach Monaten das Vergangene völlig vergaß und jedes Programm umstieß und ergänzte? Der Abgeordnete Müller-Meiningen hat in der Reichstagssitzung vom neunzehnten Mai 1914 diese Methode mit drastischer Ironie, in einer Auseinandersetzung mit dem damaligen Kriegsminister von Falkenhayn, charakterisiert. „Herr Kriegsminister," sagt er, „die Kunst der diplomatisch-parlamentarischen Rede müssen Sie sich von Ihrem Herrn Kollegen von der andern Fakultät, ich meine: von der Marine, weisen lassen. Ihr Herr Kollege von der andern Fakultät, von der Marine, beherrscht, wenn es darauf ankommt, diese Kunst ganz vorzüglich. Aber das ‚Tirpitzen' will gelernt sein. Mancher lernts nie. Und das ist gut so."

Soviel über die organisatorischen Manöver des Herrn von Tirpitz. Auf die Rückwirkungen seines forcierten und ganz einseitig gerichteten Flottenbaus, auf die Handlungen zur See im Kriege soll nachher eingegangen werden. Hier nur noch einiges über die politischen Folgen. Kein andrer als Bismarck hat sie, mit prophetischem Blick, vorausgesehen: „Ich bin sehr mißtrauisch gegen Paradeschiffe, die nur zur Markierung von Prestige dienen, und die man, wenn die Sache ernst wird, mitunter Lügenschiffe nennen muß, weil sie nichts leisten. Auf absehbare Zeit bleibt für uns das Wichtigste ein starkes Heer, das war auch Moltkes Meinung, mit dem mich die Ueberzeugung verband, daß wir sogar die über unsern Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festland auszufechten haben werden. Also keine phantastischen Pläne, über die wir uns dann noch mit andern für unsre europäische Situation wichtigen Leuten verzanken." Und weiter: „Ich möchte wissen, an welchen Angreifer gedacht wird. Hoffentlich nicht an einen, der es erst werden könnte, wenn undeutsche Prestigesucht und eine als Feindschaftszeichen zu deutende eilige Seerüstung ihn einer gegen uns gerichteten Koalition zutriebe." Tirpitz ist andrer Meinung. Baut und baut Schiffe und treibt England in jene von Bismarck gefürchtete Koalition. Obwohl er so der eigentliche Vater des Krieges ist, stellt er sich ahnungslos, oder war und ists vielleicht noch heute (für einen Politiker dann umso unbegreiflicher). Noch im November 1914 äußerte er zu dem Amerikaner von Wiegand in einem Interview: „Ich war einer von Denen, die nicht glauben wollten, daß dieser Krieg kommen wird." Seine Reden klangen, noch im Frühjahr 1914, so selbstbewußt, so friedenszuversichtlich, daß Herr Bassermann ganz entzückt ausrief: „Ich bin überzeugt, die Entspannung mit England ist nur dadurch möglich geworden, daß Deutschland sich eine starke Flotte geschaffen hat. Grade diese Entspannung ist der beste Beweis dafür, wie richtig wir mit unsrer Flottenpolitik ge-

handelt haben." Und ebenso beglückt äußerte Herr Doktor Heckscher im Parlament: „Weshalb ist die Einkreisungspolitik Englands gegen uns aufgegeben? Das danken wir der Schaffung der deutschen Flotte."

Ach ja, die Herren Abgeordneten tanzten allmählich wie die Puppen an seinem Draht. Er verstand ja alles so blendend schön zu arrangieren. Mal wurden die Herren Abgeordneten zu einem Besuch der Kaiserlichen Werften in Kiel und Danzig, mal zu Schiffsbesichtigungen, zu Flottenübungen geladen, und stets war der Staatssekretär der liebenswürdigste Gastgeber, der auch seine Leute an Bord zu größtem Entgegenkommen gegen die Herren Abgeordneten gedrillt hatte. Tirpitz ging noch weiter. Er ließ sich mit diesem und jenem Parlamentarier in eine vertrauliche Zwiesprach ein, versicherte Freisinnsmännern diskret, daß er ein durchaus liberaler Mann sei, der sich natürlich nach außen hin eine gewisse Reserve auferlegen müsse, nahte sich mit freundlicher Miene auch dem Zentrum, äußerte seine Sympathie für den Katholizismus, versprach, für eine stramme kirchliche Zucht an Bord zu sorgen und (das ist kein Spaß) verpflanzte seinerzeit einige katholische Leute nach dem rein protestantischen Helgoland, um dem Zentrum nun mit dem Bau einer katholischen Paradekirche auf dem Eiland imponieren zu können. Ja, so war er, und die meisten ließen sich einseifen. Selbst noch, als der Krieg die ganze U-Boot-Frage aufrollte, wußte er sich mit dem Glorienschein eines überragenden Staatsmannes zu umgeben, dem bitterstes Unrecht geschehen sei.

Damit kommen wir zum

Zweiten Kapitel

Seine Flottenpolitik, sagten wir, ist letzten Endes der Anstoß für den Weltkrieg gewesen. Haben wir nun wenigstens, müssen wir uns fragen, greifbare Kriegserfolge zur See von seinen — seinen Flottenbauten gehabt? Da sind wir denn bei der Tragik dieser Politik, für die Tirpitz allmählich den größten Teil des deutschen Volkes hypnotisiert hatte. Selbst die Engländer haben einen Teil ihrer Schiffe abmontiert, weil sie das Material im Augenblick für andre, dringendere Zwecke nötig haben. Die deutsche Kriegführung zur See ist beinah ausschließlich auf die Unterseeboote übergegangen. Den Bau von Unterseebooten aber hat Tirpitz, und das ist sein zweiter marinepolitischer Fehler, nicht nur nicht gefördert, sondern gradezu verhindert, zum mindesten aber unglaublich verzögert, weil er die maritime Bedeutung dieser neuen Waffe nicht erkannte. Während Frankreich und England schon vor dem Kriege eifrig Unterseeboote bauten, wollte Tirpitz nichts davon wissen. Er verhielt sich „abwartend". Marinefachleute von Ruf, fortschrittliche Parlamentarier drängten ihn: er zeigte ihnen die kalte Schulter, baute immer nur große Schiffe, vor und sogar noch im Kriege. Man kann doch schließlich nicht Korvettenkapitäne, Kapitäne zur See und Admiräle an die Spitze von Unterseebooten stellen, und diese höhern Grade wollen doch auch ihren Platz haben!

Es wurden vor dem Kriege in Dienst gestellt: 1906 ein U-Boot, 1907 eins, 1908 eins, 1909 zwei, 1910 eins, 1911 fünf, 1912 fünf, 1913 sechs und 1914 bis Kriegsausbruch vier.

Schon im November 1914 erzählte Tirpitz bombastisch in der Unterredung mit dem Amerikaner von Wiegand, er könne mit großen U-Booten England umzingeln, jedes Schiff, das sich den Häfen Englands oder Schottlands nähere, torpedieren und so England aushungern. Die ganze Welt horchte damals auf. Und welche reale Macht stand in jenen Tagen hinter dem Staatssekretär? Märchenhafte Zahlen wurden genannt. Im Februar 1915 trat er mit der Kampfansage gegen die Handelsschiffahrt hinaus. Ganze achtzehn U-Boote mit Petroleum-Motoren — „altes Eisen" von 1909 — und vielleicht ein Dutzend neuerer Boote mit Diesel-Motoren waren damals, nach einer Feststellung des Abgeordneten Doktor Struve, zu seiner Verfügung. Das war der eiserne Vorhang, den er um England herunterlassen wollte. Dann kam sein kategorisches Verlangen nach einem uneingeschränkten U-Boot-Krieg. Der Kanzler von Bethmann Hollweg sieht in diesem Fall einen Krieg mit Amerika voraus. Tirpitz lacht darüber. Noch im Januar 1918 sagt er dem berliner Korrespondenten des ‚Neuen Pester Journals', Herrn Paul Lothringer: „Amerikas Hilfe ist und bleibt ein Phantom." Inzwischen hat Amerika uns nicht nur den Krieg erklärt, sondern auch ganz erhebliche Truppenmassen auf den europäischen Kontinent geworfen. Tirpitz ist (im März 1916) über sein Verlangen nach dem uneingeschränkten Krieg zur See gestürzt. Nun bringt er alles, was da in seinen Netzen kreucht und fleucht, wider die Regierung auf. Eine Hetze sondergleichen gegen Bethmann beginnt, und Tirpitz läßt sich als „verkanntes Genie" von der Presse der Alldeutschen, der Konservativen und der Nationalliberalen feiern und versichert in seiner Denkschrift: wenn der uneingeschränkte U-Boot-Krieg von uns begonnen würde, sei England in sechs Monaten niedergezwungen. In sechs Monaten? Dem Abgeordneten Erzberger gegenüber hat er schon im Januar 1916 von sechs Wochen gesprochen. Nun erst, seit dem Januar 1917, haben wir den U-Boot-Krieg, haben, als Folge, den Krieg mit Amerika und mit einer Reihe andrer seefahrenden Nationen — und England ist, nach vierzehn Monaten, noch keineswegs auf die Kniee gezwungen. Tirpitz aber verstand es, viele Monate hindurch, bis vor kurzem die Kritik an seiner Politik und an seiner Person zu verhindern. Der Weg, auf dem das möglich war, ist nicht schwer zu erraten. So konnte er der Oeffentlichkeit als Prophet des U-Boot-Wesens von einer geschäftigen Presse aufgeschwatzt werden, ohne daß die andre Seite zu Wort gelangte. Die Einen jauchzten Tirpitz zu und verdammten den Kanzler, der sich auf keine Abenteuerpolitik einlassen wollte. Die Andern mußten schweigen, weil das Gebot es erforderte. So wurde Tirpitz innerpolitisch zum Sprengpulver. An ihm, an dem Kampf um seine Person zerbrach der Burgfrieden.

Wir kommen zum letzten, zum

Dritten Kapitel

Die Deutsche Vaterlandspartei wurde begründet. Tirpitz trat an ihre Spitze und gesellte sich den wildesten Annektionisten zu. Er hatte es vornehmlich auf England abgesehen. In den verschiedensten Versammlungen stimmte er gradezu einen politischen Haßgesang gegen England an, der stets in die Worte ausklang: Wir müssen die flandrische Küste haben! Da darf man doch wohl an das Eine erinnern, daß Tirpitz nicht immer das Wort vom perfiden Albion im Munde geführt hat. „Ich bin“, sagte er früher einmal, „aufgewachsen in Freundschaft zu England und den Engländern und habe als Seemann die großen Seiten dieser Weltmacht nie verkannt.“ Als sein Sprößling, der des Vaters blauen Rock, nur mit wenigen Streifen auf den Aermeln, trug, gleich zu Beginn des Krieges, im August 1914, in britische Hände fiel, und als bald darauf der Draht aus London die frohe Kunde brachte, der Jüngling befinde sich wohl auf gastlich englischem Boden und spiele mit der Frau des Marineministers Churchill Tennis, da schrieben die englischen Blätter: „Sicherlich: Gott strafe England! ist kein Bittgebet, das im Schoß der Familie des Herrn von Tirpitz Einlaß fand. Die Frau und zwei seiner Töchter wurden in Chaltenham College erzogen, sein Sohn, nun unser Gefangener, war Oxforder. Tirpitz selbst hat nie aus seiner Bewunderung für englisches Wesen ein Hehl gemacht, hat die Gebräuche und andres mehr unsrer Kriegsleute bei sich daheim eingeführt, hinunter bis zu den Uniformknöpfen.“ Und heute? Nun, die Zeiten ändern sich eben; und bei keinem rascher als bei dem politisch wandelbaren Herrn von Tirpitz. Mit gewaltiger Reklame und noch gewaltigern Geldmitteln hat er den Apparat der Deutschen Vaterlandspartei in Bewegung gesetzt. Landauf, landab hetzte er die Agitatoren. Inserate wurden, wie ein Massenfeuerwerk, gleich zu vielen tausenden auf einmal in der Presse veröffentlicht. In die Bureaus und Beamtenstuben drang man ein, Plakate in schillernden Farben wurden überall angeheftet, auf Bahnhöfen, an Häusern, in den Straßen, und, als Neuestes vom Neuen auf dem Gebiet der politischen Propaganda, wurde ein systematischer Depeschensturm an die leitenden Stellen: an den Kaiser, den Kronprinzen und Hindenburg losgelassen. Mit den reichsten Geldmitteln versehen, deren Quellen wir hier nicht nachgehen wollen, organisierte Tirpitz einen Feldzug gegen Regierung und Reichstagsmehrheit. Spätestens im Februar 1918, rechneten seine Vertrauten, werde er, Tirpitz, an der Spitze der Reichsleitung stehen. Dann werde Graf Hertling, der alte Herr, abgewirtschaftet haben. Und die flandrische Küste? Längst haben die leitenden Stellen erklärt, daß sie Belgien unangetastet wieder herausgeben würden. Denn die belgische Frage ist allmählich für die ganze Welt ein moralischer Faktor geworden. Ohne moralische Eroberungen bleiben uns aber nach dem Krieg alle Märkte der Welt verschlossen, und Deutschlands Wirtschaftsleben wäre für

absehbare Zeit tödlich verwundet. Tirpitz sieht darüber hinweg. Er will nun einmal, wie ein ungezogenes Kind, das mit den Füßen auf die Erde stampft, seine flandrische Küste haben. Natürlich aus strategischen Gründen: „Weil wir, unmittelbar gegenüber England, einen festen Flottenstützpunkt brauchen." Dabei übersieht er, neben anderm, daß wir uns dadurch dauernd mit England verfeinden würden, und das hieße: Wirtschaftlicher Boykott in England und seinen vielen Kolonien, neues Wettrüsten, neue Milliardenkosten.

Das ist die Realpolitik des Herrn von Tirpitz. In allem, aber auch in allem hat er während seiner politischen Tätigkeit von zwanzig Jahren aufs falsche Pferd gesetzt. Er blickt, oder richtiger: wir Andern sehen auf eine ununterbrochene Kette von schweren, schwersten Irrtümern und Fehlern des Herrn von Tirpitz zurück, der damit unendliche Schuld auf sich geladen hat. Selbst die Alldeutschen Blätter, für die er als Politiker heute der Abgott ist, die keine Kritik an ihm dulden — selbst sie haben ihm vor zehn Jahren vorgeworfen, „daß er das Geforderte und Bewilligte nicht in zweckmäßiger Weise verwendet habe", daß wir für dasselbe Geld besser hätten gerüstet sein können. „Schließlich mußte er sich als geschlagen bekennen, nachdem immerhin des Schadens bereits genug geschehen war. Wer aber derartiges auf dem Kerbholz hat, hat keinen Anlaß, die Kritik national besorgter Kreise in dieser Weise von oben herab abzutun."

Und wer derartiges auf dem Kerbholz hat, dessen Abenteuerpolitik wird eine Regierung, die besonnen ihres Weges zu gehen versucht, sich niemals aufzwingen lassen.

Claude Debussy von Oscar Bie

Debussys Musik kann man so definieren: sie hatte die Vorzüge und Nachteile einer allzugroßen Klugheit.



Zur Musik, zur unbändig schaffenden, gehört eine gewisse dumme Naivität. Da die Musik gar keinen Zweck und Sinn hat, sondern nur schön ist, muß sie Ueberlegung möglichst vermeiden. Muß aus sich herauswachsen, ein bißchen nach Zunft riechen, erdig bleiben, substantiell, wurzelhaft. In der deutschen Musik ist das immer so.

Die französische neigte selten zum wahnsinnigen Temperament, das ist Bizet — meist zum Gegenteil, zum kühlen Geistreichtum, das ist César Frank, Vincent d'Indy, die ganze historisierende schola cantorum, und als Feinster Debussy. Debussy, auch als Kritiker ausgezeichnet, war so klug, daß er vor lauter Geist und Logik die Musik an den Rand ihrer Existenz führte. Er wußte nicht, daß sie von Logik und Geist nicht leben kann: das war wiederum die Grenze seiner Klugheit. Immerhin: er machte es so apart, so delikat, so wohlriechend, daß ein eigener Zauber, ja ein eigener Stil von ihm ausging, in die gesamte komponierende Welt. Ein Tröpfchen Debussysmus ist heut überall.

Es ist das violette Umduften der Dinge, ihre Auflösung in eine schwebende Atmosphäre, die Verneinung der sinnfälligen Substanz, literarische Beseelung, die Scheu vor dem Schrei und die Liebe zur Frage und Skepsis. Debussy entspricht Monet. Er ist Impressionist. Die Musik wird ihm Schilderung innerer Reflexe, ungreifbarer Stimmungen, illustrierender Umgebungen. Der Bau, das Tektonische wird geleugnet. Die Melodie entflieht. Das Motiv wird unsichtbar. Die Instrumente öffnen nur leicht ihre Lippen, um mit einem Hauche der Freude oder Trauer die ihnen empfohlenen Gegenstände anzuatmen. Es ist nur grade soviel Musik erlaubt, als vor dem Richter der Logik bestehen kann. Singen die Menschen Melodien? Nein, sie heben die Sprache ins leicht Psalmodierende. Hat das Orchester ein selbständiges Leben? Nein, der Ton lebt nur durch die poetische Anlehnung an eine Vorstellung, die sich in ihm gefühlsmäßig bricht.

Debussy schilderte in seinen Klavierstücken, impressionistisch malend, eine von Geist getränkte Stimmung, auch landschaftlich, indem er die Bewegung der Erscheinung in Töne faßte und die eigene Palette des Klaviers aufrief, sie in freier Kadenz wiederzugeben. Das war Epoche. Endlich erkannte man nach ungeheuren Virtuosenzeitaltern die spezifische malerische Lyrik dieses Instruments. Endlich gab es Klaviergedichte, scheinbar spielend, doch in feste Form gefügt.

Er schrieb Orchestergedichte, das bekannteste nach Mallarmés ‚Après-midi d'un Faune', andre mit Verwendung wortloser, nur instrumentaler Frauenstimmen. Es sind Klänge von suggestiver Malerei, noch vor der Gefahr des Schöngeistigen, aber unendlich gebildet.

Seine Oper ‚Pelleas und Melisande' benutzt Maeterlincks Text fast unverändert (nicht der erste Fall dieser Art: Dargomyschski machte es so mit Puschkins ‚Steinernem Gast'). Unter den schnell wechselnden Szenen spielt das Orchester fein und zart illustrierend, ohne viel künstliche Steigerung, von Stimmung zu Stimmung mit neuen Ideen, Farben sich füllend, absichtlich unbaulich, unselbständig, partizipial, dem Gedicht dienend mit seinem ganzen Reichtum gesättigter, fließender, leuchtender, duftender Töne, ohne jeden Kompromiß, ohne jede Dummheit, schwachblütig und tiefgeistig, mit aller süßen Melancholie seiner Weisheit.

Es ist wahrscheinlich, daß Debussy eine Tristan-Oper hinterließ, an der er Jahrzehnte arbeitete. Sie wäre das Gegenteil Wagners. Nicht Fleisch und Blut höchstgesteigerter Menschen, nicht symphonischer Bau in einer Gliederung von einheitlichen Motiven, sondern aetherisch-sagenhaft, äußerst zart, in bläulichem Lichte einer leise vegetierenden, märchenhafte Vorgänge umhauchenden Musik. Das wäre wohl der moderne Tristan, während jenes der alte Wagner war.

Obertöne, Ganztonprobleme, akustische Untersuchungen mögen ihn zu seinem Stil angeregt haben. Fassen konnte er ihn nur, weil er eine Künstlerseele war. Er steht nicht in der Luft, hat Beziehungen zu Rußland und seiner starken modernen Schule. Weiche Folgen von alterierten Akkorden, Ketten von Nonen, unaufgelöste Wellen exotischer Melodie, träumerische Durchgangsnoten und visionäre Orgelpunkte: seine Ausdrucksweise liebt alle Mischungen, die in einer weich und substanzlos gewordenen Musik sich ergeben. Auf diesem zarten Grunde bleibt der Eindruck jeder Erregung in blumenhaften Arabesken haften. Das ist zu wenig — zu wenig für Schicksal und Leid dieser Erde.

Debussy hat die Musik vor lauter Wissen und Güte an die Grenze der Wahrheit geführt. Unendlich vornehmen Sinnes und edlen Könnens pflanzte er sie als Blume, schillernd, vergänglich. Wir aber brauchen Berge und Wiesen und Wälder.

Der Sohn

Vor diesem Drama schwankt man nicht, wie man den Autor bezeichnen soll. Ein überaus sympathischer Junge. Ein rebellierender Gymnasiast. ‚Der' Primaner, der auf dem Tisch den ‚Don Carlos' und unterm Tisch ‚Hidalla' gelesen hat und deshalb so lange sitzen geblieben ist, bis Wedekind unmodern und Reinhard Sorge modern geworden. Ein paar Jahre zuvor, als Tertianer und Sekundaner, hat er im Hoftheater Wildenbruch, bei Brahm Georg Hirschfeld zu sehen und zwischendurch bei Richard Strauß die Neunte zu hören gekriegt. Und überhaupt hat er, auf und hinter der Schule, alles durcheinander verschlungen: die ‚Räuber', den ‚Faust', die Romantiker, Büchner, Hebbel und die neuesten Programmzeitschriften. Und nun gärts in ihm. Und begabt ist er, selbstverständlich. Und nun will er sich gründlich entladen. Und wie, nach Lessing, der junge Kritiker erst einmal Einen suchen muß, mit ihm anzubinden: genau so nötig erscheint das Walter Hasenclever für den jungen Dramatiker. Und irgendwelche eigene oder freundesnahe Erlebnisse mögen ihn gegen die Väter aufgebracht haben. Und in seinen kindlichen Augen wird diese Gattung von Bedrückern nicht minder hassenswert als anno dazumal ein Kleinstaattyrannentum. Und so spannt er zugleich mit der Leier zarten Saiten des Bogens Kraft.

Der Sohn — das einzige Kind und mutterlos offenbar — fällt durch die Reifeprüfung, weil er sich mit denselben fremden, schulfremden Dingen befaßt hat wie der Pennäler Hasenclever. Der Vater fährt fort, das gefährliche Alter des Sohns, seine Existenz, sein Wesen und seine besondern, im gebildeten Hause nicht einmal allzu besondern Neigungen als eine Reihe von verdammenswerten Verbrechen zu betrachten. Strafe: strenger Zimmerarrest. Folge: Selbstmordgelüste. Retter: Freund Posa und Gouvernante, die aus hoheitsvoller Elisabeth eine liebend geneigte Eboli wird. Flucht aus dem Fenster und in den Bund zur Propaganda des Lebens, der Freude, des Taumels, der Trunkenheit. Nach donnernden Agitationsreden eine wilde Nacht an einer Dirne Busen. Am Morgen im verrufenen Hotel die Hermandad König Philipps. Transport des gefesselten Sohns ins Sprechzimmer, vor den Thron. Zum letzten Male: Schicken Sie mich mit dem Heer nach Flandern! In der Faust des Vaters: die Hundepeitsche; des Sohns — o jetzt umringt mich, gute Geister! —: ein Revolver. Aber früher als beide geht der Herzschlag los, der den Vater trifft. Ueber der Leiche reichen sich Gouvernante und Sohn zu aktivistischen Versen die Hände und zerstreuen sich feierlich nach verschiedenen Seiten.

Wäre man nicht darüber belehrt worden, daß ‚Der Sohn' das erste Exemplar und bereits das Muster eines expressionistischen Dramas ist, so würde man diese Vorgänge einigermaßen blödsinnig finden. Man würde fragen: Sind so die Väter? Und würde antworten: Ganz im Gegenteil. Selbst in Fällen, wo der Vater nicht, wie hier, in seiner Vereinsamung auf den Sohn angewiesen ist und alle Ursache hat, um ihn zu werben: selbst da ist er meist der Freund, nicht der Feind des Sohnes. Soviel Freiheit verlangt der moderne Sohn gewöhnlich garnicht, wie der altmodische Vater ihm zu lassen bereit ist. Kaum bei Berufswahl und Berufswechsel setzts noch Kämpfe. Wenn ein Handlungslehrling, der den besten Commis verspricht, sich etwa als Kleist-Biograph etablieren will, so pflegt das reibungslos vonstatten zu gehen. Und es muß schon statt des Sohns eine Tochter sein, und sie muß schon von Stufe zu Stufe sinken, ohne Ring am Finger ein Kind sich zuziehen und

obendrein gegen Entree ihre Stimme erheben, und der Vater muß den Rang eines Oberstleutnants haben: das muß zusammenkommen, damit man ihm den Schlaganfall glaube. Und sogar dieser Vater der Magdalena dall'Orto, verflossener Schwartze, wirkt wie ein Menschenwesen gegen den Nußknacker unsres Hasenclever.

Aber nun ists ja eben kein gewöhnliches, sondern ein expressionistisches Drama oder will so was sein. Kein Vater an sich ist gut oder schlecht: erst der Blick des Sohnes macht ihn dazu. Und dieser hier ist, erklären die Ausrufer vor der Bude der letzten Mode, kein einmaliger Vater und kein abgezogener Typus, sondern ein Vater, wie jeder reifende Sohn ihn zu sehen glaubt. Jeder? Also doch ein Typus, wenn anders ich deutsch verstehe. Freilich keiner, der objektiv, für alle Arten von Erdenbewohnern, sondern einer, der nur für die Spezies Sohn seine Gültigkeit hat. Der Sohn steht im Mittelpunkt der Ereignisse — „schön ist es, immer wieder zu erleben, daß man das Wichtigste auf der Welt ist" —, und wie ihm, nicht uns die Ereignisse dieser Welt erscheinen, so hält Hasenclever sie angeblich fest. Ehemals nannte man das: Lyrik. Da wars ohne Belang, daß unser Vater uns nicht so vorkam; der Poet, der uns von der innern Wahrheit seiner Vision überzeugte, hatte gewonnen. So soll jetzt das Drama sein. Zwar ist die Form der Shakespeare, Goethe und Hauptmann noch leidlich erhalten, und wer was zu sagen und zu gestalten hätte, dem würde sie allenfalls genügen. Aber immerhin: experimentiert! Bisher hat stets der neue Wein sich neue Schläuche geschaffen. Vielleicht war das einmal. Vielleicht ist Sache der Zukunft das umgekehrte Verfahren. Vielleicht mußte zunächst das Schema eines expressionistischen Dramas hergestellt werden, bevor sich Dramatiker fanden, es auszufüllen.

Möglich, daß Walter Hasenclever einstmals zu diesen gehören wird. Der Dichter des ‚Sohns' ist noch kein Besitz der deutschen Literatur. Sogar das Schema ist brüchig. Selbst zugestanden, wie die Ausleger wollen, daß alle Begebenheiten rund um den Sohn die Spiegelungen seines Ichs sind und keinerlei Eigendasein führen — wäre da nicht das erste Erfordernis, daß der Sohn die Bühne niemals verließe? In sechs Szenen fehlt er. Wie und von wem aus sind diese gesehen? Nach der Theorie der Expressionisten würden sie haltlos in der Luft schweben, wenn sie das nicht nach jeder und ohne jede Theorie auch täten. Weiter: die fünf Akte sollen ein einziger Notschrei der Jugend, ihr Kampfgesang wider das Alter sein, angestimmt von einem Repräsentanten der Jugend. Aber plötzlich sitzt bei dem Nußknacker ein vernünftiger, fühlender, zärtlicher Vater, durch den jener vollends Unrecht bekommt. Von wem nun stammt diese Kontrastierung? Aus dem Glutofen subjektiver Ekstase sind wir mit einem Ruck in den kühlen Bereich des alten Dramas gerissen, nicht des guten, weil darin beide Gegenspieler Recht haben müßten, sondern des dicken, indem der einsichtige Vater Kriminalkommissar, Scherge der rohen Gewalt, der uneinsichtige Vater Arzt, aber nicht der Seele und nicht seiner Brut ist. Und drittens und letztens: dies soll ja doch wohl ein Manifest der nächsten Generation sein, deren Geistigkeit unsern Sensualismus zu überwinden gedenkt. Ein bißchen geistiger Inhalt ist da schwer zu entbehren. Und was ist der Inhalt? Gemeinplätze. Tonleitern einer mutierenden Knabenstimme. Die üblichen Idealismen, zeitgemäß abgewandelt. Pubertätsträume ohne persönlichen Stempel. Hasenclevers Apostel werden mich totschlagen — aber aus seinem Drama haftet nichts in mir als der Ausruf des Fürsten: „Wenn mein Vater tot ist, muß ich mich auf den Thron setzen, schon der Presse wegen." Vielleicht steckt in der tragischen Puppe ein gesunder Komödienschmetterling.

Wars eine kritische Regung von [illegible] auf den ‚Sohn‘ verzichtete, oder hat er vom ‚Jungen Deutschland‘ bereits genug? Hollaender . . . „Ein großes Fenster mit Ausblick in den Park; fern die Silhouette der Stadt.“ Das wurde durch eine graue Kalkwand dargestellt. Sie ist das Signet dieser Inszenierungskunst. Mag Hasenclevers Absicht geglückt oder nicht geglückt sein: man versucht doch irgendwie, sie auf der Bühne wiederzugeben. Auf dem mannheimer Hoftheater wurde der Sohn in die Mitte, ins helle Licht gerückt, während die übrigen Figuren rechts, links und hinten im Schatten blieben. Das anspruchsvolle Deutsche Theater speist eine geschlossene Gesellschaft, die zwar dichte Rudel von Kriegslieferanten, aber zugleich alle Kenner Berlins umfaßt, mit dem hergebrachten naturalistischen Schauspiel ab. Genau so wurden vor fünfundzwanzig Jahren die ‚Mütter‘ dieses ‚Sohnes‘ gespielt, als ob er nicht einen Vater aus ganz andern Bezirken hätte. Wie Ernst Deutsch einen glühenden Jüngling macht, Paul Wegener einen Nußknacker, Else Heims eine mütterliche Geliebte: das ist zur Genüge bekannt. Kaum von Werner Krauß erwartet man eine Ueberraschung. Aber dann tritt er, als Freund, nicht auf, sondern in die Erscheinung, geht nicht ab, sondern ist verschwunden — und hat auf eigene Faust und kraft eigener Phantasie das Problem gelöst, das sein Regisseur nicht einmal geahnt hat.

Zwei Gesänge gegen den Tod von Paul Zech

I.

Gethsemane

Zwischen Gärten, Straße, sturmdurchdröhnter Mauer
strotzt in hartem Zickzack unser Heim.
Falsches Blau und stürzende Gestirne
wölben sich kalt luftleer über Felsgehirne,
und wie ein erfrorner Kürbiskeim
stockt am Saum der Seele späte Trauer.

Wie entblätterte Gebüsche warten
wir im Feld, bis uns der Beilhieb fällt.
An Wurzeln feilt gelogenes „Werde“,
und wir kuschen uns der blutgehöhlten Erde,
fühlen traumgeschwellt:
Stimme Gottes, Engel und den Oelbaum-Garten.

II.

Anrufung gen Ostern

Bist du, weltgeschwellter Tausend-Tod,
der Erlöser Christ —: erscheine!
Sieh, es weinen schon Gewürm und Steine,
und das Meer ist von zerflossenen Müttern rot.

Haus bei Haus sind Gruft, worin du weilst,
hart umschraubt von Raubtiertum der Wachen:
daß du nicht die Nacht der hilflos Schwachen
mit dem Flügelschlag des Lichts zerteilst.

Aber wie du, himmlischer Barbar,
Augen und Gehör der Wächter hinbezwangst,
quer durch Höllen rasend, Osterfackeln schwangst —:
Brause um das Schlachtende der Schlachten,
um das Tier-Gehirn, das sie gebar,
Glutorkane, Angst und eisiges Umnachten.

Die Nachtigall von Wittenberg von A. Polgar

In vierzehn Bildern von oft großer Wucht der (linienarmen) Zeichnung rollt ein „Leben Luthers“ auf, wie es die Historie übermittelt hat. Geschichte, nicht dichterisch enträtselt oder zu neuer Rätsel-Blüte gebracht, aber durch das Temperament eines Dichters gesehen. Leider fehlt das Wichtigste: das Menschentum der historischen Gestalten wird nicht aufgebrochen, und ihres Wesens Kern bleibt unsichtbar. Strindberg begnügte sich damit, den Oberflächen seiner Figuren scharfe Kanten anzuschleifen. Von dem Knaben Luther, der schon gegen Lüge und Ungerechtigkeit trotzt und protestiert, bis zu dem Luther auf der Wartburg: eine Stationenreihe aus des Reformators Erdenfahrt. Natürlich bedeutsame Stationen. Wegscheiden, Knotenpunkte seines Werdens. Der machtvolle Klang, von dem das Schauspiel durchbraust wird, seine tönende Luft sozusagen, rührt nicht von Strindberg her. Die Historie macht die Musik. Der Dichter tat nicht viel andres, als daß er die Tasten ihrer Riesenorgel niederdrückte. Luther, Faust, Cranach, Hutten, Karlstadt — das sind starke Farben; nebeneinandergesetzt bilden sie ‚Gemälde‘, ohne daß viel Kraft und Phantasie des Malers helfen müßte. In diesem Luther-Drama ist es das Eigenlicht der Materie, das die Personen des Spieles, ihr Reden und Tun übers Gewöhnliche erhöht. Von Dichters Ingenium fällt kein Neues wirkender Strahl in sie. Dieses Luther-Drama ist ein andächtig und mit künstlerischer Prägnanz gemaltes Bilderbuch, dessen verbindender Text, im Wesentlichen, nur Stichworte für gebildete Zuhörer bringt.

Das wiener Deutsche Volkstheater spielt seinen Strindberg — der, scheint mir, infolge seiner Gefülltheit mit „geistiger Stimmung“ nicht schwer zu spielen ist — auf stilisierter, in ihrem Mittelteil durch einen obstinaten Spitzbogen eingeengter Bühne. Am besten geriet das erste Bild. Es ist, in seiner breiten, schattenhaften Vision von der Zeit und ihren Spannungen, auch dem Dichter am schönsten geglückt. Hier war Herr Dietz der ahnungsvolle (Knabe) Luther. Dann löste ihn Herr Klitsch ab. Er ist ein Schauspieler, der intelligente Führung brauchte. Allein wird er den wohlgefälligen Rhythmus seiner Leidenschaft und das konventionelle Rot seines Feuers nie verlieren. Und so ein Liebling des Deutschen-Volkstheater-Publikums bleiben. Das muß doch hart sein für einen ehrgeizigen Künstler! Der heftige, prächtige Luther gelang ihm gut. Der zerknirschte war leer, und der von seiner Mission Erfüllte und Erhöhte überhaupt nicht sichtbar. Herrn Götzens Doktor Faust war ein sanfter Magier aus dem Zauberbuch, Ausgabe für die Jugend, mehr von Raimund als von Strindberg, der Hutten des Herrn Aslan ganz Troubadour, zuviel Harfe und zu wenig Schleuder. Den Tetzel spielte Herr Forest mit Anstrengung vom Jovialen weg. Aber es war stärker als er. Um

diesen schlechten Mönch schwamm ein Dunst von Wein, Fidelität und Gemütlichkeit. Die Regie (des Herrn Rosenthal) hielt auf Getragenheit des Tones, Wichtigkeit der Pausen, Halbdunkel mit Kaminreflexen und altdeutsche Trachten. Nachdem Luther seine Thesen, das Einberufungsplakat der Reformation, an die Tür der Schloßkirche genagelt hatte, bildeten die auf der Bühne Anwesenden eine stimmungsvolle Gruppe. Ueberdies ging die Sonne auf. Der Doktor Faust verwahrt sich im Schauspiel dagegen, ein Zauberer zu sein. Aber daß er, um dem Kurfürsten die Kugelgestalt der Erde zu zeigen, einen fertigen Globus parat hat, scheint in der Tat, wie so manches andre am Deutschen Volkstheater, nicht mit rechten Dingen zuzugehen.

Der Hofmeister von Egon Friedell

O goldene Jugendzeit, nie, ach nie kehrst du zurück! Nur bisweilen gaukelst du noch durch unsre holden Träume, bis wir dann in Schweiß gebadet erwachen und mit Staunen erkennen, daß alles ja gar nicht wirklich war, daß wir zwar tatsächlich aus analytischer Geometrie in der Maturitätsprüfung durchgefallen sind, daß wir dann aber bei der zweiten Maturitätsprüfung ja doch ‚Genügend mit Einschränkung' bekommen haben, und daß wir dem Herrn Professor Hinterhuber auf die Frage: „Warum verdiente Alexander der Große diesen Beinamen, Mithridates der Große denselben aber nicht?" heute ruhig die einzige passende Antwort geben dürfen. Nur durch unsre Träume gaukelst du noch, goldene Jugendzeit, und durch unsre schwankende Erinnerung! Und so sei es mir denn vergönnt, mit flüchtigem Silberstift einige dieser Erinnerungen zu bannen.

Der Hofmeister

In dem Dasein der Kinder, die „in der Wahl ihrer Eltern vorsichtig waren" — wie die tierische Bemerkung lautet —, bedeutet der Hofmeister den ersten tragischen Konflikt. In ein künstlich unkompliziert gemachtes Dasein tritt zum ersten Mal das ‚Leben' mit seiner ganzen Brutalität und Gemeinheit.

Der Konflikt ist der, daß man von nun an gezwungen ist, an der Seite eines bösartigen und unaesthetischen Menschen zu leben. Der Hofmeister hat immer schwarze Fingernägel, einen nicht ganz saubern Hemdkragen und einen unangenehmen Geruch, der zur einen Hälfte von Graphitstaub, zur andern Hälfte von Schweißfüßen herrührt. Bisweilen trägt er noch einen Siegelring am Zeigefinger. Sodann setzt er sich von Anfang an in einen gehässigen Gegensatz zum Zögling (‚Zögling' ist allein schon ein Wort, das einen lebensüberdrüssig machen kann). Er führt sich zumeist mit den Worten ein: „Danken Sie Gott täglich auf den Knien für Ihr Schicksal! Ja, Sie habens gut! Wenn ich an meine

Jugend denke! Ich habe in Ihrem Alter schon Andern Nachhilfestunden geben müssen, während Sie welche bekommen! Und überhaupt: haben Sie schon einmal im Leben gehungert? Wissen Sie, was es heißt, ohne Abendbrot schlafen zu gehen?" Man weiß es nicht, man hat überhaupt bis zu diesem Moment nicht gewußt, daß es ein Verbrechen ist, zu essen zu haben. Andrerseits erscheint es einem durchaus nicht schrecklicher, Nachhilfestunden zu geben, als welche zu bekommen.

Das Zweite, wodurch sich der Hofmeister beliebt macht, ist die stehende Bemerkung: „Sie haben nur Ihre Pflicht getan." Wenn man für eine Schularbeit die Note Eins bekommen hat, sagt er: „Es ist nur so, wie sichs gehört." Wenn man in Griechisch ‚Lobenswert' hat, sagt er: „Wenn man solche Nachhilfe genießt wie Sie, müßte es sonderbar zugehen, wenn nicht . . . Und überhaupt: es war Zufall. Wären Sie Samstag, am einundzwanzigsten September, geprüft worden, wo Sie nicht präpariert waren . ."

Die dritte Lieblingsbemerkung ist: „Das verstehen Sie noch nicht." Der Hofmeister geht nämlich von dem Grundsatz aus, daß man für alles, außer Algebra, Akustik, griechischer Syntax und Kristallographie, „noch nicht reif sei". Später wird es umgekehrt: man versteht alles bis auf das Eine, daß man mit vierzehn Jahren begriffen hat, was ein Anakoluth, eine imaginäre Zahl, ein Butylalkohol, eine Eklipse und ein Pentakisdodekaeder ist.

So entwickelt sich denn ein immer herzlicheres Verhältnis. Wenn der Hofmeister um drei Uhr kommt, so ist man bis dreiviertel Drei ein fröhlicher, sorgenloser Mensch. Gegen drei Uhr jedoch ergreift einen eine ungeheure Spannung, eine vage Hoffnung: vielleicht ist er heute „verhindert", ja am Ende gar erkrankt. Fünf Minuten vor drei Uhr läutet es. Man ist konsterniert. Es ist aber nur der Briefträger. Von drei Uhr fünf Minuten an beginnen die Hoffnungen konkreter zu werden. Um drei Uhr zehn Minuten ist man bereits in seliger Stimmung. Um drei Uhr fünfzehn Minuten jedoch läutet es abermals, und er tritt ein.

Eines Tages aber erscheint der gute Papa und teilt mit, daß Herr Zehetbauer „verreist" sei und nicht mehr kommen könne. Später, nach vielen Jahren, erfährt man, daß er den guten Papa um fünfhundert Kronen angepumpt und, als dies abgelehnt wurde, den Posten niedergelegt hat mit der Motivierung, nach diesem Mißtrauensvotum könne er die Erziehung des Knaben nicht mehr mit gutem Gewissen leiten.

Leider aber ist der Zustand nur ein sehr vorübergehender. Nach zwei Tagen vollkommensten Glückes wird man einem Herrn Jerowetz zugeführt, einem o-beinigen Herrn mit rotgelbem Bocksbart, rotgelber Bürste, schwarzen Fingernägeln und Geruch von Graphitstaub und Schweißfüßen.

Auf die Weltbühne von Theobald Tiger

Mein gutes Blatt! Wie hast du dich verändert!
Den Musentempel schließt du beinah zu;
mit Politik, Kunst, Wirtschaft dicht bebändert,
so geht dein Vorhang auf: auch du, mein Kind, auch du!
Du willst dich gleichfalls in den Strudel stürzen?
Randstaaten? Westfront? Die Veränderungswahl?
Nur eines kann mir meinen Kummer würzen:
Es war einmal . . .

Es war einmal . . . da glaubten wir noch Beide
an Kunst und an Kultur, an Menschentum —
an deine ziegelrote Wand schrieb ich mit Kreide
die Namen meiner Lieben an zum Ruhm.
Wir dachten: essen und organisieren
sind Selbstverständlichkeiten, tief im Tal —
und auf den Bergen gehen wir spazieren . . .
Es war einmal . . .

Du lieber Gott, wie hat sich das gewandelt!
Wir schuften, bis dem Land die Schwarte knackt.
Und kein Professor, der nicht gerne handelt
mit weichem Klitschebrot, das er sich backt.
Es war einmal . . . Glück auf zur neuen Reise!
Eng wars einmal — heut bist du bunt und weit.
Doch kehr' noch manchmal dich zurück im Kreise
zur alten Zeit!

Ala von Lorarius

Die A. A. G. — Auslands-Anzeigen G. m. b. H., später Allgemeine Anzeigen G. m. b. H. — wurde im Juni 1914 mit Sitz in Berlin gegründet. Grundkapital 200 000 Mark (später mehr). Im April desselben Jahres war die Ausland G. m. b. H. mit Sitz in Essen und 240 000 Mark Grundkapital errichtet worden. Beteiligung und Statuten zeigen deutlich die Verbindung Essen-Berlin. Die essener Gründung wurzelt in älteren Bestrebungen der Industrie, bessere Auslandswirkungen zu erzielen. Zunächst wurde an die Reform des unbrauchbaren deutschen Nachrichtendienstes gedacht. Auch die Großbanken hatten diesen Wunsch. Der Bund der Industriellen behandelte das Problem eingehender bei Gelegenheit des Wehrbeitrags. Die westdeutsche und die sächsische Industrie setzten sich lebhaft dafür ein. Ferner die Vereinigung der Industriellen (Konservativer Landesverein). Hier könnte man den Ausgang zu politischen Zielen suchen. Weiterblickende Zeitungsleute sahen ebenfalls die schweren Mängel der Berichterstattung von und nach dem Auslande. Also Besserungswille an vielen Stellen. Es kam auf die Methode und die Tendenz an.

*

Die Zwecksetzung der essener Gesellschaft ging noch nicht oder doch noch nicht deutlich auf die Bearbeitung durch das Inserat aus. Man konnte nach flüchtigem Hinsehen an einen nationalen, wenn auch einseitigen Idealismus, glauben. Will man Industriegeschäft und Landesinteresse gleichstellen, so konnte der Vertrauende sich auch mit den Anfängen des berliner Unternehmens einverstanden erklären. Allerdings

schon unter Vorbehalt. Denn der Weg war von vorn herein verfehlt. Der Krieg hat ihn nicht sicherer gemacht. Im Gegenteil. Immerhin: „Die außerordentlich große Bedeutung des Anzeigenwesens für den Inserenten und für die gesamte Presse ist bekannt. Unter den vielen verschiedenen Gesichtspunkten, die der Anzeigende bei der Vergebung seiner Anzeigen in der ausländischen Presse zur besten Erreichung seiner Zwecke zu berücksichtigen bemüht war, ist eine Tatsache wenig beachtet worden, deren ungeheure Tragweite vielen erst durch die Erfahrungen des Weltkrieges klar zum Bewußtsein gekommen ist; die Tatsache nämlich: Welche grundsätzliche Haltung nimmt die Zeitung, die Zeitschrift, das illustrierte Blatt des Auslandes dem deutschen Kaufmann, dem deutschen Industriellen, dem deutschen Landwirt gegenüber ein, die ihm alle Jahr für Jahr große Summen in Form von Anzeigen zuführten? Geht nach den Absichten und Ansichten der Gründer, der offenen und stillen Teilhaber der Zweck des betreffenden Presseunternehmens versteckt oder ausgesprochenermaßen nicht vielleicht schließlich nur dahin, in Wort und Bild systematisch alles Deutsche zu bekämpfen, niederzuhalten, totzumachen? Diese Wühlarbeit ist nach Beendigung des Krieges, wenn möglich in noch verstärkterm Maße zu erwarten." Ein neues Schwert für Deutschland?

*

Die besten Absichten vorausgesetzt: glauben die Herren — schwerste Schwerindustrie mit leichterer, von Namen und Gewicht mitgenommener Gefolgschaft — allen Ernstes, der deutschen Industrie oder gar der gesamten deutschen Wirtschaft, auf solche Art im jetzt feindlichen und vielleicht Jahrzehnte hindurch noch nicht freundlichen Ausland Stoßkraft und Absatz zu mehren? Dann kennen sie das pariser Kampfprogramm und seine Verwirklichungen nicht. Da sie aber dieses Programm und seine Verwirklichungen kennen, so sind sie blind, mindestens blind gewesen. Schon der Bericht des englischen Botschafters in Berlin an Grey vom siebenundzwanzigsten Februar 1914 hätte sie abschrecken müssen. Es stehen der Durchsetzung des Planes entgegen: Nachwirkende Skepsis, Kampf- und Abwehrwille der feindlichen Industrien, Regierungen und Arbeiterverbände, ungeheure Geldmittel, geringes Interesse der Presse in den feindlichen Ländern, schon bestehende Kampforganisationen. Ein Fiasko mit folgender Dauerschwächung des deutschen Auslandabsatzes wäre zu erwarten. So kämpft man nicht. Ich stehe gegen jede Korruption. Sie rächt sich immer. Ist es Notwehr, so ist es keine Korruption. Aber hier ist es keine Notwehr. Die Methode ist plump, unmoralisch und wirtschaftsfeindlich. Sie weckt Gegner; Freunde schafft man sich nicht mit ihr. Nicht einmal Geknebelte, auf die es ankäme. Wir wollen mit Qualität und Solidität kämpfen. Jede, auch noch so national frisierte oder gut gemeinte Bestechung verwerfen wir. Nur Freimut und Unabhängigkeit brechen uns Bahn. Es geht um Dutzende von Milliarden. Will man sie mit einigen oder auch vielen Inseratenmillionen heranlocken? Dann unterschätzt man den Widerstand und macht sich lächerlich.

*

Schon haben sozialistische Zeitungen Oesterreichs und Ungarns gewarnt. Also Blätter in uns verbündeten Ländern. Man vernehme aus der wiener Arbeiterzeitung: „Daß für jede Agitation, mag sie auch den idealsten Zielen gelten, Geld nötig ist, ist im Zeitalter des Kapitalismus nicht zu verwundern. Aber die Herren Krupp und Genossen arbeiten einfach nur mit Geld. Ihre Agitation besteht in der Hauptsache aus Bestechungen, und was sonst geschieht, ist meist nur ein Mäntelchen

zum Verhüllen dieses Schandwerkes. Wie der Schelm ist, so denkt er. Weil sich die Schwerindustrie nur von materiellen Interessen leiten läßt, urteilt sie, alle Andern täten das Gleiche. Nun bin ich überzeugt, daß bei der ungarischen Presse diese Machenschaften nicht verfangen werden, höchstens bei jenen Blättern, die Tisza Gefolgschaft leisten, also ohnehin kriegshetzerisch gestimmt sind. Wohl aber werden auf diese Weise die Sympathien für Deutschland auch in Ungarn gründlich ausgerottet werden." Da habt ihrs! Reklame, gewiß. Ohne Reklame kein Geschäft. Aber mit Spicken ist es nicht zu machen. Heute weniger als je. Dann lieber Schwertannektionismus. Der ist ehrlicher. Das Hintenrum mag einer Firma, einer Gruppe selbst Gold bringen. Deutschland wird dadurch geschädigt. Und auf Deutschland kommt es doch an. Uns wenigstens.

*

Mehr noch als das gestreifte reizt mich das zweite Problem. Die A. A. G. blieb nicht draußen, sie begann ein weitzügiges Inseratengeschäft in Deutschland selbst. „Ohne die breite Grundlage eines Inland-Geschäftes mit einem ausgedehnten Zweigstellen- und Vertreter-Netze läßt sich ein gesundes Auslandsgeschäft nicht entwickeln." Bis dahin hatte die Inlandskonkurrenz geschwiegen. Jetzt aber ging es los: Verletzung heiliger Grundsätze der Anzeigenorganisation, politische und geschäftliche Korrumpierung durch Schwerindustrie und ihren Anhang, Knebelung unabhängiger Zeitungen, Vernichtung der Inseratenwahlfreiheit. Das waren so und sind so die Hauptvorwürfe. Teilweise erhebe auch ich sie. Eine schwierige Sache das. Ist Gesinnungsfreiheit noch Gesinnungsfreiheit, wenn der Geschäftsmann auf dem Feldherrnstand sich die Hände reibt oder anfeuert? Natürlich feuert er wortlos an. Widerwärtig ist mir die politische Durchseuchung. Aber soll ich mich über einen Selbständigkeitskampf freuen, der dem Zeitungs-Großkapital goldene Früchte erficht? Ja, wenn dieser Kampf das ganze Inseratengeschäft vernichtete und die Freiheit auf den Ruinen aufgepflanzt würde! Die reine, ungeschminkte, höchst individuelle Freiheit der Presse. Aber da liegt der Hase im Pfeffer. Wünscht der Verleger ein staatliches Inseratenmonopol, die Beschränkung auf kärglichere Einnahmen, auf den Nurertrag des Geistes- und Gesinnungsschweißes? Da liegt der Hase im Pfeffer.

*

Ueberhaupt das Inseratenproblem. Bitte lesen Sie im redaktionellen Teil des ‚Tag' vom dreißigsten März 1913. ‚Mode und Industrie' heißt die Rubrik. Mitten zwischen einer Luftfahrt-Rundschau und einem Feuilleton ‚Alte Herren'. Ich zitiere einiges: „Nicht allein eine ganz eigenartige, sondern auch eine einzig dastehende Ausstellung fesselt die Besucher des Warenhauses Hermann Tietz, Leipzigerstraße." „Der Hauptkatalog der Firma N. Israel ist soeben erschienen. Wer sich über die letzten Modeneuheiten für Frühjahr und Sommer genau unterrichten will, findet in diesem Katalog einen getreuen Berater." „Daß die Ueberraschungen, mit denen grade dieses Mal die Königin Mode nicht geizt, alle beteiligten Kreise in ständiger Spannung erhält, dafür sorgen unsre großen Geschäfte mit ihren sehenswerten Saisonausgaben. Diesem angepaßt, hat es sich die Firma Heinrich Jordan, Hoflieferant Ihrer Majestät der Kaiserin, Markgrafenstraße 102—107, zur Aufgabe gestellt, nicht nur hinsichtlich Schick und Eleganz, sondern auch inbetreff billiger Anschaffungskosten . . . ". Genug. Mitten zwischen einer Luftfahrt-Rundschau und einem Feuilleton ‚Alte Herren'.

*

Ueberhaupt das Inseratenproblem. Da ist, beispielsweise, der Großverlag Ullstein. Er gibt heraus: Die Vossische Zeitung — mittelpolitisches Blatt mit Pendelschwung nach rechts und links, augenblicklich mit stärkerm Ausschlag nach rechts; die B. Z. am Mittag — politische Tendenz nicht zu erkennen, Heißhunger nach Sensationen jeder Art und Unempfindlichkeit auch gegen die übelsten, Verbeugung vor der ‚Gesellschaft', wobei die Voß zitiert wird; Berliner Morgenpost — sie sagen ‚arbeiterfreundlich', mit vorgestreckter Brust, Sozialpolitik und dergleichen; Berliner Allgemeine Zeitung — mehr für Beamte; Berliner Abendpost — für kleine Leute, auch auf dem Lande oder im verschwiegenen Städtchen, Politik demgemäß. Wie soll ich das nennen? Ich nenne es Toleranz. Ich werde es doch nicht Geschäft nennen. Wollt ihr das Inseratenproblem studieren, so fragt Redakteure, die der Verlag Ullstein auf die Straße geworfen hat. Aus Geschäftsrücksichten? Beileibe nicht. Dieser Verlag hat alle ‚Kreise'. Den Herrn, den Knecht, die Dame, die Hausfrau, den Kannegießer, den Sportsmann, den Baumenschen, den Holzmenschen — alle hat er sie. In seine Blätter kannst du über diese Gruppen und Schichten schreiben, was du willst. Selbstverständlich. Beispielsweise auch über Warenhäuser, Großbanken und andre Groß- und Masseninserenten. Du läufst keine Existenzgefahr. Vorausgesetzt, daß du auch im Frieden bereit bist, dich auf Kriegskost zu setzen.

*

Hinten, hinten sitzt das Uebel. Da wird es aufgedrückt, sodaß es durchscheinen muß. Gegen hinten muß man von vorne kämpfen. Von hinten arbeiten sie nach vorne: die Bankmenschen, die Industrieherren, die Warenhausherrschaften, die Bau-, Holz- und Hypothekenleute — alle arbeiten sie von hinten. Und immer meinen sie vorne. Viele von ihnen haben Weltruf, magnetische Millionen, ja Milliarden. Ihre Inserate haben gar keine Wirkung auf ihr Geschäft. Schon ist es — siehe die Zitate aus dem ‚Tag' — einem Sturmtrupp gelungen, nach vorne zu dringen. In den Text. Das muß aufhören. Wir brauchen dringend eine Inseratenreform. Sie sollen meinethalben die Inserate behalten, ich gönne ihnen das Geschäft. Aber sie sollen den Redakteur, den Schriftsteller ungeschoren lassen. Viele tüchtige, gesinnungsmutige, rückgratstarke Männer werden vom Geschäft gequält, berannt. Man sucht sie in Kompromisse zu locken. Man stellt Umwandler an, Chemiker der Gesinnung, die zwischen Geschäft und Redaktion hin und herlaufen, dort dem Kapital schmeicheln und hier sophistisch die Freiheit predigen. Kein Ehrlicher kann diese Zustände verteidigen. Soll das Brot aus dem Geiste und dem Herzen von Rentabilitätsrücksichten abhängig sein? Wir wollen keine Korruption, sei sie welcher Art auch immer. Wir wollen frei sein, wir wollen sagen, was wir sagen müssen. Das ist unsre Mission, so werden wir Kulturlehrer, so Moralheber. Setzt ihnen den geschlossenen Willen entgegen, den organisierten Willen, den freigewerkschaftlichen Willen. Verlangt die Kontrolle der Geschäfte! Weshalb wollt ihr hinter den Arbeitern zurückstehen, die auf diesem Wege sind? Sammelt die Verleger, die von idealem Eigennutz getrieben werden. Es gibt deren, es gibt deren viele. Sammelt vor allem euch selbst. Und laßt den geschäftsfreien Geist über Deutschlands Grenzen hinaus wirken, in die fremde Presse, Politik und Wirtschaftsmacht. Ruft auf zu internationaler Presse-Ehrlichkeit, zur Weltpropaganda für den unabhängigen Zeitungsgeist! Das ist die Lehre dieses Krieges. Die Privatwirtschaft ist nicht tot, das private Zeitungskapital lebt weiter. Laßt es leben, aber sichert euch gegen seine Perfidien. Verlangt Bürgschaften. Verlangt sie immer

wieder, ihr werdet sie erhalten. Wollt ihr den Völkerfrieden, wollt ihr den innern Frieden, wollt ihr Beseitigung der Brustqualen, so müßt ihr nur wollen. Ich bin des Erfolges sicher.

Antworten

N. Z. Sie äußern, Theaterkritikerin der Sozialistischen Monatshefte, zu der Sammelschrift des Schutzverbands deutscher Schriftsteller über die Zukunft der deutschen Bühne: „Wenn Jacobsohn und Andre auf die Unzulänglichkeit und Schädlichkeit der üblichen Kritik hinweisen, so ist diesen, an sich sehr berechtigten Klagen die Frage entgegenzuhalten, auf welche Weise denn hier Abhilfe gebracht werden solle, da leider niemand gute Kritiker aus der Erde stampfen kann." Nein, in der Tat: da möcht' ich lieber Gärtner sein als Schriftsteller, wenn ich so schlecht gelesen werde, daß ichs immer noch einmal schreiben, daß ichs durch die Schädelwände hindurchhämmern muß. Man streicht eine Wendung aus, weil man sich sagt: Wozu den Punkt auf das I setzen! Hier genügt ja doch eine Andeutung! Und dann ist die dickste Deutlichkeit viel zu undeutlich. Die inkriminierten Sätze lauten: „Was beherrscht bei uns die wichtigsten Plätze! Der Verleger Theaterinteresse beschränkt sich innerhalb ihrer Blätter auf die Theateranzeigen. Schlenther stirbt. Jeder denkt, daß ein Kritiker ersten Ranges wie Eloesser, der auf dem Markt steht, grade gut genug sein wird, um diesen Posten zu erben." Und so weiter in diesem Sinne, der nämlich ist, daß man die vorhandenen Kräfte, statt sie versauern zu lassen, bloß an diejenigen Stellen zu holen brauchte, die unwürdig falsch oder, wie im Fall Schlenther, garnicht besetzt sind. Später habe ich Eloessern, der an Barnowskys Bühnen nichts ändert, aber eine Zierde des Kunstteils jeder Zeitung und sogar eine Attraktion wäre, in Julius Bab, Friedrich Düsel und Moritz Heimann ein Vierteldutzend von den Männern gesellt, die das aesthetische, geistige und sittliche Niveau der Kritik mit einem Schlag heben würden. Nicht genug? Gustav Landauer, Harry Kahn, Ulrich Rauscher. Unersättlich? Rudolf Kurtz, Leo Greiner, Julius Elias. Sie fordern ein volles Dutzend? Herbert Ihering, Arnold Zweig, Berthold Viertel. Und selbst damit ist die Reihe noch nicht zu Ende. Vielleicht merken Sie jetzt, was ich meine, und wie ungleich verteilt des Lebens Güter sind. Ich war freilich auf die großen Zeitungen aus, die seligsprechen und verdammen und dadurch die Entwicklung beeinflussen können. Aber keiner von meinen Kandidaten schreibt auch nur in den Sozialistischen Monatsheften.

Peter Roth. Das müssen Sie einen Gelehrten fragen: ob das Porträt, das der Fürst Lichnowsky in seiner Denkschrift von Sir Edward Grey gemalt hat, nicht bloß schmeichelhaft, sondern auch ähnlich ist. Jagow bestätigt eigentlich die Aehnlichkeit. Nach diesen beiden Zeugen ist Grey keineswegs das kriegsgierige Fabelgeschöpf, als das man ihn uns im Herbst 1914 hat aufschwatzen wollen. Nach B. L. Freiherrn von Mackay allerdings ist ers doch. Der hat ‚Völkerführer und -Verführer' zu Paaren und Dutzenden in ein Kriegsbuch getrieben, und darin heißt es über Sir Edward: „ . . . Zeugte schon dieses Auftreten ebenso wenig von Denkadel wie von Herzensvornehmheit, so . . . erst recht Zeugnis von der geistigen wie sittlichen Geringwertigkeit dieses Gentleman-Ministers . . . Niemals teilt und bewegt den Fluß seiner Auseinandersetzungen die Kraft eines großen Gedankens, einer gebieterisch sich durchsetzenden Leidenschaft und des moralischen Empfindens . . . in der für seine Art typischen Mischung aus an-

maßlichem Britenstolz und auersü er Heuchelei. Bis er schließlich, auf Herz und Nieren geprüft und zu leicht befunden, von Stufe zu Stufe sank und auf dem Sumpfboden kläglichster Erniedrigung zur Rolle eines silbenstechenden Winkeladvokaten landete . . . Wie ist es möglich, daß ein Mann dieser Art, dessen Fähigkeiten im Guten keinen Zoll die Wasserlinie eines Durchschnittsbureaukraten übertragen, der im Schlimmen keinerlei Widerstandskraft gegen Lockungen auf Irrwege besitzt, mehr als zwanzig Jahre lang auf einem denkbar schwierigen und verantwortungsvollen Posten . . . sich halten konnte?“ Und so vorher und nachher acht Seiten lang. Ich bin ganz traurig, wieder einmal um die Illusion, daß ein ‚Feind‘ ein Mensch sein könne, betrogen werden zu sollen: da fällt mir zum Trost eine ‚Gartenlaube‘ der unwahrscheinlich gewordenen Friedenszeit in die Hände, von 1913. Und da lese ich: „ . . . Aber ist Grey darum ein Deutschenfeind? Ganz gewiß nicht: so wenig er ein Franzosenfreund ist. Das eben erscheint als das Merkwürdigste an diesem eigenartigen Mann, und das befähigt ihn zweifellos trotz allen seinen Einseitigkeiten zu diplomatischen Leistungen ersten Ranges, daß er in einer Unbedingtheit, die fast jenseits des Menschlichen steht, über parteiische und nationale Vorurteile erhaben ist. Sein Auge, sein Wille ist nur auf eins gerichtet: das Wohl, die Größe des Vaterlandes, und wenn heute unter seinen Auspizien die britische Politik sichtlich aus dem Ententenfahrwasser heraussteuert, so ist die scheinbare Untreue nur eine Treue gegen sich selbst, eine Frucht seines rein sachlichen, unpersönlichen Denkens und Handelns. Auf ihn paßt das Shakespearesche Wort: ‚Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen.‘ Man raunt, daß er ganz im Stillen sehr viel Gutes tue, und überhaupt zu den Männern gehöre, die in niemals überwundener Scheu vor der Oeffentlichkeit das Licht ihres wahren, gütigen, adligen Wesens absichtlich unter den Scheffel stellen.“ Na also. Meine Seele fühlt sich österlich gestimmt. Wer mag wohl dieser weise und gerechte Richter sein? Ich blättere um: der zuverlässige Führer durch die Völkerführer und -Verführer. Und wenn Sie nun auch noch immer nicht wissen, wie der Freiherr von Grey, so wissen Sie doch, wie Sir B. L. Mackay beschaffen ist.

Sport

Endlich, etwas reichlich spät, ist die Frage der diesjährigen Rennen wenigstens teilweise geklärt worden. Nach vielem Hin und Her hat sich die Regierung entschlossen, vorläufig 60 Renntage zu genehmigen, von denen je 16 die Bahnen des Union-Klubs in **Hoppegarten** und des Berliner Rennvereins in **Grunewald** erhalten haben. Wir wollen hoffen, daß die Beschränkung sowohl auf Flachrennen wie auf die Zahl der Renntage tatsächlich nur eine vorläufige ist, denn es ist unverständlich, warum man bei uns, im Gegensatz zu den feindlichen Ländern, jetzt, nachdem man drei Jahre lang den Rennbetrieb durchgehalten hat, eine so erhebliche Einschnürung vorzunehmen beabsichtigt. Vor allem wird es sich hoffentlich auf die Dauer als unmöglich erweisen, daß man die **Hindernis- und Trabrennen,** die doch gewiß für die Zucht nicht weniger wichtig sind als die Flachrennen, und in denen ebenfalls ein nach vielen Millionen zählendes Kapital investiert ist, einfach beiseite schiebt.

Die Eröffnung der Grunewald-Bahn wird voraussichtlich am 21. April erfolgen, jedoch nicht durch den Kölner Rennverein, sondern durch den **Berliner Rennverein.** Der Kölner Renntag soll an einem spätern Termin im Grunewald vor sich gehen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Aprilwetter in der Wilhelmstraße

Am ersten April hat Hindenburg dem zweiten Vizepräsidenten des Reichstags auf dessen Glückwunsch zur neuesten Auszeichnung, den goldenen Strahlen des Eisernen Kreuzes, eine Antwort gegeben, die mehr als ein bloßer Dank, die ein politisches Programm war: „Brite und Franzose dürfen nicht glauben, daß die neuen Blutopfer, die sie uns aufgezwungen haben, umsonst gebracht sein sollen." Verlangt der Marschall nun, nach einem neuen militärischen Erfolg ohnegleichen, greifbare Entschädigungen als Grundlage für jeden Frieden im Westen? „Mit der Armee weiß ich," fährt die Drahtung aus dem Großen Hauptquartier fort, „daß der Reichstag diesen Wunsch der Tapfern hier vorn, der besten Söhne des Volkes, versteht und auch seinerseits für einen kraftvollen deutschen Frieden eintreten wird, der allein uns fortan vor einem Kriege bewahren kann." Die alldeutsche Presse jubelt. Kraftvoller deutscher Friede: klingts nicht wie aus ihrem wortreichen Sprachschatz? Ihr müßt, tönts der Linken entgegen, zum mindesten anerkennen, daß eine neue militärische auch eine neue politische Situation geschaffen hat. Hat sies wirklich? Im Freisinn regen sich die ersten Stimmen, die erst schüchtern, dann lauter Zeugnis für diese Terminologie der Alldeutschen ablegen. Herr Doktor Müller-Meiningen, münchner Oberlandesgerichtsrat, Landtags- und Reichstagsmitglied zugleich, veröffentlicht flink eine schmächtige Broschüre und wirft die Frage auf, ob denn die Friedensentschließung des Reichstags, die am neunzehnten Juli vergangenen Jahres wohl ihren Sinn und Zweck hatte, heute noch existenzberechtigt sei, und sein Fraktions- und Berufsgenosse Doktor Ablaß schmeißt sie, noch entschlossener, in einer Versammlung vor seinen hirschberger Wählern über Bord. Langsam kommt das Zentrum nach. Herr Doktor Trimborn, der jetzt an führender Stelle in der Reichstagsfraktion steht, will sich, wie er in einer Rede vor rheinischen Zentrumsdelegierten erklärt, für seine Partei fortan die volle Freiheit der Entschließung bewahren. Selbst in den Blättern der Sozialdemokratie, des dritten Gliedes im Mehrheitsblock, beginnt man, hie und da, irre zu werden. Bereitet sich in den Parteien, die grundsätzlich auf einen Frieden ohne Annektionen und ohne Kriegsentschädigungen schworen, unter dem Druck der gewaltigen kriegerischen Ereignisse, in der Tat ein Wandel vor? Die Parlamentarier, mit denen ich darüber sprach, wollen es vorerst nicht wahr haben. Aber aus allem lugt doch die Besorgnis hervor, daß die Wähler bei einer allzu starren, prinzipiellen Friedenspolitik nicht mitgehen könnten. Will sich, nach zweiundfünfzig Jahren, das historische Beispiel der Schlacht bei Königgrätz wiederholen, die innerpolitisch den größten Teil der Opposition in eine begeisterte Gefolgschaft

Bismarcks umwandelte? Gewiß: der Vergleich hinkt auf beiden Beinen. Weder gibts eine Hindenburg-Opposition noch auf der Linken und im Zentrum eine Kanzlerfronde. Das tertium comparationis ist die Möglichkeit eines jähen Gesinnungswechsels in der Friedensfrage.

Nicht ohne Zustimmung der sämtlichen leitenden Stellen hat der Reichstag vor neun Monaten seine Bereitwilligkeit zu einem Frieden ohne gewaltsame Annektionen und ohne Kriegsentschädigungen ausgesprochen. Auf dieser Basis wurde, einige Wochen später, auch die deutsche Antwort auf die Friedensnote des Papstes aufgebaut. Der neue Kanzler, Graf Hertling, hat sich gleichfalls zu dieser Politik bekannt. Noch eindeutiger, mehr als einmal, Graf Czernin; und der Staatssekretär des Aeußern, Herr von Kühlmann, hat ausdrücklich Elsaß-Lothringen als das einzige Friedenshindernis bezeichnet. Wenn die ganze Welt unsern Worten Glauben schenken soll, und die moralischen Faktoren wiegen im internationalen Verkehr gewiß nicht leicht, wenn wir endlich in Feindesland und in Neutralien die irrige Ansicht ausrotten wollen, daß wir uns über alle Verpflichtungen hinwegsetzen, daß mit uns wegen Mangels an moralischem Kredit überhaupt nicht Verträge abgeschlossen werden können: dann müssen wir an dem einmal, nein, mehrmals von uns gemachten Friedensangebot festhalten, das ja vorsichtig auch nur von „gewaltsamen" Annektionen spricht und die Möglichkeit gewisser Grenzberichtigungen auf Grund gegenseitiger Verständigung offen läßt.

Ganz abgesehen von dieser moralischen Erwägung, von dem Anschein, daß unsre Friedensangebote nur diplomatische Manöver ohne innern Wert gewesen seien, haben wir unsres Erachtens auch realpolitisch nicht die geringste Veranlassung, von den aufgestellten Richtlinien plötzlich abzuweichen. Warum haben wir denn, notgedrungen, die Offensive im Westen begonnen? Etwa, um Annektionen zu machen? Die Zeit der Kabinetts- und Eroberungskriege ist unwiderbringlich dahin. Nein: wir sind abermals in den Kampf gegangen, um den Frieden, den uns der Gegner vorzuenthalten versucht, mit den Waffen zu erzwingen. Sagts nicht Hindenburg selbst? Wir wollen endlich Ruhe, endlich Frieden haben, um unsre Kulturarbeit wieder aufnehmen zu können. Nichts weiter. Erreichen wir das, dann haben wir „kraftvoll" den deutschen Frieden erstritten, „der allein uns fortan vor einem Kriege bewahren kann".

Dieses Ziel schwebt augenblicklich, leider, noch so ferne von uns, daß wir alles daran setzen müßten, ums zu erreichen. Jedes Annektionsgeschrei aber rückt es noch weiter von uns. Wie wir, bis zum Weißbluten, alles daran setzen würden, um auch den letzten Streifen der Heimat nicht aus der Hand geben zu brauchen, und, wenn nötig, in einem zweiten und dritten Kriege, so muß der kühl abwägende Politiker, über militärische Tagesereignisse hinaus, denselben ethischen Faktor in die Berechnung der Psyche

des Gegners einstellen. Das heißt: selbst wenns uns gelänge, dem Feind einen Machtfrieden auch im Westen zu diktieren, also Annektionen durchzudrücken, so müßten wir, nach dem Friedensschluß, so umfangreiche militärische Sicherungen treffen, dauernd eine so gewaltige Rüstungslast auf uns nehmen, daß wahrscheinlich ein starkes Mißverhältnis zwischen Einnahme und Ausgabe entstehen würde.

Darüber hinaus wäre noch zweierlei zu beachten. Mit England, Amerika und Japan kämen wir, da sie im Sinn eines Macht-, eines Siegfriedens uns wahrscheinlich niemals gefügig gemacht werden könnten, auf absehbare Zeit überhaupt nicht ins Reine, zum mindesten aber gäbe es einen dauernden Wirtschaftskrieg, der uns von allen bedeutenden Rohstoffquellen abschlösse und unsre Seeschiffahrt nicht mehr aufkommen ließe. Zu dieser wirtschaftlichen Notlage würde politisch noch der cauchemar des coalitions, der Bismarck in seinen Träumen ängstigte, treten: im Osten und Westen, im Nordosten und in Uebersee von dräuenden Feinden umgeben zu sein, die nur auf eine günstige Gelegenheit warten, wiederum auf Deutschland loszuschlagen und die Scharte auszuwetzen.

Kann ein verantwortlicher Staatsmann diese Entwicklung wollen? Oder muß er nicht alles daran setzen, daß nach diesem Völkermorden endlich ein Zustand eintritt, in dem alle Völker, gleichberechtigt, friedlich neben einander wohnen und ihre Differenzen, die es, wie im bürgerlichen Leben, ja immer geben wird, statt auf der Macht, auf dem Rechte fußend, durch eine zwischenstaatliche Schiedsgerichtsbarkeit ausgleichen?

*

Im Auswärtigen Amt, in der Wilhelmstraße, ist man ein wenig nervös geworden. Die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky hat eine ganze Reihe politischer Probleme aufgewirbelt und zu einer so ausgedehnten Aussprache in der Oeffentlichkeit geführt, daß manchem Zünftigen darüber die Haare zu Berge stehen. Zweimal hat der frühere Staatssekretär von Jagow in die Debatte eingegriffen und im Grunde genommen, trotz allen persönlichen Ausfällen gegen den Fürsten, die englandfreundliche Politik Lichnowskys vor dem Kriege als durchaus richtig bestätigt. Der Unterstaatssekretär, Herr von dem Bussche-Haddenhausen, hat dem nationalliberalen Abgeordneten Held auf eine kleine Anfrage erwidert, daß man bereits mit der Vernehmung verschiedener Persönlichkeiten in der Sache Lichnowsky begonnen habe. Alles das ist indessen nur Kleinkram. Wichtiger ist, ob das Geraune und Geflüster um Herrn von Kühlmann, den Leiter der Außenpolitik, auf bestimmte, bereits vollzogene Tatsachen zurückzuführen ist. Das Auswärtige Amt, oder richtiger: die Presse-Abteilung bestreitet alles. Selbstverständlich. Auskunftsstellen sind doch nur zu Dementis da. Will Herr von Kühlmann den neuen „Friedens“-Kurs, der sich irgendwo oben vorbereitet, nicht mitmachen, oder

soll ers nicht? Schon einmal war von einem stillen geistigen Duell zwischen ihm und einer andern Stelle die Rede. Will sich das jetzt wiederholen? Vor zehn, elf Tagen, als er aus Bukarest nach Berlin zurückkehrte, versicherte er Journalisten, daß er hoffe, sie in zwei Wochen, wenn der Friedensvertrag mit Rumänien endgültig unterzeichnet sei, wieder bei sich zu sehen, um ihnen Bericht zu erstatten. Inzwischen hat ihm die alldeutsche Presse, voran Graf Reventlow, diskret das Sterbeglöcklein geläutet. Ists wirklich so weit? Vorläufig war Herr von Kühlmann beim Kaiser zum Vortrag und wurde, kurz darauf, vom Großherzog von Baden empfangen. Hat er das Vertrauen des Monarchen? Fast muß mans, wenigstens für den Augenblick, annehmen, denn Tote werden bei Hof, auch in den Bundesstaaten, nicht so schnell eingeladen. Und der Kaiser hat lange mit dem Prinzen Max von Baden konferiert. Sicherlich rein privatim. Trotzdem fragt man: Taucht abermals diese Kanzlerkandidatur auf? Graf Hertling ist zwar krank gewesen, hat am Ostersonntag einen Schwächeanfall gehabt, aber befindet sich jetzt wieder wohlauf. Er denkt zur Zeit sicherlich nicht daran, gestützt auf das Vertrauen der Reichstagsmehrheit, plötzlich zurückzutreten. Und Herr von Kühlmann?

Aprilwetter in der Wilhelmstraße. Auch Herr Doktor Helfferich hat sich wieder in Erinnerung gebracht.

Publizisten von Johannes Fischart

XI.

Paul Lensch

Die Eltern haben ihn, vor fünfundvierzig Jahren, mit weiser Voraussicht auf den Namen Paul getauft. Die Mutter setzte ihren Willen durch. Denn alle Mütter haben ein feines Ahnungsvermögen, mehr als die Väter, und sie selbst hieß zudem Pauline. Sie sah wohl voraus, was aus dem wild strampelnden Paul einmal werden würde, und sie hat sich nicht getäuscht.

Ja, seine Wege waren wunderbar. Im Schatten des großen Friedrich wurde er, in Potsdam, geboren; drei Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege. Wilhelm der Erste und Friedrich der Dritte, Bismarck und Moltke, die Heroen mit dem eben erst welkenden Lorbeer, huschten gleichsam an dem Kinder- und Jünglingsauge vorüber. Auf dem humanistischen Gymnasium der Havel-Residenz wurde ihm die preußisch-deutsche Königsgeschichte, während draußen auf dem Exerzierplatz die Trommeln gerührt und die Soldaten im Parademarsch gedrillt wurden, jahrelang eingehämmert. So wurde eine feste geistige Betonschicht als Grundlage seines Wesens gelegt. Und als die Zeit erfüllet war, kam er auf die Universität. Ein flotter, strammer Bursch, der bald aktiv wurde. Zuerst hörte er in Berlin Nationaloekonomie, dann in Straßburg. Hegel zog ihn an, Marx und Lassalle, die Staatssozialisten, die Wagner, Schmoller, Brentano, und gierig verschlang

er die Lehren des großen sozialistischen Kirchenvaters Kautsky. Und ob er gleich im schmucken Rock des vierten Garde-Regiments zu Fuß ein Jahr lang gedient hatte: auf dem Wege zum Sozialismus gab es für ihn kein Halten mehr. 1900 wird er in Straßburg zum Doktor der Staatswissenschaften promoviert, und gleich danach tritt er in die Redaktion der ‚Freien Presse für Elsaß-Lothringen'. Noch ist er schriftstellerisch zaghaft. Doktrinär zwar, aber noch nicht verbissen klassenbewußt. Auslandsreisen erweitern seinen Horizont. Schließlich bootet er sich in Leipzig aus, wo sich ihm eine Lebensstellung bietet. Rosa Luxemburg hat ihm gewinkt. Rosa, der Morgenstern der Partei, die Leiterin der Leipziger Volkszeitung. Lensch läßt sich nicht lange bitten, und schon 1902 sehen wir ihn im Redaktionsverband des Blattes herumwimmeln. Eine merkwürdige Entwicklung bricht für ihn an. Hier, an der Wiege des deutschen Sozialismus, wird er immer radikaler. Franz Mehring schreibt die vielfach bewunderten historischen Aufsätze fürs Blatt, schreibt sie, obwohl ihm selbst schon lange das Betreten des Lokals verboten ist, von Steglitz aus (denn mit ihm persönlich kam keiner recht aus, auch Kautsky nicht), und an die Stelle Rosas tritt Jaeckh, ein Bruder des rechtsfreisinnigen Orient-Jaeckh, und publiziert jenen traditionellen Sauherdenartikel, der dem Blatte fortan das Etikett geben sollte. Lensch fühlt sich sauwohl in diesem Fahrwasser, und wenn ihm Mehring auch bissig, sagen wir — gering entwickelten Fleiß vorwirft, so beginnt er sich doch allmählich durchzusetzen. Bald kann kaum Einer radikaler, wilder, zuchtloser schreiben als er. Die armen Bourgeois werden von ihm literarisch verdroschen, verprügelt, nein, totgeschlagen, und mit stolzer Siegermiene stemmt er den klassenbewußten, revolutionären Fuß auf den Nacken der einen großen bürgerlichen reaktionären Masse. Im Glorienschein erstrahlt das Proletariat. Auch in hunderten von Versammlungen spricht er in diesem Tonfall, und die Resolutionen, die er vorschlägt, sind in das Blut der roten Internationale getaucht. Aber die armen Weber Sachsens und Thüringens, vor die er redend und agitierend beim trüben Lampenschein hintritt, wahren, trotz seinem rasselnden Radikalismus, eine gewisse Distanz zu ihm. Denn, wenn er auch noch so sehr mit heftigen Worten und Phrasen herumfuchtelt: den Akademiker konnte er doch nie recht verleugnen. Immerhin: der sächsische Wahlkreis Reichenbach-Auerbach schickte ihn in den Reichstag. Hier fiel er nicht besonders auf. Als er zum ersten Male das Wort ergriff, rief Einer belustigt auf der spöttischen Bank der Journalistentribüne: „Der Poesie ist ein Helfer gekommen. Endlich haben wir einen Reim auf ‚Mensch'. Darin liegt die Bedeutung des Herrn Lensch." Auch auf den Parteitagen war er keine besondere Nummer. Nur bekannt als Rosenritter der Frau Rosa, deren Lehren er schwärmerisch verehrte. Den Schlapphut, den Panama, keck auf die Seite gedrückt, den flotten Schnurrbart hochgewirbelt, meist im grauen Habit, grau wie seine Theorie, war er gewissermaßen

der Kavalier der Partei, und da er gewöhnlich auch mit einem Hunde an der Leine spazieren ging und in Wort und Schrift gern zitierte, so mochte er manchem gar als der umgekehrte Bülow erscheinen. Den Revisionisten, den Frank, Landsberg, Bernstein, war dieser Radikal-Bülow selbstverständlich ein Greuel, und sie mieden, ostentativ, seinen Verkehr. Man ging an einander vorüber und beachtete sich nicht. 1908 wurde er Chefredakteur der Leipziger Volkszeitung.

Das war Paul Lensch vor dem Kriege. Er ließ sich von keinem in dem Superlativ seiner klassenbewußten Ueberzeugung übertrumpfen. Auch nicht von Liebknecht und Konsorten. Bekanntlich mahlen Gottes Mühlen langsam, aber sicher. Und so nahte (etwas plötzlich) auch seine Stunde, da der Gott der Bourgeois diesen in die Irre gegangenen Sohn wieder auf den rechten Weg führte, den Weg der Tugend, der Ehrfurcht vor den Regierenden unten auf der Erde und oben im Himmel, der Vaterlandsliebe und der Deutschen Vaterlandspartei. Als der Krieg über uns hereinbrach, begehrte Lensch zwar noch heftig auf, und war Einer von Denen, die, in der entscheidenden Sitzung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, gegen die Bewilligung des Kriegskredits sprachen. Ja, so unentwegt und zielbewußt war er selbst in diesem Augenblick noch, wo alles um ihn herum trunken von Kriegsbegeisterung war. Doch dann kam eines Tages, irgendwo und zu irgendeiner Stunde, die Erleuchtung. Die Jugend mit ihrer potsdamer Tradition pochte an sein Herz, und die bekannten Schuppen fielen ihm von den Augen. Rasch wechselte er das Hemd. Das internationale streifte er ab, und das nationale zog er an. Von Stund' an ward er der Sozialimperialist der Partei, der selbst Annektionen nicht abgeneigt ist, wenn man dafür nur einen andern, weniger genierlichen Namen hat. Bei der Leipziger Volkszeitung war nun freilich seines Bleibens nicht mehr. Mit Heilmann schuf er sich in der Wochenschrift ‚Die Glocke' ein neues Organ. Begreiflicherweise hat er, nachdem die erste Gefühlswelle vorübergerauscht war, diesen seinen Schritt vom äußersten linken zum äußersten rechten Flügel der Partei, der mitunter bis über die Nationalliberalen hinausreicht, vor sich und den Andern zu rechtfertigen versucht. Sein neues Credo ist niedergelegt in dem Buch: ‚Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück' und erschienen in dem bürgerlichen Verlag von S. Hirzel in Leipzig. Diese Verstandesprozedur war gewiß nicht leicht. Aber wer ein rechter Hegelschüler ist, wer mit der Dialektik wie mit Billardkugeln zu spielen weiß, der bringt auch das zustande. Also sprach Lensch: „Das Prinzip der Organisation, das in der Hand der Obrigkeitsregierung gleichbedeutend ist mit Bevormundung, Untertanengesinnung und Polizeiwirtschaft, springt in sein dialektisches Gegenteil um und wird zum Hebel der Selbstverwaltung, Staatsbürgergesinnung und freien Disziplin in dem gleichen Augenblick, wo sein Träger die Volksmasse selber wird." Und begeistert schließt er diese

Dialektik: „An der Spitze der deutschen Revolution steht Bethmann Hollweg." Wir Andern, die wir nicht so dialektisch geschult sind, haben von alledem recht wenig gespürt und im Gegenteil gefunden, daß die Obrigkeitsregierung nie machtvoller als eben jetzt, im Kriege, gewesen ist, und daß die Untertanengesinnung, schon von wegen der Brot-, Milch- und Fleischkarten, heute sogar den Säuglingen ins Blut übergegangen ist.

Tut nichts. Herrn Lenschs geistiger Pendel ist nun einmal nach der andern Seite geschlagen, und gläubig scharen sich Viele um ihn.

So geschehen noch heute Wunder und Zeichen. Wer glaubt, daß das nur zur Zeit der Bibel und des Neuen Testaments möglich war, dem fehlt eben der rechte Glaube, und er gehe hin in die von dem Staatssekretär Herrn Doktor Solf geleitete, geistig und materiell sehr distingierte ‚Deutsche Gesellschaft von 1914', und er wird sich allabendlich von Herrn Paul Lensch dortselbst in einem behaglichen Klubsessel darüber belehren lassen können.

So ward aus Saulus in einer Stunde ein Paulus.

Justizmord von Pancratius

Bis zum Justizmord ists bei Frau Kieper nicht gekommen. Das Schicksal bewog den Träger der Krone und des Begnadigungsrechts, der irdischen Justiz nicht freien Lauf und das Todesurteil nicht vollstrecken zu lassen. Die auf den Henker Vorbereitete wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt, zum Leben verstattet und damit zur Fortsetzung ihres Kampfs für die Unschuld, die sie beteuerte. An ein Jahr der Untersuchungshaft unter der Anklage dreifachen Mordes schlossen sich Jahre im Zuchthaus, Jahre der Angst und der Hoffnung, das Haus als eine Gerechtfertigte zu verlassen. Nach sechs Jahren hat diese Hoffnung sich jetzt erfüllt.

Im Januar 1912 stand Frau Kieper vor den graudenzer Geschworenen unter der Anklage, ihre Mutter, ihren Stiefvater und ihren Mann durch Arsenik vergiftet zu haben. In der Leiche des Mannes fand sich Arsenik. Das Gericht nahm damals an, daß nur die Angeklagte es ihm beigebracht haben könnte. Auf andre Weise konnte die Herkunft des Giftes in der Leiche damals nicht erwiesen werden. Zwar, daß Wilhelm Kieper selbst Arsenik zur Verfügung gehabt hatte: das stand schon in der ersten Verhandlung des Jahres 1912 fest, denn die Staatsanwaltschaft beschuldigte ihn, die Mutter und den Stiefvater seiner Frau durch Arsenik vergiftet zu haben. Die angeklagte Frau wurde nur der Mittäterschaft beschuldigt; und nicht einmal diese Mittäterschaft nahmen die Geschworenen damals an. Aber die Vergiftung des Mannes.

Jetzt, im März 1918, ist die Frau im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen worden, weil neue Sachverständige dem Gericht eine andre Herkunft des Arsens erklären konnten: durch eine chronische Selbstvergiftung, da Kieper lange Zeit arsenikhaltige

Arzeneien eingenommen hatte. Frau Kieper kann, stolz auf den Sieg ihrer Unschuld, ihr Leben genießen und beschließen. Sie wird für die erlittene Untersuchungs- und Strafhaft irgendwie durch Geld entschädigt. Aber die Akten über ihren Fall dürfen noch nicht weggelegt, sie müssen jetzt und noch oft besprochen werden. Nur durch einen Zufall ist hier ein Mensch dem Schicksal entgangen, unschuldig hingerichtet zu werden. Denn die Ausübung des Begnadigungsrechts durch den Träger der Krone enthält nicht etwa eine sachliche Kritik, eine Korrektur des Urteils: sie beruht vielmehr auf den Berichten derjenigen Staatsanwaltschaft, die das Todesurteil beantragt, also die Ueberzeugung von der Schuld des Verurteilten vor und in der Hauptverhandlung vertreten hat. Ob ein Todesurteil vollstreckt wird oder nicht: das hängt von allerlei Zufälligkeiten oft ganz äußerlicher Natur ab; irgendeinen Grundsatz für die Ausübung des der Krone vorbehaltenen Begnadigungsrechts gibt es nicht; es liegt gewissermaßen sogar in ihrer Natur, daß sie nicht zu berechnen ist. Also rein zufällig ist Frau Kieper nicht hingerichtet worden; rein zufällig ist sie in die Lage gekommen, ihre Rehabilitierung noch zu erleben; rein zufällig ist die menschliche Justiz vor einem Justizmord bewahrt geblieben — und ist jenes ein Glück für Frau Kieper, so ist dieses ein Glück für uns Alle. Wir dürfen uns nicht aufatmend mit dem Troste begnügen, daß es schließlich doch noch wieder einmal gut abgegangen sei, bis auf die sechs Jahre Zuchthaus. Wir müssen uns vielmehr nach unserm Recht fragen, eine Strafe zu verhängen und zu vollstrecken, die wir nie wieder gutmachen können, eine Strafe, die den Betroffenen für immer davon ausschließt, unsre Irrtümer zu berichtigen, die uns für immer davon ausschließt, einen Irrtum unserm Opfer zu bekennen und ihn wiedergutzumachen. Es ist unser Glück, nicht unser Verdienst, daß es zu einem Justizmord an Frau Kieper nicht gekommen ist. Unsre Schuld aber ist es, daß wir die Todesstrafe noch immer nicht abgeschafft haben, daß wir sie auch in dem bereits vorliegenden Entwurf eines neuen Strafgesetzbuchs nicht abschaffen wollen. Vielleicht wendet Frau Kieper den Geist Derjenigen, die uns unsre Gesetze geben: dann hat sie nicht vergebens die sechs Jahre im Zuchthause verbracht — wenigstens nicht vergebens für uns.

Die Verfechter der Todesstrafe verlangen den Beweis, daß es jemals zu einem Justizmord gekommen: daß jemals ein hinterher als unrecht erwiesenes Todesurteil wirklich vollstreckt worden sei; sie verlangen ein gewichtiges Argument, einen wirklich abgeschlagenen Menschenschädel — ein bloß bedrohter genügt ihnen nicht. Sie wissen, daß sie Unerreichtes und Unerreichbares fordern. Auf dem Grabe des Hingerichteten blüht kein Wiederaufnahmeverfahren; in dieser Welt unzulänglicher Menschen nicht — nur in der Geisterwelt der Paragraphen.

Wenn sichs auch nicht beweisen läßt: dieses Wiederaufnahmeverfahren hätte nicht stattgefunden, wenn Frau Kieper damals statt begnadigt, hingerichtet worden wäre. Denn wer soll neue Beweisan-

träge erfinnen, prüfen, anregen, gewonnenes Material kombinieren, darauf weiterbauen, wenn der Kopf, in dem alles zusammenlaufen müßte, nicht mehr lebt? Es fehlt der Kopf, und es fehlt der Wille. Das Leben geht weiter. Frau Kieper lebte weiter und trieb und spornte an, ihre Kinder standen ihr bei, glaubten an sie, an ihre Rechtfertigung noch in diesem Leben. Die Tote hätten sie betrauert, und im tiefsten Grunde wäre ihre Trauer untermischt gewesen mit einer Spur von Scham vor den Menschen, den lebenden und deshalb allmächtigen.

So aber gelang es, Sachverständige für den Fall zu interessieren. Das kostet Geld, nicht zu vergessen, sehr viel Geld; denn von Amts wegen tut die Staatsanwaltschaft nicht leicht etwas, um ein Urteil umzustoßen. Die Leiche des Mannes wurde im August 1916 ausgegraben, und die neue Untersuchung in Verbindung mit den frühern Befunden gab den Sachverständigen die heilsame, für die Witwe heilsame Ueberzeugung. Wie diese entstand? Im Lauf der Verhandlung stellte der eine Sachverständige, wiederum dank einem puren Zufall, Arsenikesser in der Provinz Westpreußen fest. Ein Zeuge, der selbst einer ist, konsultierte ihn wegen der Folgeerscheinungen, nicht ahnend, daß der angeblich ermordete Kieper unter denselben Erscheinungen gelitten hatte. In der Verhandlung von 1912 hatte jene Gegend keine Arsenikesser aufzuweisen gehabt. An solchen Zufällen hängt das Gesamtergebnis der Beweisaufnahme, von dem die Fachjuristen sich einbilden, daß es die objektive Wahrheit wiederspiegle. Eine Menge Zeugen, eine Menge Sachverständige — und niemand weiß, ob nicht der Zeuge, der Sachverständige ungehört, ja unerkannt geblieben ist, der allein zur rechten Erkenntnis verhelfen konnte. Alle richtige Ueberzeugung ist Zufallsergebnis, abhängig von den grade zusammentreffenden Faktoren, ihrem Kräfteverhältnis im Augenblick der Verhandlung, von der Stimmung und der Disposition des Angeklagten, der Richter; von andern Momenten, die nicht mehr auf dem Gebiet des Unbewußten liegen, gar nicht zu reden. Alles ist zufällig, aber bis zu einem gewissen Grade reparabel: nur die Vollziehung der Todesstrafe ist endgültig und irreparabel.

Es wird möglicherweise der Versuch gemacht werden, das Fehlurteil gegen Frau Kieper aus dem Jahre 1912 gegen die Geschworenengerichte auszuspielen, da es von Geschworenen gesprochen worden ist. Aber beantragt ist es von einem Berufsjuristen, nicht von einem Laien, und die drei an der Verhandlung beteiligten Berufsrichter waren verpflichtet, den Spruch der Geschworenen aufzuheben und die Sache vor ein andres Schwurgericht zu bringen, wenn sie den Spruch der Geschworenen für falsch hielten. Sie haben ihn nicht aufgehoben, haben ihn für richtig gehalten. Bei dem Urteil gegen Frau Kieper vom Jahre 1912 haben sich Laien und Berufsrichter in voller Uebereinstimmung befunden. Sie haben einander nichts vorzuwerfen.

Und auch die Wiederaufnahme des Verfahrens ist nicht ihr Verdienst. Frau Kieper hat sie erkämpft durch ihren Verteidiger. Ohne ihn wäre sie niemals zum Ziel gelangt, abgeschnitten von der Außenwelt, wie sie war, in der eintönigen Fron des Zuchthauses, nicht gebildet genug, die richtigen Sachverständigen für ihren Fall zu finden und zu interessieren, nicht ruhig und leidenschaftslos genug, um an den ersten Mißerfolgen nicht zu ermüden, sondern aus ihnen zu lernen, um hinter den Trümmern und aus den Trümmern der ersten Unternehmungen den neuen Angriff vorzubereiten. Das kann der Verurteilte nicht selbst; dazu braucht er jemand, der außerhalb und darüber steht, in jedem Sinne — und das ist der Verteidiger. Seine Notwendigkeit ist im Fall Kieper neu und schlagend bewiesen worden. Denkt daran, ihr Berufsrichter und ihr Laienrichter, wenn ihr euch stumm oder in Wort und Schrift über die Beweisanträge von Verteidigern ärgert, in der Meinung, die Wahrheit bereits in der Tasche zu haben! Denkt daran, ihr Gesetzemacher, wenn ihr vorhabt — und ihr hattets soeben erst vor — die Verteidigung des Angeklagten einzuschränken! Laßt dem Angeklagten seinen einzigen Freund. Er und der Zufall — nur diese Zwei haben Frau Kieper das Leben gerettet.

Die Verkündigung von Alfred Polgar

Paul Claudels geistliches Stück in vier Ereignissen und einem Vorspiel ‚Die Verkündigung', von der Zensur verboten, wurde geladenen Gästen der wiener Volksbühne vorgeführt. Einmal. Das ungewöhnliche, dem üblichen Theater völlig entrückte Drama — mehr Gottesdienst als Schauspiel — umfaßt mit einer ganz großartig inbrünstigen Geste Himmel und Erde. Zwischen Irdischem und Ueberirdischem ist eine Brücke geschlagen, die, stark und schön aus dem Erdreich erdenfarbig aufsprießend, tiefsinngemäß je höher sie sich wölbt um so mehr in metaphysisches Himmelblau verfließt. Ort des Spiels ist: Gottes Hand. Zeit: Ein hieratisches Mittelalter, da zwischen den Geschöpfen und ihrem Schöpfer noch nicht ein Abgrund von profanem Wissen klaffte. Personen: ein Schwesternpaar, die eine durch Liebe gut, die andre durch Liebe böse, die eine dem Himmel, die andre der Erde zugewandt, die eine Opfer bringend, die andre Opfer heischend. Des Dichters fromme Zärtlichkeit gehört der Dolorosen. Sie wird des Schmerzes, der Läuterung, des Wunders teilhaftig. Die christliche Heilslehre manifestiert sich an dieser Sanftesten. Der Vater heißt Andreas Gradherz. So ist er auch. Ein aufrechter, ein starker, ein liebevoller, ein Gott suchender und, obzwar von einem verbotenen lebenden Franzosen erdacht, durchaus: ein deutscher Mann. Dann ist Jakobäus da, ein Menschenkind. Peter von Ulm, der Kirchenbauer, aussätzig, weil er böses Verlangen trug, wieder heil geglüht durch die Flamme seiner Künstlerschaft. Ihn aus Mitleid küssend, verfällt

die sanfte Schwester der Seuche. Und durchschreitet ihren Passions-weg bis zum Aufstieg in die Seligkeit.

Weich eingebettet ruht die Dichtung in Tiefen der katholischen Ideologie. Das Opfer-, Fleischwerdungs- und Auferstehungs-mysterium gießt sein geheimnisvolles Zwielicht aus, das leibliche Auge trübend, das geistig-geistliche zauberisch erhellend. Und wie von einem unsichtbaren Aether, die Atome lösend und bindend, Sitz und Quell aller schaffenden Kräfte, ist die ganze Dichtung vom sanctus spiritus der Kirche durchdrungen. Sie atmet aus allen Poren Ozon für Christen-Seelen.

Dem Schönheits-Verlangen, dem Durst nach großen Empfindungen, raumüberspannenden, zeitverlöschenden Gedanken und erhabenem Ausdruck beider gibt das Werk reichlichst Befriedigung. Aber was eigentlich erst seine Kulissen durchsichtig macht und seine Ewigkeits-Perspektiven erschließt, ist: der Glaube. Er ist der einzige Schlüssel, der alle Tore der Dichtung öffnet. Der Dietrich des Verstandes kommt schließlich an letzte Pforten, wo er versagt, wo nur mehr das Sesam: „credo“ die Riegel sprengt. Man kann sich in diese Dichtung nicht, gehirn-trotzig, hineindenken; auch nicht, seelen-geschmeidig, hineinfühlen. Nur an einer durch den Glauben imprägnierten Seele sprüht ihr himmlisches Feuer auf. (Dessen lautere Wärme und Leuchtkraft freilich auch das Herz des Ungläubigen milde sengt.)

Darum habe ich für die Claudel-Verzückungen der jüdischen Intellekte — das heißt: der scharfen, holdem Trug abholden Intellekte — einiges Mißtrauen. Diese Inbrunst der Skeptiker für Weihnachts- und Oster-Magie scheint mir weniger einem tiefen Eins-Sein mit den Geheimnissen des Christentums als vielmehr einem stolzen Gefühl ausgezeichneter journalistischer Informiertheit über diese Geheimnisse zu entstammen. Die Mutmaßung wird bestätigt durch die (für Claudel allgemein gewählte) nebulose kritische Methode, den Weihrauch mit Weihrauch anzugehen.

„Und bleibt Euch dunkel, was ich meine . . . Seht doch, wie ich so schön erscheine!“, so ähnlich heißt es in der vita nuova. Das kann man nun allerdings an der ‚Verkündigung‘ sehen! Sie ist bezaubernd schön. Ihre Atmosphäre von einer transparenten Reinheit, in der die dreck- und qualumdunkelte Seele wieder Lichtes ahnt. Ihre Sprache, voll heimlich mitschwingender Obertöne, von solch adeliger Kraft und Ruhe und Einfachheit, daß sie oft die Wirkung der evangelischen Diktion erreicht. (Die meisterhafte deutsche Nachdichtung hat Jakob Hegner besorgt.) Es sind gleichsam Ur-Worte, Ackerscholle der Sprache, aufgebrochen unterm Pflug des Geistes. Die Figuren sind wie aus heiligen Legenden geschnitten, überlebensgroß, ein wenig starr, umleuchtet von der Aureole ihres Menschentums. Der Schlag ihrer Herzen klingt zur musica sacra des Daseins und Fort-Müssens ineinander; Engelsstimmen und Glockenton geheimnissen höhere Harmonien hinzu. Die ewigen Grund-

akkorde des Lebens: Herd und Haus, Eltern und Kinder, Mann und Frau, Arbeit und Ertrag, Heimat und Glück des Schaffens werden groß und machtvoll angeschlagen, das Herz mit ihrem Hall erschütternd. Irdische und himmlische Liebe verspinnen ihre Strahlen zu einem Geflecht, das wie ein feiner Lichtschleier die ganze Dichtung umhüllt. Wie schön ist die Lobpreisung des spendenden Ackerbodens, die männlich liebende Gebärde, mit der der alte Andreas Gradherz die Heimaterde grüßt. („Und all' die Düfte der Fremde, was sind sie mir . . . Neben dem Nußbaumblatt, zerrieben jetzt in meinen Fingern.") Nie hat ein Dichter bukolische Lieder gesungen inniger als diese, so voll der tiefsten, zur Andacht verklärten Natur-Freude. Wie schön die Lobpreisung der Kunst durch Peter von Ulm, den Dome-Erbauer, in Worten, selbst hart und kühl und edel wie Marmor. Den steinernen Leib seiner Werke stolz und zärtlich rühmend wie ein Liebender, von Maß und Form und Gesetz sprechend, macht er das rätselhafte Leben der Materie in Meisters Hand offenbar. Und vom Mysterium der Kunst — fleckenlose Empfängnis und Werk-Werdung der Idee — fliegt ein goldner Schimmer auf.

*

Es ist ja sehr schön, Claudel zu spielen, aber eigentlich bin ich mehr für eine vollkommene, runde, gute Vorstellung der ‚Familie Schimek' als für den Verrat einer hochgearteten Dichtung durch die Unzulänglichkeit an die Langeweile. Das hat die Volksbühne getan. Die Aufführung des Werkes blieb, obzwar viel unbequemer Text herausgestrichen war, unverständlich. Kalt, arm und gering trotz aller feierlichen Streckung, aller hohl schaufelnden Rede und aller affektierten Einfachheit. Das Geistige wollte nicht erscheinen. Es war auch nicht da. Und Wunder geschehen nur in der Dich-



tung, nicht auf dem Theater. Zwischen trostlos nüchternen Dekorationen deklamierten die Schauspieler Schlichtheit. Aber dieses geistliche Spiel braucht ein wenig Prunk und leuchtende Farbe (wie ihn auch der katholische Ritus braucht); und die erzwungene Einfachheit der Volksbühne=Schauspieler sah so aus, als ob sie, von des Regisseurs Kunstverständnis angeblasen, eine Lähmung der Gliedmaßen und Zungen erlitten hätten. Sie meinten Holzschnitt und waren Puppen; Bildhaftigkeit und stellten lebende Bilder. Bekanntlich das Toteste, was es gibt. Fräulein Karolyi war eine herzhaft dunkle Mara, aber wohl mehr aus einem naturalistischen Bauernstück als aus einem geistlichen Spiel. Fräulein Straub ... Fräulein Straub ist ein Kapitel. Immer wieder gibt es bei ihr eine Geste, ein Wort, einen Augenblick, in denen es wie von schauspielerischer Begnadung aufglänzt. Dann ist sie aber viertelstundenlang so unerträglich in ihrer getragenen Vielbedeutungs=Weis', in ihrer hoch schmachtenden, Seele = raunzenden Art, daß man den feinen Glanz von vorhin für optische Täuschung nehmen möchte.

Es ist sehr schön von der Volksbühne, daß sie Claudel spielen will. Aber wenn sie es nicht kann, soll sie es lieber auch nicht wollen. Derlei Opfer fürs literarische G'hört=sich tun weder der Kunst noch dem Theater wohl, und nur den Zuschauern weh. Die boten nun allerdings reichlich Trost für den qualvollen Abend. Es war eine Herzensfreude, wie die Snobs und Kriegsgewinner sich vier Stunden lang im Schweiße ihrer verdächtigen Antlitze abplagten, um den Schlaf fortzuscheuchen, und wie sie sich vor Langweile und Bauchweh im Kopf krümmten, ohne hinausgehen zu dürfen. Wahrlich, die Dabeiseier haben ihre Zugehörigkeit zu den bessern Kunstgeschichten diesmal teuer bezahlt, nicht nur mit erhöhten Billetpreisen!



Hiob Sauer

Ein Mann war im Land Uz, Hiob mit Namen, und es war derselbige Mann unschuldig und redlich, gottesfürchtig und das Böse meidend." Und Hiob „wurde mit schlimmem Geschwür vom Ballen bis zum Scheitel geschlagen". Und hatte bis zur Stunde in Fülle und Glück gelebt. Oscar Sauer nicht. Seine Schauspielerjugend war Mühsal gewesen und Wanderschaft durch die kleinern und kleinsten Ortsverbände. „Nicht hatte er Ruhe, nicht Rast und nicht Erholung, und dennoch kam das Schrecken." Denn als er endlich, ein Mann von sechsunddreißig Jahren, in Berlin, seiner Vaterstadt, zur Geltung zu gelangen begann, da — da blieb ihm plötzlich auf der Bühne des Lessing-Theaters die Stimme weg. Ratlosigkeit ringsum. Zufällig traf am nächsten Tage Oscar Blumenthal in Breslau den Dermatologen Neißer, schilderte ihm den Vorgang und hörte entsetzt die lakonische Antwort: „Das erste Signal der Tabes." Aermster Sauer! „Des Allmächtigen Pfeile steckten in ihm, deren Gift seine Seele trank."

Aber noch ist kein Grund, nicht mit vierzig Jahren vom Friedrich-Karl-Ufer in die Schumann-Straße hinüberzuwechseln und sich eigentlich erst entdecken zu lassen. Wenn Sauer später den Namen Brahm aussprach, dann leuchteten seine Augen, diese herrlichen Augen des reinen, gütigen Menschen in einem Glanz der innigsten Liebe. Er vergaß durch zweiundzwanzig Jahre nicht, daß er hier von Anfang an erfühlt und erkannt und an den rechten Platz gestellt worden war. Hier wurde er selbstlos dienendes Glied und allmählich der sittliche Mittelpunkt einer geistig-künstlerischen Gemeinschaft, die zu dem einen Ziele wirkte: der Natur, der Wahrheit, der Seele einen Ausdruck auf dem Theater ohne Theatermittel zu schaffen. Und der Liebe zu dem Schöpfer und Führer dieser Gemeinschaft mußte die tiefste Dankbarkeit eines hoffnungslos kranken Manns sich gesellen, der auch außer dem Haus eine Heimat und zu der besten der Gattinnen einen Freund, einen Bruder gefunden hatte. „Heil war ich, da hat mich Gott zertrümmert und mich gefaßt beim Nacken und mich aufgestellt seinen Pfeilen. Nun umringen mich seine Schützen." Aber Brahm stand neben ihm und wehrte ihnen zu seinem Teil. Sogar den körperlichen Verfall seines Sauer half er verlangsamen, dadurch, daß er jede Sorge fern von ihm hielt. Immer sieben Monate Urlaub. Und wenn auf die übrigen Monate nur je zwei bis drei Spielabende und allmählich noch weniger kamen, so tat das der Gage keinen Abbruch. Das ging Jahre lang, viele Jahre lang. Mit einem nassen, keinem heitern Auge pflegte der Messchaert der Schauspielkunst, der am liebsten niemals abgesagt hätte, sich der höchsten Bezüge eines deutschen Bühnenmitglieds zu rühmen: er empfange für jede Vorstellung durchschnittlich dreitausend Mark.

Damit war es zu Ende, als, vor Weihnachten 1912, Brahm sich weggemacht hatte. „Eine dicke Tränenwelt", schreibt der erschütterte Sauer. Aufregung, Schmerz und Angst um den nächsten Tag gefährden, was von der Physis noch widerstandfähig ist. „Die Leber und Galle kündigen plötzlich den Dienst, und dadurch wird der Magen bein-

flußt.“ Aber die Aussicht, Otto Brahms Werk in irgendeiner Form zu bewahren, reißt den gebrechlichen Leib doch wieder zusammen. Es wird — leider, leider — nichts mit der Sozietät des Deutschen Künstler-Theaters. So wenig wie der Künstlerschaft Brahms erweist sie sich seines Menschentums würdig. Sauer kämpft mit dem letzten jammervollen Rest seiner Kräfte, mit einem moralischen Heroismus seltenster Art für das Erbe. „Mein Leben hatte viele Kriegsjahre aufzuweisen: dieses zählt zehnfach.“ Ihm gehts um die Sache, nicht um seine Person. Denn als alles in Trümmer zerkracht und sein nacktes Dasein bedroht ist: da verweigert er, einen Pfennig für sich zu retten, weil es „ohne Frage Leute gibt, die noch trauriger dran sind, und die man doch berauben kann.“ Es bedarf eines weitangelegten, nicht leicht durchzuführenden, überhaupt nur bei einem so arglosen, weltfremden Kindergemüt zu bewältigenden Schwindels, um seine Zukunft sicherzustellen.

Und die Gegenwart? „Diese heimtückische Krankheit, die mich so früh um so viele freudvolle Arbeit bestohlen hat! Sie sind zu beneiden. Arbeit ist doch der Sinn des Lebens. Ausgeschaltet zu sein, ist scheußlich. Wenigstens für den Mann. Ich bin immer noch nicht so weit wie der Invalide Bombardon, der lustig singt: ‚Je nun, man trägt, was man nicht ändern kann.‘“ Eine einzige ablenkende Betätigung ist unerprobt. Man rät dazu, Unterricht zu erteilen. Der Lehrer, außerstande, sich zu erheben, eine Kunst, die zur Hälfte Kunst des Körpers ist, durch dessen Bewegungen zu erläutern, durchdringt mit Stimme, Augen und Mienen eines Gesichts, in dem jeder Nerv zu Tage liegt, die dramatischen Meisterwerke vor Schülern, die über jede Erwartung gefördert werden. „Aber die Schrecken Gottes sie sind gerüstet.“ Von ihnen der schlimmste bricht auch noch los: der Krieg. Ein gemarterter, nutzlos gewordener Greis sieht fast alle Menschen fallen, die ihm Jugend in sein Krankenzimmer getragen haben, und leidet unsäglich. „Man möchte ja so verzweifelt gern ein bißchen mitwirken zum Ganzen, sich irgendwie nützlich machen und verzehrt sich vor Unruhe, daß man, selber hilflos, nirgens und niemand helfen kann.“ Wie denn sollte man! Die Nöte des Krieges vervielfältigen dieses Martyrium, das es freilich mit einem unbeugsamen Willen zu tun hat. „Das Schicksal geht seinen Weg und spottet aller Gegenwehr. Warten wir ab, was es mit mir beginnt. Noch lass' ich mich nicht ganz unterkriegen. Und ich meine immer noch, ich finde eine Lücke in der feindlichen Linie der Schicksalsmächte, um durchzubrechen.“ Dieser Optimismus scheint unverwüstlich.

Aber der Hiob geprüft hat, ist stärker, und unerschöpflich ist seine Erfindungsgabe. Bis dahin waren offenbar bloß die Instrumente gestimmt worden zu einem Totentanz ohnegleichen. „Mich ergriffen die Tage des Elends. Nachts hackt es mir die Knochen vom Leibe. Meiner Speise geht mein Gestöhn voran, und mit einem Trank ergießen sich meine Klagen.“ Der dreiunddreißigjährige Sohn erliegt der galoppierenden Schwindsucht — und der einundsechzigjährige Vater übersteht eine Lungenentzündung. Auf diese folgt eine Darmlähmung von fünf Wochen, die den Ernährungstrakt völlig versteint. Im Februar

ist die Zahl der schmerzbetäubenden Einspritzungen hundertundsiebenundneunzig. Das ungefähr ist die Zahl der Jahre, die man dem stöhnenden Skelett mit den unergründlich schönen, immer sehnsuchtsvoller ins Jenseits blickenden Augen gibt. Aber es darf keine Ruhe haben, denn es hat noch nicht alle Krankheiten hinter sich. Eine Mittelohr-Eiterung, zum Beispiel, fehlt. Schreie nach Gift, nach Erlösung gellen durchs Haus. Zwischendurch genügt eine schmerzfreie Viertelstunde, unmittelbar nach dem Morphiumschlaf, damit man zu hören bekomme, daß der Frühling hoffentlich besser sein wird als dieser höllische Winter. Hoffentlich! Bis schließlich, weil die Osterfeier sonst unvollkommen wäre, die fürchterlichste Erscheinung sich einstellt: Wundrose. „Meine Haut hängt geschwärzt an mir herab, und mein Gebein verbrennt von der Glut.“ Mit der Haut fällt das Fleisch, die letzte Spur des Fleischs, verjaucht, von Schenkeln und Schultern, und als die zerstörende Furie inne wird, daß nichts mehr für sie zu holen ist: da tritt sie befriedigt ab und erlaubt dem Tod, einzutreten.

Hiob? „Und der Ewige brachte zurück das Verlorene Hiobs und vermehrte alles, was Hiob gehörte, zwiefach. Und Hiob lebte danach hundertvierzig Jahre und sah seine Söhne und seiner Söhne Söhne, vier Geschlechter. Und Hiob starb alt und lebenssatt.“ Dieser hier aber ist lebenshungrig, mit jungem Herzen und schaffensfreudigem Hirn gestorben, ohne daß ihm zurückgebracht worden war, worum ihn ein unerforschlich grauenvolles Geschick betrogen hatte. Auf der Bahre lag er mit gefalteten wachsgelben Händen wie der Gottessohn, den man vom Kreuze genommen.

Totenspruch von Julius Bab

Wir sind im Winter. Und du wußtest das.
Auf diese Leiberwelt, auf Brunst und Haß,
Krankheit und Töten rollte groß dein Blick,
ging fragend bang und kam erstaunt zurück.

Und banges Staunen ohne Unterlaß
hob deiner Stimme spröde Melodie.
Erstaunt und tröstlich — denn du tröstest sie,
die Winterqual und Gram um Sommerglück
dir zugeführt. Nun schmiegts sich an dein Knie,
und deiner Hände breiter Segen streicht
gebeugten Scheitel, schützend, liebend, leicht.
Geheimnisraunend, väterlich und lind
beugst du dich nieder. Und der Traum beginnt.
Von ihrer Heimat, die sie nie erreicht,
träumt Seele das verlorene Gotteskind.
Wacht auf und friert, weil wir im Winter sind.

Nun standst du auf und wandertest allein
in deinen ewigen Frühling still hinein.

Ullsteins von Alfons Goldschmidt

In meinen Betrachtungen über die ‚Ma‘ habe ich mich als Lorarius auch mit dem Großverlag Ullstein befaßt. Es war eine allgemeine Erörterung. Sie hat mir Tadel und Lob eingetragen. Die Tadler erklären, daß man ohne Beweise überhaupt nicht und im besondern nicht ein so exponiertes Unternehmen beschuldigen dürfe; und die Lober, die als selbstverständlich annehmen, daß ich diese Beweise habe, verlangen, daß ich damit herausrücke. Aber gern. Ich begnüge mich zunächst mit der Darlegung meines eigenen Falles, die im Jahre 1911 niedergeschrieben worden ist.

Am ersten April des Jahres 1909 trat ich als leitender Handelsredakteur der B.Z. am Mittag in den Verlag Ullstein & Co. ein. Vom Februar 1910 ab kam die Handelsleitung der Berliner Morgenpost dazu. In diesen beiden Stellungen habe ich gegen eine ganze Reihe von Beeinflussungsversuchen, die direkt oder indirekt vom Verlage Ullstein & Co. ausgingen, zu kämpfen gehabt, sodaß bei mir schon immer der Wunsch rege war, dieses der freien Meinungsäußerung so ungastliche Haus zu verlassen. Aber die Hoffnung, den freien Kampf nach außen durch dauernd wirksame Opposition nach innen sichern zu können, hielt mich auf meinem Platz. Als jedoch Rückgratstärke gegen Kapitalsmacht stand, mußte ich weichen.

Im Herbst 1910 begann der Kampf, den damals die Deutsche Bank gegen die Berliner Handelsgesellschaft führte, heftig zu werden. Der Ring Friedländer-Fuld-Deutsche Bank-Fürstentrust schloß sich enger, ein Ereignis von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung. Hierzu mußte Stellung genommen werden. Daß das Eingreifen der Presse in den Bankenkampf den Instituten nicht angenehm war, ist erklärlich. Besonders der Deutschen Bank, die in diesem Kampf eine Probe ihrer rigorosen Machtmethode gab, war die Pressepolemik sehr peinlich. Aber die Tatsachen sprachen so deutlich, daß auch die feinsten Verhüllungsversuche und alle Beschwichtigungen den Sehenden nicht blind machen konnten. Gesellschaft nach Gesellschaft verließ den Fürstenberg-Konzern.

Am heftigsten tobte der Kampf um die Bankprävalenz in den Oberschlesischen Kokswerken. Schon im Sommer 1909 verlautete, daß ein Direktionsmitglied der Deutschen Bank in den Aufsichtsrat von Oberkoks eintreten werde, nachdem die Handelsgesellschaft den Aufsichtsratssessel hatte verlassen müssen. Die Deutsche Bank wollte diese Absicht nicht wahrhaben. Da jedoch der Gang der Entwicklung die Dinge bestimmte, so konnte alles Dementieren einem Journalisten, der die Pflicht hat, die Allgemeinheit über die wichtigen Wirtschaftsereignisse zu unterrichten, nicht von der Erforschung der Absichten und Verhandlungen, die die Deutsche Bank hatte und führte, abbringen. In einem Gespräch mit dem Direktor Mankiewitz von der Deutschen Bank suchte ich deshalb eine strikte Antwort auf die Frage zu holen. Herr Mankiewitz erklärte, daß die Deutsche Bank garnicht dran denke, eins ihrer Direktionsmitglieder in den Aufsichtsrat der Oberschlesischen Kokswerke zu schicken, und daß die ganze Erzählung von einem Kampf zwischen der Deutschen Bank und der Berliner Handelsgesellschaft erfabelt sei. Das wurde mit großer Bestimmtheit gesagt, obwohl die Tatsachen schon damals das Gegenteil lehrten. Ich schickte daher einen Redakteur zu der Verwaltung der Oberschlesischen Kokswerke selbst und erhielt dort folgende Auskunft: „Die Deutsche Bank tritt in enge Beziehungen zu den Ober-

schlesischen Kokswerken, und der Umfang der Geschäftsverbindung hat den Eintritt eines Vorstandsmitgliedes der Deutschen Bank in den Aufsichtsrat von Oberkoks zur Folge. Die diesbezügliche Personenfrage ist noch nicht näher erörtert worden, doch spricht die Wahrscheinlichkeit für Geheimrat Klönne." Da ich den Gang der Ereignisse kannte und wußte, daß die Deutsche Bank, um ihrer neuen Position im Friedländer-Fuld-Konzern Ausdruck zu geben, in irgendeine Personalunion mit Oberkoks eintreten mußte, so lag auf der Hand, daß Direktor Mankiewitz nicht die Wahrheit gesagt hatte. Ich knüpfte daher an die oben zitierte Information, die am sechsundzwanzigsten September 1910 in der B.Z. am Mittag veröffentlicht wurde, folgende Bemerkung: „Was die Haltung der Deutschen Bank in der Oberkoksangelegenheit gegenüber der Presse anlangt, so muß sie aufs schärfste verurteilt werden. Unsre Handelsredaktion, zum Beispiel, hat ein Mitglied des Direktoriums in direktem Widerspruch mit den nun offen liegenden Tatsachen informiert. Man wird in Zukunft das Vertrauen, welches man diesem Direktionsmitgliede entgegenbringt, nach der von ihm beliebten Handlungsweise bemessen müssen." Diese Kritik an dem Verhalten des Herrn Mankiewitz, die von mir an der Börse kräftig wiederholt wurde, brachte die Deutsche Bank, die ja sonst immer die Vornehmheit als ihre höchste Tugend betrachtete, in Harnisch und sie schickte den Herrn, der stets solche Missionen erhält, zum Verlag Ullstein & Co., um eine Genugtuung zu erwirken. Anstatt daß der Verlag die Angelegenheit der verantwortlichen Redaktion überließ, versuchte er, selbst einen bestimmenden Einfluß auf den Fortgang der Affäre zu erhalten, und machte der Deutschen Bank hinter dem Rücken der Handelsredaktion Zugeständnisse, die die Redaktionsunabhängigkeit aufs schwerste erschütterten. Er begnügte sich nämlich nicht damit, daß auf die strikte Erklärung der Deutschen Bank, es werde trotz der von der Oberkoksverwaltung gegebenen Auskunft kein Direktionsmitglied der Deutschen Bank in den Aufsichtsrat von Oberkoks eintreten, eine auf diese Erklärung eingehende völlig genügende Berichtigung publiziert wurde, sondern verlangte auf die Aufforderung der Deutschen Bank von mir noch, daß ich den Direktor Mankiewitz aufsuchen und um Entschuldigung bitten sollte.

Wie gesagt, konnte es schon damals, im September 1910, nicht zweifelhaft sein, daß die Deutsche Bank die Absicht hatte, mit der Oberkoksgesellschaft in Personalkontakt zu treten. Aber selbst, wenn das zweifelhaft gewesen wäre, so hätte aus Gründen der Würde der Verlag Ullstein & Co. nicht das Ansinnen an seinen leitenden und verantwortlichen Handelsredakteur stellen dürfen, den Canossagang zur Deutschen Bank zu machen. Dadurch wäre nicht nur das Ansehen der Zeitungen dieses Verlages, sondern der gesamten Handelspresse aufs schwerste diskreditiert worden. Wenn man jedoch berücksichtigt, daß bei diesem Verlag in Gesinnungsfragen geschäftliche und gesellschaftliche Interessen, wie mir ein Verlagsmitglied in der Angelegenheit der Deutschen Bank selbst zugestand, eine wesentliche Rolle spielen, so sind die Motive, die den Verlag zu diesem Schritte zwangen, klar. Der Verlag stellte mich einfach vor die Alternative, entweder den Canossagang anzutreten oder meine Position aufzugeben. Ich erklärte ihm, daß ich auf keinen Fall den Bittgang machen würde, da ich die Erfüllung eines solchen Verlangens für unvereinbar mit der Würde eines Handelsredakteurs und unabhängigen Schriftstellers hielte.

Die Deutsche Bank hatte noch dadurch einen Druck auf mich auszuüben versucht, daß sie auf Direktorialbeschluß mir die Communiqués, Geschäftsberichte und dergleichen sperrte. Sie ist ja nicht so offensichtlich

rigoros, daß sie einem Verlag die Inserate [illegible]
Einfluß auf mannigfache andre Weise geltend zu machen, und die Pression durch Informationsentziehung ist eines von diesen Mitteln. Alles das aber hätte den Verlag nicht von der Seite seines Redakteurs, der ja nur aus Gründen der Ehrlichkeit handelte, bringen dürfen. Man schlug sich jedoch auf die Seite der Deutschen Bank und beantwortete meine Weigerung, mich zum Bankkuli zu machen, mit der Kündigung. Sie war so abgefaßt, daß sie den Verlag entlasten sollte; in Wirklichkeit aber belastete sie ihn nur noch ärger.

Dies sind meine Aufzeichnungen aus jener Zeit. Sie können fortgesetzt werden. Nicht allein von mir, sondern auch von Andern — wenn sie nur reden wollten!

Antworten

Zwei Landsturmmänner. Ihr kommt auf Urlaub nach Berlin, und, klagt mir der Eine von euch, „was liegt da näher, wenn man sich schon der Kunst mit Haut und Haaren verschrieben hat und seit zwei Jahren nun ein wenig andre Dinge verrichten muß, als zu Reinhardt zu gehen! Zur ‚Macht der Finsternis‘. Ausverkauft. Die einzigste Vorstellung — was tuts! Der Zettel nennt sie fast alle, Reinhardts Beste: Moissi, die Höflich, Pallenberg und die Andern. Der Vorhang hebt sich. Das soll die Höflich sein? Man blickt abermals auf den Zettel. Der Name steht da. Aber auf der Bühne steht eine dickliche Spielerin vom Schlag der Corinth-Weiber, die keiner kennt und auch keiner zu kennen braucht. Es erscheint Marina. Ich hatte mich nach Ihrer Kritik auf Helene Thimig gefreut, und der Zettel bezeichnet als Margarethe Christians die junge, hübsche und völlig gefühlsschwache, völlig ungenügende Schauspielerin. Mit meiner Stimmung ists aus, und ich frage Sie: wer entschädigt mich für meinen Verlust an Zeit und Geld?“ Das fragt, mit ein bißchen andern Worten, auch Ihr Kamerad, dems noch schlechter gegangen ist. Er hatte dreizehn und eine halbe Mark für den Platz bezahlt, hatte von seinem Zettel Helene Thimig versprochen und ebenfalls Fräulein Christians gehalten bekommen und fährt nun fort: „Mehr noch: die Höflich sagt ab. Im letzten Moment. Gut, das ist menschlich. Aber ist es nicht traurig, daß das Deutsche Theater keinen andern Ersatz hat als eine Bohnenstange, deren Namen ich niemals gehört hatte, und die man in Posen anblasen würde. Nikita: selbstverständlich nicht Moissi. Trotz dieser Erfahrung reißt es mich, ausgehungert wie ich bin, zu ‚Don Carlos‘. Der Posa des Zettels? Moissi. Der Bühne? Der Professor Gregori. Preis abermals: dreizehn und eine halbe Mark. Ich wende mich händeringend an Sie als den Einzigen, von dem ich erwarten kann, daß er gegen einen so skrupellosen Unfug vorgehen wird, und vielleicht . . . “. Nicht: vielleicht. Sondern: keineswegs. Keineswegs ist von der Veröffentlichung solcher Episteln zu erwarten, daß die Zustände besser werden. Ich drucke dergleichen seit so vielen Jahren immer und immer wieder — mit dem Erfolg, daß es täglich schlimmer wird. Hier nützt nichts als Selbsthilfe der Theaterbesucher. Ein Vorschlag zur Güte: Ihr müßtet an solchem Abend die Kasse zertrümmern und euch eure Eintrittsgelder zurückerobern. In einer Zeit, wo Gewalt vor Recht geht, ist schwerlich einzusehen, weswegen Gewalt nicht vor Unrecht gehen soll. Es käme sogar dem Hause Reinhardt zugute, wenn sich in seinen Räumen dieser Akt einmal abspielte. Denn hiervon gäbe es keine Wiederholung, selbst keine mit minderwertiger Besetzung, weil schleunigst der Anlaß abgestellt

und damit der künstlerische Ruf dieses Unternehmens zugleich mit dem ebenso gesunkenen geschäftlichen wieder gehoben werden würde.

Angstmeier. Das habe ich kommen sehen, daß man eines Tages, eines unschönen Kriegstages, nicht einmal mehr vor Verdi Respekt haben würde. Herr Professor Robert Davidsohn, der Historiker der Stadt Florenz, die ihn aufnahm, als er in Berlin unmöglich geworden war, und die ihn Jahrzehnte lang beherbergt hat, teilt — offenbar in eigener Uebersetzung — einen Brief mit, den Verdi anno 70 an seine Frau gerichtet hat. Der große, der unsterbliche Künstler unterscheidet sich von seinem Angeber, der die leichte Rolle eines rückwärtsgekehrten Propheten zu spielen liebt, auch darin vorteilhaft, daß er ein vorwärtsgekehrter, ein ganz richtiger Prophet ist. Er macht seinem Vaterland tapfer zum Vorwurf, daß es Frankreich nicht beigestanden hat. „Auf jeden Fall hätte ich vorgezogen, daß wir als mit Frankreich zusammen Besiegte einen Frieden unterzeichnet hätten statt der Tatlosigkeit, die uns eines Tages der Verachtung preisgeben wird.“ Die Gesinnung überrascht nicht bei einem Genie wie Verdi, das Deutsch nicht bei einem Schriftsteller, der einstmals seine Musikkritiken dadurch lesbarer zu gestalten versuchte, daß er Liebesverhältnisse der Sängerinnen nicht umhin konnte in den sogenannten Kreis der Betrachtung zu ziehen. Verdi fährt fort: „Den europäischen Krieg werden wir nicht vermeiden, und wir werden in ihm vernichtet werden. Nicht morgen, aber es wird so kommen.“ Es wird ja nun wirklich bald so kommen. Und wenn sich aus Verdis Brief ein Schluß ziehen läßt, so hält man für völlig unmöglich, daß es ein andrer ist als der, wie kurzsichtig diejenigen unsrer Diplomaten gewesen sind, die jemals an die Tragfähigkeit des Dreibunds geglaubt haben. Blut ist eben stärker als Wasser, und das romanische reißts vehementer als zum germanischen zum romanischen Blut. Der wässrige Herr Davidsohn freilich, der überall und nirgends zu Hause ist, erstattet Italien für tolerante Gastfreundschaft seinen Dank, indem er mit jenem einwandfrei patriotischen Brief des nationalen Repräsentanten Verdi den — man glaubt es kaum — den deutschen Opernleitern vor den Augen herumfuchtelt. Da haben Sie nun allerdings eine unbegründete Angst. Denn selbst, wenn Verdi sich gegen Deutschland versündigt hätte, würden sie ihn kein einziges Mal weniger spielen, solange er ihre Kassen füllt. Aber warum gibt sich das Feuilleton der Vossischen Zeitung, das sich bisher aufs Erfreulichste von dem politischen Teil unterschied, zu solchen kläglichen Aufputschereien her? Es betont doch sonst nicht nur, sondern bewährt auch nicht selten seine Liebe zur Kunst und seinen Haß des Hasses. Diese Eigenschaften sollte es eher ausbauen als abbauen und womöglich ein bißchen Personenkenntnis hinzuerwerben, die es in unserm Fall wahrscheinlich davor bewahrt hätte, zu Musikangelegenheiten das Wort einem Mann zu verstatten, dem mans vor dreißig Jahren mit solchem Nachdruck entzogen hat.

Theaterbesucher. Das wolle Gott nicht, daß ich Ihre Erwartung erfülle, nämlich „über die Ereignisse der Theaterwoche ausführlichen Bericht erstatte“. Dazu hätt' ich zunächst die Kraft gebraucht, diesen Ereignissen standzuhalten. Aber am ersten der drei Abende war ich nach einem Akt Orska fertig. Ich hatte freilich das Pech, zu der neuen Zarin vom Totenbett Oscar Sauers zu kommen, der am tiefsten von allem Aufdringlichkeit und Seelenleere verabscheut hat und, wenn ihm schon nichts erspart worden ist, Das doch nicht mehr auf seinem geliebten Theater hat sehen müssen. Nun ist nicht zu leugnen, daß Fräulein Orska ihre penetranten Eigenschaften gewöhnlich wenigstens aus-

drücken kann. Hier kann sie auch das nicht. Um die Kosaken auf dem Thron, das furiose Mannweib, die überlebensgroße Messalina von denkwürdiger Herrscherbegabung zu treffen, hat sie kein andres Mittel, als sich gewaltsam aufzupumpen und ein Gekreisch zu erheben, daß einem Augen und Ohren wehtun. Hinweg! Zu zwei Akten der ‚Lola Montez‘ von Herrn Adolf Paul mit Frau Ida Roland. Was für Stücke! Was für Rollen! Was für ein Schlag Komödiantinnen! Die Moral der Bühne und ihrer Gönner ist so gesunken wie sonst nur die Moral auf der Bühne, wenn eine Pestzeit dargestellt wird und alles macht entfesselt Juchhei, weil ja sowieso die Welt morgen untergeht. Sie hoffnungslos zuversichtliches Herze hätten sich allerdings was davon versprochen, Orska und Roland die Rollen tauschen zu lassen. Ich glaube dagegen, daß der gesund gebliebene Teil der Berliner nächstens statt Jacke wie Hose Orska wie Roland sagen wird. Also leuchtet mir eine andre Anregung mehr ein. Man sollte, den Kriegslieferanten entgegenkommend, die beiden Lieblinge aneinanderkoppeln, und zwar dergestalt, daß im Komödienhaus Orska von sieben bis neun die Zarin, Roland von neun bis zehn Lola Montez, im Deutschen Künstler-Theater am selben Abend Roland von sieben bis neun Lola Montez und Orska von neun bis zehn die Zarin spielt. Damit jeder Geschmack befriedigt und vor allem Ihre Sehnsucht erfüllt werde, könnte vielleicht am nächsten Abend Orska die Lola Montez und Roland, wie einst im Mai vor zwanzig Jahren, die Zarin spielen. Die Preise für diese Parade-Gala-Elite-Extra-Monstre-Vorstellung werden ganz unbeträchtlich erhöht. Parkett hundert Mark. Vorverkauf an den Theaterkassen findet nicht statt. Die Plätze sind aber mit dem bescheidenen Aufschlag von fünfzig Prozent an den bekannten Schleichhandelsstellen zu haben. Und so werden wir weiter herrlichen Zeiten entgegengeführt. Auf diesem Wege dürfte nur möglicherweise der Schauspieler Lange — Raul oder Paul? — ein sehr geräumiges Hindernis sein. Daß er auch noch so heißt! Sein Haupt ragt in die Soffitten; wenn er den Arm ausstreckt, erzittert man für die Kulissen; und um nicht die Bühne mit Einem Schritt zu durchmessen, muß er an sich halten, ja beinahe trippeln. Als der Spanier den Lolachen liebt, sieht er einem Indianerhäuptling gleich. Ein strahlend schöner Kerl, dem Temperament und Talent aus den Poren spritzen. Ungelenk wie ein junger Hund, nicht bloß vermöge seiner beängstigenden Gliedmaßen. Seit Matkowskys Tode vom Nachwuchs das erste Exemplar, bei dems einem nicht wie Blasphemie vorkommt, den geweihten Namen still vor sich hin zu murmeln. Ein Fressen für ein Theater der Klassiker, für jenen Reinhardt, der noch nicht satt war. Das wäre der ‚Held‘ für die Dramen gewesen, deren Bild sich immer verschob — nicht weil die Nebendinge zu liebevoll behandelt wurden, sondern weil die Hauptsache unzulänglich blieb. Jetzt möchte man diesem erharrten Ritter nicht einmal raten, zu Reinhardt zu gehen. Aber erst recht nicht: ans Schauspielhaus. Dort nahm ich mir Freitag — es war das dritte Ereignis der Woche — im ersten Akt ehrlich vor, nach dem einen Akt Orska und den zwei Akten Roland schon der Steigerung wegen von den vier Akten wenigstens drei durchzuhalten. Ich kann von Haus aus einen Puff vertragen und hab' in diesem Winter mich an viel gewöhnen lernen. Außerdem hatte sich der Billetpreis seit der vorigen Premiere von acht auf neun Mark erhöht, und mein Geist war willig, die Differenz abzusitzen. Aber das Sitzfleisch erwies sich doch als zu schwach. Wie ich gebrochener denn je nach dem zweiten Akte von dannen wankte, kam mir ein Mime entgegengewankt, der kontraktlich verpflichtet ist, diese prangende Halle am ersten September in Ehrfurcht zu betreten, und der nun

weinend an meine Schulter sank. Selbst im höchsten Maße des **Trostes bedürftig**, konnt' ich ihm nur mit zitternder Hand mitleidig über die Locken fahren. Dann gaben wir uns, als Männer, einen hörbaren Ruck und beschlossen, im Keller von Lutter & Wegner unsern schweren Gram zu ertränken. Dort hab' ich zum Glück den Namen des Stücks und seines Autors vergessen.

Rätselrater. Wer Johannes Fischart sei, ist die bange Frage eurer Tage und eurer schlaflosen Nächte. In der Ukraine, dicht vor Amiens, auf den Aalandsinseln, um Kötzschenbroda herum und sogar am Nord- und am Südpol — die der Professor Ludwig Stein in einem seiner berühmtesten Artikel einmal so unterschieden hat, daß es am Nordpol immer kalt und am Südpol immer heiß sei —: überall, wo zwei Menschen zusammenkommen, würfeln Sie um den wahren Namen. Wo aber einer allein ist, da verfaßt er einen Brief, um mir seine Vermutung zu unterbreiten. Weil Johannes Fischart es nötig findet, die Porträts der Männer zu malen, welche die öffentliche Meinung machen, und die Hoffnung hegt, den Zeitungsleser dadurch zur Kritik dieser öffentlichen Meinung und Meinungsmacher heranzubilden: deshalb ist er manchen unbequem, vielen überaus interessant geworden, und diese wie jene wünschen sein eigenes Bild kennen zu lernen. Am lustigsten, daß noch kein Name — außer den Namen S. J. und Germanicus — zweimal genannt worden ist, und daß auf jeden Briefschreiber, der beschwört, daß sichs um einen einzigen Pseudonymus handelt, einer kommt, der Johannes Fischart für einen Sammelnamen hält, das heißt: überzeugt ist, daß ich mir einen Haufen Charakteristiken bei einem Haufen Autoren bestellt habe und sie alle unter dieselbe, unter derselben Firma bringe. Wäre Stilkunde nicht die Wissenschaft, für die in Deutschland das geringste Talent vorhanden ist, so müßte zum mindesten herauszukriegen sein, ob diese oder jene Annahme richtig ist. Aber ob ihr nun bittet oder befehlt, droht oder schmeichelt: ich kann euch nicht helfen. Es ist von einem Zeitschriftenherausgeber, dems sichtlich nützt, wenn man sich an einem Gang der Wochenspeise, die er bereitet, die Zähne ausbeißt, wirklich zuviel verlangt, daß er sich ohne Not schädige. Knackt weiter, solange ihr Zähne habt. In der Ferne winkt die Belohnung. Eines Tages werden sämtliche Publizisten erledigt sein, und woferns dann Papier gibt, verewigen wir die ganze Menagerie in einer Broschüre, und auf deren Titelblatt wird, das verspreche ich euch, entweder der Name oder die Liste der Namen stehen. Wetten nimmt der Verlag der Weltbühne jetzt schon entgegen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Wir und die Alldeutschen

von Germanicus

Unsre letzten Wochenübersichten haben wieder einmal eine Anzahl Briefschreiber in Bewegung gesetzt. Insgesamt richten sie an uns die entrüstete Frage, wodurch wir uns eigentlich noch von den Alldeutschen unterscheiden. Wir hätten den Ostfrieden zwar kritisch betrachtet, aber ihn schließlich mit heimlichem Schmunzeln entgegengenommen. Wir wären sichtlich dabei, die Juli-Resolution abzubauen, und sagten deutlich genug, daß wir vor der Versetzung etlicher Grenzpfähle auch im Westen nicht zurückscheuen würden. Wahrscheinlich bekennten wir uns sogar zu der Rechnung, die eine konstante, für England schließlich doch mehr als peinlich werdende Differenz zwischen den Schiffsneubauten der englischen Werften und der durch die deutschen U-Boote erreichten Versenkungsziffer annimmt. Ueberhaupt machten wir unsre Politik abhängig von den militärischen Ereignissen und scheuten uns nicht, die Idee an das Schlepptau des gewalttätigen Sieges zu knoten. Wir sind beinah zerknirscht und geben all die Schandtaten, die man uns da vorwirft, nicht ohne leise Selbstironie, aber auch nicht ganz ohne Befriedigung zu. Wir haben allerdings während des Krieges mancherlei gelernt und sind zaudernd zu der Erkenntnis gekommen, daß die Tatsachen in der Regel stärker sind als sämtliche Abstraktionen, Vorstellungen, Ideale. Dabei wurden wir keineswegs blind gegen das diffizile Problem: was wohl früher sei, die Idee oder die Tatsache, und daß Ideen sich durch Tatsachen, die ihnen anscheinend widersprechen, verwirklichen können. Ob wir jemals an den ewigen Frieden unerschütterlich geglaubt haben, können wir heute kaum noch sagen. Aber wir möchten nicht grundsätzlich abstreiten, daß der Krieg, vielleicht sogar die Serie der Kriege, die mit dem jetzt zu Ende gehenden möglicherweise anfängt, die Voraussetzung zu internationalen Verständigungen zwischen möglichst großen Interessenkomplexen ist. Wir haben die Wirkung des Trägheitsgesetzes in der politischen Entwicklung peinlich kennen gelernt: der kapitalistische Staat ist durch den Krieg nicht aus den Fugen gegangen, und dort, wo die Demokratie die Entwicklung jäh abgebrochen hat, in Rußland, hat sich ein Zustand ergeben, den ehrlich nicht einmal unsre Unabhängigen herbeiwünschen. Dies alles einzugestehen, scheint uns keine Verleugnung dessen zu sein, was wir einst als die Zentralidee unsres politischen Denkens bekannten; wir haben nur begriffen, daß die Politik die Kunst der Diagonale ist, und daß das Aeußerste, was eine bestimmte Anschauung vom Wesen der Dinge und vom Ablauf der Entwicklung zu erreichen vermag, die Auslösung eines gestaltenden Druckes auf den Verlauf solcher Diagonale ist. Und da eben glauben wir, auch heute noch im schärfsten Gegensatz zu den Alldeutschen zu stehen. Unser Druck begegnet dem ihren, und

würden wir sie ein antreibendes Element nennen, so müßten wir von uns sagen, daß wir ein retardierendes sind. Das wäre nun für sie eine unerhörte Anerkennung und für uns schimpflich, wenn solches Antreiben bedingungslos den deutschen Sieg und mehr als das: den Aufstieg der deutschen Idee bedeutete, und wenn umgekehrt solche Verlangsamung des Tempos eine Verwässerung des Erreichbaren mit sich brächte. Das eben ist das Geheimnis der Diagonale, und hier scheiden sich die Meinungen: gleich uns wollen die Alldeutschen die möglichst schnelle Herbeiführung eines Zustandes, der der friedlichen Arbeit höchsten Erfolg sichert, und gleich den Alldeutschen wollen wir ein starkes Deutschland. Aber: wir sind der unbedingten Ueberzeugung, daß die Art, wie die Alldeutschen operieren, niemals das Ziel erreichen lassen wird, und daß dieses Ziel überhaupt nur erreichbar ist, wenn die Kraft, die dem deutschen Volke lawinenhaft entströmt, kritisch gezügelt wird. Kritik braucht nicht skeptisch oder gar zersetzend zu sein; sie kann sehr wohl aufbauen, sie hilft oft genug erst den instinktiven Drang klären und macht ihn so fruchttragend. Die Alldeutschen sind ungebändigter Instinkt; wir möchten solcher Animalität ideesuchende Kritik sein. Wir hätten gegen die Alldeutschen kaum etwas einzuwenden, wenn sie nicht, was allerdings zu der Lebensart solcher Erscheinungen gehört und darum kein Vorwurf, sondern nur eine Feststellung ist, mit Unfehlbarkeit gegürtet wären. Begriffen sie die Relativität ihrer Berechtigung und ihrer Einflußmöglichkeit, so könnten wir sie als einen nützlichen Faktor im politischen Kalkül uns gefallen lassen. Die Alldeutschen aber sind in dem Wahn befangen, daß jeder, der nicht so will, wie sie gern wollen, mehr als ein Narr, nämlich ein Verräter ist. Und das allerdings macht sie nicht nur unbequem, sondern oft genug und jedenfalls überwiegend zu Schädlingen. Ueber ihr Programm ließe sich diskutieren: ihre Methode ist töricht und selbstzersetzend. Absolut betrachtet dürfte das politische Zusammensetzespiel, wie es die Alldeutschen betreiben, nicht gar so viel minderwertiger sein als das unsrige: die Monomanie aber, die von jeder intellektuellen Hemmung entblößte Perversität, mit der sie sich ihren Zwangsvorstellungen hingeben, macht sie für die Durchführung einer Wirklichkeitspolitik unbrauchbar. Sie sind viel mehr Verräter als irgendein noch so gewitzter feindlicher Nachrichtenagent, denn sie entblößen bis zur Schamlosigkeit ihre Pläne. Sie schwelgen in einem rauschartigen Wiederkauen und Vorwegfressen dessen, was man unter gegebenen Umständen wohl tun kann, jedoch nur dann mitteilt, wenn solche Mitteilung einen die Handlung erleichternden Zweck ausübt, nicht aber das genaue Gegenteil hervorrufen muß. Die Politik der Alldeutschen ist primitiv wie die der Raubvölker. Daher ist sie brutal, herausfordernd und tückisch. Sie ist moralisch minderwertig, ohne Kenntnis des Handwerks und dilettantisch. Sie ist vor allem völlig ungeistig und schon wegen solcher Blindheit vor den höhern Entwicklungsgesetzen zur Enttäuschung verurteilt. Die politische Archi-

tektur kann mit den Alldeutschen wohl rechnen und wird sie darum in einem gewissen Umfang gewähren lassen: als Antreiber, als Fratzenschneider, als schwarzer Mann, als Reizmittel, um eine Erstarkung des Gegensatzes hervorzurufen. Niemals aber könnten die Alldeutschen die Herrschaft antreten, und wenn es auch zuweilen so aussieht, als wären sie dabei, dies zu tun, und wenn sie sich auch dauernd Mühe geben, zu zeigen, daß die Entwicklung so läuft, wie sie vorausgesagt und angestrebt haben, so bleiben sie doch immer nur sekundäre Episode. Wobei sich freilich die Schwierigkeit zeigt, genau zu umschreiben, was denn nun eigentlich alldeutsch ist, und welche Bevölkerungsschichten diesem Gefühlskomplex die Akrobaten liefern. Der laute Troß der Alldeutschen besteht aus mittlern und kleinen Leuten, aus Offizieren, die das richtige Verhältnis zwischen dem militärischen Schein und der politischen Auswirkung nicht zu finden vermögen, aus Lehrern, die gegen die Beschränktheit ihres Wissens unempfindlich sind, aus subalternen Beamten und andern Bierbankphilistern, aus pathetisch geschwollenen Pfarrern und schlechten Dichtern, aus Sadisten des Rassenwahns und Exhibitionisten der blonden Seele. Es bedarf keines Hinweises, daß uns von solcher Unterwelt ein Luftkreis trennt. Anders steht es um die eigentliche Basis des Alldeutschtums: um die Schwerindustrie und die mit ihr zusammenhängenden Wirtschaftsbildungen. Da möchten wir nun meinen, daß die Gelder, die für die alldeutschen Lärmmacher aufgewandt werden, den wirklichen Interessen des Bergbaus, der Kohlenförderung, des Eisenwalzens und des Schienenziehens mehr Schaden als Nutzen bringen. Die Verbindung der Schwerindustrie mit den alldeutschen Derwischen läßt sich begreifen, ist aber dennoch ungesund. So gewaltige Faktoren wie die, um die sichs hier handelt, können nicht unentwegt eine Politik der Monomanie machen: sie müssen die Diagonale suchen, und dies selbst dann, wenn sie dazu sich unter das Regulativ der erstarkenden Demokratie zu stellen haben. Es wäre auf die Dauer nicht erträglich, zwischen der Schwerindustrie und dem übrigen deutschen Volk eine Kluft zu wissen; die hier gegebenen Gegensätze werden gewiß in absehbarer Zeit nicht ausgetilgt werden können; aber es müssen sich Beziehungen herstellen lassen. Das deutsche Volk hat nicht für die Sonderinteressen bestimmter Montan-Magnaten gekämpft und wird dies künftig erst recht nicht tun. Wenn jedoch zutrifft, daß der Aufstieg der Industrie sich deckt mit der Emporentwicklung der Lebensmöglichkeiten für die Gesamtheit des Volks, dann fällt für die Industrie die Notwendigkeit einer aparten Schutztruppe dahin, dann sind die Alldeutschen entbehrlich und nur noch Schwatzgemeinschaft. Die Entwicklung der Schwerindustrie aber ist jedenfalls besser gesichert, wenn sie, statt von einem Häuflein Phrasenmacher kompromittiert zu werden, lieber das unterläßt, was verschleiert werden muß, und sich auf ihre Zusammengehörigkeit mit den übrigen Bestandteilen des Reichs besinnt. Auf die Dauer sind die Alldeutschen auch als Prellbock gegen die Demo-

kratie nicht verwendbar, und die Schwerindustrie würde jedenfalls klüger handeln, wenn sie, statt die Ala zu füttern, sich rechtzeitig auf das gleiche Wahlrecht, auf die Abschaffung des § 153, auf die Einführung unvermeidlicher Monopole, auf eine angemessene Kriegsgewinnsteuer einstellte.

Publizisten von Johannes Fischart

XIII.

Octavio Freiherr von Zedlitz und Neukirch

Seine politische Tätigkeit reicht zurück bis in jene Zeit, da Preußen aus Ostelbien, der Altmark und den rheinischen Provinzen bestand. Im Todesjahr Friedrich Wilhelms des Dritten wurde er, 1840, zu Glatz geboren. Der Vater brachte es bis zum Königlich Preußischen Regierungspräsidenten. Der Sohn zu einer weniger hohen Stellung, aber doch zu erheblich größerem politischen Einfluß. Gleichsam mit Preußen ist auch er groß geworden. Aber er war, im Grunde genommen, ein Repräsentant des alten Obrigkeitsstaates Preußen, und nun, wo die Monarchie, mit hörbarem Ruck, sich anschickt, eine andere staatliche Laufbahn einzuschlagen, da wendet sich Octavio, der alte ritterliche Kämpe, ab und legt sich, müde und matt, aufs Krankenlager. Mit Hebbels Meister Anton seufzt er resigniert: „Ich verstehe die Welt nicht mehr", in der ich jahrzehntelang durch schlaue Kompromisse alle politischen Unebenheiten recht und schlecht zu glätten versuchte. Jetzt geht's, wie draußen unter dröhnendem Kanonendonner, auch drinnen hart auf hart. Alles ist auf ein Entweder-Oder gestellt, auf ein Alles oder Nichts, auf gleiches Wahlrecht oder Zuchtrute der Regierung: „Was habe ich da noch zu tun?"

„Schließlich habe ich jetzt auch das Recht, müde zu sein. In allen Aemtern habe ich, immer an sichtbarer Stelle, gesessen und bin darüber ein altes politisches Faktotum geworden. Ich erinnere mich noch, wie ich eben das zweite juristische Staatsexamen gemacht hatte und sofort amtlich ins ‚Ausland' geschickt wurde. Das waren damals auch ein paar Jahre, in denen um die Geschicke des europäischen Kontinents gewürfelt wurde. Ich wurde, 1864, der Preußischen Zivilkommission in den annektierten Elbherzogtümern zur Beschäftigung überwiesen. Ach, und dann gings, zwei Jahre später, in den frisch-fröhlichen Krieg wider Oesterreich. In Königgrätz haben sie mich, schwer verwundet, vom Schlachtfelde aufgelesen, den schmucken Landwehr-Offizier. Ja, und dann wurde ich wieder völlig gesund und begann langsam, Jahr für Jahr, die traditionelle bureaukratische Ochsentour abzuwickeln: Zuerst Assessor, drauf Landrat in Sagan. Dann gabs plötzlich eine Cäsur. Der Krieg mit Frankreich schüttelte alles durcheinander. Freilich, wenn ich so zurückdenke, wars damals gegen heute ein Kinderspiel. Kurz, mit einem Male saß ich als Unterpräfekt in Saint Quentin. Ob mein Amtshaus noch steht? Ich glaube nicht, auch das werden

die Kugeln wegrasiert haben. Was tuts? Totes und lebendes Inventar, ganze Geschlechter werden heute mit Stumpf und Stiel ausgerodet, und wir Alten haben nichts Gescheiteres zu tun, als unser bißchen Dasein der schnell vorwärts greifenden Sense entgegenzuhalten. Und dennoch, in jenen Tagen fing das Leben für mich erst an. Bismarck baute aus Riesenquadern das neue Reich, und ich durfte, in seinem Schatten, mitbauen. Der Wahlkreis Sagan-Sprottau entsandte mich in den Reichstag, und auf den Bänken der Konservativen nahm ich dort Platz. Zu den Frondeuren gehörte ich aber nicht, als der Eiserne mit seinem nationalliberalen parlamentarischen Gefolge liberale Politik trieb. Er hatte eine feine Witterung dafür, und eines Tages vertauschte ich mein Landratsamt mit einem Posten als Hilfsarbeiter im Reichskanzleramt. Meine Tätigkeit im Reichstage war damit zu Ende, und ich ließ mich fortan nur noch für das Preußische Abgeordnetenhaus aufstellen. Dem bin ich nun, seit 1876, bis zuletzt treu geblieben. Von der Wilhelmstraße kam ich nach dem Leipziger Platz ins Handelsministerium und wurde bald danach Vortragender Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Und achtzehn Jahre später berief man mich, 1899, als Präsidenten an die Spitze der Preußischen Seehandlung. Dazwischen lag ein langes, langes parlamentarisches Dasein, ein Wirken und Streben vor und hinter den Kulissen, immer kompromisselnd, von allen Parteien und allen Regierungsmännern gern gesehen. Ich trieb gewissermaßen Zwischenakts-Politik, war, mehr als einmal, an der Seite des alten Kardorff der postillon d'amour für schwierige politische Fälle. Und ich kannte die Menschen. Könige sah ich kommen und absterben, Systeme und Kurse, Minister und Geheimräte, Abgeordnete und Wähler, Menschen und wieder Menschen, und ich sah, wie zuguterletzt doch schließlich immer nur mit Wasser, mit verdünntem Wasser gekocht wurde, wie alle noch so kluge und sachliche Politik durch Persönliches, durch Materielles getrübt wurde, wie sie sich oft, um eines Prinzips willen, in den Haaren lagen, und sie taten mir leid. Ich suchte nach einem Kompromiß und — ja, so nannten sie mich denn mit der Zeit scherzweise Octavio, den Hell-Dunklen.

Allmählich machte mir das Politisieren im Zwielicht Spaß. Besonders, als Stumm und Kardorff sich vom Leben verabschiedeten und ich, an der Spitze der freikonservativen Partei, unbestrittener Schulmeister und Taktiker der Partei wurde. Sie lächeln. Gewiß, ich hätte richtiger Fraktion sagen müssen. Denn ich weiß, worauf Sie anspielen wollen, auf jenes Wort, daß man wohl freikonservative Abgeordnete, aber noch nie einen freikonservativen Wähler gesehen habe. Ich gebe Ihnen recht: Unsere Partei lebt von der Uneinigkeit der andern, die, wenn sie sich auf kein Kompromiß einigen, einem „Reichsfeinde" in so und so viel Wahlkreisen den Weg ins Parlament ebnen würden. Und dieses Odium will keine Partei, bislang wenigstens, auf sich nehmen und so

stellte, wo ein Ausweg fehlte, wo eine Partei der Konkurrenz das Mandat nicht gönnte, zur rechten Zeit sich stets ein Freikonservativer ein.

Indessen dürfen Sie, weil meine Partei und weil ich selbst nur Kompromisse in der Krippe hatte, mich auch nicht einen politischen Waschlappen schelten. Der bin ich nie und nirgends gewesen. Ich habe mein Leben genossen wie jeder Andre, liebte das Bier und liebte den Wein, und auch zarten Regungen war ich nicht immer unzugänglich. Habe natürlich auch Pech in meinem zivilen Leben gehabt. Na, Sie wissens ja, ich habe mich nicht wie Adam hinter dem Busch versteckt und die Oeffentlichkeit fragen lassen: „Octavio, wo bist du?" Mein Sohn hat mir durch seinen mehr als dummen Studentenstreich in Leipzig, als er, eifersüchtig, seine Liebste, jene Kellnerin niederknallte (erinnern Sie sich, da in irgend einer Weinstube unweit dem Bayrischen Bahnhof) wirklich einen starken Schlag versetzt. Aber er ist dann doch, drüben in Amerika, als Korrespondent des Berliner Lokalanzeigers, ein ganz tüchtiger Mensch geworden, der sich sein Brot wie jeder andere auch verdient hat.

Verzeihen Sie, ich schweifte ab und wollte doch von der Politik sprechen. Wo war ich doch? Richtig, beim politischen Waschlappentum, bei der Rückgratlosigkeit. Das war sicherlich nicht meine Eigenschaft. Blicken Sie zurück: Eben war ich Präsident der Seehandlung geworden, da wurde im Landtag die leidige Kanalvorlage eingebracht. Die Konservativen wendeten sich dagegen. Der Kaiser und König sprach das harte, fast absolutistisch klingende Wort: „Gebaut wird er doch!" Aber die Konservativen beugten sich nicht und lehnten ihn ab. Ich war einer jener Rebellen, die von der erzürnten Regierung kurzerhand aus Amt und Würden gedrängt wurden, die Dallwitz, Jagow, na, undsoweiter. Längst sind jene Revolutionsgenossen wieder obenauf und habens zum Statthalter, Minister, Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten und was weiß ich nicht noch alles gebracht. Und ich? Mir gab man erst, als ich fünfundsiebzig Jahre wurde, den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Titel Exzellenz. Zur Regierung selbst bin ich nicht zurückgekehrt, obwohl ich Bülows Freund und Helfer war, und Bethmann Hollweg sich gleichfalls gern meiner bediente: Zum Beispiel, bei der großen Reform des preußischen Wahlrechts, 1910, wo alles ursprünglich so schön nach meinem Kompromißrezept zu gehen schien, bis zuguterletzt nichts, rein garnichts draus wurde. Und, glauben Sie mir, im Juni vergangenen Jahres hatte ich die Rechts- und Mittelparteien, verstehen Sie, auch das Zentrum, wieder so weit, daß man beinah einen Rütlischwur auf mein hübsch ausgedachtes Pluralsystem tat. Selbst Bethmann Hollweg stand, wenn auch in diskreter Entfernung, Pate dabei und lächelte wohlgefällig über das werdende Werk. Und dann, dann ließ er uns im Stich und proklamierte das gleiche Wahlrecht. Ich faßte mir an den Kopf, ich wollte es einfach nicht glauben. Er

hatte eine sichere Mehrheit für meine Pluralreform in der Tasche und machte solche Geschichten. Ich war jedoch selbst jetzt noch nicht aus der Fassung gebracht, flugs bereitete ich ein neues Kompromißlein vor — und da, da ließ mich meine eigene Partei, der ich in dieser Frage mit einem Male zu links schien, im Stich und wählte mich nicht in die Wahlrechtskommission, wo alles gesagt, wo alles entschieden werden mußte. Das ist der schwerste Schlag meines Lebens gewesen. Ich habe mich denn auch entschlossen, nun den Vorsitz der Partei niederzulegen, da ich eine Politik: Faust gegen Faust nicht verantworten möchte. Können Sie sichs vorstellen, was werden wird, wenn die Regierung wirklich das Abgeordnetenhaus, kurz entschlossen, auflöst? Eine Regierungsparole gegen die Konservativen! Ist das überhaupt zu fassen? Das ist so, als ob in den Ministerien die Vortragenden Räte (die früher liberal schillernde Westen anhatten) gegen ihren Chef, den konservativen Herrn Minister bewaffnet loszögen! Ich bitte Sie, noch glaube ich an das konservative Dogma, daß Regierung und konservativ ein und dasselbe ist, und das einzige liberale Zugeständnis, das ich den Herren von der Regierung mache, ist, daß sie freikonservativ sein dürfen. Alle andern Parteien sind mehr oder minder suspekt, die Nationalliberalen, die Zentrumsmänner (mit denen ich früher mitunter allerdings gern Hand in Hand, dicht aneinander geschmiegt saß), die Fortschrittler, die Polen und die Sozialdemokraten. Die dürfen eigentlich, auch heute noch, von der Regierung immer nur als Objekt der Verwaltung und Gesetzgebung gewertet werden. Ich habe jedenfalls mit schnell pochendem Herzen alle und jede Ausnahmegesetzgebung mitgemacht. Und habe auch darin nicht umgelernt. Wie oft bin ich rasch auf die Rednertribüne gesprungen, wenn meine Beine, wie jetzt, noch nicht versagten, wenn mein Gesicht, angeregt, gerötet war, meine Glatze strahlend glänzte und mein immerhin stattlicher weißer Bart meinen Worten einen ehrwürdigen Rahmen gab. Ein Rhetoriker war ich nicht, obwohl ich stets ohne Konzept sprach. Aber das Ohr des Hauses hatte ich immer: Meine Sachlichkeit, meine unendliche Fülle von Erfahrungen auf allen Gebieten preußischer Verwaltungspraxis erdrückte sie, und in der Presse war ich das parlamentarisch-politische Lexikon, das zu jeder Stunde und in jeder Lage Rat und Auskunft gab.

Im roten ‚Tag' — worüber habe ich da nicht alles geschrieben! Und in der ‚Post', dem Hauptorgan der Freikonservativen, war ich als die jedermann bekannte „parlamentarische Seite" an jedem politischen Kreuzweg der Wegweiser, der noch stets einen Ausweg aus Wirrnis, Unklarheit und Dunkelheit gezeigt hat.

Sehen Sie, das soll nun alles aus sein. Ich soll nicht reden, ich soll nicht schreiben, ich soll nicht, auf hell-dunklem Schleichpfade spürend, handeln, ich soll nur im Bett liegen, soll nur meine Lebensjahre überzählen und soll im übrigen bloß tun, was mir der Arzt gebietet. Und blicken Sie zum Fenster hinaus, auf die

Prinz-Albrecht-Straße, da und überall weiter liegt ein andrer Schwerkranker, bei dem auch das Herz nachläßt und die Füße anzuschwellen beginnen: das alte Preußen. Und der Doktor, der da Medizin verabreicht, ist die Demokratie. Ich glaube, alle Aerzte wollen Menschen und Staaten zu Tode kurieren. Ich vermute, daß Bernard Shaw, als er die Satire ‚Der Arzt am Scheidewege' schrieb, so unrecht nicht hatte: Jeder Arzt ist ein zehn-, ein hundertfacher Mörder. Ich möchte denken, daß die Menschen, die ganze Welt plötzlich gesund werden würden, wenn man die Aerzte abschaffte. Und vielleicht auch die Politiker!

Entschuldigen Sie, wenn ich mich, angeekelt, auf die andre Seite lege."

Von und über Karl Kraus von Paul Hatvani

Der dritte Band der Gedichte von Karl Kraus: ‚Worte in Versen III' ist kürzlich (im Verlag der Schriften von Karl Kraus zu Leipzig) erschienen, und wieder darf die deutsche Lyrik der deutschen Sprache dankbar sein für diese Gabe. „Deutsch": das bekommt plötzlich eine andre Bedeutung. Im blutigen Traum der Gegenwart verloren, besinnt sich nicht mehr der Sinn seines Wertes, und das Wort, das ehedem ein geistiges Heiligtum bezeichnet hat — den deutschen Geist —, ist schal geworden im Alltag des politischen Gezänkes. Es hat mit dem guten Sinn die Besinnung verloren — die Verse von Karl Kraus aber sind die Geistesgegenwart der deutschen Sprache.

Dies mag ein Wortspiel sein; da es aber die Sprache gesprochen hat und der Sprecher nur Werkzeug sein darf vor der Majestät des Worts, kann es für sich sprechen. Und für den Anlaß: damit wird ein Problem gegenwärtiger deutscher Dichtung offenbar — die Unzulänglichkeit der Begriffe. Die Sprache geht über den Begriff hinaus; Ursprüngliches kehrt zum Ursprung zurück; die — sagen wir: psychischen Methoden der Lyrik haben eine unerhörte Erneuerung erlebt: Das Sprachbewußtsein ist erwacht!

In Karl Kraus hat sich, im Inferno der Zeit, die Geburt der Lyrik aus dem Geist neu vollzogen. Und was hinter den Realitäten der Glossen, Satiren, Aphorismen als heißes Herz in Haß und Liebe geschlagen hat, schlägt jetzt ans Gewissen der Welt. Bei Kraus ist Gewissen ein Komparativ von Wissen, und dieses „Wissen" wieder eine Form des Bewußtseins. Darin hat nunmehr alles Platz, was die Zeit erfühlt und erfüllt; was sie ausfüllt, und was ihr fehlt. Die Fülle und die Fehler; der Himmel und die Hölle; Liebe und Krieg. Also Zeit und Ewigkeit.

*

Alles, was zu diesem Buche gesagt werden kann, ist Bekenntnis. Die kritische Vernunft des Rezensenten weicht dem kritischen Gewissen des Menschen (der Mit-Mensch ist). Man könnte ja allenfalls in den drei Bänden ‚Worte in Versen' eine Steigerung, ein

Emporrauschen zu himmlischen Zielen feststellen: freilich würde sich dann ein philologisches Rencontre mit der Deutung des ‚Sprachproblems' schwer vermeiden lassen.

Dieses Sprachproblem behandelt eine soeben (im Verlag von Richard Lányi zu Wien) erschienene Broschüre: ‚Karl Kraus und die Sprache' von Leopold Liegler. Karl Kraus und die Sprache: in dieser Problemstellung ist nichts Problematisches mehr enthalten. Was zu einander in Beziehung gebracht wird, hatte einander vor allem Anfang erreicht; alles Andre wird ornamentale Arabeske und Kommentar, die von einer neuartigen Mechanistik des Geistes (Freuds psychoanalytischen Methoden nicht unähnlich!) leben. Als unlösbarer Rest bleibt das größere, weil metaphysische, Problem: Die Sprache und Karl Kraus. (Aphoristisch könnte man sagen: Er lebt von ihr —; wie wird sie diese Liebe überleben?) Diesem geht Liegler aus dem Wege; denn dieser Weg führt in das Gebiet jener pathetischen Philologie, das zu vermeiden Geschmack, Lebensart und künstlerisches Bewußtsein gebieten. Leider erstrecken sich diese Gebote nicht auch auf das Nachbarland des philologischen Pathos, das im Bilde der edlen Interpretation einer sprachgebornen Ethik störend, fast zerstörend wirkt.

Liegler sagt „Sprachmystik", wo es sich um Sprachbewußtsein handelt, und diese Verschiebung des geistigen Gleichgewichts ist fast ein Kriterium für eine Weltanschauung. Wo Liegler ein „aesthetisch-ethisches Gebilde, dessen Grundkräfte aber derart ineinandergreifen, daß ein völlig Neues und Einzigartiges daraus hervorgeht", nachweist, bedarf es vielleicht nur noch der Ergänzung durch das Glaubensbekenntnis einer neuen Zeit, um aus der Sprachmystik ein Sprachbewußtsein zu machen: Bewußtsein ist Alles. Und diese Hegemonie des Bewußtseins über Mensch und Wort bei Karl Kraus ist nichts andres als Otto Weiningers „Gedächtnis". (Um in Weiningers Terminologie zu bleiben, könnte man vielleicht sagen: das Wort des Karl Kraus ist von der „Henide" — so nennt Weininger das Embryonal-Formlose des Gedankens — am allerweitesten entfernt. Es ist ihr Gegenpol in der deutschen Sprache.)

Lieglers Arbeit, aus einer edlen Liebe zum Werk dieses einzigartigen Sprachkünstlers gestaltend, geht jeder metaphysischen Deutung, die über das gegebene Niveau der Philologie hinausreicht, bewußt aus dem Wege. So kommt es, daß er — festhaltend an der dogmatischen Gegebenheit einer „reinen Lyrik" — in Kraus nur selten den reinen Lyriker gelten läßt; daß er in dieser Lyrik das persönliche Moment von der „objektiven Notwendigkeit", es in den Mittelpunkt der Dichtung zu stellen, gewaltsam unterscheidet. Nun beherrscht ja das unumgrenzte Bewußtsein sowohl die objektive als auch die subjektive Notwendigkeit; denn Schmerz, Leid, Klage, Haß und Liebe sind von jeher schon Inventarstücke jeder lyrischen Landschaft gewesen, mag sie nun „im bloßen Sein beruhigt" atmen oder die Flamme des menschlichen Geistes durch das Weltall lodern lassen: ein Krater der Unendlichkeit. Die Lyrik von Karl Kraus

umfaßt eben alle Register des irdischen Orgelspiels, vom Maestoso des ‚Sonnenthal' bis zum Scherzo der ‚Grüngekleideten', vom Andante der ‚Wiese im Park' bis zur vox humana der Ballade: ‚Der Bauer, der Hund und der Soldat'.

*

Und so wäre ich denn wieder in diesem dritten Band angelangt, bei dem unvergleichlichen Gedicht, das — eine Fuge des menschlichen Jammers in dieser Zeit — wie kein andres reine, im bloßen Sein beruhigt atmende Lyrik ist und lodernder Aufschrei zugleich. Die beispiellose Eindringlichkeit jedes Wortes, das Karl Kraus je geschrieben hat, feiert hier den Triumph der höchsten Vollendung. Ein Hund ist verwundet worden: ein Soldat, der „vorbeigegangen" war, hat nach ihm gestochen. Der Bauer, des Hundes Herr, nach der Ursache der Verwundung und nach ihrem Grund befragt, kann nur — fast stumm — antworten:

„Wir wissens nicht. Doch wißt ihrs selbst wie wir,
daß Krieg ist. Mir und meinem armen Hunde
und Gott und jedem Kind und auch dem Tier
ist es bekannt, und Krieg schlägt jede Wunde.

Ich sagts euch, Herr, der Mann war ein Soldat,
und wer die Waffe hat, der schlägt die Wunde.
Wißt ihr denn nicht, wie viels geschlagen hat
in dieser gottgesandten Zeit und Stunde?"

Hier hat die Plastik des Erlebnisses die Gestaltungskraft der Sprache erreicht; die Form ergab sich dem Gegebenen. Und es tönt durch das Klangbild des Verses jene Monotonie der Zeit, die dem Hunde den Reim der Wunde bereithält und der Wunde die Alliteration der Waffe. Sprachkunst und Gegenwart, das Sein der Dichtung und der Schein der Welt sind eins geworden. Der Ausdruck ist dem Eindruck zuvorgekommen, und das Wort überflügelt den Begriff.

Dieses ist das Wunder der Dichtung des Karl Kraus: er „ringt" nicht nach Worten, sondern das Wort ist da, ehe es zu Wort kommt. Und wo die Lust des Sprachkünstlers sich der Qual vor dem Anblick der Sprecher verbindet, kann man sagen: Kraus ringt wohl nicht nach Worten, doch ringt er mit Wörtern.

*

An hundert Beispielen könnte man die unvergleichliche Homogenität von Wort und Erlebnis nachweisen; bis in den Tonfall und bis in die letzte Falte der rhythmischen Form folgt der weltgestaltete Inhalt der weltgestaltenden Sprache. Aus der Sprache ist die Welt erschaffen; immer wieder ist im Anfange das Wort.

Philologisch kann dieses Sprachphänomen immer nur interpretiert, niemals aber in seiner beseligenden Fülle offenbart werden. Die Philologie wird den Gedanken einer sprachlichen Intuition, die Wort, Klang, Ding, Bedeutung und künstlerische Wirkung umschließt, niemals gelten lassen. Sie wird es nicht glauben, daß ein

Epigramm in seinen vier Zeilen mehr vom Wesen jeder Dichtung auszusagen vermag als zehn Bände Literaturgeschichte. Freilich umfassen diese vier Zeilen alle sprachlichen Gegebenheiten, durch die eine irdische Erkenntnis metaphysisches Bekenntnis wird:

Die Satire ist wehrlos

Das Ungereimte aus Zeit und Ort
es drängt sich in den Löwenrachen.
Unendlich erliegt dem Reiz das Wort,
sich zu der Welt einen Reim zu machen.

Diese Wehrlosigkeit der Satire ist gleichzeitig auch die Situation des Sprachkünstlers vor der Welt. „Gestaltet" wird das Gestaltende; Wort und Ding lösen einander ab im Sinne des Geistes. Und aus dieser neuen Einheit von Form und Inhalt wird neu jenes unbegrenzte Weltbild einer Lyrik erschaffen, die aus Haß und Liebe erleuchtet und entflammt — anders als der Merker Richard Wagners —, das Urteil erhellt, das sie fällt.

Denn es gibt ein sprachliches Temperament, das vom satirischen Anlaß der Glosse bis zur reinen Hymne des Gedichts über Haß und Liebe gebietet.

*

So wird es möglich sein, daß ein Versband den aufs Höchste gesteigerten Haß der Szene: ‚Die letzte Nacht' enthält — in der die Hyänen auf dem Schlachtfeld der Welt ihren Reigen tanzen und der Herr der Hyänen ein blutberauschtes Alibi lüpft, ein Inkognito der Verruchtheit und Schuld — und gleichzeitig auch die Landschaft einer bessern Welt, eines Paradieses: ‚Vallorbe', die Abgründigkeit der Gefühle: ‚Verlöbnis' und die süße Symphonie der Zeitflucht: ‚Jugend'. Im ‚Verlöbnis' heißt es:

„Unsterblich küssen, unendlich denken" . . .

und diese Polarität scheint mir tief im Wesen des Bewußtseins erschlossen, das Wort und Welt gleichmäßig umfaßt. In Karl Kraus wird die Zufälligkeit des Ausdrucks überwunden: Das Wort ist am Ziel.

*

Und dieses Buch, der dritte Band der ‚Worte in Versen', bedeutet tiefstes Besinnen auf Kunst in der weltverlornen Gegenwart. Es ist die Geistes-Gegenwart der deutschen Lyrik, und einmal, vor dem jüngsten Gericht des Geistes, wird es Schuld und Sühne entscheiden, wie man davor gestanden hat. Es ist Anklage und Befreiung. Es ist das lyrische Bewußtsein unsrer Zeit.

Unsrer Zeit, die von ihren Künstlern verraten, von ihren Besten verlassen ist, deren Ueberlebende den Tod auf dem Schlachtfeld sterben. Unsrer Zeit, die nicht hören will, was sie fühlt. Die nicht fühlt, was hier sie hören kann: dieses vivos voco der Besinnung, das mortuos plango der Rache und des unendlich-menschlichen Gewissens fulgura frango!

Folkungersage

Niemals mehr wird Girardi zu sehen, zu hören sein. Durch einen Schleier blickt man auf das Gewirr von historischen Vorgängen, die einstmals August Strindberg besser dazu gedient haben, für die breite Menge seine Meinung von dieser schlechtesten aller Welten zu verals zu enthüllen. Oder war ihm etwa wichtig, seinen Landsleuten ein Geschichtsrepertorium zu liefern? Leider war es ihm nicht zu unwichtig. Vermutlich werden die Schweden außer dem Stilkünstler, zu dem uns sein bevollmächtigter Zerdeutscher nicht kommen läßt, auch den gelehrten Erforscher ihrer nationalen Vergangenheit hochschätzen. Dessen Verdienste, selbst wenn wir sie zu beurteilen wüßten, würden uns schwerlich anwärmen. Aber wie durch die Kämpfe der weißen und roten Rose nicht zu verhindern ist, daß wir auf den Grund eines menschlichen Herzens dringen: genau so wird in dem Wust von gleichgültigen Begebenheiten der leidende Strindberg fühlbar für Jeden, der fühlen kann. König Magnus hockt gebrochen neben dem Sohn und der Schwiegertochter, blutjungen Geschöpfen, die sterben. Da wird ihm gemeldet, daß der Feind vor den Toren steht. Achselzuckend kehrt er sich ab: er muß, solange es geht, auf den Schlag dieser Pulse horchen. Schade, daß sich nicht Strindberg mit derselben Geste von den Tabellen des skandinavischen Plötz zu der ewigen Musik der Seele gekehrt hat.

Diese Musik hat der selige Girardi gemacht, und darum ist er so namenlos geliebt worden; in seiner Heimat sogar von Leuten, für die sonst Theaterkunst hinter Kneipe und Karussell rangiert, in denen er aber zauberisch ihr verschüttetes edleres Teil, wie winzig es immer war, zu berühren, aufzurühren verstand. Es ist die Tragik von Strindbergs König Magnus, daß er dazu nicht fähig ist. Ihm ist gegeben, sich inmitten von Schmutzigkeit selber rein zu erhalten; nicht: seine Reinheit auszustrahlen, zu übertragen, fürs Gemeinwohl zu nutzen. Der Staat verderbt. Von außen dringen Krieg und Pest auf ihn ein, und innen ist nicht bloß etwas faul, sondern ungefähr alles. Ränke der Kasten und Parteien; Völlerei jeder Gattung; Irrwahn, mehr oder weniger gefährlicher; Pfaffentücke und Günstlingswillkür; Schmach und Schande der Folkunge durch die Jahrhunderte bis zu Magnus, dem Erben der Krone und der gehäuften Blutschuld. Er sühnt sie, er allein für ganze Geschlechter. Wie der Erdenweg Emanuel Quints ist dieses Königs Martyrium die Wiederholung der Passion Christi. Magnus vergilt Fluch mit Segen, reicht bei jedem Backenstreiche die andre Wange, predigt unter Räubern durch sein Wesen den Gottesfrieden, und es ist eine beinah unnötige Plakatierung der Dichterabsicht, daß das Symbol: das Kreuz von ihm leibhaftig herumgeschleppt wird. Wenn er darunter schließlich zusammenbricht, so ists zwar der vollgültige Ausdruck von Strindbergs, und nicht bloß Strindbergs Lebensanschauung, daß aufgefressen wird, wer nicht wild um sich beißt: aber meine Erschütterung ist mäßig.

Vielleicht nur heute, wo mir das Ende Girardis näher geht? Auf der höchsten Höhe angelangt, wird er gefällt. Vergöttert von einer Stadt, für die er die Verkörperung aller ihrer Tugenden ist; durch das Bewußtsein einer Popularität ohnegleichen in Glut erhalten; ge-

rüstet, noch mindestens ein Jahrzehnt die Kunst seines jung gebliebenen Körpers zu üben: muß er sich diesen Körper zur Untauglichkeit verstümmeln lassen. Das müssen heute Millionen Jünglinge? Aber es ist ja fürchterlicher, dergleichen fern vom Schusse zu müssen. Und es setzt die Stadt Wien nicht herab, daß sie mitten im männermordenden Kriege den Atem angehalten hat, weil auf einmal ein Greis gefährdet war, und daß sie diesem herrlichen Greis im Tode Ehren erweisen wird wie kaum je zuvor einem Volksgenossen. Nein, es wird heute mit Strindberg und mir nicht viel werden. Ich habe zu große Mühe, mir die Stimmung jenes Theaterabends zurückzurufen. Immerhin: öfter, als man bei einem so dicken Wall von mittelalterlicher Romantik und vaterländischen Daten und Fakten geglaubt hätte, brach der gramvoll wütende Strindberg der europäischen Gegenwart durch. Zwischen der Königin-Mutter und ihrem Geliebten Porse ein Auftritt schwirrte wie eine straff und straffer gespannte Saite einen einzigen kalten, dunkeln Ton: Haß, den Haß des ‚Totentanzes‘, aller Totentänze dieser gepeinigten und peinigenden Dichterkreatur. Hell steht gegen den finstern Hintergrund der ersten die dritte Generation: die zusammengescheuchten Königskinder, von denen aber die männliche Hälfte vorm frühen Hintritt schnell noch merken läßt, daß sie in reifern Jahren gewiß nicht verfehlt hätte, sich der Menagerie von eingeteufelten Mitmenschen würdig zu zeigen. Dazwischen also wandelt rührend und doch nicht rührend genug, weil zu unpersönlich, weil zu sehr ununterschiedenes Klageweib als Vertreter der zweiten Generation: König Magnus, um dessen glanzlose, trotz Hermelin und Zepter glanzlose Erdenexistenz ein Schimmer unirdischen Glanzes mehr gedacht als schweben gemacht ist.

Girardi — er hatte diesen Glanz, der ihn durchleuchtete und umleuchtete. In der Erinnerung daran ist es schwer, aber möglich, von einem halbschlächtigen Werk des nächtigen Strindberg zu reden. Den Interpreten täte Unrecht, wer sie in diesem Zusammenhang beurteilen wollte. In der Königgrätzer Straße gehts ja immer hochanständig zu. Ohne Brimborium wird die Dichtung, einmal von Meinhard, diesmal von Bernauer, treulich nachgeschaffen. Sicherlich ist von dem Ehrengast Albert Steinrück bis zu dem vielverheißenden Anfänger Wolfgang Zilzer außer einer zu schönen Frau Keiner und Keine des Dankes unwert, den man unter gewöhnlichen Umständen abstatten würde. Aber eine Jahrhunderterscheinung macht eben den Alltagsmaßstab zunichte. Mitsamt der Welt verarmen die Bretter, die sie vorgeblich bedeuten. Wie vieles hat man schwinden sehn, was man liebte, und wie wenig wächst nach, was man lieben könnte! Nach Mitterwurzer, Matkowsky und Kainz (die alle Drei — ist das nicht seltsam? — gleich jung: im dreiundfünfzigsten Jahr gestorben sind), nach Rittner und Lehmann, Sorma und Vollmer (deren Resignation unsre Bühnenbeherrscher anklagt, verurteilt, aber in keinem Verdauungsschlaf stört), nach dem teuern Sauer schließlich sein südlich üppigerer Bruder im Geist, im tiefsten Geist einer versinkenden Kunst der adligen Schlichtheit, der schöpferischen Beseelung, der vollen Menschennatur: Alexander Girardi. Solange ich Nachwelt für Diesen bin: so lange will ich ihm Kränze flechten.

Hedda Gabler von Alfred Polgar

In den Gesellschaftstragödien Ibsens steckt als heimlicher Inhalt: ein Lustspiel. Oder zumindest: eine Komödie. „Hedda Gabler' ist so. Eine Komödie mit schwarzer Perücke. Die Perücke wird von Jahr zu Jahr schütterer, die Maskerade stets deutlicher erkennbar. Jörgen Tesman war immer ein gutmütiges, komisches Haus, Rat Brack immer ein gefährlicher Liebhaber im Komödienstil. Aber der Eijlert Lövborg erschien ehemaligem Theaterpublikum wirklich als Genie mit tragischem Bruch der sittlichen Widerstandskraft. Was für ein lächerlicher Patron scheint er heute, mit seinem Manuscript in der Rocktasche, mit seiner Sorge um Geltung in der bürgerlichen Welt, mit seinem pathetisch aufgeplusterten bißchen Alkoholismus und Hang zur Drahrerei! Wie ihn Hedda nur ein wenig frozzelt, er traue sich nicht zu trinken und so: gleich trinkt er zwei Gläser Punsch und geht zum Junggesellenabend. Um dort was zu tun? Um dem von ihm als Dummkopf verachteten Jörgen Tesman sein neues Buch vorzulesen. Und gar die gefährliche Hedda! Wie haben die Jahre sie entdämonisiert! Früher schien ihre romantische Sehnsucht ein Raubvogel, unstet kreisend, gierig nach Fraß. Und als sie auf den armen Eijlert Lövborg niederstieß, die Raub-Elster, weil er gar so lockend von genialischen Besonderheiten glitzerte, da wurde einem ganz bang ums Herz. Heute scheint die Hedda ein undiszipliniertes Frauenzimmer, das zu ein paar Phrasen, die ihr armes Weibergehirn ausgeheckt hat, die dazugehörigen Tatsachen sucht. Sie will die Schönheit sehen, tasten, schmecken, sie gewissermaßen „mitmachen", „dabei sein". Und leider hat sie einen weibisch-süßlichen Begriff von Schönheit; so was mit Weinlaub im Haar und großer Geste. Ganz vertattert ist sie, daß Lövborg nicht einen drapierten Tod starb, einen Tod mit Faltenwurf. Sie ist eine Gans mit Schwan-Attitüden.

Das Leitwort der Neuinszenierung im Burgtheater spricht Hedda: „Ich kann gar nicht sagen, wie entsetzlich ich mich langweile." In der Tat, es war zum Einschlafen. Herr Marr, der in der Brahm-Truppe die siegreichen Ibsen-Schlachten mitgefochten, führte Regie. Er war bemüht, ein zwangloses Gesellschaftsstück mit seelischen Hintergründen aufzubauen und das Ibsen-Zeremoniell tunlichst zurückzudrängen. Aber es war stärker als er. Pausen nisteten sich ein, die Worte suchten Abstand von einander, um möglichst breite Schatten werfen zu können, und das Gespräch sank unwillkürlich ins Halblaute. Diskussion in der Kirche. Fräulein Marberg gibt der Hedda Iphigenie-Format. Sie sitzt und schreitet wie eine Priesterin. Ihre Rede ist durchaus, wie die Musiker sagen: punktiert. Um eine Oktave höher als die natürliche seelische Stimmlage. Ihre Hysterie hat jambisches Gefälle. Daß sie eine kluge, situationbeherrschende Schauspielerin, kommt zur Geltung. Herrn Franks Jörgen Tesman ist rechtens eine spaßig bescheidene, bescheiden spaßige Figur, der zähnefunkelnde, knarrende Gerichtsrat Brack des Herrn Marr ganz unbeträchtlich. Auch

von Fräulein Aknay als Frau Elvsted wäre nicht viel mehr auszusagen, als daß sie, soweit nötig, vorhanden war. Die brave Tante Jule des Fräulein Walbeck hatte die gewisse Burgtheater-Matronensüße. So schreiten, sprechen, gestikulieren keine ird'schen alten Weiber. Auch in den paar Worten, die Fräulein Kosch als Dienstmädchen zu erledigen hatte, gespensterte die ganze Ueber-Unnatur des Burgtheaters. Der Ejlert Lövborg gab Herrn Walden Gelegenheit, seine Leere zu offenbaren, und sein Geschick, aus ihr allerlei komödiantischen Tand hervorzufingern. Symbol solcher Künstler-Magie: ein leerer Zylinderhut, à huit reflets, aus dem gefällig Blümchen quellen. Dieser Ejlert Lövborg-Walden, glaubet mir, ist kein Alkoholiker, sondern ein Parfümiker. Er hat kein Buch über die Kultur der Zukunft geschrieben, sondern höchstens ein Libretto. Und er ist überhaupt kein Schriftsteller, sondern ein Tenor.

Lehrmittel von Egon Friedell

„Lehrmittel' ist ein Wort, das bereits durch seine ausnehmende Häßlichkeit tiefe Melancholie erzeugt. Ich glaube, das „Lehrmittelkabinett" ist für unsre Zeit dasselbe, was für das Mittelalter die Folterkammer war. Die Elektrisiermaschine entspricht dem Streckbett, die Leydnerflasche der Daumschraube, die Luftpumpe dem Spanischen Stiefel. Wenn man zur „Lehre von der Elektrizität" kommt, so ist der typische Vorgang der: Der Schuldiener bringt dem Professor ein häßliches und absurdes Konglomerat aus Glas, Harz, Messing, Tuch, Holz, Leder und andern wertlosen Stoffen. Der Lehrer hält nun einen längern Vortrag, worin die Worte „negativ" und „positiv" in der Majorität sind, und behauptet, es hänge nur von ihm ab, aus dem abscheulichen Monstrum, das vor ihm steht, Funken zu schlagen. Er dreht dann ziemlich lange an der Kurbel und erzeugt ein quälendes Knarrgeräusch, jedoch keine Funken, was übrigens keinen in der Klasse Wunder nimmt, da man es ja von vorn herein für ganz ausgeschlossen gehalten hat. Am Schlusse sagt er: „Nun, es muß etwas in der Leitung nicht in Ordnung sein, aber das Prinzip der Sache ist ja jedenfalls klargestellt. Ich werde morgen daraus prüfen."

„Lehrmittel" sind Dinge, die es eigentlich nicht gibt. Oder, um die Sache ganz genau auszudrücken: Lehrmittel sind Dinge, die die Natur eigens geschaffen hat, damit der Lehrer sagen könne: „Ihr seht, liebe Kinder, wie sich die Natur bisweilen auch in absonderlichen, ja abstrusen Formen gefällt." Sodaß man es eigentlich als eine Lücke in der Bibel empfinden muß, daß nicht von einem der Schöpfungstage gesagt wird: „Und Gott schuf die Lehrmittel." Denn sie bilden wirklich innerhalb der Schöpfung eine Gruppe für sich. So bin ich zum Beispiel fest überzeugt, daß die „Eisenblüte", die in keinem Lehrmittelkabinett der Erde fehlt, nur für Lehrmittelkabinette geschaffen wurde. Die charakterischste

Eigenschaft dieses Gesteins oder Metalls oder Gebüschs oder Gewürms — oder wie es sonst zu bezeichnen ist — besteht darin, daß es in nichts an Eisen und in nichts an eine Blüte erinnert. Mehr kann niemand von ihm aussagen. Ich könnte noch viele Naturprodukte anführen, die hierher gehören. Aber ich glaube, jedermann kennt ihrer genug. Auf den beliebten „Ichneumon“ möchte ich kurz hinweisen, weil nämlich alle Anzeichen darauf schließen lassen, daß er erfunden ist, und daß die Krokodile ihre Eier selbst essen. Er dürfte eine geschmacklose und schleuderhaft gearbeitete Attrappe sein, die von Mutter Natur bei dem Ausverkauf einer kleinen Konditorei billig erstanden wurde. Aber zum Schluß muß ich noch vor dem „Gürteltier“ warnen, weil ich von diesem Geschöpf nämlich ganz bestimmt weiß, daß es bloß in den Lehrmittelkabinetten sein Fortkommen findet, während es in der Natur überhaupt nicht gedeiht.

Ufa von Alfons Goldschmidt

Im März 1918 schrien die Zeitungen aus: „Filmreform“ — „Der Trust in der Filmindustrie“ — „Die Deutsche Bank führt die Filmindustrie“ — „Eine neue Aera des Flimmerspiels“. Geschickt gemacht. Man merkte den Reklamefachmann. Er kennt die Zusammenhänge von Geschäft und Presse und eignet sich daher vorzüglich zur Kulturpropaganda. Gestern zur Propaganda der Kalikultur, heute der Kinokultur. Ein tüchtiger Mann, der Vieles kann. Er macht aus Sauer süß. Aus Schwarz weiß. So wurde er in die Ufa (Universum Film-Aktiengesellschaft) delegiert. Vom Aufsichtsrat in den Vorstand. Delegiert wurde er. Man wird nämlich jetzt Präsident oder Delegierter. Das ist die Neuorientierung in der Großindustrie. Delegierter. Vielleicht richtiger: Delegat. (Siehe Meyers Konversations-Lexikon, Vierter Band: Delegat, derjenige, der infolge der Anweisung eines Andern etwas leistet oder zu leisten verspricht.)

*

Es wurde gleich eine riesige Sache. Mit 25 Millionen Mark Aktienkapital. Voran die Deutsche Bank und die Dresdner Bank. Das heißt: mit dem Namen, denn beide Institute zeichneten zusammen knapp 100 000 Mark. So hatte der Prospekt Wucht. Dann Jacquier & Securius, Schwarz, Goldschmidt & Co., Lindström undsoweiter. Aber das stand ja in den Zeitungen. In den Zeitungen wurde eine Firmenparade veranstaltet. Man sah gleich: Hier ist der richtige Mann am richtigen Platz. Der versteht die Presse. Er versteht sie.

*

Was will die Ufa? Die deutsche Industrie fördern; das Lichtbild veredeln; verdienen. Also idealer Kaufmannsgeist oder kaufmännischer Idealismus. So heißt es. Trust aus Veredlungsdrang. Zunächst einmal Trust. Man gliederte also an, kaufte auf, übernahm Aktien, machte Interessengemeinschaften. Gleich war ein Konzern fertig. Die Veredlung konnte beginnen. Sie begann mit der Sicherung der Majorität bei der Union A. G., dem Theater der Nordischen Film-Compagnie. Damit ist uns auf lange Jahre der Genuß der schwedisch-dänischen Filmfabrikate verbürgt. Eine überragende Veredlungstat. Direkt nach dem Programm der Kinokulturreformer. Denn wo bliebe das deutsche Gemüt, wenn ihm nicht täglich oder abendlich die schwe-

disch-dänische Fischware präsentiert würde? Es ist beglückende Familienkost, etwas Gesellschaftskitzel, etwas Eisbärenromantik, etwas Kriminalschauder, etwas Jungfräulichkeit und etwas weniger. Ferner erwarb man die Polihektograph A. G., die eigene Theater in Wien und Budapest unterhält, und bekam damit Einfluß auf die Ungarische Phönix-Gesellschaft. Die Ufa wird uns also auch mit dem ungarischen Fabrikat segnen. Ein prachtvolles Fabrikat. Direkt nach dem Programm der Kinokulturreformer. Wir sehen demnach: Veredlung des Lichtspiels und Förderung der deutschen Industrie mit schwedischen, dänischen und ungarischen Erzeugnissen. Sozusagen ein erweitertes Mitteleuropa. Ein Mitteleuropa bis tief in den Balkan. Denn ein Vertrag mit der Deutschen Lichtbildergesellschaft hat der Ufa nicht nur einen Teil der Fabrikation des Unternehmens, sondern auch dessen gesamte Orientorganisation mit eigenen Theatern in Rumänien, Bulgarien und der Türkei verschafft. Sozusagen ein erweitertes Mitteleuropa, ein Brückenidealismus, eine gegenseitige Durchdringung mit Edelware.

*

Doch das war nur ein Segment des Kreises. Wir erblicken weiter den Fürsten Donnersmarck, der eine Rohfilmfabrik stellt. Einen Kino-Apparate-Bau, betrieben von Lindström, zwei Verleihfirmen (die Firma James Henschel in Hamburg mit vielen Theatern, die Frankfurter Film-Compagnie), übernommene Pachtverträge, aufgekaufte Produktionsfirmen und kleine Regisseurgesellschaften. Also ein großzügiger Konzern, ein Konzern mit Vielfältigkeit, mit Universalität vom Ei bis zum aufgetischten Hühnerbraten. Alles mit 25 Millionen Mark? Eine großzügige Verwaltung reicht nicht mit dem Grundkapital. Sie nimmt das Gute, wo sie es bekommt. Sie kauft Theater zu höchsten Kriegspreisen, unwirtschaftliche Kleingesellschaften, schließt Abnahmeverträge auf zehn Jahre zu Kriegspreisen, gründet Fabriken zu Kriegspreisen und schlägt so der Konkurrenz ein Schnippchen (Agfa, Ernemann). Sie arbeitet etwa wie Rockefeller oder der englisch-amerikanische Tabaktrust: erst mit Großherrenspesen und dann mit Marktbeherrschungen. Jedenfalls mit Großherrenspesen. Die 25 Millionen Mark Aktienkapital dürften längst überklettert sein, vielleicht um mehr als das Doppelte. Wir erleben somit nicht nur eine Kinokulturveredlung, nicht nur eine Förderung der deutschen Industrie, sondern auch eine Fundamentierung der Rentabilität. Bei Saner war es gemütlicher.

*

Großzügig ist die Ufa. Sie weiß, daß man nicht nur die Sache, sondern auch den Geist bezahlen muß. Denn Geist verbindet. Verbindender Geist, das ist heute die Hauptsache. Fachleute brauchen wir nicht mehr, in einer Zeit, wo ein Tageszeitungsmensch, dessen Geschichtsvermerke vor kurzem noch aus Stichproben stammten, von heute auf morgen zum Historiker wird. Weshalb also soll die Ufa nach der alten abgetakelten Methode verfahren? Sie nimmt den Geist, woher er auch kommt, wenn er nur verbindet. Denn Verbindungen, das ist die Hauptsache. Das kostet Geld, aber es lohnt sich. Wenigstens für Die, die von karger Krippe an die gefüllten Kästen des Großkapitals kommen. Für die lohnt es sich, der Sache nützt es nichts. Es ist da eine eigenartige Sachsengängerei angebrochen, die der Sozialpolitiker und Sozialethiker mit starkem Interesse verfolgt. Sie haben ihre Entschuldigungen, gewiß. Aber es war etwas Schönes um jenes alte Preußentum. Wie sagte mir doch ein strebender Mann? Erst werde ich Geheimrat, dann werde ich Industriedirektor. Denn Verbindungen, so sagte er, die machen es.

*

Auch die Regierung hat sich mit 6 Millionen an der Ufa beteiligt? So sagt ein Gerücht. Vielleicht wird man in der Budgetkommission darüber etwas erfahren. Die Regierung wird sich doch nicht an einem Unternehmen beteiligen, das mit solchem Erfolg Gemüts- und Geschmacksveredlung, Förderung der deutschen Industrie und der eigenen Rentabilität betreibt! Denn die Regierung will ja mehr sehen als Geschäftsgangnotizen zweieinhalb bis drei Monate nach der Gründung, als Kulturankündigungen, die den Staunenden den Weg in den Kinoklub, das Kinovarieté und dergleichen Ethisierungsstätten zeigen. Die Regierung will, dessen bin ich gewiß, Solidität sehen, wirkliche Veredlung des Gemüts und des Geschmacks, wirkliche Förderung der deutschen Industrie, wirkliche Rentabilität. Erst wenn sie das alles gesehen hat, darf sie sich beteiligen. Erst dann auch dürfen sich die Vielen beteiligen, denen jetzt die Aktien mit Nachdruck angeboten werden. Sie werden sich den Kauf gründlich überlegen müssen.

Antworten

Emerenzia. Sie begehren, aus der ‚Weltbühne' zu erfahren, was es mit dem Expressionismus auf sich habe. Aber das steht bereits in den Nummern 5, 6 und 10 des dreizehnten Jahrgangs.

Willi Wolfradt. Tue recht und scheue niemand. Auch nicht die Radaubrüder, die uns erschlagen werden, wenn ich Ihren Brief drucke. „Seit 1914 ist es, wie mit jeder Importware, auch mit Ismen schlecht bestellt gewesen, denn das ewige Einerlei von Militarismus, Nationalismus, Patriotismus, Heroismus, und was sonst so auf den Markt gebracht wurde, kann kaum als Kriegsersatz gelten. Man hat es also der kleinen Schar selbst in diesem Winter unverfrorener junger Leute Dank zu wissen, daß sie die ihnen rätselhafterweise gespendete Muße dazu benutzten, endlich den ‚Dadaismus' zu erfinden. Das ist der Versuch, das Dasein in ein Dadasein zu verwandeln. Grundsatz: nicht zu manifestieren. Grundsatz: Untreue. Grundsatz: Grundsatzlosigkeit. Richtung: gegen. Zum Beispiel gegen Kunst, was gelingt; zum Beispiel vermittels eines Kriegsgedichtes, das, mit Kinderknarre und Aeffchenpauke den Lärm der Schlacht imitierend, den Naturalismus, freilich ohne die Unterlagen einer selbständigen Beobachtung, kläglich unterbietet. Gegen: Hingabe — aber an jeden Dreck. Gegen: Stimmung. Trotzdem unausweichlich Erzeuger von recht ausgesprochener Stimmung; in der Sezession, wo die Großschnauzen der Stille sich ausquatschten, ging der Schluß gradezu in Stimmung unter: alles heulte, bog sich, wieherte. Man stand auf Stühlen, rannte nach Belieben herum, rief sich unter Tränen etwas zu, Viele fanden es nett, ein bißchen zu rauchen. Ein Feldgrauer rief nach dem Schützengraben. Hausschlüssel gaben ihr Letztes her. Die Flegelstimme vorn ließ sich nicht stören und steigerte nur ihre unpathetische Lautheit. Der Rausch empörter Lustigkeit, dem sich kaum jemand zu entziehen vermochte, bemächtigte sich eines Publikums von überwiegend ernstem und bereitem Aussehen, das nicht gekommen schien, um alles Fremdartige verrückt zu finden. Die Dadaisten aber sind auch nicht verrückt, sondern nur freche, sensationslüsterne Macher; leider nicht ohne Talent. Die Wirkung ihrer Produktion, uns nachträglich etwas beschämend: dieser Ausbruch einer fast dadadistischen Würdelosigkeit und Ungezogenheit müßte sie eigentlich sehr freuen. Der Prophet der ganzen Clownerei einer erlebnisgeizige Herzlosigkeit affektierenden Gesinnung, die nur wider Willen Kunstrichtung zu sein behauptet, ist Herr Richard Huelsenbeck, der dafür eigentlich zu gut aussieht. Eine Dialektik von nicht alltäglicher Dreistigkeit,

aber von erheblichem Witz kleckert ihm nur so vom Munde. Er entwickelt in unsagbar überheblichem Leierkastenton sein Bekenntnis, das nichts ist als ein Torkeltanz indianisch heulender Negationen, die zur Weltanschauung gewordene Katzbalgerei innerer Minderwertigkeiten, die kreischende Trompete wider die schmachvollen Rückständigkeiten eines Expressionismus, Aktivismus und Futurismus. Hinter alledem aber hockt grinsend eine von Ueberspitzungen und Zerreiztheit zerrüttete Kultur, die sich hier unter dogmatischem Getue in die Doppelfaxe nachttöpfischer Primitivität und universierter Bindungslosigkeit hineinkokettiert. Lümmelhafte Untiefe klaut keß die Endergebnisse von schmerzlichen Gottsuchern und Irrfahrern des Geistes, die sich aus Bränden der Scham und des Zweifels zu spielender Bescheidung fanden, um ihrer Weisheit letzten Schluß hier dazu erniedrigt zu sehen, daß eine Handvoll scheckiger Gehirngaukler damit ihre Mätzchen bestreiten. Der Dadaismus hat keinen ernsten Kern, sondern erlallt sich in Sensationsgier und Bluffluſt fremde Tiefen. Ein Nonplusultra greller Uninnerlichkeit, dem man sein Cabaretgeschäft gönnen soll, um desto nachdrücklicher auf die ins Metaphysische langenden Finger zu klopfen. Der Selbstmord steht dieser eitlen Komödie allzu Unverrückter auf der impertinenten Stirn. Wenn Sie meinen Eindruck zur Diskussion stellen wollen, lieber Herr Jacobsohn, so wäre ich Ihnen sehr dankbar." Aber gibts denn da, dada überhaupt eine Diskussion?

Max Epstein. Sie teilen mir mit, daß Sie mit Gustav Charlé eine ‚Freie deutsche Bühne' gegründet haben. „Sie ist eine selbständige Gesellschaft, die literarische Vorstellungen in der Komischen Oper veranstalten wird. In Aussicht genommen sind für das Jahr zehn Vorstellungen, die an Sonnabend-Nachmittagen stattfinden sollen. Die ‚Freie deutsche Bühne' will wirklich wertvolle Werke, die überhaupt oder mindestens in Berlin unbekannt sind und auf Aufführung in absehbarer Zeit nicht zu rechnen haben, musterhaft zur Darstellung bringen. Sie will ihr Tätigkeitsgebiet dadurch erweitern, daß sie auch in Berlin unbekannte oder in ihrer Bedeutung nicht gewürdigte Darsteller und Regisseure vorführt." So stands schon vor ein paar Wochen in den Tageszeitungen, und nun schreiben Sie über die Erfahrungen, die Sie in dieser kurzen Zeit gemacht haben: „Seit der Gründung der ‚Freien deutschen Bühne' sind uns etwa zweihundert Manuscripte zugegangen. Das ist gewiß viel. Aber es ist uns noch nicht genug. Wir haben nämlich die feste Ueberzeugung, daß in Deutschland und Oesterreich noch viele Werke und Autoren existieren, die von uns nichts wissen. Ich habe das Gefühl, daß manche Autoren zurückhaltend sind, weil sie immer noch glauben, daß wir so eine Art Versuchs- und Probebühne sind. Helfen Sie uns in der Verbreitung der Versicherung, daß wir ein selbständiges und unabhängiges Unternehmen sind, daß wir die Werke unsrer Autoren möglichst vollkommen herausbringen und, wenns nottut, auch lange genug spielen werden. Wir machen keinem Konkurrenz, aber fürchten auch keine, obwohl wir überzeugt sind, daß wir genug gegen Mißgunst werden ankämpfen müssen." Die wird hoffentlich nicht ausbleiben. Hoffentlich. Denn sie wäre ja der Beweis eures Wertes. Warten wir ab, ob er erbracht werden wird. Mich stimmt ein bißchen bedenklich, daß ihr um Einsendungen bittet und offenbar bitten müßt. Existenzberechtigung und Erfolg der Freien Bühne beruhten darauf, daß nicht nur vorhanden, sondern auch den Gründern bekannt eine dramatische Literatur war, die nach der Bühne verlangte, aber auf die stehende nicht gelangte. Heute dagegen hat eigentlich kein junger Autor Ursache, den Geschäftstheatern zu grollen. Umwirbt ihn nicht Reinhardt, so umwirbt ihn Barnowsky. Und umwirbt ihn der Eine, so um-

wirbt ihn der Andre erst recht. Und schweigt Berlin, so schreit München. Und hat München geschrien, so flötet Berlin hinterher. Und überhaupt gehts den jungen Autoren eher zu gut als zu schlecht. Und bei dieser Konjunktur faßt euch Staunen, daß unter zweihundert Manuscripten, die an euch Außenseiter kommen, kein brauchbares ist? Ich bin neugierig, ob ihr jemals ein brauchbares kriegen werdet. Kriegt ihr keins, so ist das gewiß kein Unglück, sondern das Zeichen, daß eure Gründung nicht nötig war. Seht ihr dies Zeichen, so laßt euch warnen. Weil ihr nun einmal das Licht der Welt erblickt habt, bildet euch nur nicht ein, daß auch die Welt euer Licht erblicken müsse. Ernennt nicht angenehme Talente zu neuen Genies, denen die Bahn zu brechen ihr für eure Sendung auf Erden erklärt. Das besorgt schon das Junge Deutschland. Aber dies alles soll mich nicht hindern, eure Bitte weiterzugeben. Vielmehr schadenfreue ich mich, daß jetzt ihr in der Makulatur ersticken werdet, die trotz allen Beschwörungen und Verwarnungen unablässig auf mich niedergegangen ist. Möge keiner meiner lieben Klienten sich fürder meiner Adresse bedienen, sondern jeder der Ihren: Max Epstein, Berlin, Unter den Linden 71.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Geschäftsbericht für das Jahr 1917.

Unter dem frischen Eindruck der jüngsten, von beispiellosen Erfolgen gekrönten Taten unseres Heeres an der Westfront wenden wir unseren Blick dankerfüllt zu den bewunderungswürdigen Leistungen der deutschen Waffenmacht zu Lande und zu Wasser im verflossenen Jahre zurück, die uns die Schwelle des neuen Jahres in einer so viel günstigeren Lage als Ende 1916 haben überschreiten lassen, obwohl die Zahl unserer Feinde sich weiter vermehrt und ihre Macht insbesondere durch den Eintritt der Vereinigten Staaten von Amerika eine ins Gewicht fallende Verstärkung erfahren hatte. Rußland ist zusammengebrochen und wird im Innern durch furchtbare Revolutionsstürme erschüttert, Rumänien, jeder Hoffnung auf Sieg beraubt, zum Frieden genötigt, Italien, nachdem es durch einen wuchtigen Schlag alle bisher errungenen Vorteile verloren hat, militärisch und wirtschaftlich hart bedrängt. Die anderen Mitglieder der Entente führen den Krieg zwar noch fort, unverkennbar hat aber durch die Wirkungen des U-Bootkrieges und die geistige Ueberlegenheit unserer Heeresführung ihre Lage auf dem europäischen Kriegsschauplatz sich bedeutend ungünstiger gestaltet und ihre wirtschaftliche Not eine bedrohliche Höhe erreicht. Unter diesen Verhältnissen dürfen wir hoffen, daß der Krieg in nicht zu ferner Zeit zu einem uns günstigen Abschluß gelangen wird, und mehr und mehr richtet sich das Augenmerk unserer wirtschaftlichen Maßnahmen auf die Vorbereitung der kommenden Friedenswirtschaft.

Im Vordergrunde der Erörterungen steht hierbei die Frage der zukünftigen Regelung der Staatsfinanzen. Wenn auch zu erhoffen ist, daß der dabei mit Vorliebe behandelte Gedanke einer einmaligen starken Vermögensabgabe zum Zwecke der Schuldentilgung aus Rücksichten auf die unheilvollen Folgen, die seine Durchführung für unsere Volkswirtschaft nach sich ziehen würde, wie auch aus Rücksichten der steuerlichen Gerechtigkeit fallen gelassen werden wird, so wird doch die unvermeidliche starke Steuerbelastung des Einkommens wie auch des Besitzes neben hohen Verkehrs-, Produktions- und Konsumsteuern der deutschen Volkswirtschaft Lasten aufbürden, die sie nur dann wird tragen können, wenn, wie wir bereits im vorjährigen Berichte ausführten, ein wesentlicher Teil der abermals ungeheuer gewachsenen Kriegskosten auf die Feinde abgewälzt wird und der Unternehmungsgeist nicht erstickt und der Intelligenz freie Bahn zur Entfaltung belassen wird.

Da die Vorbedingungen unserer Wirtschaftsführung im vergangenen Jahre keine wesentlichen Veränderungen erfahren haben, so weisen auch die Erscheinungen, die sie gezeitigt hat, wohl eine Vertiefung, aber keine Abweichung gegen diejenigen des Vorjahres auf. Wir können deshalb hier auf ihre eingehende Besprechung in unseren früheren Geschäftsberichten Bezug nehmen. Hervorheben möchten wir nur, daß die staatlichen Eingriffe in die private Wirtschaftsführung eine weitere Ausdehnung erfahren haben. Wenn dies auch für die Kriegszeit als eine durch unseren Abschluß von der Außenwelt bedingte staatliche Notwendigkeit hinzunehmen war, so muß doch dem sich mehr und mehr geltend machenden Bestreben, solche Eingriffe auch für einen längeren Zeitraum nach Beendigung des Krieges bestehen zu lassen oder gar noch auszudehnen, mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Nie hat sich die Ueberlegenheit der Privatwirtschaft über die Staatswirtschaft denjenigen, die einen Einblick in die wirtschaftlichen Betriebe genommen haben, deutlicher gezeigt als im gegenwärtigen Kriege. Darum muß vor jeder Ausdehnung des Staatsbetriebes, sei es auch nur in der Form des gemischtwirtschaftlichen Betriebes, aufs eindringlichste gewarnt werden. Nur die freie Betätigung in Handel und Industrie kann die Wunden heilen, die uns der Krieg geschlagen hat. Von besonderer Wichtigkeit wird hierfür auch sein, daß der Eingang der privatwirtschaftlichen Forderungen an das feindliche Ausland weit mehr als dies bisher geschehen unter die Gewährleistung der feindlichen Regierungen gestellt wird.

Die Ernte an Brotgetreide war im Jahr 1917 mittelgut, die an Hackfrüchten gut; dagegen blieb die Ernte an Futtermitteln hinter den Erwartungen zurück, so daß der Viehbestand noch weiter eingeschränkt werden mußte. Im allgemeinen sind die Ernährungsverhältnisse besser

geworden, als sie vor einem Jahre waren, trotz zahlreicher und oft berechtigter Klagen über Mängel der Organisation in der Verteilung der Lebensmittel und in der Belieferung einzelner Gebiete, zumal der großen Städte.

Schwer aber lastet die Teuerung der Lebensmittel und aller Gebrauchsgegenstände auf der Bevölkerung, soweit sie in ihren Einnahmen auf feststehende Bezüge angewiesen ist, während für die Arbeiterbevölkerung die Folgen dieser Preissteigerung erheblich gemildert sind durch die gesteigerte Nachfrage nach Arbeitskräften und die dadurch hoch gestiegenen Lohnsätze. Ueberdies waren die Arbeitgeber nachdrücklich bemüht, nicht nur durch finanzielle Beihilfen, sondern auch durch eigene Organisationen den Arbeitnehmern die Beschaffung ihres Bedarfs an Lebensmitteln zu erleichtern. Wie stark der Bedarf an Arbeitskräften ist, zeigt die **Statistik des Arbeitsmarktes.** Sie weist im Verhältnis zu den offenen Stellen einen dauernden Rückgang der Arbeitsgesuche auf, nicht nur der männlichen, der sich ja schon durch die Einziehungen zum Heere erklärt, sondern auch in der Zahl der weiblichen, die vom Mai bis Oktober ununterbrochen hinter der Zahl der offenen Stellen zurückgeblieben ist, während vor einem Jahr noch ein Ueberangebot von weiblichen Arbeitskräften ausgewiesen wurde. An Gelegenheit zu hochbezahlter Arbeit hat es also nicht gefehlt.

Zu den bemerkenswertesten Zeichen der Zeit gehört der schon im vorigen Bericht erörterte, im abgelaufenen Jahr aber noch weit stärker hervorgetretene **Zusammenschluß verwandter oder sich ergänzender Betriebe,** der teils freiwillig, teils durch staatlichen Zwang, wie z. B. in der Seifen- und in der Schuhwarenindustrie, erfolgt ist, und der einen besonders großen Umfang im Bankgewerbe, in der Schwerindustrie, in der Kaliindustrie, bei den Versicherungsgesellschaften und bei den Brauereien annahm.

Auf manchen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens hat die Kriegszeit zu Einrichtungen geführt, die einem längst überwundenen Zustande der wirtschaftlichen Entwicklung angehören. Das gilt insbesondere von der Wiederherstellung des **behördlichen Genehmigungszwanges für die Gründung von Gesellschaften und für Kapitalserhöhungen,** sobald der Betrag von 300 000 Mark überschritten wird. Diese nur durch den Krieg gerechtfertigte Maßregel wird voraussichtlich auch nach Friedensschluß zunächst beibehalten werden müssen, um wenigstens in der ersten Zeit nach dem Kriege den Kapitalmarkt im allgemeinen Interesse vor unzeitgemäßer Inanspruchnahme zu schützen. Die Genehmigungspflicht für die Gründung wirtschaftlicher Unternehmungen steht aber im Widerspruch zu Geist und Wesen der wirtschaftlichen Entwicklung, in der unsere Volkswirtschaft eine so gewaltige Leistungsfähigkeit erlangt hat, und sie wird daher zu beseitigen sein, sobald die Umstände es irgendwie gestatten.

Eine großzügige Maßnahme haben dagegen die Reichsregierung und Volksvertretung getroffen durch das Gesetz über die Wiederherstellung der deutschen Handelsflotte nach dem Kriege. Die großen Geldmittel, die der jetzt beschäftigungslos daniederliegenden **Reederei** als Beihilfen zur Verfügung gestellt werden sollen, werden sie instand setzen, den Wettbewerb mit den feindlichen und neutralen Schiffahrtsunternehmungen erfolgreich aufzunehmen, die, trotz riesiger Verluste durch die Tätigkeit unserer Unterseeboote, doch ungeheure Gewinne aus der Kriegslage gezogen haben. Dadurch wird aber erst die Voraussetzung geschaffen für die Neubelebung der gesamten Volkswirtschaft, soweit sie mit dem überseeischen Warenhandel zusammenhängt. Auf die gewaltigen Aufgaben, die unserer Seeschiffahrt harren, rüsten sich Reederei und Werftindustrie auch aus eigener Kraft. Die Zahl der Werften hat eine bedeutende Erhöhung erfahren, und auch durch Begründung von Schiffsbeleihungsbanken ist man bestrebt, den Schiffsbau zu fördern. So kann das deutsche Volk darauf rechnen, daß sich bald nach Friedensschluß sein Außenhandel wieder neu beleben wird, dem hierbei auch unsere langgedehnten Grenzen und die zahlreichen internationalen Eisenbahnverbindungen von Vorteil sein werden. — Von größter Bedeutung für Deutschlands weltwirtschaftliche Stellung verspricht auch das in Aussicht stehende Gesetz über die Entschädigungen für die durch den Krieg entstandenen Verluste in unseren **Kolonien** zu werden, dessen Ziel, die Unternehmungslust im überseeischen Verkehr nicht ermatten zu lassen, schon durch die von der Reichsregierung

bewilligte vorläufige Zahlung von Vorschüssen an lebenskräftige Kolonialfirmen eine dankenswerte Förderung erfahren hat.

Die Zusammenfassung der Bearbeitung aller auf Handel, Industrie und Schiffahrt bezüglichen Angelegenheiten in dem neuen **Reichswirtschaftsamt** entsprach den Wünschen der beteiligten Kreise, welche davon in erhöhtem Maße eine tatkräftige Förderung der deutschen wirtschaftlichen Interessen erwarten.

Unter Berücksichtigung der starken Einschränkung, welche die freie Erwerbstätigkeit durch staatliche Eingriffe in verschiedener Richtung erfahren hat, und der wachsenden Schwierigkeiten, wie sie im Mangel an Rohstoffen, im Mangel an Arbeitskräften und in der unzureichenden Schulung der Ersatzkräfte, schließlich in der allmählich nachlassenden Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen hervortraten, war das Maß der Gütererzeugung ein erstaunliches. Die Verkehrsstörungen machten sich, wenn von den vielen Unzuträglichkeiten im privaten Reiseverkehr und den zeitweisen Hemmungen in der Zufuhr von Lebensmitteln abgesehen wird, namentlich in der **Montanindustrie** geltend. Bei den Steinkohlen- und Braunkohlenzechen sammelten sich große Kohlenvorräte an, die den Verbrauchern nicht rechtzeitig, zum Teil auch gar nicht zugeführt werden konnten. Da die Rüstungsindustrie zunächst, und zwar vollständig, versorgt werden mußte und ihre Ansprüche sich immer steigerten, so gerieten andere Industriezweige in Bedrängnis, und in der ganzen Bevölkerung machte sich die unzureichende Belieferung mit Hausbrandkohlen zeitweise stark fühlbar. Doch gelang es schließlich auch hier, durch entsprechende Maßnahmen diese Störungen auf ein erträgliches Maß zurückzuführen.

Die **Steinkohlen- und Braunkohlenindustrie** hat im verflossenen Jahre mit gutem Erfolge gearbeitet, obwohl zeitweise die Preise nicht im Einklang mit den erhöhten Selbstkosten standen. Auch gegenwärtig macht dies Mißverhältnis sich wiederum geltend. Eine große Tragweite wird für die Entwicklung dieser Industriezweige den neuen Verfahren zur Vergasung der Kohlen und der dadurch gesteigerten Gewinnung von Heiz-, Treib- und Schmierölen beigelegt, welche unsern Bedarf an ausländischen Produkten dieser Art erheblich einschränken wird.

Dank der starken Konzentration, die in der **Eisenindustrie** vor dem Kriege stattgefunden hatte und die sich im Berichtsjahre fortgesetzt hat, und dank ihrer technischen Vervollkommnung konnte diese den aufs höchste gesteigerten Anforderungen der Militärverwaltung und der neutralen Länder gerecht werden, und trotz der ununterbrochen anwachsenden Selbstkosten, der vermehrten Ausgaben für Wohlfahrtszwecke und Fürsorge zu Gunsten der Kriegsteilnehmer und ihrer Familien sowie ungeachtet der durch den häufigen Wagenmangel verursachten Betriebsstörungen befriedigende Erträgnisse erzielen.

Etwas besser als im Jahre 1916 hat sich die Lage des **Kalibergbaus** gestaltet. Die Erträgnisse sind freilich nach wie vor unbefriedigend, obwohl auch die Kalipreise erhöht worden sind. Auch hier haben sich die Verkehrsstockungen im Eisenbahnbetrieb sehr störend fühlbar gemacht. Trotzdem hat der Kaliabsatz in der deutschen Landwirtschaft eine steigende Richtung genommen. Betrug er für 1913 5,3 Millionen Doppelzentner, so belief er sich im Jahre 1916 auf 6,8 Millionen und im Jahre 1917 auf über 8 Millionen Doppelzentner. Diese günstige Entwicklung und der für die Friedenszeit zu erwartende wesentlich gesteigerte Kalibedarf verursachten starke Käufe von Kaliwerten durch das Publikum und eine so bedeutende Aufwärtsbewegung ihrer Kurse an der Börse, daß ihre Bewertung mit der Rentabilität schwer in Einklang zu bringen ist. Die ganze Lage der Kaliindustrie drängt auf Zusammenschluß der Betriebe hin. Auch die uns nahestehenden Kaliwerke Aschersleben haben gegen Ende des Jahres die Kaliwerke Hattorf in sich aufgenommen.

Eine immer steigende Bedeutung zunächst für die Kriegführung, aber auch für die kommende Friedenszeit, haben eine Reihe **neuer Industriezweige** gewonnen, deren Begründung wir der Notlage verdanken, in die wir durch die Absperrung vom Auslande versetzt worden sind. Zu ihnen gehören u. a. außer der bereits erwähnten Gewinnung von Mineralölen aus Steinkohle und Braunkohle vor allem der Ersatz von Chilisalpeter durch Luftstickstoff, die Herstellung von Papiergarn aus Holzstoff, das die bisher importierten Faserstoffe wie Jute und Hanf zu ersetzen geeignet ist, ferner die Erzeugung von künstlichem Hartgummi und künstlichem

Leder sowie die neuen Verfahren zur Gewinnung von Essigsäure, Azeton, Schwefelsäure und Aluminium. Diese Industrien haben zum Teil bereits einen bedeutenden Umfang angenommen, und es besteht begründete Aussicht, daß sie sich auch nach dem Kriege als lebensfähig erweisen und uns vom Auslande unabhängiger machen werden.

Der **Geldmarkt** zeigte im verflossenen Jahre dieselben Merkmale, die während der ganzen Kriegszeit beobachtet worden sind. Einen internationalen Geldmarkt, in dem die Geldverhältnisse eines Landes ihren Einfluß auf die Marktlage in den anderen Ländern ausüben, gibt es seit Ausbruch des Krieges nicht mehr. Die einzelnen Geldmärkte stehen selbständig und unberührt durch die Lage des Auslandes nebeneinander da. Sie zeichneten sich alle durch starke Geldflüssigkeit aus. Nur in Schweden trat zeitweilig eine gewisse Versteifung ein, so daß gegen Ende des Jahres der Diskontsatz dort bis auf 7 Prozent heraufgesetzt wurde. In England konnte er zu Beginn des Jahres von 6 auf 5½ Prozent ermäßigt werden; den niedrigsten Satz von 4 Prozent hatte Spanien. In Deutschland konnte an dem fast seit Kriegsbeginn bestehenden Diskontsatz von 5 Prozent unverändert festgehalten werden, ebenso stellte sich der Privatdiskont während des ganzen Jahres unverändert auf etwa 4⅝ Prozent. Sehr verschieden aber zeigte sich die Aufnahmefähigkeit der einzelnen Kapitalmärkte in den kriegführenden Ländern in bezug auf die zur Deckung der Kriegskosten ausgegebenen Anleihen. Im zusammenbrechenden Rußland versagte die Kaufkraft gegenüber den Staatsanleihen so sehr, daß aus festen inneren Anleihen nur etwa 11 Milliarden Rubel, d. h. nur ein geringer Bruchteil des gesamten Kriegsbedarfs aufgebracht worden sind. Auch in Italien und sogar in Frankreich war der Absatz von Kriegsanleihewerten gering. Italien hat bis Ende 1917 aus vier Kriegsanleihen 8,4 Milliarden Lire erzielt, d. h. 30 Prozent seiner Kriegskosten, Frankreich aus drei Kriegsanleihen 32 Milliarden Franken, d. h. etwa 24 Prozent seiner Ende Dezember 1917 auf 133 Milliarden Franken angeschwollenen Kriegskosten. England hat 45 Milliarden Mark, d. h. 37 Prozent seiner Kriegskosten, durch feste Anleihen gedeckt. Demgegenüber haben in Deutschland die im Jahre 1917 aufgelegten beiden Kriegsanleihen, die sechste und siebente, wieder große Erfolge erzielt, durch die es ermöglicht wurde, daß von den bis Ende 1917 bewilligten Kriegskrediten im Betrage von 109 Milliarden Mark bereits rund 73 Milliarden Mark oder etwa 67 Prozent durch langfristige Anleihen gedeckt sind. Ein Zeichen der großen in Deutschland bestehenden Geldflüssigkeit ist es, daß auf die im Berichtsjahre zur Zeichnung aufgelegte sechste und siebente Kriegsanleihe nicht nur rund 26 Milliarden Mark gezeichnet wurden, und zwar 13,12 Milliarden Mark auf die sechste und 12,62 Milliarden Mark auf die siebente Anleihe, sondern daß bis zum Schluß des Jahres auf die letztere rund 95 Prozent gegen pflichtgemäß einzuzahlende 50 Prozent bar erlegt waren. Auch für die achte Kriegsanleihe läßt sich ein günstiges Ergebnis voraussagen. Daß die Hilfsquellen des deutschen Volkes durch die Aufnahme auch solcher hohen Anleihebeträge keineswegs ausgeschöpft sind, wird durch die zahlreichen Kapitalserhöhungen bestehender und die Gründung neuer Erwerbsunternehmungen sowie durch die Statistik der Sparkassen erwiesen. Im Jahre 1917 sind in Neugründungen und Kapitalserhöhungen 1 194 431 000 Mark gegen 616 945 000 Mark im Jahre 1916 angelegt worden. Nach der Schätzung der „Sparkasse“ hat der Zuwachs der Sparkassenguthaben, nach Abbuchung aller Zeichnungen der Sparer auf Kriegsanleihen, aber einschließlich der Zinsengutschrift von 700 Millionen Mark, im Laufe des Jahres 1917 die außerordentliche Höhe von 3½ Milliarden Mark erreicht.

Dieselbe Erscheinung unausgesetzter Zunahme freien Kapitals zeigt auch der Betrag der den Banken anvertrauten fremden Gelder. Er ist bei allen Banken wesentlich gestiegen und über den Betrag der Vorjahre hinausgewachsen. In welchem Maße das bei der Disconto-Gesellschaft geschehen ist, mag auch für das Jahr 1917 die Fortsetzung der in den früheren Berichten seit Kriegsausbruch veröffentlichten Tabelle über die **Depositen in unseren Berliner Wechselstuben und Zweigstellen dartun.** Nehmen wir den Depositenbestand vor dem Kriege, am 15. Juli 1914, mit 100 Prozent an, so war er am 31. Dezember 1914 auf 119 Prozent angewachsen, am 31. Dezember 1915 auf 128 Prozent, am 31. Dezember

1916 auf 195 Prozent. Die Entwicklung im Jahre 1917 gestaltete sich folgendermaßen:

			Bestand am 15. Juli 1914 m. 100% angenommen.
Bis 9. Januar 1917 dritte Einzahlung auf die V. Kriegsanleihe	„ 15. Januar	1917	199%
	„ 31. „	„	207%
Bis 6. Februar letzte Einzahlung auf die V. Kriegsanleihe	„ 15. Februar	„	205%
	„ 28. „	„	209%
	„ 15. März	„	226%
	„ 31. „	„	209%
Vom 31. März bis 7. April erste Einzahlung auf die VI. Kriegsanleihe	„ 14. April	„	224%
	„ 30. „	„	214%
	„ 15. Mai	„	225%
Bis 24. Mai zweite Einzahlung auf die VI. Kriegsanleihe	„ 31. „	„	223%
	„ 15. Juni	„	235%
Bis 21. Juni dritte Einzahlung auf die VI. Kriegsanleihe	„ 30. „	„	240%
	„ 15. Juli	„	243%
Bis 18. Juli letzte Einzahlung auf die VI. Kriegsanleihe	„ 31. „	„	251%
	„ 15. August	„	269%
	„ 31. „	„	266%
	„ 15. September	„	279%
Vom 29. September bis 27. Oktober erste Einzahlung auf die VII. Kriegsanleihe	„ 30. „	„	269%
	„ 15. Oktober	„	288%
	„ 31. „	„	270%
	„ 15. November	„	294%
Bis 24. November zweite Einzahlung auf die VII. Kriegsanleihe	„ 30. „	„	283%
	„ 15. Dezember	„	295%
	„ 31 „	„	297%
Bis 9. Januar 1918 dritte Einzahlung auf die VII. Kriegsanleihe	„ 15. Januar	1918	309%
	„ 31. „	„	316%
Bis 6. Februar 1918 letzte Einzahlung auf die VII. Kriegsanleihe	„ 15. Februar	„	341%
	„ 28. „	„	330%
	„ 15. März	„	364%

Wenn die Gründe für die vorstehend geschilderte Geldflüssigkeit, wie in unserem vorjährigen Berichte dargelegt, auch überwiegend auf die Abstoßung ausländischer Werte und die seit Kriegsbeginn eingetretene Beschäftigungslosigkeit großer Betriebskapitalien zurückzuführen sind, so ist sie doch teilweise auch durch eine Einkommenssteigerung hervorgerufen worden. Dafür spricht neben dem Ergebnis der Kriegssteuer für die drei ersten Kriegsjahre, das mit über 5 Milliarden Mark alle Voranschläge überstieg, das Ergebnis der Preußischen Einkommensteuerveranlagung für das Jahr 1917, das gegen das Jahr 1914 ein Mehr von 275,5 Millionen Mark ausweist. Und wie das Ergebnis der Preußischen Vermögenssteuerveranlagung dartut, das für das Jahr 1917 eine Vermehrung des Steuereingangs von 17 Millionen Mark gegen 1914 ergibt, ist mit ihr auch ein Zuwachs der Ersparnisse verbunden gewesen. Es

läßt sich annehmen, daß die Veranlagungen für das Jahr 1918 weitere Steigerungen aufweisen werden.

Wieder hat die **Reichsbank** sich im abgelaufenen Jahre außerordentliche Verdienste um die Finanzierung des Krieges und um das deutsche Wirtschaftsleben überhaupt erworben. Die Ansprüche, die an sie gestellt werden mußten, sind im Jahre 1917 aufs neue gewachsen. Die immer höher anschwellenden Kriegskosten hat sie erfolgreich durch Diskontierung von Reichsschatzanweisungen, die dann später zum allergrößten Teil durch die Kriegsanleihen abgelöst wurden, zu decken gewußt. Dabei hat allerdings die Anlage in Wechseln, Schecks und Schatzanweisungen eine gewaltige Vermehrung erfahren; sie betrug Ende 1917 rund 14½ Milliarden Mark gegen rund 9½ Milliarden Mark Ende 1916. Ebenso ist der Notenumlauf von 8 Milliarden Mark Ende 1916 auf 11½ Milliarden Mark Ende 1917 gestiegen. Fast verdoppelt haben sich die der Reichsbank anvertrauten fremden Gelder, die im selben Zeitraum von 4564 auf 8050 Millionen Mark gestiegen sind. Der Zufluß an Gold hat auch im Jahre 1917, wenn auch in kleineren Beträgen als in den vorausgehenden Jahren, angehalten. Die Reichsbank war aber anderseits genötigt, wiederholt erhebliche Beträge an Gold ins Ausland abzugeben, sowohl zur Bezahlung unserer Einfuhr, als auch zum Schutz unserer Valuta. Infolgedessen wird der Goldbestand am Schluß des Jahres mit einer Verminderung von 114 Millionen Mark gegen Ende 1916 ausgewiesen. Noch immer aber ist der Goldvorrat von 2406,6 Millionen Mark nahezu doppelt so groß, wie er vor Ausbruch des Krieges war. Es darf nicht verkannt werden, daß die stetige Zunahme des Banknotenumlaufes, zu dem noch der namhafte Betrag der Darlehnskassenscheine kommt — 7,7 Milliarden Mark, von denen sich am Ende des Jahres 6,3 Milliarden Mark im freien Verkehr befanden — ihre bedenklichen Seiten hat, wenngleich die Darlehnskassenscheine ihre eigene vollwertige Deckung besitzen. Will man aber die durch den Krieg herbeigeführten Geldverhältnisse in Deutschland gerecht würdigen, so wird man die Finanzlage in den anderen kriegführenden Ländern zum Vergleich heranziehen müssen. Dem deutschen Notenumlauf von 11 468 Millionen Mark zu Ende 1917 stand eine Metalldeckung von 2588 Millionen Mark (davon Gold 2406 Millionen Mark), d. h. von 22,6 Prozent gegenüber, und die Zunahme des Notenumlaufs beträgt seit Ende 1913 rund 9 Milliarden Mark. Demgegenüber betrug zur selben Zeit die Notenausgabe der Bank von Frankreich, die seit Ende 1913 um 16½ Milliarden Franken gewachsen ist, 22 337 Millionen Franken, gedeckt durch den im Lande befindlichen Metallvorrat der Bank von 3562 Millionen Franken, also mit 15,9 Prozent. In England ist allerdings der Banknotenumlauf infolge der Bestimmungen der Bank von England auch im Kriege gering geblieben und durch den Metallbestand der Bank überdeckt; doch hat die Bank im Auftrage des Staates neben den Banknoten ein neues Papiergeld, die Currency Notes, ausgegeben, deren Betrag sich Ende 1917 auf 190,3 Millionen Pfund Sterling belief und die durch einen von der Bank errichteten Goldfonds von 28,5 Millionen Pfund Sterling, also nur mit 14,9 Prozent metallisch gedeckt werden.

Zu den vielen neuen verantwortungsschweren Aufgaben, die die Reichsbank während des Krieges übernommen hat, gehört auch die Ueberwachung und Vermittlung des Verkehrs mit Zahlungsmitteln in fremder Währung und damit auch die Stützung des **Markkurses** an fremden Plätzen. Die beiden Verordnungen vom 20. Januar 1916 und 8. Februar 1917, welche den gesamten Devisenhandel der Reichsbank und einer beschränkten Zahl von Bankfirmen übertrugen, zu denen auch wir gehören, sowie andere Verordnungen über den Zahlungsverkehr mit dem Auslande und über Ein- und Ausfuhr haben im allgemeinen bis zum Frühling 1917 die gewünschte Wirkung gehabt, indem die Mark vor stärkerer Entwertung bewahrt und für den Preis der Mark eine gewisse Stetigkeit erzielt wurde. Nachdem aber der Kriegszustand mit Amerika eingetreten war, stellte sich infolge der Ueberschätzung der Bedeutung dieses Ereignisses eine weitgehende Entwertung der Mark im Auslande ein, die ihren Tiefpunkt im letzten Drittel des Oktober 1917 erreichte. Der Erfolg der Offensive gegen Italien sowie die wachsende Erkenntnis, daß Amerika infolge des Mangels an Frachtraum und seiner ungenügenden Kriegsbereitschaft nicht in der Lage ist, von seinen Machtmitteln auf dem euro-

päischen Kriegsschauplatz in wirkungsvoller Weise Gebrauch zu machen, sowie die offen zu Tage tretende Notwendigkeit eines baldigen Friedensschlusses für Rußland führten alsdann zu einem plötzlichen Umschwung. Der Markkurs hob sich bedeutend, und die Valuten der Ententemächte, einschließlich Amerikas, kamen ins Weichen. Erst als die Verhandlungen in Brest-Litowsk ins Stocken gerieten, ließ die Aufwärtsbewegung nach, und vorübergehend trat ein neuer Kursrückgang ein. Diese Entwicklung wird besonders deutlich vergegenwärtigt durch das im Anhang beigefügte Schaubild, welches die Bewegung des Markkurses an einer ausländischen Börse, der von Zürich, als Abweichung von der Parität in Prozenten zur Darstellung bringt.

In Bezug auf den **Börsenverkehr** sind im verflossenen Jahr eine Reihe wichtiger Anordnungen getroffen worden, die dem Handel mit Wertpapieren, der seit Kriegsbeginn einen offiziellen Charakter nicht mehr besaß, wesentliche Erleichterungen gewährten und die Verhältnisse an der Börse dem Zustande, wie er vor Kriegsbeginn bestand, bedeutend genähert haben. Nachdem im Juni 1915 die Großbanken mit Billigung der Reichsbank die Beteiligung am freien Verkehr der Börse aufgenommen hatten und auch amtliche Kursmakler wieder in Tätigkeit getreten waren, gewann unter dem Einfluß der guten Geschäftslage der meisten Industriegesellschaften in den folgenden Jahren der freie Börsenhandel einen so bedeutenden Umfang, daß die zuständigen Körperschaften bei der Staatsregierung wiederholt die Freigabe des Handels in Aktien und die Erlaubnis zur amtlichen Feststellung der Aktienkurse beantragten, durch die man der Gefahr spekulativer Uebertreibungen vorbeugen wollte. Im Oktober 1917 erfolgte zunächst die ministerielle Genehmigung zur Wiederaufnahme der Tätigkeit der Zulassungsstelle für die Notierung junger Aktien von solchen Unternehmungen, deren ältere Aktien bereits vor dem Kriege zum Handel und zur Notierung zugelassen waren. Seit Anfang Dezember ist dann auch der Handel in Dividendenpapieren mit amtlicher Kursnotierung, jedoch ohne Bekanntgabe der Kurse in der Presse, gestattet worden. Für die festverzinslichen Werte blieb es dagegen bei dem bisherigen Zustande des freien Verkehrs, obwohl angesichts der günstigen Lage des Marktes für die Kriegsanleihen auch hier die Wiederaufnahme der amtlichen Kursnotiz wohl zulässig gewesen wäre. Denn mancherlei Unzuträglichkeiten. die sich zu Beginn des amtlichen Börsenhandels zeigten, und die ihren Grund in einigen technischen Mängeln bei der Abwicklung des Verkehrs hatten, ist mittlerweile durch weitere Verordnungen abgeholfen worden.

Der Verkehr an der **Berliner** Börse zeichnete sich während des ganzen Jahres durch Lebhaftigkeit und eine starke Nachfrage nach Papieren aus, deren Ankauf die Aussicht auf Gewinnmöglichkeiten bot. Wie in den früheren Kriegsjahren stand der Industrieaktienmarkt im Vordergrunde, und die Kurse der meisten Dividendenpapiere bewegten sich bis gegen Ende des Jahres im allgemeinen in steigender Richtung. Um die Jahreswende erhöhte sich im Zusammenhang mit den Friedensaussichten das Interesse auch für die festverzinslichen Werte. Die Kursentwicklung, welche die deutschen Rentenpapiere während des Krieges genommen haben, bietet ein besonderes Interesse namentlich im Vergleich mit der Kursentwicklung der angesehensten französischen und englischen Staatspapiere. Die hier folgende Aufstellung zeigt, wieviel höher das Vertrauen zu den deutschen Staatspapieren als zu den Staatspapieren Englands und Frankreichs ist.

Es notierten:	**4 % Deutsche Reichsanleihe**	**3 % Preuß. Konsols**	**3 % Französ. Rente**	**2 1/2 % Engl. Konsols**
am 30. 12. 1913 .	97 7/8 %	76 %	85,45 %	71 7/8 %
„ 31. 12. 1917 .	90 5/8 %	72 1/4 %	58 1/2 %	54 1/2 %

Das **Bankgeschäft** hat einen befriedigenden Verlauf genommen und bei den meisten Banken zu einer Erhöhung der Dividende auf die Höhe der Friedensdividende und zum Teil darüber hinaus geführt. In noch höherem Maße als in den vorausgegangenen Jahren sind ihm aus dem Zinsgewinne die hauptsächlichsten Einnahmen erwachsen; dies ist aber weniger auf die Spannung zwischen Soll- und Habenzinsen als auf die starke Vermehrung der anzulegenden Gelder zurückzuführen. Der, wie erwähnt, fast bei allen Banken unausgesetzt wachsende Zustrom an fremden Geldern konnte zumeist in Schatzanweisungen des Reichs und der

Bundesstaaten oder in Darlehen an die Kriegsgesellschaften, die Kommunen, die kommunalen Verbände und öffentlich-rechtlichen Kreditinstitute angelegt werden, was insbesondere in der Zunahme von Reports und Lombards bilanzmäßig in die Erscheinung tritt. Für die Gesundheit des deutschen Finanz- und Bankwesens spricht der Umstand, daß — im Gegensatz zu den Verhältnissen in Frankreich, England und Rußland — den Banken weder zugemutet wurde, noch daß sie sich mit Rücksicht auf die Allgemeinheit für verpflichtet zu halten brauchten, große Beträge der Kriegsanleihen für eigene Rechnung zu erwerben. Während die englischen und französischen Banken sich bei jeder Kriegsanleihe mit geradezu ungeheuren Summen belasten mußten, weil die Bevölkerung zu wenig zeichnete, und mit solcher übermäßigen Anlage in langfristigen Werten gegen die einfachsten Grundregeln eines soliden Bankwesens verstießen, haben die deutschen Banken ihre Beteiligung sachgemäß begrenzen können. Dagegen haben sie eine erfolgreiche Vermittlertätigkeit in weitestem Umfange ausgeübt, so daß ihnen ein sehr wesentlicher Teil an den glänzenden Ergebnissen der deutschen Kriegsanleihen zufällt.

Die Emissionstätigkeit der Banken war im Zusammenhang mit Vereinigungsbestrebungen in der Industrie eine regere als im vergangenen Jahre, immerhin hielt sie sich, abgesehen von der erfolgreichen Mitwirkung bei den beiden Kriegsanleihen, in den durch die Verhältnisse bedingten engen Grenzen.

Auch das Kurswechselgeschäft war infolge des im Valutainteresse strenger begrenzten Einfuhrhandels wesentlich eingeschränkter als im Vorjahre. Ebenso litt der Verkehr in ausländischen Coupons unter der Einschränkung, die durch die zunehmende Zahl der infolge Kriegszustandes von der Bezahlung ausgeschlossenen Werte sowie durch die Verringerung des deutschen Besitzstandes an Wertpapieren bedingt wurde.

Die jahrelang fortgesetzten Bestrebungen der Vereinigung Berliner Banken und Bankiers nach festen Abmachungen der deutschen Bankwelt über die Vereinheitlichung der Geschäftsbedingungen haben im Jahre 1917 weitere Fortschritte gemacht. Durch die „Allgemeinen Abmachungen", die zwischen fast allen deutschen Banken und Bankiers vereinbart wurden, und denen sich für das Wertpapiergeschäft alle Berliner Firmen von Ruf und Bedeutung in einer besonderen „Berliner Bedingungsgemeinschaft für den Wertpapierhandel" angeschlossen haben, ist nunmehr die Berechnung der Gebühren und Zinsen für alle wichtigen Betätigungen im laufenden Bankverkehr nach einheitlichen Grundsätzen geregelt und einer ungesunden Unterbietung vorgebeugt.

Von den Fortschritten der Konzentration im Bankgewerbe ist bereits oben die Rede gewesen. Die günstigen Aussichten, welche sich im Zusammenhang mit dem Verlaufe der Kriegsereignisse dem Bankgewerbe im Osten bieten, veranlaßten uns, für die Disconto-Gesellschaft neue Stützpunkte im Osten der Monarchie zu schaffen. Im Zusammenhang mit der Uebernahme der Königsberger Vereinsbank, über die wir bereits im Vorjahre berichteten, errichteten wir Filialen in Königsberg i. Pr. und Tilsit, denen im laufenden Jahre die Eröffnung von Filialen in Stettin, Danzig und Posen folgte. Gleichzeitig übernahmen wir auch in Hannover die dortige Filiale der Vereinsbank in Hamburg, zu der wir das bestehende freundschaftliche Verhältnis weiter ausbauten. Diese Erweiterung unseres unmittelbaren Wirkungsfeldes erfolgte, ohne daß eine Erhöhung des Aktienkapitals erforderlich war. Gegen Ende des Jahres übernahmen wir ferner den Magdeburger Bankverein, der mit einem Aktienkapital von 17 Millionen Mark über zahlreiche Niederlassungen verfügte, ferner im Westen die Westfälisch-Lippische Vereinsbank A.-G. in Bielefeld, die Westdeutsche Vereinsbank Kommanditgesellschaft auf Aktien ter Horst u. Co. in Münster i. W., den Gronauer Bankverein Ledeboer Driessen u. Co. in Rheine i. W. — Der Umtausch der Aktien dieser Banken gegen Kommanditanteile machte dieses Mal eine Erhöhung des Kommanditkapitals notwendig, die aber auf den verhältnismäßig geringen Betrag von 10 Millionen Mark beschränkt blieb und durchgeführt werden konnte, ohne daß der Kapitalmarkt in Anspruch genommen wurde. Aus den bei diesen Verschmelzungen erzielten Gewinnen, die durch die endgültige Abrechnung früherer Kapitalserhöhungen noch eine kleine Vermehrung erfuhren, konnten wir dem gesetzlichen Reservefonds einen Betrag von 13 052 546,24 Mark zuführen.

Aus dieser Erweiterung unseres Arbeitsgebiets und aus den oben geschilderten, dem Bankgewerbe günstigen Verhältnissen konnten wir einen guten Nutzen ziehen, obwohl unsere Verwaltungskosten durch die Erweiterung der Betriebe, wie auch durch namhafte Gehaltserhöhungen und außerordentliche Zuwendungen an unsere Beamten und deren Familien im Berichtsjahre wiederum eine bedeutende Erhöhung erfahren haben, die um so mehr ins Gewicht fällt, als anderseits Erträgnisse aus den zum Jahresende übernommenen Geschäftsbetrieben in die Gewinn- und Verlustrechnung nicht eingestellt sind. Die außerordentlichen Aufwendungen, welche wir für die im Felde stehenden Beamten und ihre Familien seit Kriegsbeginn gemacht haben, belaufen sich auf mehr als 9 300 000 Mark.

Die Schwierigkeiten des Geschäftsbetriebes erfuhren durch weitere Einberufungen von Beamten zum Heeresdienst eine so gewaltige Steigerung, daß trotz der hingebenden Tätigkeit aller unserer Beamten eine ordnungsmäßige Erledigung der Geschäfte nur noch schwer durchzuführen ist.

Das Eiserne Kreuz 2. Klasse haben 606 Angestellte, das 1. Klasse 61 Angestellte erhalten. Gefallen sind 253 Angestellte. Ein Verzeichnis dieser Tapferen, deren Andenken wir stets in Ehren halten und deren Namen, wie bereits früher mitgeteilt, den kommenden Geschlechtern an sichtbarer Stelle in unserer Bank auf einer Ehrentafel verkündet werden sollen, ist auch diesem Berichte beigefügt.

Der Verkehr mit unserer **Londoner Zweigniederlassung** war im laufenden Jahre noch stärker als im vorhergehenden eingeschränkt. Die Filiale mußte die sämtlichen bei ihr ruhenden Wertpapiere bei den englischen Behörden zur Anmeldung bringen. Dadurch wurde der Verkauf von Wertpapieren zunächst verhindert. Als dann mit Genehmigung der englischen Regierung Verkäufe wieder stattfinden konnten, zeigte sich, daß inzwischen die australische und auch die südafrikanische Regierung gesetzliche Maßnahmen getroffen hatten, welche Verkäufe von australischen und südafrikanischen Werten ausschlossen und daher die ganze Verkaufsgenehmigung größtenteils wertlos machten. Inzwischen ist ein Teil der bei unserer Londoner Niederlassung ruhenden Wertpapiere ihrem Gewahrsam durch die englische Regierung entzogen und der Bank von England oder den Sachwaltern des Treuhänders für das feindliche Vermögen übergeben worden. Im Juni 1917 wurden die Gebäude der deutschen Banken in London zwangsweise verkauft. Hierbei erlitten wir einen nicht unerheblichen Verlust, der in unserer diesjährigen Bilanz bereits berücksichtigt ist. Angaben über ihren sonstigen Vermögensstand durfte unsere Filiale auch in diesem Jahre nicht machen, und wir haben deswegen, ebenso wie in den früheren Jahren, bei der Aufmachung unserer Bilanz nur den Saldo eingestellt, der sich aus unseren Büchern für unsere Rechnungsverhältnisse mit der Zweigniederlassung ergab.

Die Lage der deutschen Ueberseebanken ist durch die im Berichtsjahre erfolgten Kriegserklärungen von China, Siam und Brasilien besonders schwierig geworden. Eine genauere Kenntnis der Verhältnisse, wie sie sich in den Tätigkeitsgebieten der Ueberseebanken gestaltet haben, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht gewinnen. Gleichwohl hat die **Brasilianische Bank für Deutschland** auch für das Jahr 1916/17 eine Dividende von 8 Prozent und die **Bank für Chile und Deutschland** für das Jahr 1916 eine solche von 6 Prozent erklären können. Eine bedeutungsvolle Erweiterung der Beziehungen beider vorgenannten Banken ist dadurch herbeigeführt worden, daß sich von unseren österreichisch-ungarischen Geschäftsfreunden die Oesterreichische Kreditanstalt in Wien und die Ungarische Allgemeine Kreditbank in Budapest an denselben eine Kapitalbeteiligung gesichert haben und demnächst in deren Verwaltung miteintreten werden. Die Tätigkeit der **Deutsch-Asiatischen Bank** ist seit der Kriegserklärung Chinas auch in China auf die Abwicklung der schwebenden Geschäfte unter einem Zwangsverwalter beschränkt. Eine Bilanz hat seit dem Ausbruch des Krieges nicht aufgestellt werden können. Das letztere gilt auch von der **Deutschen Afrikabank,** über deren Tätigkeit im Berichtsjahre gar keine Nachrichten eingegangen sind.

Unser bulgarisches Tochterinstitut, die **Kreditbank in Sofia,** hat sich infolge des ständig gewachsenen Umfanges ihrer Geschäftstätigkeit veranlaßt gesehen, im vergangenen Jahre ihr mit Leva 4 000 000 eingezahltes Aktienkapital durch Einberufung der noch ausstehenden Leva 2 000 000 auf den vollen Betrag von Leva 6 000 000 zu bringen und das Kapital

durch Ausgabe weiterer Leva 4 000 000 vorläufig mit 30 Prozent eingezahlter, ab 1. Januar 1918 dividendenberechtigter Aktien auf Leva 10 000 000 zu erhöhen. Das laufende Geschäft der Bank hat sich weiter in sehr befriedigender Weise entwickelt. Gegen Ende des Jahres hat die Bank eine Filiale in Uesküb errichtet, welche ihr besonderes Augenmerk auf die Entwicklung des Handels zwischen Deutschland und den Bulgarien neu angegliederten Teilen Mazedoniens richten wird. Uns selbst war auch im vergangenen Jahre durch den Zusammenhang mit der Kreditbank und durch unsre vielfachen Beziehungen zu den leitenden Kreisen des bulgarischen Wirtschaftslebens Gelegenheit zu nützlicher Betätigung geboten.

Auch die **Banca Generala Romana in Bukarest** hat, soweit es die schwierigen Verhältnisse in Rumänien zuließen, sich günstig entwickelt und in ihrer Liquidität gute Fortschritte gemacht. Sie war indessen bisher nicht in der Lage, einen Abschluß vorzulegen, da die gänzliche Ungewißheit über das Schicksal ihrer von der rumänischen Regierung verschleppten Depots eine zuverlässige Vermögensaufstellung nicht ermöglicht. Von der Verteilung einer Dividende wird sie auch für das Jahr 1917 absehen müssen. Durch die erhebliche Ausdehnung ihrer willig aufgenommenen Notenemission, die sich z. Z. auf etwa 1200 Millionen Lei beläuft, hat sie für Deutschland wie auch für Rumänien wichtige wirtschaftliche Aufgaben erfüllt.

Die **Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft** ist wie in den früheren Kriegsjahren aus Mangel an Nachrichten über ihre Unternehmungen in Südwestafrika auch jetzt nicht in der Lage, eine Bilanz für 1916/17 vorzulegen und ist durch die Reichsregierung bis auf weiteres von dieser Verpflichtung entbunden worden.

Dasselbe gilt von der **Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft,** die gleichfalls von der Verpflichtung zur Aufstellung der Bilanz für das Jahr 1916 befreit worden ist.

Infolge des im Berichtsjahre eingetretenen offenen Kriegszustandes nicht nur mit den Vereinigten Staaten von Amerika, sondern auch mit einem großen Teil Südamerikas ist die Verbindung mit der Betriebsdirektion der **Großen Venezuela Eisenbahn-Gesellschaft** in Caracas völlig unterbrochen worden. Eine Dividendenerklärung kann infolgedessen nicht abgegeben werden, jedoch besteht kein Grund zu der Annahme, daß in den Verhältnissen der Großen Venezuela Eisenbahn-Gesellschaft wesentliche Aenderungen eingetreten sind. Auch für das laufende Jahr wird daher mit einem den Vorjahren entsprechenden Ergebnis (3 Prozent) gerechnet werden können.

Eine ordnungsmäßige Berichterstattung der Verwaltung der **Neu-Guinea Compagnie** hat im Berichtsjahre nicht stattgefunden. Wenn somit auch ein lückenloses Material für die Beurteilung dieses größten deutschen Pflanzungsunternehmens nicht vorliegt, so läßt sich doch aus den vereinzelt eingegangenen Berichten sowie aus Zeitungsnachrichten des Südseegebietes entnehmen, daß die Pflanzungen eine weitere erfreuliche Entwicklung genommen und günstige Resultate erzielt haben.

Unter den in der Bilanz ausgewiesenen Stiftungen hat die Dr. **Arthur Salomonsohn-Stiftung** durch eine neue Zuwendung des Stifters eine Erhöhung erfahren. Wir sprechen auch an dieser Stelle namens unserer Beamtenschaft dem Stifter herzlichen Dank aus.

Mit tiefem Schmerze gedenken wir des Verlustes, den wir durch das Hinscheiden unseres treubewährten langjährigen Mitarbeiters, des Herrn Syndikus Dr. Walter Schlauch, im vergangenen Jahre erlitten haben. Sein Andenken wird von uns allzeit in hohen Ehren gehalten werden.

*

Der Abschluß gestattet die Verteilung eines **Gewinnes** von 11 Prozent auf das Kommanditkapital von 310 000 000 *M*.

Der **Rohgewinn** beläuft sich einschließlich des Gewinnvortrages aus 1916 von 1 236 226,49 *M* auf . .	66 435 740,09 *M*
Hiervon sind abzusetzen die Verwaltungskosten, Steuern usw. mit	26 045 125,59 *M*
Es wird vorgeschlagen, von verbleibenden . .	40 390 614,50 *M*
als Gewinnanteil von 11 Prozent auf die Kommandit-Anteile sowie als Gewinnbeteili-	

gung der Geschäftsinhaber und des Aufsichtsrats zu verwenden . . . . 38 440 541,27 M
für Talonsteuer zurückzustellen . . . . . . 310 000,— M
an die David Hansemannsche Pensionskasse für die Angestellten der Gesellschaft zu überweisen 400 000,— M
der Allgemeinen (gesetzlichen) Reserve zu überweisen . . . . 947 453,76 M
und auf neue Rechnung vorzutragen . . . 292 619,47 M
40 390 614,50 M

Das **Kommanditkapital** hat sich um 10 000 000 M erhöht und beträgt nunmehr 310 000 000 M. Die **Allgemeine Reserve** hat aus den bei den Kapitalserhöhungen vom 29. Mai 1914 und 10. Dezember 1917 erzielten Buchgewinnen einen Zuwachs von 13 052 546,24 M erfahren. Wir haben derselben zur Abrundung einen weiteren Betrag von 947 453,76 M aus der diesjährigen Gewinnrechnung zugeführt, so daß die Allgemeine Reserve nunmehr 109 000 000 M beträgt. Die **Besondere Reserve** ist mit 25 000 000 M unverändert geblieben. Beide Reserven zusammen betragen 134 000 000 M, Kapital und Reserven 444 000 000 M.

Unberücksichtigt bleibt hierbei die Reserve, welche sich aus dem Besitz der zum Nennwert in die Bilanz eingesetzten 60 000 000 M Aktien der Norddeutschen Bank in Hamburg und 100 000 000 M Aktien des A. Schaaffhausen'schen Bankvereins A.-G. in Cöln ergibt, deren gesamte Aktien sich in unserer Hand befinden.

Das **Eigenkapital** der Disconto-Gesellschaft stellt sich nunmehr wie folgt:

Aktienkapital der Disconto-Gesellschaft	310 000 000 M
Bilanzmäßige Reserven der Disconto-Gesellschaft	134 000 000 M
Belanzmäßige Reserven der Norddeutschen Bank in Hamburg	18 800 000 M
Bilanzmäßige Reserven des A. Schaaffhausenschen Bankvereins A.-G. in Cöln	10 000 000 M
Zusammen Kapital und bilanzmäßige Reserven	472 800 000 M

Eine Gemeinschaftsbilanz der drei Gesellschaften nebst Gewinn- und Verlustrechnung fügen wir diesem Berichte bei.

Unser Bankgebäudekonto hat infolge der oben dargelegten Erweiterung unserer Geschäftsbetriebe eine Erhöhung erfahren, während das Konto der sonstigen Liegenschaften infolge der Veräußerung des mit der Rheinischen Bank seinerzeit übernommenen Bankgebäudes in Essen sich ermäßigte.

Durch die beantragte Ueberweisung an die **Pensionskasse** wird ihr Vermögensbestand auf die Höhe von 5 328 199,— M gebracht werden.

Die von uns für die Versicherung unserer Angestellten bei dem Beamtenversicherungsverein des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes (a. G.) aufgewendeten Beträge sind in gewohnter Weise unter den Verwaltungskosten gebucht.

*

Im **Wechselverkehr** betrugen: der Umsatz 18 794 027 018,77 M (1916: 12 828 876 081,52 M), die Zahl der Wechsel 1 227 168 M (1916: 999 532 M), der Durchschnittsbetrag eines Wechsels 15 314,96 M (1916: 12 834,88 M). Am 31. Dezember 1917 beliefen sich die Bestände an Wechseln auf 1 618 213 211,93 M (1916: 831 392 992,21 M).

Die Umsätze in unverzinslichen Schatzanweisungen sind in dem Wechselverkehr einbegriffen.

Der Reinertrag aus **Coupons usw.** belief sich auf 769 988,33 M gegen 692 307,64 M im Jahre 1916.

*

Der **Verkehr in Wertpapieren**, in dem auch die verzinslichen Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten einbegriffen sind, im Kommissionsgeschäft, für Konsortial- und eigene Rechnung betrug 5 533 619 720,50 M (1916: 3 700 681 723,78 M), wovon auf die dem Wertpapierverkehr zugerechneten Coupons und ausländischen Noten ein Umsatz von 668 073 526,16 M (1916: 634 816 787,12 M) entfiel.

Es betrug der Bestand an eigenen Wertpapieren 77 394 256,43 M gegen 60 102 278,71 M im Jahre 1916, an Konsortial-Beteiligungen 45 503 189,89 M gegen 44 482 667,51 M im Jahre 1916, zusammen 122 897 446,32 M gegen 104 584 946,22 M im Jahre 1916.

Der Bestand an verkauften, erst nach dem 31. Dezember 1917 abzu-

durch Ausgabe weiterer Leva 4 000 000 vorläufig mit 30 Prozent eingezahlter, ab 1. Januar 1918 dividendenberechtigter Aktien auf Leva 10 000 000 zu erhöhen. Das laufende Geschäft der Bank hat sich weiter in sehr befriedigender Weise entwickelt. Gegen Ende des Jahres hat die Bank eine Filiale in Ueskűb errichtet, welche ihr besonderes Augenmerk auf die Entwicklung des Handels zwischen Deutschland und den Bulgarien neu angegliederten Teilen Mazedoniens richten wird. Uns selbst war auch im vergangenen Jahre durch den Zusammenhang mit der Kreditbank und durch unsre vielfachen Beziehungen zu den leitenden Kreisen des bulgarischen Wirtschaftslebens Gelegenheit zu nützlicher Betätigung geboten.

Auch die **Banca Generala Romana in Bukarest** hat, soweit es die schwierigen Verhältnisse in Rumänien zuließen, sich günstig entwickelt und in ihrer Liquidität gute Fortschritte gemacht. Sie war indessen bisher nicht in der Lage, einen Abschluß vorzulegen, da die gänzliche Ungewißheit über das Schicksal ihrer von der rumänischen Regierung verschleppten Depots eine zuverlässige Vermögensaufstellung nicht ermöglicht. Von der Verteilung einer Dividende wird sie auch für das Jahr 1917 absehen müssen. Durch die erhebliche Ausdehnung ihrer willig aufgenommenen Notenemission, die sich z. Z. auf etwa 1200 Millionen Lei beläuft, hat sie für Deutschland wie auch für Rumänien wichtige wirtschaftliche Aufgaben erfüllt.

Die **Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft** ist wie in den früheren Kriegsjahren aus Mangel an Nachrichten über ihre Unternehmungen in Südwestafrika auch jetzt nicht in der Lage, eine Bilanz für 1916/17 vorzulegen und ist durch die Reichsregierung bis auf weiteres von dieser Verpflichtung entbunden worden.

Dasselbe gilt von der **Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft,** die gleichfalls von der Verpflichtung zur Aufstellung der Bilanz für das Jahr 1916 befreit worden ist.

Infolge des im Berichtsjahre eingetretenen offenen Kriegszustandes nicht nur mit den Vereinigten Staaten von Amerika, sondern auch mit einem großen Teil Südamerikas ist die Verbindung mit der Betriebsdirektion der **Großen Venezuela Eisenbahn-Gesellschaft** in Caracas völlig unterbrochen worden. Eine Dividendenerklärung kann infolgedessen nicht abgegeben werden, jedoch besteht kein Grund zu der Annahme, daß in den Verhältnissen der Großen Venezuela Eisenbahn-Gesellschaft wesentliche Aenderungen eingetreten sind. Auch für das laufende Jahr wird daher mit einem den Vorjahren entsprechenden Ergebnis (3 Prozent) gerechnet werden können.

Eine ordnungsmäßige Berichterstattung der Verwaltung der **Neu-Guinea Compagnie** hat im Berichtsjahre nicht stattgefunden. Wenn somit auch ein lückenloses Material für die Beurteilung dieses größten deutschen Pflanzungsunternehmens nicht vorliegt, so läßt sich doch aus den vereinzelt eingegangenen Berichten sowie aus Zeitungsnachrichten des Südseegebietes entnehmen, daß die Pflanzungen eine weitere erfreuliche Entwicklung genommen und günstige Resultate erzielt haben.

Unter den in der Bilanz ausgewiesenen Stiftungen hat die Dr. **Arthur Salomonsohn-Stiftung** durch eine neue Zuwendung des Stifters eine Erhöhung erfahren. Wir sprechen auch an dieser Stelle namens unserer Beamtenschaft dem Stifter herzlichen Dank aus.

Mit tiefem Schmerze gedenken wir des Verlustes, den wir durch das Hinscheiden unseres treubewährten langjährigen Mitarbeiters, des Herrn Syndikus Dr. Walter Schlauch, im vergangenen Jahre erlitten haben. Sein Andenken wird von uns allzeit in hohen Ehren gehalten werden.

*

Der Abschluß gestattet die Verteilung eines **Gewinnes** von 11 Prozent auf das Kommanditkapital von 310 000 000 ℳ.

Der **Rohgewinn** beläuft sich einschließlich des Gewinnvortrages aus 1916 von 1 236 226,49 ℳ auf . .	66 435 740,09 ℳ
Hiervon sind abzusetzen die Verwaltungskosten, Steuern usw. mit	26 045 125,59 ℳ
Es wird vorgeschlagen, von verbleibenden . .	40 390 614,50 ℳ
als Gewinnanteil von 11 Prozent auf die Kommandit-Anteile sowie als Gewinnbeteili-	

gung der Geschäftsinhaber und des Aufsichtsrats zu verwenden . . . . 38 440 541,27 M
für Talonsteuer zurückzustellen . . . . . . 310 000,— M
an die David Hansemannsche Pensionskasse für die Angestellten der Gesellschaft zu überweisen 400 000,— M
der Allgemeinen (gesetzlichen) Reserve zu überweisen . . . . 947 453,76 M
und auf neue Rechnung vorzutragen . . . 292 619,47 M
40 390 614,50 M

Das **Kommanditkapital** hat sich um 10 000 000 M erhöht und beträgt nunmehr 310 000 000 M. Die **Allgemeine Reserve** hat aus den bei den Kapitalserhöhungen vom 29. Mai 1914 und 10. Dezember 1917 erzielten Buchgewinnen einen Zuwachs von 13 052 546,24 M erfahren. Wir haben derselben zur Abrundung einen weiteren Betrag von 947 453,76 M aus der diesjährigen Gewinnrechnung zugeführt, so daß die Allgemeine Reserve nunmehr 109 000 000 M beträgt. Die **Besondere Reserve** ist mit 25 000 000 M unverändert geblieben. Beide Reserven zusammen betragen 134 000 000 M, Kapital und Reserven 444 000 000 M.

Unberücksichtigt bleibt hierbei die Reserve, welche sich aus dem Besitz der zum Nennwert in die Bilanz eingesetzten 60 000 000 M Aktien der Norddeutschen Bank in Hamburg und 100 000 000 M Aktien des A. Schaaffhausen'schen Bankvereins A.-G. in Cöln ergibt, deren gesamte Aktien sich in unserer Hand befinden.

Das **Eigenkapital** der Disconto-Gesellschaft stellt sich nunmehr wie folgt:

Aktienkapital der Disconto-Gesellschaft	310 000 000 M
Bilanzmäßige Reserven der Disconto-Gesellschaft	134 000 000 M
Belanzmäßige Reserven der Norddeutschen Bank in Hamburg	18 800 000 M
Bilanzmäßige Reserven des A. Schaaffhausen-schen Bankvereins A.-G. in Cöln	10 000 000 M
Zusammen Kapital und bilanzmäßige Reserven	472 800 000 M

Eine Gemeinschaftsbilanz der drei Gesellschaften nebst Gewinn- und Verlustrechnung fügen wir diesem Berichte bei.

Unser Bankgebäudekonto hat infolge der oben dargelegten Erweiterung unserer Geschäftsbetriebe eine Erhöhung erfahren, während das Konto der sonstigen Liegenschaften infolge der Veräußerung des mit der Rheinischen Bank seinerzeit übernommenen Bankgebäudes in Essen sich ermäßigte.

Durch die beantragte Ueberweisung an die **Pensionskasse** wird ihr Vermögensbestand auf die Höhe von 5 328 199,— M gebracht werden.

Die von uns für die Versicherung unserer Angestellten bei dem Beamtenversicherungsverein des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes (a. G.) aufgewendeten Beträge sind in gewohnter Weise unter den Verwaltungskosten gebucht.

*

Im **Wechselverkehr** betrugen: der Umsatz 18 794 027 018,77 M (1916: 12 828 876 081,52 M), die Zahl der Wechsel 1 227 168 M (1916: 999 532 M), der Durchschnittsbetrag eines Wechsels 15 314,96 M (1916: 12 834,88 M). Am 31. Dezember 1917 beliefen sich die Bestände an Wechseln auf 1 618 213 211,93 M (1916: 831 392 992,21 M).

Die Umsätze in unverzinslichen Schatzanweisungen sind in dem Wechselverkehr einbegriffen.

Der Reinertrag aus **Coupons usw.** belief sich auf 769 988,33 M gegen 692 307,64 M im Jahre 1916.

*

Der **Verkehr in Wertpapieren,** in dem auch die verzinslichen Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten einbegriffen sind, im Kommissionsgeschäft, für Konsortial- und eigene Rechnung betrug 5 533 619 720,50 M (1916: 3 700 681 723,78 M), wovon auf die dem Wertpapierverkehr zugerechneten Coupons und ausländischen Noten ein Umsatz von 668 073 526,16 M (1916: 634 816 787,12 M) entfiel.

Es betrug der Bestand an eigenen Wertpapieren 77 394 256,43 M gegen 60 102 278,71 M im Jahre 1916, an Konsortial-Beteiligungen 45 503 189,89 M gegen 44 482 667,51 M im Jahre 1916, zusammen 122 897 446,32 M gegen 104 584 946,22 M im Jahre 1916.

Der Bestand an verkauften, erst nach dem 31. Dezember 1917 abzuliefernden Wertpapieren (Reports) und Lombards gegen börsengängige

Wertpapiere betrug 289 047 153,56 M gegen 131 250 035,36 im Vorjahre. Das Konto umfaßt auch die unserer Kundschaft zum Zwecke der Zeichnung deutscher Kriegsanleihe unter Verpfändung der letzteren gewährten Vorschüsse, sowie die gedeckten Darlehen an Kommunen, Kommunalverbände und öffentlich rechtliche Kreditgesellschaften.

Aus dem Effektengeschäft, aus den eigenen Wertpapieren und aus den Konsortialgeschäften haben wir auch in diesem Jahre ein Erträgnis in die Gewinn- und Verlustrechnung nicht eingestellt, dasselbe vielmehr zu einer Minderbewertung unserer Aktiven und zur Stellung der gesetzlich vorgeschriebenen Sonderrücklage für zu entrichtende Kriegssteuer verwendet.

*

Wir übernahmen u. a. folgende Wertpapiere oder beteiligten uns an deren Uebernahme durch eine Gemeinschaft:

Festverzinsliche Werte:

4% Magdeburger Stadtanleihe von 1913, Ausgabe III und IV,
5% Teilschuldverschreibungen der Lothringer Hütten- und Bergwerks-Verein A.-G.,
5% Teilschuldverschreibungen der „Westfalia" Aktien-Gesellschaft für Fabrikation von Portland-Cement und Wasserkalk.

Aktien:

Neue Aktien der Aktiengesellschaft für Zellstoff- und Papierfabrikation,
Neue Aktien der Allgemeinen Deutschen Kredit-Anstalt in Leipzig,
Neue Aktien der Allgemeinen Electricitäts-Gesellschaft,
Aktien der Aluminium Bergbau und Industrie-Aktiengesellschaft, Budapest,
Neue Aktien der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank, München,
Neue Aktien der Chemischen Fabriken Weiler-ter-Meer,
Neue Aktien der Farbwerke Franz Rasquin A. G.,
Aktien der „Freia" Braunkohlenwerke Aktiengesellschaft,
Neue Aktien der Gothaer Waggonfabrik A. G.,
Neue Aktien der Großen Leipziger Straßenbahn,
Neue Aktien der Kreditbank in Sofia,
Neue Stamm-Aktien der Linke-Hofmann-Werke, Aktien-Gesellschaft,
Aktien der Lothringer Hütten- und Bergwerks-Verein A. G.,
Neue Aktien der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A. G.,
Neue Aktien der Mix u. Genest, Telephon und Telegraphenwerke,
Neue Aktien des Osnabrücker Kupfer- und Drahtwerkes,
Neue Aktien der Rheinischen Stahlwerke,
Neue Aktien der Sächsischen Maschinenfabrik vorm. Rich. Hartmann Aktiengesellschaft,
Aktien der Spiegelmanufaktur Waldhof Aktiengesellschaft,
Neue Aktien der Textilose- und Kunstweberei Claviez A. G.,
Neue Aktien der Ungarischen Stickstoffdünger-Industrie A. G.,
Neue Aktien der Werkzeugmaschinenfabrik Gildemeister u. Co.

Außerdem führten wir folgende Wertpapiere an der Börse zu Berlin ein:

Neue Aktien:

Gebr. Böhler u. Co. Aktiengesellschaft,
Osnabrücker Kupfer- und Drahtwerk,
Vereinigte Köln-Rottweiler Pulverfabriken,
Rheinisch-Westfälische Sprengstoff-Aktien-Gesellschaft,
Ludwig Loewe u. Co. Actiengesellschaft,
Gothaer Waggonfabrik Aktiengesellschaft.

*

Unsere Niederlassungen, Zweigstellen und Wechselstuben befinden sich in günstiger Weiterentwicklung. Die Zweigstellen in Höchst a. M. und Oranienburg, deren einstweilige Schließung wir im vorigen Bericht erwähnten, sind im laufenden Jahre gelöscht worden.

Die Norddeutsche Bank in Hamburg hat auf ihr Aktienkapital von 60 Millionen Mark für das Jahr 1917 einen Gewinn von 10 Proz. verteilt, der in unserer diesjährigen Gewinnrechnung erscheint.

Der A. Schaaffhausen'sche Bankverein Aktiengesellschaft in Cöln verteilt auf sein Aktienkapital von 100 Millionen Mark für das Jahr 1917 einen Gewinn von 7 Proz., der ebenfalls in unsere diesjährige Gewinnrechnung eingestellt ist.

Der Gewinn aus der dauernden Beteiligung an anderen befreundeten Banken enthält nur die im Jahre 1917 tatsächlich vereinnahmten Erträgnisse für das Geschäftsjahr 1916 bezw. 1916/17, und zwar erzielten:

Die beiden Inseln von Germanicus

Englands kontinentale Pläne brechen zusammen. Wenn die Schlacht im Westen Das vollendet, was heute schon wieder um vieles deutlicher als etwa vor acht Tagen zu erkennen ist, so wird England endgültig auf den seit Jahrhunderten gehegten Anspruch, das europäische Festland zu regieren, verzichten müssen. Es wird auf seine Insel zurückgewiesen sein und wird mit Notwendigkeit zu erwägen haben, wie es das — woran wir immer wieder erinnern möchten — unverletzt gebliebene Imperium in politisch und wirtschaftlich ertragreiche Beziehungen zu Deutschland und den von diesem mehr oder weniger kontrollierten Teilen der Erde setzt. Wie das im Einzelnen geschehen soll und in welchem Tempo: das ist eine Sorge, die vielleicht nicht gleich nach Beendigung des Kriegs, aber jedenfalls nicht gar so viel Zeit danach ihre Erledigung fordern wird. Wobei wir es immerhin für möglich halten, daß der Ausgang des Kriegs nach der Verjagung Englands aus Belgien und Nordfrankreich den Charakter eines langsamen, erst nach und nach abebbenden Würgens bekommt. Was andrerseits freilich bedeuten würde, daß England eines der Hauptmittel seiner Kriegsführung gegen Deutschland und dessen Handelsausbreitung noch weiterhin konsumiert. Wie's aber auch werden mag: die englische Insel, ein für alle Mal der unerfüllbaren kontinentalen Ansprüche ledig, dürfte bei der ihr traditionellen politischen Klugheit verhältnismäßig schnell die Lebensform finden, mit dem kriegerisch als weltpolitischer Faktor erwiesenen Deutschland sich zu verstehen. Und dies umso eher und umso schneller, je mehr Deutschland zeigt, daß es den Acker, den das Schwert ihm aufbrach, auch zu bestellen und erntereif zu machen weiß. Das heißt: je eher das um Land und Bewohner, um Erdschätze und Selbstbewußtsein bereicherte Deutschland solche Werte in weltpolitisch arbeitsfähige Instrumente umwandelt, umso eher wird es neben England, von diesem geachtet, vielleicht gefürchtet, dieses aber auch suchend und ihm, was die kolonisatorische Taktik und die demokratische Struktur betrifft, näherkommend, im Regiment sitzen. Dann wird die Zeit sein, die durch den Krieg abgebrochenen Verhandlungen, von denen soeben mit überraschender Pikanterie Herr Müller-Meiningen zusammenfassend berichtet hat, wieder aufzunehmen. Die Bevollmächtigten, die dies Geschäft in Ordnung zu bringen haben werden, könnten sich ganz gut die Stenogramme des Hauptausschusses vom Februar 1913 und im Besondern das, was damals Herr Tirpitz gesagt hat, zum Vorbild nehmen: „Ich bin der Erste, der eine Verständigung mit England mit Freuden begrüßen würde . . . Darüber kann England meines Erachtens nicht im Zweifel sein, daß wir zu Verhandlungen gewillt sein würden, wenn es damit beginnen wollte . . . Ich habe klipp und klar gesagt, daß auch ich das Verhältnis von

16 : 10 der beiderseitigen Schlachtflotten für akzeptabel halte . . ."
So ungefähr, freilich ein wenig abgewandelt durch die Tatsachen, die der Krieg geschaffen hat, Tatsachen, die Deutschlands Stellung für die Einleitung solch eines Partnergeschäfts in hohem Maße verstärkt haben. Unsre Aussichten sind nach alledem mehr als günstig: wir werden stark sein, und wir werden Anschluß finden. Beides aber nur dann, wenn wir unsre insulare Schwäche, das, was uns teils nur dem Urteil der Andern nach, teils tatsächlich von der politischen Kultur der übrigen maßgeblichen Welt noch trennt, überwinden. Wir dürfen uns darüber keiner Täuschung hingeben, daß wir auch nach dem Kriege, und begreiflicherweise dann erst recht, fürs erste gehaßt und, unabhängig von allen unsern Erfolgen, auch verachtet sein werden. Wenn wir hinzufügen, daß dies aus vielen Umständen zu begreifen sein wird, so wollen wir damit nur unsre große Liebe zu Deutschland zum Ausdruck bringen und ferner andeuten, welches unsre ersten Leistungen werden sein müssen, um die Mitweltherrschaft wahrhaft antreten zu können. Mit der „Wenn-sie-uns-nur-fürchten"-Politik ist es künftighin nicht getan, weder nach außen, noch nach innen. Das ist es, was wir meinen, wenn wir sagen, daß wir unser insulares Schicksal überwinden müssen. Wir müssen lernen, unsre militärische Macht in politische Fähigkeit umzusetzen. Der Weg hierzu wird reich an Kämpfen, schwer an Opfern, wird aber auch gesegnet sein. Was es dabei zu vollbringen gilt, läßt sich leider zeigen, wenn man auch nur die politischen Monstrositäten einer einzigen deutschen Woche überdenkt.

Beim oesterreichischen Ministerpräsidenten erschienen die maßgebenden Führer der Herrenhaus-Mehrheit, den Rücktritt des Grafen Czernin zu beklagen. Sie betonten, daß sie dessen Politik auch darum vor allem gebilligt hätten, weil er „ein starker, verläßlicher Pfeiler der Bundespolitik gewesen ist, und weil er allen reichs- und kaisertreuen Elementen Oesterreichs einen Rückhalt gab". Man bedenke, wie dieser Graf Czernin von jener Gattung der deutschen Politiker, die angeblich allein weiß, was Deutschland nottut, behandelt worden ist. Man bedenke ferner, daß selbst heute noch dieser Staatsmann, an dem die besten Deutschen Oesterreichs loben, daß er ein tadelsfreier Bündnispolitiker gewesen ist, von Dummköpfen bezichtigt wird, er habe die oesterreichische Politik auf Kosten Deutschlands geführt und den Staatssekretär von Kühlmann bei der Regelung des rumänischen Friedens zu Deutschlands Nachteil übers Ohr gehauen. Ehe nicht Reventlow überwunden ist, eher hat Deutschland keinen Anspruch und vor allem keine Fähigkeit, die Erträgnisse seiner Kriegsleistungen einzufordern. Das alldeutsche Gift muß ausgeschwitzt werden, darf nicht wieder, wie bei der Bettlakencampagne gegen den deutschen Staatssekretär, uns die Luft verpesten. Nun trifft es wohl zu, daß, wie die B. Z. geschrieben hat, gegenüber solcher Demoralisation „eine erfreuliche Fronteinheit der anständigen Tagespresse" festzustellen war. Es ist aber symptomatisch, daß man keine Gelegenheit hatte, zu

erfahren, ob auch die Vossische Zeitung solcher Fronteinheit einzurechnen ist. Symptomatisch, nicht so sehr wegen der mißhandelten Tradition dieses Blattes, als vielmehr wegen der Stellen, die ihr das Diktat liefern. Es bleibt noch manches anzumerken, zum Beispiel die perverse Unvernunft, die Hohn und Triumph spuckt, weil die Juli-Männer angeblich einer nach dem andern zu purzeln beginnen. Die Programm-Politiker begreifen nun einmal nicht, daß der schlichte Wirklichkeitsrechner sich weder durch Phrasen — die er, wenn der Effekt es fordert, durchaus raketen läßt — noch durch Resolutionen — die er heiligspricht, wenn er ihre Hebelkraft probieren will — gebunden fühlt, und daß er selbstverständlich, wenn er solche Absicht nie verborgen hat, aus einer veränderten militärischen Lage andre politische Forderungen ziehen muß. Das Wollen ist in der Politik, wie überhaupt im Leben, nur als Antriebsillusion einzuschätzen. Ferner: wie ists mit jener „Instruktion zum Dienstgebrauch", die den Unwillen des Hauptausschusses erregte? Wir nehmen sie nicht sehr tragisch und glauben ohne weiteres, daß sie nicht auf amtlich vorgezeichneten Wegen in die Garnisonen oder gar an die Front gekommen ist. Aber, daß sie nicht hätte zirkulieren können, wenn nicht zum mindesten hier und da eine ihr entsprechende Atmosphäre vorauszusetzen war, das leuchtet ein und kennzeichnet aufs beste die Aufgabe, die Deutschland allen andern voraus zu lösen hat: Umsetzung der militärischen Macht in politische Fähigkeit. Ueberwindung der Inselhaftigkeit. Demokratisierung und Sozialisierung. Das Maß unsres Reifwerdens wird sich an den beiden großen Aufgaben der allernächsten Zeit: an der Ausgestaltung der Steuervorlagen und an der endgültigen Beschließung über das Wahlrecht bewähren. Was die Steuervorlagen betrifft, so darf man wohl mit einiger Zuversicht annehmen, daß deren Verabschiedung den Besitz stärker belastet sehen wird, als Graf Roedern dies zu tun sich getraut hat. Ueber die Wahlrechtsvorlage ist vielleicht, wenn dies hier gelesen wird, bereits entschieden. Heute, am Vorabend des Nationalliberalen Preußentages, scheint es, als sei die preußische Regierung tatsächlich entschlossen, das Abgeordnetenhaus aufzulösen, wenn es in der Torheit beharren sollte, in einer Torheit, über die selbst die Leipziger Neuesten Nachrichten gesagt haben: „Hat es einen vernünftigen Sinn, sich dem allgemeinen Wahlrecht entgegenzustemmen, das doch das Ende des ganzen Kampfes sein wird . . . ?" In einer Torheit, auf deren Folgen in letzter Stunde auch Herr Stresemann deutlich genug hingewiesen hat, wenn er mit der Rückkehr der braven Kämpfer und Sturmkolonnen droht und dazu meint: „Ihnen das Evangelium der Differenzierung des politischen Einflusses nach Bildung und Besitz zu predigen und es als Staatsnotwendigkeit hinzustellen, wird auch Denen nicht leicht sein, die mit Engelszungen begabt sind." Das ist ganz unsre Meinung, und grade darum, weil wir mit Herrn Stresemann davon überzeugt sind, daß, wenn die politische Gleichberechtigung aller Preußen erst durch die heimkehrenden Krieger erstritten werden

müßte, das Ergebnis für die bedrohten Herrschaften um ein Erhebliches fataler sein würde —, grade darum sind wir beinahe überzeugt davon, daß der Wahlrechts-Dienstag der Regierung eine Mehrheit bringen wird. Geschieht dies, so ist das allerdings nicht das Verdienst jenes seltsamen Ministergehilfen, der nie eifrig genug sein konnte, umherzugehen und die Partei darüber zu unterrichten, daß die Regierung eigentlich nicht das geringste Machtmittel besäße, um ihre Vorlage durchzubringen. Geschieht es nicht, oder geschieht es in einer Weise, die durch ein Schlingwerk von „Sicherungen" die Wirkung des neuerworbenen Rechtes um ihr bestes Teil betrügt, dann werden sich schon Arme finden, um Deutschland wenigstens von dieser insularen Fessel eines überlebten Preußentums zu befreien.

Publizisten von Johannes Fischart

XIV.

Mathias Erzberger

Durch ein schmales, knarrendes Türchen treten wir behutsam in den Dom. Eine fahle Dämmerung verschlingt uns. Die letzten feinen Stäubchen eines Weihrauchdunstes umschmeicheln die Sinne. Ein müdes helles Glöckchen schlägt an unser Ohr. Da tauchen zwei Männergestalten auf. Nicht zag und zögernd, wie Sünder oder Träumer, gehen sie daher, sondern schreiten stark aus und steuern auf ein bestimmtes Ziel los. Der eine: ein Priester. Hoch und schmal gewachsen. Des Antlitzes Prägung: Askese, unter grauer Asche glimmender Fanatismus und unbeugsame Energie, die keine Seitenwege, keine Schleichpfade scheut. Ein Jesuitenpater? Fast scheints so. Auch das eigenartige Gewand sieht danach aus. Und der Andre, sein Begleiter? Eher klein, als groß. Dick und behäbig mehr denn schlank und rank. Rote Backen. Lebhaft leuchtende Augen hinter einem goldgerahmten diskreten Kneifer, semmelblondes Haar. Und wie ewiger Mittagssonnenschein strahlt lächelnd sein Antlitz. Hans Thoma könnte pausbäckiger, rundlicher und glücklicher kein Englein auf einen blühenden Anger setzen.

Wer sind diese beiden merkwürdigen Gestalten? Den Priester kenne ich nicht. Aber er muß in hohem Range stehen. Alles deutet darauf hin. Und der Weltliche? Den hab' ich doch schon irgendwo gesehen? Der kommt mir doch so bekannt vor? Ist das — ist das nicht Mathias Erzberger? Richtig. Er ists. Jeder Zweifel schwindet. Aber was treibt er hier, in diesem halb vergessenen Dom, in dieser Wallfahrtskirche unweit der Reichsgrenze? Hat ihn wiederum eine vertrauliche politische Mission in diesen stillen Winkel geführt? Hält er eine heimliche Zwiesprach mit einem Sendboten des Vatikans? Kein Mensch, kein Einziger kennt hier die Beiden. Hier können sie ungestört tuscheln, neue

Friedensnetze auswerfen und wer weiß was sonst noch alles behutsam vorbereiten.

Jetzt sind sie an mir vorbei. Tief ins Gespräch versunken, haben sie im Vorübergehen kaum aufgeblickt. Nun biegen sie ab. Da steht ein Beichtstuhl, der gleichsam einladend seine Arme nach ihnen ausstreckt. Der Kleriker streift die violett schillernde Gardine zurück, setzt sich, und neben ihm, nur durch eine dünne Holzwand getrennt, läßt sich Mathias Erzberger nieder. Die Beichte beginnt. Und das Wort des heiligen Augustinus schwebt über ihnen: „Keiner vertraut auf sich selbst in der bevorstehenden Diskussion, Gott allein ist unsre ganze Hoffnung."

Gott? Oder bloß Christi Stellvertreter auf Erden, der Papst im Vatikan?

*

Wer ist dieser Mathias Erzberger, daß er sich unterfängt, mit der Nationen Geschicken, dialektisch, wie mit dogmatischen Formeln, zu jonglieren und die große Vorsehung zu spielen? Wie kommts, daß wir immer wieder, in allem und jedem, auf seine Spuren stoßen, daß wir ihm auf Schritt und Tritt in der Presse begegnen, und daß, wenn irgendwo politisch eine Wunde still schwärt und tiefer sich ins Fleisch nistet, er Derjenige ist, der mit unfehlbarem Blick die Situation erkennt und schnell das Messer an die Eiterbeule setzt? Wer ist dieser Mathias Erzberger, dessen Geist über den Tinten-Wässern der ‚Germania', des berliner Zentrumsorgans, schwebt, und der nicht nur partei-, sondern auch regierungsoffiziös in diesen Spalten schreibt, ohne doch mit seinem Namen hervorzutreten?

Laß er uns selbst berichten.

„Zu Buttenhausen wurde ich geboren. Am zwanzigsten September 1875. Buttenhausen findest du nicht einmal im Lexikon verzeichnet. So klein ist das Nest. Im stillsten Winkel Schwabens, Württembergs ists gelegen. Viehhändler geben den Ton an. In Biberach wuchs ich geistig heran, in der alten Reichsstadt mit ihren mittelalterlichen Ringmauern und ihrer ehrwürdigen Hauptkirche aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts. Wieland wurde im nahen Oberholzheim geboren. Ob er, als er die Streiche der Abderiten in heiter-satirischer Laune schrieb, Biberach gleich Abdera setzte? Manche möchtens glauben, mehr wohl um mich zu ärgern und mich zum Abderiten zu stempeln. Wenns weiter nichts ist: ich ertrags.

Ich wollte ursprünglich Lehrer werden, Pädagoge und hatte auch mit neunzehn Jahren bereits mein Ziel erreicht. Aber wie das so geht: das junge Blut ließ mir keine Ruhe, und bloß kleinen Kinderhirnen den Weg in geistige Helle zu weisen, genügte mir nicht. Ich mußte weiter wirken. Mit einundzwanzig Jahren war ich Redakteur und Politiker, hatte nach dem Besuch des katholischen Lehrerseminars mich auch einige Semester auf der katholisch-konfessionellen schweizer Hochschule zu Freiburg herum-

gesammelt: in Kollegs über Staatsrecht und Nationalökonomie. Sieben Jahre saß ich in Stuttgart und war publizistisch in der christlichen Gewerkschaftsbewegung tätig. Bereits 1897 entsandte man mich zum Internationalen Arbeiterkongreß nach Zürich, und hier konnte ich, ein kaum Zweiundzwanzigjähriger, schon die ersten zarten Fäden mit dem Auslande knüpfen. In den verschiedensten Organisationen war ich eifrig tätig, im Volksverein für das katholische Deutschland, im ‚Arbeiterwohl' des Augustinus-Vereins. Den Massen fiel ich, da ich eine forsche Suada hatte, bald auf und ward ihr verhätschelter Liebling. Was Wunder, daß mich Biberach und Buttenhausen mit achtundzwanzig Jahren in den Reichstag delegierten. Da saß ich nun als Benjamin da und wurde eigentlich nicht für voll angesehen. Aber ich war voll von Ideen, Anschauungen und war unter den Zentrumslarven, die immer bloß, scheu um sich schauend, schlaue und schlaueste Taktik trieben, um nur ja nicht nach rechts und nach oben zur Regierung den Anschluß zu verlieren, die einzige fühlende Brust, die sich nach befreienden Taten aus der Stickluft parteipolitischer Erwägungen und Bedenken sehnte.

Und ich spähte, wie ein Einbrecher in der Nacht, nach Gelegenheiten aus, wo ich den Dietrich meiner Kritik ansetzen konnte. Weit schweiften meine Gedanken, und da ich in den Dingen daheim die Parteibonzen, dank jahrzehntelanger Praxis, in allem so unheimlich beschlagen fand, immer zu Einwänden gegen irgendeinen Vorschlag bereit, so ging ich im Geiste bis über den Aequator hinaus und lief und lief, bis die andern schwarzen Genossen schnaufend und prustend nicht mehr mitkonnten und ich schließlich in Deutsch-Südwestafrika anhielt. Die Kolonien — das sollte mein Feld werden, die wollte ich nach allen Richtungen hin beackern. Denn nur wer sich auf eine Spezialität legt, wers darin zur Autorität bringt, setzt sich im Reichstag durch und klettert in der Fraktion die Sprossen zum Ansehen und zur rednerischen Parteigröße hinauf. Am einunddreißigsten Januar 1905 endlich trat ich aus dem Dunkel meiner Spezialität an die grell leuchtende Rampe und sprach, frisch und keck, den durch den Aufstand in Südwest geschädigten Ansiedlern jeden Anspruch auf Entschädigung ab. Wer hinausgehe, um Geld zu verdienen, sagte ich, der müsse auch ein Risiko tragen. Basta. Solche Töne waren aus der Mitte des Hauses lange nicht gehört worden. Man mußte bis zu den Kulturkampf-Debatten zurückgehen, um auf eine so klobig-eindeutige Sprache zu stoßen. So etwas war man bisher nur von der sozialdemokratischen Seite gewöhnt. Die Herren am Regierungstisch erschauerten leicht bei diesem frischen Luftzug und steckten die Köpfe zusammen? ‚Was will denn dieser junge Dachs? Was weiß der von den Nöten und Leiden da unten in Südwest? Ists nicht eine Anmaßung, so zu sprechen? Unmöglich kann sich die Zentrumsfraktion damit identifizieren.' Ich gebe zu, daß es nicht leicht war, die Fraktion von meinen Ansichten zu über-

zeugen. Aber ich pochte auf mein Material, das mir reichlich zur Verfügung stand und sich im Laufe der nächsten Monate erstaunlich häufte. Die Kolonialverwaltung, schrieb ich in der Kölnischen Volkszeitung, hat mit dem Gelde nicht einwandfrei gewirtschaftet. Sofort fuhr die halbamtliche Norddeutsche Allgemeine Zeitung auf, veröffentlichte allerhand Aktenbelege und suchte mir nachzuweisen, daß alles bloß ‚leeres Gerede' gewesen sei. Und ich gestehe, daß meine Gewährsmänner nicht absolut zuverlässig waren. Wie das so geht; ich war ja noch jung und unerfahren.

Auf dem kolonialen Gebiet brachte ich schließlich, 1906, die ganze Partei ins Rutschen, den Zentrumsturm, der bis dahin kerzengrade und unerschütterlich dagestanden hatte, ins Wackeln. Ich hatte eine Skandalaffäre auf der Pfanne: die Angelegenheit des Sekretärs Pöplau, der mir manches Material aus der Kolonialverwaltung zugesteckt hatte. Herr Spahn opponierte, der Parteichef, und erklärte auf meine derb und derber werdenden Anklagen gegen die Kolonialverwaltung: ‚Ich bin durch die Ausführungen des Abgeordneten Erzberger nicht überzeugt worden, daß sein Vorwurf durch seine Beweisstücke gerechtfertigt sei, weder im Einzelnen noch im Ganzen.' Sprachs im Namen der Partei und hoffte mich zu ducken. Aber der Blitz lief am Leitungsdraht ab, und der Donner schreckte mich nicht. Auch das Gericht vermochte mich nicht ins Bockshorn zu jagen. Im Pöplau-Prozeß, wo ich zuerst die Schweigepflicht des Abgeordneten geltend zu machen suchte, drang man auf Pöplau so lange ein, bis er mir die Zunge zu lösen erlaubte. Aber als ich dann aussagte: Satz für Satz und Wort für Wort, lehnte es der Gerichtshof zuguterletzt ab, mich zu vereidigen. Daraus haben mir die Andern einen Vorwurf gemacht und gesagt, das Gericht hätte mich vor einem Falscheide bewahren wollen. Darauf erwidre ich: So empfindlich ist das Gericht im allgemeinen nicht, und ich wüßte nicht, warum es mit mir hätte eine Ausnahme machen sollen.

Ja, und dann, im Dezember 1906, enthüllte ich einiges über deutsche Umtriebe auf der spanischen Insel Fernando Po, die zu Verwicklungen mit Spanien hätten führen können, und drängte die Partei, den kolonialen Nachtragskredit für die Vermehrung der Schutztruppe in Südwest abzulehnen. Aber ich räume ein, daß ich selber verblüfft war, als Fürst Bülow in diesem Augenblick sich feierlich von seinem Eckplatz an dem langen, leichtgeschweiften Bundesratstisch erhob, eine rote Mappe zur Hand nahm und im Namen des Kaisers die Auflösung des Reichstags verkündete. Natürlich hatte ich selbst in der Partei keinen leichten Stand, und ihren Groll bekam ich sehr bald zu spüren, als man bei der Drucklegung der Etatsreden sämtlicher Zentrumssprecher meine Reden einfach ausließ, als ob sie nie gehalten worden wären.

Fürst Salm hat mich neulich, bei der Debatte über die Ostmarken- und Polenpolitik im Herrenhause, mit einer Diebstahlsgeschichte in Zusammenhang gebracht, um mich an den Pranger

zu stellen. Darüber lache ich. Wie war die Sache? Der Bayrische Kurier, das führende süddeutsche Zentrumsblatt, hatte sonderbare Intima aus den Akten des deutschen Flottenvereins veröffentlicht. Sofort gabs natürlich eine Anklage. Die Schriftstücke oder deren Abschriften, behauptete man, könnten nur mit einem Nachschlüssel aus einem verschlossenen Schreibtisch des Vereins entwendet worden sein. Den Dieb glaubte man in einem Laufburschen zu haben, Oskar Janke, der beim Flottenverein angestellt war. Der entwich aber noch rechtzeitig, ehe man ihn haschen konnte, und klopfte, Einlaß heischend, vielleicht auch Absolution von einem strafrechtlichen Vergehen und von seiner Häresie (denn er war damals noch evangelisch), bei einem belgischen Jesuitenkloster an. Das Verfahren jedoch ging weiter und vor dem Untersuchungsrichter gab ich, in die ganze unangenehme Geschichte verwickelt, diese Erklärung ab: ‚Die Auskunft auf folgende Fragen: erstens, ob mir bekannt ist, auf welche Weise und durch wen der Artikel: Die Agitation des Flottenvereins in den Bayrischen Kurier vom vierten und fünften Februar 1907 gelangt ist, zweitens, insbesondere, ob die Angeschuldigten, Gebrüder und Vater Janke, Material zu diesem Artikel in irgendwelcher Weise geliefert haben, verweigere ich, da deren Beantwortung mir selber die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung zuziehen würde. Ich erbiete mich, folgenden Eid zu schwören: Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich nach bestem Wissen annehme, ich würde mir durch die betreffende Auskunft die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung zuziehen.‘ Das wars. Das Verfahren mußte eingestellt werden. Der Herr Oberstaatsanwalt schäumte, raffte seine Sachen, seine Bücher und Akten zusammen, hielt sich vorne seinen Talar zusammen, der vor Erregung wie ein Segel bei Wirbelwind zu flattern begann, stieg vom Podest des Richterkollegii und verschwand aus dem Saal. Ich hatte ihn außer Gefecht gesetzt und ihn um seinen Eintagsruhm gebracht. Nicht umsonst bin ich durch die strenge Schule kirchlicher Dialektik gegangen. Hätte Theseus ein Priesterseminar oder gar eine katholische Hochschule besucht: er hätte Ariadnes Beistand nicht gebraucht, ihres wegweisenden Fadens nicht bedurft; eine, hundert Türen, Pförtchen und Seitenpfade hätte er, mit schnellem Auge, erspäht und aus dem wirren Labyrinth des Minotaurus selbst sich hinauszuwinden gewußt.

Sogar in dem Irrgarten der Partei ließ ich mich nicht beirren, wenn die Presse, voran die Kölnische Volkszeitung, die einst so gern jeden Beitrag mir aus der Hand riß, mir in immer bereitem Spiegel meine Sünden vorzuhalten bemüht war. Die Osterdienstags-Konferenz zu Cöln vom Jahre 1909 hatte die katholischen Geister, unter Seiner Heiligkeit Pius des Neunten strengem Krummstab, in zwei Lager geschieden. Wie wenn man Eisenteile an einen Magnetstab bringt, sahs von oben aus. Zum Nord- und zum entgegengesetzten Südpol des Magneten strebten

die Eisenteilchen konzentrisch hin. Es ging um die strenge konfessionelle und bürgerliche Absonderung des Katholiken von allen seinen andersgläubigen Mitbürgern: im Gewerkschaftsleben, wo beide christlichen Richtungen bislang einträchtig zusammenarbeiteten, im politischen Leben, wo das Zentrum das politische Moment, mit taktischer Klugheit, stets allein in den Vordergrund gestellt hatte, im gesellschaftlichen Leben, im Verkehr bis hinunter zum Sport. Die Osterkonferenz versuchte, von ihrem streng einseitig-konfessionellen Standpunkt aus, dem Zentrum dieses Etikett aufzukleben: ›Das Zentrum ist eine politische Partei, die sich die Aufgabe gestellt hat, die Interessen des gesamten Volkes im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Volksanschauung zu vertreten.‹ Die Partei rebellierte, kämpfte um ihre Unabhängigkeit, aber ich gab gemeinsam mit Oppersdorff zunächst den cölner Ostermännern, den Roeren, Bitter und Genossen, recht, denn der Vatikan schien ihrem Treiben wohlgefällig zu lächeln. Indessen fühlte ich mich, als Vielbewegter, bei diesen eifernden Intransigenten schließlich doch auf die Dauer nicht wohl, obgleich ich mit Spahn, Vater und Sohn, noch kurz vorher um die Palme der wahren Zentrumsgesinnung gerungen hatte. Die Schrift ›Ist Martin Spahn Zentrumsmann?‹ hat damals ja viel Staub aufgewirbelt; ich will nicht sagen, wer ihr Verfasser ist, und wenn das berliner Schöffengericht noch so sehr nach dem Autor herumgestochert hat. Kurzum: eines Tages sah ich, daß mich von dem Gros meiner Zentrumsgenossen geistig nichts mehr trennte. Ich hatte mich in das alte Milieu der Zeit vor Osterdienstag wieder gemächlich eingelebt. Wir reichten uns freundlich wieder die Hände, den Grafen Oppersdorff schifften wir aus der Partei aus, und mit mir waren sie alle so gut wieder wie vordem, gleich als wäre nie was gewesen."

Er brach ab.

*

Die violetten Vorhänge wurden auseinandergefaltet. Der Priester trat aus dem romanisch geschnitzten Gestühl heraus. Erzberger ihm zur Seite. In der Kirche war es inzwischen lebhaft geworden. Das Mittelschiff füllte sich. Auf der Empore polterten viele Füße. Warens Sänger, die sich versammelten? Kinder? Ja, Jungen und Mädchen drängten sich oben Kopf an Kopf, um einen frommen cantus firmus anzustimmen.

Die Beiden sprachen jetzt in dem Geräusch der Kirche ziemlich ungeniert und laut.

„Ich muß, mit einigen Worten wenigstens, einen Ueberblick über deine Tätigkeit während des Krieges bekommen, mein Sohn", hob der Schwarze an.

„Achtundzwanzig Millionen Mark", erwiderte lächelnd der Andre, „soll ich bisher für meine Missionen verausgabt haben. Daraus mögt Ihr meinen Eifer, einen Frieden im Sinne der Kirche zustande zu bringen, erkennen. Alles gab mir die Regierung bereitwillig. Ich arbeite, mit amtlichen Stempeln auf

schwarz gefeuchteten Kissen neben dem Schreibzeug, im Auswärtigen Amt und wurde häufig, allzu häufig auf Reisen geschickt. Herr von Bethmann Hollweg ließ mich nur zu gern gewähren. Ich habe mich redlich bemüht, Italiens und Rumäniens Neutralität aufrecht zu erhalten, habe erkleckliche Summen zu Beeinflussungen in Rom und Bukarest verwendet. Leid tut mirs, bis in die letzten Gründe meiner Seele hinein, daß Monsignore Gerlach dabei in jene unerfreuliche, auch dem Heiligen Vater peinliche Verratsaffäre verwickelt wurde. Aber der große Zweck, der Welt wieder den Frieden Christi, unsres Heilands, zu bringen, ließ mich über die Kritik des Alltags hinwegsehen. Auch in Stockholm war ich und warf Angelhaken nach Rußland hin, als Väterchen noch auf seinem Thron zitterte und zagte, und ein Radziwill war mir behilflich dabei. Und dann war ich wohl meist in der Schweiz: Ledochowski, Marchetti, Frühwirth und Hoffmann, der plötzlich, nach seiner Friedensanregung, sich als schweizerischer Bundesrat zu weit engagiert hatte — überall finden sich Spuren von mir, die selbst im Gestein der Alpen haften geblieben sind. Von mir stammt auch jenes Wort: wenn Lloyd George oder Balfour oder einer ihrer Vertrauensmänner sich mit mir nur wenige Stunden unterhielten, so würde dabei leicht eine beiden Teilen genehme Verständigung herauskommen. Es war mein Projekt, das ich auch in einer vertraulichen Denkschrift niedergelegt habe, deutsches Kapital in englischen Unternehmungen und englisches Geld in deutschen Gesellschaften, Fabriken, Banken undsoweiter anzulegen . . .

Na, und dann im Reichstage selbst mein Kampf gegen die Proklamierung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges. Ich sah die Gefahren, die politischen, die sie zur Folge haben würde: Nordamerika, Südamerika, Neutralien überhaupt. Und hab' ich nicht recht behalten? Ueber unsre U-Boot-Mittel, damals wenigstens, will ich garnicht reden. Jetzt, nach den letzten Ausschuß-Sitzungen im Reichstage, fühlts der Blinde mit dem Stock.

Nur von Oesterreich hab' ich noch nichts gesagt, von Czernin, von seinen Briefen, seinem unbedingten Friedenswunsch im vergangenen Jahr und von der Friedensresolution, die ich daraufhin vorschlug und durchsetzte. Da gabs Krach im Zentrum, als ich, im Juli 1917, jenen ersten Vorstoß im Hauptausschuß vornahm und die Herrschaften aus dem mit den Jahren verhärteten Kriegsrausch auf den Boden der Nüchternheit zurückzuführen trachtete. Peter Spahn, Seine Exzellenz, zitterte vor Entrüstung über mein eigenmächtiges Vorgehen, bekam einen Ohnmachtsanfall (infolge Ueberanstrengung) und ließ sich als Minister ins preußische Justizministerium beordern, obwohl ursprünglich sein Freund Porsch, als Parlamentarier und Vertreter des Zentrums, das Portefeuille erhalten sollte . . .

Auch in Holland war ich und darüber hinaus, und geriet dabei mit Thyssen aneinander, obgleich er mich sonst so sehr brauchen

konnte; flugs wurde ich aus dem Aufsichtsrate des Thyssen-Konzerns hinauskomplimentiert, weil sie sich meiner, vor der Oeffentlichkeit, zu genieren verpflichtet fühlten . . .

Hab' ich nicht wie ein Märtyrer für die Sache des Friedens gestritten und gelitten? Nicht auch den Acker bereitet für die Friedensbotschaft Seiner Heiligkeit, Benedikts des Fünfzehnten?

Aber jede Krone, auch die Krone des Verdienstes, hat Dornen, spitzige Dinger, die die Stirnhaut zum Bluten bringen.

Was hab' ich von alledem? Immer zum Handeln, immer zur Tat getrieben, weils, in diesem furchtbaren Morden unter Christenvölkern, mir im Innern keine Ruhe ließ, weil das Gewissen mich drückte und drängte . . ."

„Recht, recht tatst du, mein Sohn. Absolvo te. Ecclesia te coronat. Labora . . ."

In diesem Augenblick setzte der Chor ein, und von der Höhe erscholl, einstimmig, fest und klar, vom weichen süßlichen Diskant bis zum schüchternen Tenor und Baß das alte Lied vom Frieden, der der Menschheit beschieden ist — oder einst wieder beschieden sein soll.

Und alle beugten sie unten die Knie, führten die Fingerspitzen der Rechten, ein Kreuz machend, zu Haupt und zu Brust. Auch die Beiden tauchten unter in der demütig gebeugten frommen Masse.

Wieder läutete zaghaft ein Glöckchen dazwischen.

An den Reichsverband der deutschen Presse

von Robert Breuer

Als Mitglied des Reichsverbandes der deutschen Presse richte ich an die zuständigen Verwaltungsstellen, zugleich aber auch an alle übrigen Mitglieder die Frage, ob es nicht an der Zeit ist, durch eine verbandsamtliche Kundgebung zu erklären, daß das Verfahren der Deutschen Zeitung, politische Kämpfe durch Eingriffe in das Privatleben der Gegner auszutragen, den guten Sitten der Presse zu sehr widerspricht, um ein Verbleiben der Täter in der Organisation zuzulassen, falls irgendeiner von ihnen ihr zugehören sollte. Zur Erörterung und zur Klärung dieser Frage und zur Beschlußfassung über sie ist es meiner Meinung nach keineswegs nötig, darauf zu warten, wie der vom Reichskanzler gegen die Deutsche Zeitung angestrengte Prozeß ausgehen wird. Die Tatsache, daß jeder sachlichen Diskussion entrückte Vorgänge zum politische Instrument gemacht worden sind, reicht hin, um den Attentäter aus der Gemeinschaft der anständigen Journalisten auszuschließen oder ihm, wenn er dieser Gemeinschaft bisher nicht zugehörte, zum Ausdruck zu bringen, daß die Zugehörigkeit durch seine Erbärmlichkeit verwirkt worden wäre. Es kann einem deutschen Journalisten, ganz gleich, zu welcher politischen Meinung er sich bekennt, nicht zugemutet werden, mit einem Erpresser, aber ebensowenig:

mit einem .... zusammen Mitglied eines Verbandes zu sein, der überwachend und führend für die Würde der deutschen Presse und für die Redlichkeit ihrer Mitglieder einzustehen hat. Ich bin durchaus überzeugt davon, daß die Leitung des Reichsverbandes auch ohne irgendwelche Aufforderung in dieser Sache veranlaßt hätte, was notwendig erscheint. Wenn ich dennoch vor breiter Oeffentlichkeit ausspreche, was eigentlich nur selbstverständlich ist, so geschieht das, weil trotz allen Leistungen der Presse während des Krieges noch heute beachtenswerte Volksteile dem Journalisten ein weniger empfindliches Ehrgefühl zutrauen als den Vertretern andrer Berufe.

Bruno Frank von Julius Bab

Das Bild Bruno Franks mit einiger Betonung den Zeitgenossen vor Augen zu stellen, gebietet mir nicht nur dankbare Erinnerung an schöne Augenblicke, die ich der Gesellschaft seiner Dichtkunst verdanke, sondern fast noch mehr die Ueberzeugung, daß er einen Typus darstellt, dessen Kenntnis und Anerkennung unsrer gegenwärtigen literarischen Situation nur gut sein kann. Oder wäre es nicht gut, inmitten dieser unendlich viel versprechenden, höchst himmelstürmenden Genies von überaus fragwürdigem Talent einmal den Blick auf eine Begabung von deutlich begrenzten, aber zweifellos sicherm und reinem Können zu richten? Bruno Frank hat allerdings nichts von den ungeheuern Möglichkeiten, die der eine Auserwählte von fünfhundert chaotisch kreißenden Genies vielleicht zur Welt bringen wird. Aber er hat auch nichts von den lärmenden und verlogenen Unarten, mit denen uns vierhundertneunundneunzig von diesen Chaotikern ganz bestimmt völlig zwecklos zur Last fallen. Bruno Frank kommt aus einem fest umfriedeten Kulturkreis; er stürzt sich nicht ins Bodenlose, um unerhörte, völlig neue Formen zu finden. Ihm genügt es, auf dem Instrument, das die großen Urheber künstlerischer Kultur geschaffen haben, eine immerhin eigene Melodie zu spielen. Daß er dabei Vorbild und Führer nicht unter den großen Toten, daß er ihn besonders ausgesprochen in einem etwas ältern Autor der deutschen Gegenwart findet, dem er sich enthusiastisch anschließt, auch das ist an sich gar kein Einwand. „Ein Prophet tauft den andern“, sagt Hebbel. „Wem die Feuertaufe das Haar versengt, der war keiner.“ Dagegen ist es wohl in einem begrenzenden Sinne charakteristisch, daß Bruno Frank seinen Meister — ich will nicht sagen „überschätzt“, denn künstlerische Rangfragen werden stets nur vom persönlichsten Gefühl entschieden — aber doch generell verkennt. Bruno Frank hat die einzige größere kritische Arbeit, die von ihm bekannt geworden ist (und die übrigens sehr gut und sehr klug geschrieben ist), seinem Meister Thomas Mann gewidmet. Und er bringt ihn da in eine Sphäre des elementaren Genies, in die dieser ausgezeichnete Autor nicht gehört. Man

kann Thomas Mann kaum mehr lieben und achten, als ich es tue. Die ‚Buddenbrooks' sind der einzige Roman der letzten deutschen Generation, den ich bereits zum vierten Mal lese; und ich hoffe, ihn vor meinem Tode noch mindestens achtmal zu lesen. Aber es ist zweifellos ein Irrtum, zu glauben, daß die wohltätige Klarheit, Straffheit und Zielsicherheit dieses Stiles der Bändigung elementarer Rauschkräfte entsprungen sei; künstlerisches Thema und persönliches Bekenntnis Thomas Manns machte es doch ganz gewiß, daß diese Kunst ein (sittlich höchst rühmenswertes) immer erneutes Sich-Aufraffen bewußten Willens aus einer sinnlich versinkenden Müdigkeit ist. Diese Müdigkeit eines Späten, Letzten kann auch etwas Rauschhaftes haben. Aber diese Agonie, durch deren Bekämpfung der Wille allein noch gestaltet, darf nicht mit dem großen Zeugungsrausch der Beginnenden, der den Willen gebiert, verwechselt werden. Sonst käme man dazu, Rembrandt und Watteau, Beethoven und Chopin, Goethe und Musset, Dostojewskij und Arthur Schnitzler auf eine Ebene zu stellen. Aus dem Rausch der Jugendkraft erhält die Menschheit die großen Erneuerer und Vorkämpfer; aus dem Rausch des Sinkens erhalten Zeit- und Schicksalsgenossen ihre oft gefährlichen, zuweilen — bei so edler Willensspannung — erziehlichen, stets aber schmerzlich beglückenden Gefährten. Diese beiden Phaenomene wollen wir nicht verwechseln. Bruno Frank aber ist uns ganz wie sein Meister ein schmerzlich lieber und in seiner edlen Haltung heilsamer Gefährte. Sein bewegendes Gewicht gibt das Sinken von Kulturhöhen her, nicht der vulkanische Auftrieb aus dem Erdkern.

Bruno Franks reife Novellenbände haben die ganze Klarheit, Straffheit und Zielsicherheit der Formgebung Thomas Manns; aber sie heißen ‚Flüchtlinge' und ‚Der Himmel der Enttäuschten', und die resignierte, sinkende Geste dieser Titel kennzeichnet den Ursprung und Gehalt dieser kleinen Kunstwerke durchaus. Es sind auch in der Motivsetzung Variationen des Mannschen Grundthemas. Meist etwas verengt im Format; im Sozial-Stofflichen und, was damit zusammenhängt, im Pathos etwas gedrückt. Natürlich sind die Menschen „ohne Waffen", wie sie ein Gedicht Bruno Franks nennt, Thema; Menschen, die einen Tropfen Kunst, all-liebenden Verstehens in sich haben, einen Tropfen, der ihre bürgerliche Existenz zerfrißt wie Gift. Der schüchterne, kleine Bürger, wenn er an der ‚Melodie' Beethovens, die sich einmal in seine Seele verfangen hat, hinschwindet, gibt im verkleinerten Umriß das Schicksal Thomas Buddenbrooks. Der Bankdirektor, der, von einem unbürgerlichen Rauschbedürfnis getragen, unter Hochstaplern sein ‚Abenteuer in Venedig' erlebt, ist, obschon etwas ironisiert, doch nur ein unbegabterer Vetter jenes Schriftstellers Aschenbach, den Thomas Mann im gleichen Venedig den Tod finden läßt. (Bruno Franks Novelle ist übrigens merkwürdiger Weise früher entstanden als Thomas Manns. Es gibt Nachahmungen, die zeitlich dem Original vorausgehen in der Kunst!

Der gründlich empfundene Rhythmus eines starken Dichters schafft eben auch im Schüler nach seinem unentrinnbaren Gesetz selbstätig weiter.) Der Adept Schopenhauers, der in einem Jähzornsanfall den störenden ‚Papagei' erwürgt, weil er ihn bei Abfassung seiner Abhandlung über die Heilsordnung im Allgemeinen und das grenzenlose Mitleid mit den Tieren im Besondern stört, dieser Weltflüchtling, der so unsanft in den bürgerlichen Alltag hinabstürzt; der Spieler, der immer verliert, weil er mit ‚Leidenschaft' spielt; der kleine Bibliotheksbeamte, der seine Seele an den flimmernden ‚Schatten' einer Filmdiva verausgabt: all das sind Verwandte des Tonio Kröger, sind verirrte Bürger, ebenso wie die Klienten jenes phantastischen Instituts für Lebenslüge, das sich ‚Der Himmel der Enttäuschten' nennt, oder wie selbst jener unglückliche Schreiber, den der banale Schicksalsschlag eines großen Loses entwurzelt. Ein Verwandter jener Halbkünstler ist schließlich auch der Held der Skizze ‚La Buena Sombra'. Hier meldet sich schon die Kraft, in der ich Bruno Franks Eigenstes und Bestes spüre: ein ethischer Positivismus, ein Bekenntnis zur einfachen Güte, wie es von Menschen geistiger Kultur heute selten so rein und stark zu hören ist. In der außerordentlichen kleinen Dichtung ‚Das Böse' kommt das Negativ dieses Gefühls als eine großartige Verzweiflung, in der schönen Skizze ‚Die Mutter einer ganzen Stadt' kommt die gleiche Leidenschaft positiv zum Ausdruck als Huldigung vor der alles befruchtenden Kraft einer großen Seele.

Dieser ethische Grundzug gibt auch dem Roman Bruno Franks ‚Die Fürstin' Haltung und Rang. Die Geschichte ist glanzvoll geschrieben und in manchen Nebenfiguren (besonders in dem leicht geschmeichelten Portrait einer bekannten seelenlos gescheiten berliner Schauspielerin) höchst amüsant. Aber sie handelt von einem jungen Burschen, dessen grundschwache, zur Hörigkeit geborene Natur so lange die Herrin, die ‚Fürstin' sucht, bis er aus einer letzten Enttäuschung schließlich in den lautern Dienst der Natur entläuft und Wärter der Seetiere in einer Station für Meeresforschung wird; und diese Geschichte könnte in ihrem ganzen Weg, wenn auch nicht im Abschluß, so leicht ins peinlich Sexuelle abgleiten, wenn sie nicht ein unbeirrbarer Sinn für das sittliche Rechtfertigungsbedürfnis, den grundreligiösen Vollkommenheitswillen einer lautern Seele aufrecht erhielte.

Vielleicht hängt es mit diesem bekennerhaften Zug seiner Natur zusammen, daß Bruno Frank im Gegensatz zu Thomas Mann auch ein Lyriker ist. Freilich ringt sich die eigentliche Melodie auch bei ihm nur schwer aus einer gewissen epigrammatischen Trockenheit los. Auch Thomas Mann würde, wenn er Lyrik schriebe, sich sicherlich am meisten an Conrad Ferdinand Meyers spiegelnd geschliffener Form schulen. Die Gedichte, in denen Frank ‚Die Schatten der Dinge' nachzeichnet, haben, an der großen Lyrik gemessen, alle einen Gran des Bewußten zu viel, sind mehr Begriffs-Kristalle als lebendige Tropfen des heiligen Geistes. Aber

dies macht vielleicht grade ihren „schattenhaften“ Charakter aus. Bis in das Wesen der Dinge aber führt statt eines gläubigen Weltgefühls auch hier wieder schließlich ein sittliches Menschengefühl:

Verlanget, Freunde, nicht, im Schicksalsbuch zu lesen,
Denkt nicht, das Jetzt sei Sein, die Zukunft sei das Wesen.

So hart die Rätselnuß auch euern Zähnen war,
Sie ist gewiß zuletzt trotz allem taub gewesen . . .

Das ist gemeines Los und nimmer Grund zur Reue.
Schaut froh den Weg zurück, gesteht es ohne Scheue:

Das einzig Seiende in allem Wähnen war
Ein bißchen Güte und ein bißchen Herzenstreue.

Dies hier nur formulierte ‚Ergebnis‘ schmilzt anderswo als lebendige Kraft Franks halb lyrische Kristalle zuweilen zu freiem Fluß. Bruno Frank hat aus einer phrasenlosen Erschütterung heraus im Kriegsbeginn die schönsten Worte für den grauen „neuen Ruhm“ gefunden, der das alte, bunte Heldentum abgelöst hat; aber er hat im Verlauf einen noch eigenern und stärkern Ton gefunden:

Ach, unser Leiden flammt!
Den Bruder töten müssen, lähmen, blenden,
Es ist nicht Menschenamt!

Er hat das schöne Wort gefunden von dem ‚Enkel der Erde‘, der sich aus dem allzuharten Dienst des Vaterlandes sehnt. Und Frank hat (schon einige Zeit vor dem Kriege) als sein künstlerisch reifstes und schönstes Gedicht ein ‚Requiem‘ geschaffen. Die Klage um eine verlorene Freundin gewinnt hier durch einen Wahrheitswillen, der mit der verhüllenden und schwächenden Macht der Worte selbst immer wieder ringt, eine Wortkraft von größter sittlich-künstlerischer Tiefe. Die edle Sprache dieser Klage ist aus der Kultur des alten Goethe, aus den fehllos klaren Schmerzenslauten der Marienbader Elegie etwa, entwachsen; Franks auch in letzter Erschütterung leidvoll gehaltenes, nie titanisch aufbegehrendes Gemüt hat auch hier keine durchaus neuen Waffen geschmiedet: aber es heißt schon etwas, die Rüstung des Riesen mit so hohem Anstand tragen können. Dies Requiem hat Verse von schlechthin unvergeßlichem Klang:

Kein Ding, das ohne Wirkung steig' und falle;
Aber Ein Herz ist weniger als alle.

Und als äußerstes:

Kann ich dir nichts als feile Trauer geben!
Es ist nicht recht! Ich sollte nicht mehr leben!

*

Ein Dichter, dem seelische Wahrhaftigkeit Worte von so erschütternd zwingender Einfachheit gibt, hat sich nun also auch dem Theater zugewendet. In dieser Woche kommt er zum ersten Mal auf eine berliner Bühne; da will ich dem Herausgeber nicht ins Wort fallen. Wenn Bruno Frank — nur soviel will ich sagen

dürfen — auf irgendeinem Wege zu einer sichern Herrschaft über die Bühnenform erwächst, so könnten wir an diesem weltmännisch resignierten und doch menschlich warmen und sittlich fordernden Künstler etwas haben wie ein etwas mehr nördliches, etwas mehr männliches, etwa mehr aktives Widerspiel Arthur Schnitzlers. Und das wäre, wie mir scheint, nicht wenig für unsre Bühne, die einstweilen mit den unwiderruflich einmaligen Aufführungen von Genieproben so ähnlich genährt wird, wie unser Vetter Hamlet: „Ich esse Luft, ich werde mit Versprechungen gestopft. Kapaunen kann man nicht so mästen."

Oscar Sauer von Harry Kahn

Wenn man in Otto Brahms Lessing-Theater vor Ibsen oder Hauptmann saß, beschlich einen nicht selten der Gedanke: Wie komme ich eigentlich dazu, Fensterscheiben in fremden Häusern einzuschlagen und mich um die Familienangelegenheiten andrer Leute zu scheren? Die Empfindung, daß dies ein Spiel sei, was da vor sich ging, verkümmerte mehr und mehr und verschwand bald so gut wie ganz. Da war keine Distanz mehr zwischen Mensch und Bild, kein Abgrund zwischen Sein und Schein. Das war nicht mehr ein Brettergerüst, sondern ein richtiger Parkettboden; das waren keine Versatzstücke zwischen drei Leinwandwänden, sondern das Zimmer einer Wohnung, deren Mietspreis zu schätzen man versucht und vielleicht sogar in der Lage war. Das war nicht Theater, sondern Leben. Es hatte im besten und böseſten Sinne nichts mehr mit Kunst zu tun.

Ich gedenke nicht, das hier langweilig zu beweisen. Wer nicht einsehen kann oder nicht einsehen mag, daß Tierstimmenimitation keine Kunst und das berühmte Märchen von den Trauben des Apelles, an denen die Vögel naschten, eben ein Märchen, aber keinerlei Argument für die Künstlerschaft des antiken Malers ist: dem läßt sich solches nicht mit der kniffligsten Doktorarbeit klarmachen. Kunst ist Kunst; und das Leben ist das Leben. Und die Beziehungen zwischen den beiden Begriffen stehen unter so bestimmten Gesetzen wie die zwischen der Zahl Eins und der Zahl Hundert. Nur ein Charlatan kann die beiden ineinander aufgehen machen wollen. Nur ein Taschenspieler wider Willen konnte sich drum auch jenes Gefühls fast verächtlicher Indiskretion erwehren, wenn er Frau Kammerherr Lehmann und Herrn Pastor Sauer von der Liebe ihrer Jugend mit einander sprechen hörte, und ich für mein Teil fühlte mich immer schon von Mitteldorf am Kragen gepackt und wegen unbefugten Eindringens in ein Amtslokal an die Luft gesetzt, wenn die Waschfrau Else Wolff dem Amtsvorsteher Oscar von Wehrhahn den kuriosen Fall mit dem Biberpelz auseinandersetzte.

Wahrhafte Kunst ist Gnade und Wunder. Darum kann man aber doch sagen: Wo das Wunder anfängt, hört die Kunst auf. Das

heißt: Zu aller wahren Kunst gehört Fertigkeit, Verstand, Wille; kurz: Handwerk. Die größten Künstler hoher Kulturen: Donatello und Dürer, Brunelleschi und Bruckner waren nichts andres als begnadete Handwerker; und Heinrich von Kleist schrieb an seine Braut, sie solle „Bilder sammeln zur gemeinsamen geistigen Aussteuer". Grade die bewunderungswürdige Steigerung des handwerklichen Könnens bewirkt wieder jene vollkommene Verwischung alles Willens- und Verstandesmäßigen, die das Wahrzeichen jeder großen Kunst ist. Diese Schlackenreinheit verleiht ihr, neben jener tiefen Freiheit, die sie aus der Kraft zu Symbol und Synthese zieht, noch eine zweite, überirdisch beschwingte Leichtigkeit.

Von dieser Leichtigkeit besaß die Schauspielkunst der Brahminen nichts. Immer blieb sie schwingenlos und voll Schwere. Immer ging, nie flog sie. Den Himmel überließ sie mit dem ersten Sänger des Weberleids den Engeln und den Spatzen, um selbst Erde zu bleiben, Erde und nichts als Erde. Je bedeutender ihre Vertreter waren, desto mehr verhaftet blieben sie dem staubigen Boden dieses verkrusteten Balls, mit um so schwerern Schritten durchmaßen sie seine sehr übersehbaren Räume; und wenn sich Einer von diesem Boden zu heben schien, so war es nur, weil er leichter als die ihn umgebende Luft, nicht aber weil er mit Flügeln begabt war. Die Gestalten Rudolf Rittners oder Else Lehmanns, vor allem aber Oscar Sauers hatten nicht jene höchste und hellseherische Wahrheit aus zweiter Hand, die bewußtes Können schafft, sondern die ursprünglichste, unbewußteste, aktuellste Wahrhaftigkeit, die ein Sein voraussetzt. Sie gaben nicht, sondern sie gaben sich. Nicht einmal dies: sie geben sich nicht, sie leben sich. Einem Oscar Sauer konnte die Menge dort unten höchst gleichgültig sein, und es war von diesem Gesichtspunkt aus nur folgerichtig, wenn sich im alten Lessing-Theater der Vorhang nach dem Aktschluß nicht mehr hob. Dem Schicksal eines simplen Nebenmenschen gibt es nichts zuzuklatschen oder zuzuzischen. Es nimmt daher auch nicht Wunder, daß die Brahm-Schule eigentlich nie eine Schule gewesen ist und darum auch nicht Schule gemacht hat. Denn etwas zu sein, das kann man Keinem lehren oder anerziehen. Nur in einigen höchsten Exemplaren konnte sie überhaupt wirklich vorhanden sein (und war sie gewiß, längst vor jedem Lessing-Theater, immer vorhanden).

Aber ihre höchste Vollendung hieß Oscar Sauer. Weil dieser berliner Bürger der deutschen Jahrhundertwende das reinste Gemüt, die erfüllteste Seele war, die wohl je ihr irdisch Teil mit dem Schmutz der Schminke befleckt hat. Aller Adel, dessen das Tier mit der größten Spannweite, Mensch genannt, fähig ist, leuchtete aus ihm. Noch wenn er Hedda Gablers brutaler Freund Brack war, umgab ihn eine Chevalerie, die die Figur doppelt gefährlich und deshalb doppelt wahr machte. Und sein Gregers Werle war nicht der unselige Narr, als der ihn der Giftmischer aus Skien zusammendosiert hatte, sondern ein beinahe hamsunisch

seliger Schwärmer, dessen himmlische Weiße kaum noch den verruchten Farben der Wildenten-Komödie sich einfügte. Aber schon in „Klein-Eyolf" sprengte Oscar Sauer mit seiner unantastbaren Menschlichkeit den Rahmen. Alfred Allmers wurde bei ihm ein Prophet, welcher blauesten Sehnsuchtsauges vorwärts, rückwärts schaute; und das Wort „Verantwortung", das für diesen waschlappigen Schwätzer ja nichts andres bedeutet als für Hjalmar Ekdal „die Erfindung", erhielt bei Sauer eine Schwere, die die ganzen Gewichtsverhältnisse des Stückes verschob. Welche Größe aber nahm eben dieses Wort — das recht eigentlich der „Schem" des hinterhältigen Golems Henrik Ibsen ist und das diesen ersten bürgerlichen Tragiker als den echten Erben des ersten bürgerlichen Philosophen, Immanuel Kant, erweist —, welche Gemütswucht, welche Gefühlsgewalt nahm es an, wenn es Doktor Wangel aus Oscar Sauers Mund sprach! Wiederum alle vom Dichter geschaffenen Proportionen verschiebend, aber die auf einer tiefern Ebene geltenden entschleiernd, stand mit einem Mal der Mann im Mittelpunkt des Werks als der einzig wahrhaftig tragisch leidende und der einzig wahrhaft exemplarisch geläuterte Teil. Umso erschütternder war diese Gestalt, als sich auch ihr, und ihr als feinste Essenz, ein Zug beimischte, der, als mehr oder minder berechtigte Valeur, stets in den Menschenbildern Sauers schwang: eine leise Lächerlichkeit. Dieselbe Don-Quixoterie, die den schnauzigen Amtsvorsteher aus der Mark zu einem im Grunde nicht minder rührenden Ritter von der traurigen Gestalt machte als den schnurrigen Abenteurer aus der Mancha.

Der große Lyriker Rainer Maria Rilke dichtet einmal: „Denn Armut ist ein großer Glanz von innen." So strahlte aus Oscar Sauer stets ein über alle Maßen rührendes und nur im sublimsten Sinn lächerliches Weh um die Armsäligkeit aller irdischen Dinge, um die Nutzlosigkeit aller menschlichen Mühen und um die Vertanheit aller Güte und Größe. Was man in der groben Lärmwelt der Bretter und im grellen Lichtwurf der Rampen nicht hätte für möglich halten mögen — dies Unbeschreibliche, das war hier getan: daß ein atmendes Dasein umwittert war von dem Hauch, der bisher nur aus größten Werken epischen Stils aufgestiegen war; der Luft, die Emanuel Quint und den Fürsten Myschkin umgibt. Auch diesen Gregers Werle und diesen Doktor Wangel hätten die Menschen, wären sie ihnen auf der Straße oder in der Gesellschaft begegnet, „Idioten" genannt.

Wenn Oscar Sauer im Leben gelitten hat wie jener alttestamentarische Hiob: das Leid, das von ihm ausströmte, wenn er auf der Bühne stand, weist mit der letzten, in unirdischen Sphären verschimmernden Linie zurück auf den Stifter des Neuen Testaments. Vor jeglicher Gestalt Sauers konnte, aus der Sicherheit seiner Skepsis geschüttelt, ein zuschauender Weltmensch, bestürzt murmeln: Ecce Homo! Denn das seltsamste Paradox wurde hier Ereignis: der Mensch als Schauspieler.

Komödien-Ersatz

Es ist der Lauf der Welt, daß bei ihrer Teilung die Poeten nicht mehr, wie anno Schiller, zu spät kommen wollen. Wer ‚Gestern' dichtete, schreibt heute Opern- und morgen, wenns doppelt so viel Tantieme trägt, Operettentexte. Und wer als deutscher Molière begonnen hat, fährt als märkischer Kotzebue fort, in Conditionalsätzen die Konjunktion wegzulassen und durch zungenbrecherische Inversionen der Alltagssprache einen preziösen Anstrich zu geben. Dieser Anstrich macht sie angeblich ‚literarisch', verführt den Regisseur, in einem Akt den Alltag durch eine naturalistische Schankstube, im andern die preziöse Literatur durch einen stilisierten Baum zu ehren, und erfüllt die Mimen mit Sehnsucht nach Lessing und Kleist, die beide bis dahin am meisten gefürchtet wurden, weil so schwer wie ihrer kein Dialog zu lernen war. Hysterisch gewordener Blumenthal, möcht' man sprechen. Carl Sternheim, hat er die Absicht, dessen sanfte ‚Großstadtluft' für den Spielplan der fortgeschrittenen Provinz durch eine penetrante Kleinstadtluft zu entwerten, verschmäht zwar kein Possenmittel, ermangelt aber, soll er drei Akte versorgen, des Witzes, der sich bei ihm in geziemender Dichtigkeit doch erst einstellt, darf er dem Gegner mit schärfern Giften zu Leibe rücken, als das idyllische ‚Perleberg' samt seinen unendlich gutartigen Bewohnern verträgt. Man denke: da werden Hyänen zu Weibern, skrupellos habgierige Schwäger zu mild entsagenden Menschenbrüdern, packt Sternheim der Ehrgeiz, Shaws Priester Keegan und Gorkis Pilger Luka einen Genossen in einem herzkranken Lehrer zu gesellen, der dumpfer und stumpfer Umgebung von seiner Seele eines Schwärmers und Gottsuchers so lange einhaucht, bis er sie selber ausgehaucht hat. Dieser Schwank bahnt Verlobung an und gelangt zu Leichenbegängnis: unvermeidlich, daß es sein eigenes wird, hat der Lenker der vorgetäuschten Geschicke so wenig Andacht vor unverkünstelter Menschlichkeit wie der Künsteler Sternheim, dem sie nur dazu dient, einer Plattheit die Schatten des Geheimnisses anzumalen. Unsre vergnügte Stimmung verdankt er der Tatsache, daß Barnowsky mit dem Skelett einen tollen Cancan aufführt, so betäubend, so um und um wirbelnd schnell, daß noch Platz bleibt für Heinrich Manns ‚Variété' — einen Extrakt von Wirkungen, wie man sie an dem Ort des Titels lieber hat als im Gesamtwerk des Autors. Trotzdem: zwei erfreuliche Vorstellungen. Sie zeigen, was das Lessing-Theater kann, nachdem es ein bißchen zu oft gezeigt, was es nicht kann. Dagny Servaes zwar hat für Sternheims Dorfpomeranze zuviel städtische Fertigkeit und für Heinrich Manns Brettldiva noch nicht genug artistische Ueberlegenheit. Aber die Grüning vereinigt verschmitzte Falschheit und ehrliche Mütterlichkeit in einem glucksend-gicksenden Ton, der tiefsten Alt und höchsten Sopran umfaßt und von einer Katze sowohl wie von einer Henne sein kann; Max Adalbert, unter allen berliner Komikern der berlinischste, hat eine gradezu gebieterische Art von kurzangebundener Frechheit, der sich zu widersetzen vergeblich ist; Georg John siedelt einen gesichts- und heimatlosen Sommerkellner höchst glaubhaft im Bezirk der Herrnfelds an; Emil Lind, ein farbenreicher Charakteristiker, braucht das nicht eigenmächtig zu tun, weils sein Rollenlieferant schon getan hat; und Kurt Götz ist zu schade fürs Schauspielhaus. An dessen Kasse erschien ich bei der Premiere ‚Meiner Frau, der Hofschauspielerin', von der ich sicher war, daß sie des genius loci sich würdig erweisen werde. Aber der Cerberus fegte finstern Antlitzes meinen Neunmarkschein vom Schalterbrett und donnerte: Ausverkauft! Ich machte lautlos Kehrtmarsch. Es war mein schönster Theaterabend in diesem Spieljahr.

Panorama von Alfred Polgar

Im Prater, in der k. und k. Hauptallee, ist ein Panorama zu sehen. Seit langer Zeit wieder: ein Panorama. Das letzte, dessen ich mich entsinne, war im ‚Wurstelprater‘ und zeigte die Schlacht bei Saint Privat.

Diesmal ists wieder eine Schlacht (weil doch der Mensch in diesen ruhigen Zeiten hie und da auch etwas Kriegerisches zur Anregung der Phantasie braucht). Und zwar die Schlacht am Berg Isel.

Wenn man von den Kampfberichten, die jeder Tag bringt, sich erholen will, geht man ins Panorama, zur Schlacht am Berg Isel. Dort ists still und kühl. Die Gewehre und Kanonen schießen, aber sie knallen nicht. Die Getroffenen fahren mit der Hand ans Herz, aber es tut ihnen — dieses tröstliche Bewußtsein haben wir — nicht weh. Feindliche Soldatenhaufen stürmen wild den Berg hinauf, aber sie kommen nicht vom Fleck. Die Schlacht ist in vollem Gang, aber fünfzig Meter daneben fährt die Rutschbahn, und das Potpourri aus der ‚Rose vom Stambul‘ — das Kriegsausstellungsorchester spielt es herzbewegend — dringt herein in die Rauch und Flammen speiende tiroler Landschaft.

An den Wänden der Holzstiege, die zur ‚Schlacht am Berg Isel‘ führt, steht: „Im Interesse des Publikums dürfen Erklärungen über Ursprung und geschichtliche Bedeutung des Bildes nur vom Panorama-Diener gegeben werden“. Das läßt tief blicken. Der Panorama-Diener als einzige offiziell anerkannte Quelle historischer Belehrung. Oder: sicherster Schutz des Publikums vor materialistischer Geschichtsauffassung.

Panoramen haben ihren Reiz. Er liegt in der Mischung von Starrheit und vorgetäuschter Bewegung, von illusionärer Weite und tatsächlicher Enge. Besonders aber der lautlose Lärm solch eines Schlachtenpanoramas hat etwas ganz Märchenhaftes. Die Menschen, die auf dem Zuschauerpodium im Kreis herumgehen, reden mit gedämpfter Stimme; so, als fürchteten sie, das durch Zauberspruch erstarrte Leben ringsum zu wecken.

Es riecht nach Staub und Farbe. Ein paar Aeste und Planken und „wirkliche“ Gegenstände füllen, Perspektive weitend, den Bodenraum zwischen Zuschauerstandort und bemalter Fläche. Es ist ein sachter Uebergang von drei zu zwei Dimensionen. Die eine geht unmerklich verloren. (Natürlich nicht im mathematischen Sinn.) Schlechte Romane haben eine ähnliche Technik, durch plastisch geschilderte Kleinigkeiten Lebenswahrheit vorzutäuschen.

Panoramen, zumal Schlachtenpanoramen, sind sehr unheimlich. Je besser ihre Täuschungsabsicht geglückt ist, desto unheimlicher. So was Ersticktes, vom Schlag-Gerührtes, Lebendig-Totes haben sie.

Aber Panoramen sind auch komisch. Sie sind wie ein bewegliches Riesen-Spielzeug, dessen Mechanismus stecken geblieben. Sie sind was ähnlich Spaßiges wie der eingefrorene Ton in Münchhausens Trompete.

Andreas Hofer steht auf dem Feldherrnhügel, von seinem Stab umgeben. Die Trommlerknaben neben ihm bearbeiten das Kalbfell. Allerorten wehen zerschossene Fahnen. Aus den Gewehrläufen zieht eine Strähne Rauch. Die Kanonen stecken eine rote Feuerzunge heraus. Die nahen Berge sind tief smaragdgrün, die fernen blaugrau. Ueberall liegen Tote. Bei den Franzosen viel, viel mehr als bei den Tirolern.

Warum?

Nur der Panorama-Diener kann das erklären.

Die neuen Steuern von Alfons Goldschmidt

Jetzt rächen sich Bummelei, Parteieinseitigkeit und Bundesstaatsfanatismus. Als der Krieg ausbrach, war unser Heeresapparat glänzend imstande, unsre Reichsbank war gerüstet, aber es fehlten dem Reich eine brauchbare Kriegswirtschaftsorganisation und eine glatt laufende Steuermaschine. Schamhaft nur, ängstlich und ohne Weitblick hatte man, mit Wehrbeitrag und Vermögenszuwachssteuer, die gewaltige Kräftekonzentration anerkannt. Es war mehr eine Konzession an Theorie und Partei als eine Würdigung durch die Tat. Das Reich begann den Krieg ohne entsprechende Steuervorbereitung. Das war ein schwerer Fehler. Heut wird auf England gewiesen. Man beneidet die Engländer um ihre Steuerleistungen. Auch wir hätten solche Radikalarbeit tun können, wenn wir die Mahnungen moderner Kriege berücksichtigt hätten. Man lese das Steuerkapitel des Burenkrieges. Da sind die Notwendigkeiten und Richtlinien zu finden.

*

Bald nach Kriegsbeginn traten Furchtbolde auf, die die Großzügigen spielten. Sie sagten, Steuersorgen dürften uns während des Krieges nicht bedrücken. Solche Sorgen gehörten in die Friedenszeit. Alles müßte und könnte mit Anleihen gemacht werden. Das war ein Verlegenheitsgrundsatz. Er sah sehr einfach aus, war aber höchst gefährlich. Stimmungsmotive hauptsächlich waren hierfür maßgebend. Aber solche Motive dürfen nicht maßgebend sein. Heute sind diese Leute Eingänger geworden, sie haben keinen Anhang mehr. Das ganze Volk fühlt die Notwendigkeit, die Riesenlast abzubürden. Wir wissen nicht, wie lange der Krieg noch dauert. Er kann Jahre über den Landkrieg hinaus währen. Inzwischen würden die Schulden ins Aschgraue wachsen und auf der andern Seite würden wir nichts haben. Solche Kreditwirtschaft ist unkaufmännisch, unwürdig und auf die Dauer unmöglich. Sie würde das Volk einer plötzlichen Steuerüberflutung aussetzen, einem rasenden steuerpolitischen Kampfe und bis dahin einer bangen Unsicherheit. Wir wollen aber Klarheit, auch wenn sie bitter ist.

*

Die neuen Steuervorlagen allerdings geben uns diese Klarheit nicht. Sie sind aus Tradition, Aengstlichkeit, Bequemlichkeit und Wahllosigkeit erwachsen. Es ist kein Wagemut darin. Der Helfferich-Weg ist verlängert und verbreitert worden. Das Problem „Reich — Bundesstaaten“ wird nicht gelöst. Den Entwürfen sitzt der Partikularismus in allen Knochen. Das Reich wird wieder auf indirekte Steuern gestellt, denen einige direkte Steuerflicken angenäht werden. Man weiß, daß Riesenschulden, Milliardenschulden nur durch direkte Steuern abzudecken sind. Man kennt das Steuergewicht des Reiches, seine überragende Steuerbedeutung, die radikale Tatsachenverschiebung durch den

Krieg. Das Reich führt den Krieg, finanziert den Krieg. Die Bundesstaaten sind zurückgetreten. Als Steuerkomplex ist das Reich heute kein Bundesstaat im alten Sinne mehr. Es kann nicht mehr sozusagen von seinen Gliedern ernährt werden. Es ist ein selbständiger gewaltiger Steuerkörper geworden. Daran ist kein Zweifel, denn die Zahlen sprechen klar. Der Krieg hat die Vereinheitlichung außerordentlich beschleunigt. Reichseisenbahnen und Reichskanäle sind heute keine Utopien mehr. Weshalb also kommt man nicht zu wirklichen Reichssteuern?

*

Es ist eine schädliche, beinahe unkontrollierte Steuerwillkür eingerissen. Der Reichstag hat seit dem August 1914 die Kontrolle aus den Händen gegeben. Bald vier Jahre wird in Deutschland drauf losgesteuert. Die Volkswirtschaft wurde und wird unausgesetzt mit Gebühren, Beschlagnahmen, Enteignungen und Stillegungen belastet, bedrängt und dezimiert. Vieles davon brauchte nicht zu sein. An allen Ecken und Enden sind Vermögenskonfiskationen vorgenommen worden. Wir haben heute eine ganz andre Wirtschaftsschichtung als vor dem Kriege. Die Kleinen und Mittleren sind lahmgelegt. Die Großen sind größer geworden. Das Kapazitätsprinzip hat gesiegt. Man hat dagegen nichts getan, nur Worte wurden vernommen. Eingaben wurden gemacht, Bedenken geäußert, aber dagegen getan wurde nichts. Unendliche Selbständigkeitswerte sind auf solche Weise weggesteuert worden. Der Trust, der Riesenbetrieb ist überall Trumpf. Die Kriegswirtschaft mit ihrer Steuerpraxis hat den Konzentrationsprozeß rasend gefördert. Ueberachtung der Gewaltigen, Mißachtung der Aufstrebenden: das ist die Signatur dieser Wirtschaft. Das ist auch die Signatur der neuen Steuern. Man hat sich daran gewöhnt, und der Reichstag wird, nach mehr oder minder wichtigen Abänderungen, Ja dazu sagen. Es ist immer dieselbe Linie. Man spricht von Wiedererweckung, von Stützung aller brauchbaren Kräfte, aber bisher hat man noch nicht entsprechend gehandelt.

*

Ich kann hier nicht die Vorlagen alle und einzeln besprechen. Sich hindurchzuwinden, das ist eine Schwitzarbeit sondergleichen. Ich bin überzeugt, daß bis heute weder ein Pressekritiker noch ein Parlamentarier diese Riesenleistung vollführt hat. Man konnte bisher einen Ueberblick gewinnen, man konnte blättern, das System beurteilen und an Diesem oder Jenem haften bleiben. Zwei Hauptkennzeichen scheinen mir hervorzutreten: Die Steuern treffen Die, die es am wenigsten vertragen können, und fördern Die, die es am wenigsten nötig haben. Sie widersprechen somit einer selbstverständlichen Kriegssteuermoral. Man mag sagen, das geschehe aus Entwicklungszwang. Aber solche Begründung ist nicht stichhaltig. Man kann anders besteuern, man kann die Schwachen schonen und die Starken kräftig belasten. Das ist durchaus möglich, man muß nur wollen. Einige Beispiele: Die Erhöhung der Postgebühren trifft besonders alle Die, die mit jedem Gestehungskostengroschen rechnen müssen; die Börsensteuer erschwert dem Privatbankier das Leben; die Getränkesteuern verteuern den Konsum der Aermern und Armen viel heftiger als den Konsum der Bemittelten und Reichen; Wein, Bier, alkoholarme und alkoholfreie Getränke sind notwendige Volksgenüsse. Die Kriegssteuer der Gesellschaften dagegen ist bis heute der Vermögenssteigerung und besonders der Einkommensteigerung kaum hinderlich gewesen. Die neue Kriegssteuer der Gesellschaften erfaßt nur die schon gemachten Steuerrücklagen. Man sehe sich daraufhin die Jahresabschlüsse an. Ueberall Reingewinn- und Dividenden-Erhöhungen, Bonusse und andre Geschenke.

*

sondern eine Steuer auf Güterumsatz und Leistungen. Es ist eine ausgesprochene Abwälzungssteuer, die immer am Verbraucher hängen bleiben wird. „Die Erweiterung des bestehenden Gesetzes auf die Leistungen erscheint uns außerordentlich bedenklich; hier wird die Kommission sehr peinlich zuzusehen haben. Was hier vorgeschlagen wird, ist eine Einkommensteuer in rohester Form, eine Bruttoeinkommensteuer, die beim Umsatz geistiger Arbeit bis zu anderthalb Prozent betragen kann." So der Abgeordnete Waldstein. Man muß ihm beipflichten. Wer hätte jemals in Deutschland eine Besteuerung der Arbeiten des Dichters, des Schriftstellers, des Rechtsanwaltes, des Arztes erwartet? An alles hat man gedacht, nur daran nicht. Weiß der Schatzsekretär, was diese Belastung bedeutet? Wohl hat der Krieg Schundiers, Kettenhändleranwälte, Rotationsschmierer und dergleichen in die Höhe gebracht. Es gibt Leute, die Hunderttausende zusammen geschludert haben. Aber wie vieles ist zertrampelt! Die liberalen Berufe sind Proletarierberufe geworden. Mancher hat sich in irgendeine Goldecke gerettet, ist Interessenvertreter geworden und stöhnt heute trotz Kriegsdaseinssicherung. Der Reichstag soll Berufsenqueten studieren. Da wird er Jammer genug finden, um die Lust an einer Geistesumsatzbesteuerung zu verlieren. Wir spüren heute jeden Pfennig, wir sind keine Kriegsgewinnler, wir zehren unsre Spargelder auf, die Mitgiften unsrer Frauen. Die geistige Sprechmaschine wird erheblich niedriger bezahlt als die Bureausprechmaschine. Es ist keine Entlohnung mehr, es sind Brocken, die uns hingeworfen werden, und an denen wir verrecken können, wenn wir nicht unser Letztes gegen das Zermalmungstier aufbieten. Unsern Idealismus werden wir nicht verlieren, auch wenn man uns zu Bettlern macht. Aber wir brauchen unsre Kräfte, und auch das Land braucht sie.

*

Da hat man eine sogenannte kriegsmoralische Steuer ersonnen, eine Steuer auf Luxusgegenstände. Auf Luxus-„Gegenstände". An dieser Einschränkung ist schon zu erkennen, daß man den Luxus nicht besteuern kann. Ich habe höchstwissenschaftliche Definitionen des Luxus vor mir, ein ganzes Schock. Sie stehen in dicken Büchern, die von weisen Männern geschrieben wurden. Ich will sie hier nicht zitieren. Ich will nur sagen, daß keine einzige Definition befriedigt. Auch die Entwurfbegründung gesteht den Definitionsmangel ein. Deshalb nimmt die Regierung Aeußerlichkeiten zu Hilfe. Sie greift einige Gruppen heraus, stempelt sie zu Luxusgruppen und will sie demgemäß besteuern. Das ist reinste Steuerwillkür. Das ist auch nicht sozialmoralisch. Denn jeder Bemittelte kauft den „Luxusgegenstand", wenn er, seine Frau oder seine Geliebte ihn haben will. Es ist den Bemittelten, dem Kriegsgewinnler insbesondere, ganz oder ziemlich gleichgültig, ob er für einen Teppich, ein Automobil oder eine Plastik zehn Prozent mehr bezahlt. Aber den Unbemittelten schreckt eine solche Belastung ab. Sie hindert die Geschmacksbetätigung, die Durchsetzung des Volkes mit Gegenständen, die das Auge erfreuen. Sie macht dem Landarzt, dem Landtierarzt, die auf den Kraftwagen angewiesen sind, das Dasein schwer, sie vergällt den Lebenshungrigen die kleinen Freuden, sie erschwert der lungenkranken armen Frau, dem blutleeren Mädchen die Anschaffung eines wärmenden Pelzes.

*

Alle die indirekten Steuern greifen in Wirtschaftsstadien ein, in Entstehungsprozesse. Sie stören die Produktivität der Vielen, vermehren die Produktion der Wenigen. Sie schaffen Trusts und nehmen den Tüchtigkeiten den Atem. Solche Steuern sollte man heute nicht mehr

ausbringen. Alle Einzelvernunft und alle Allgemeinvernunft spricht dagegen. Aber das Reich braucht Geld, braucht viel Geld, braucht einen Haufen Milliarden. Man kann die Milliarden haben, man kann sie leicht haben. Es gibt ein Steuerprogramm, das einfach und gerecht ist, soweit Steuern nicht immer ungerecht sein müssen. Wohl kenne ich die schädigenden Wirkungen der Einkommens- und Vermögenssteuern. Aber es sind die besten Steuern. Sie packen den Kapitalsbildungsprozeß bei seinem Ende. Sie lassen sich nach der Potenz staffeln, während die indirekten Steuern um so lastender werden, je mehr die Zahlkraft abnimmt. Alles drückt sich heute in Geld aus, alles kann in Geld ausgedrückt werden. Unter einer Einkommens- und Vermögenssteuer lassen sich alle Werte und Wertneubildungen subsummieren. Was das Leben mir an Geld gibt, an Geld in jeder Gestalt, danach bin ich steuerlich einzuschätzen. Das ist der einzige Maßstab. Die direkte Steuer muß die leitende Steuer sein. Ihr muß, wenn es sich nicht vermeiden läßt, die indirekte Steuer folgen. Die direkte Steuer ist das große Sozialerfordernis für das Deutsche Reich.

Antworten

Fritz M. und Genossen. Tief bewegt mich die Klage: „Die ‚Schaubühne' erscheint nicht mehr. Die ‚Weltbühne' findet nicht den Weg zu mir, trotz Reklamation bei der Post. So bleibt mir nichts übrig, als Sie persönlich zu belästigen." Nach meinen Erkundigungen ist einzig die Titeländerung schuld. Die habt Ihr bei eurer Neubestellung sicherlich außer Acht gelassen. Die Spur von den Erdentagen der ‚Schaubühne' kann zwar nicht in Aeonen untergehen, ist aber in den Listen der Post bereits am einunddreißigsten März klanglos und restlos untergegangen. Dahingegen: sowie Einer ‚Weltbühne' ruft, dreht sich der Briefträger um. Versucht es einmal.

Wiener. Wie mir euer, unser Girardi erschien, steht im ersten ‚Jahr der Bühne'. Hier haben ihn dargestellt, also angesungen: Willi Handl (III 17), Felix Stössinger (IV 49), Arthur Kahane (VI 36), Jürgen Fehling (XI 19), Leo Feld (XIII 48). Wer alles ihn künftighin hier feiern wird, ist vorläufig garnicht abzusehen. Am liebsten würd' ich zunächst den Hymnus abdrucken, der sich in der ‚Chinesischen Mauer' von Karl Kraus findet, wenn ichs nicht für wichtiger hielte, zur Lektüre des ganzen Buchs anzutreiben, als meine Zeitschrift mit einem seiner Kapitel zu schmücken. Aber freilich: dieser Zauberer Girardi, der bloß die Augen aufzuschlagen brauchte und die Bühne war überflutet von Licht, hat eine Wirkung geübt, für deren Erkenntnis wir nicht auf den Enthusiasmus der Künstler und Kritiker angewiesen sind. Eines Morgens in einem dieser Kriegswinter rief eine fremde Dame mich an: sie habe am Abend vorher im Theater des Westens Girardi als Zsupan gehört und müsse mich telephonisch dafür umarmen, daß ich in der Pause einen Tobsuchtsanfall gekriegt hätte gegen einige Hundeschnauzen, die an diesem Inbegriff aller Meisterschaft mißtrauisch herumzuschnobern versucht hatten. Sie für ihr Teil sei mehr als entzückt: sie sei so ergriffen gewesen, daß sie beschlossen habe, von jetzt an in alle Städte zu reisen, wo Girardi spiele. Er sei schließlich fünfundsechzig, sie fünfundvierzig, und Keiner wisse, wie lange er oder sie es noch mache, und da sei es ihres Erachtens nicht wohlgetan, sich öfter als unbedingt nötig um den höchsten Genuß zu bringen, den dieses Jammertal ihr zu geben habe. Und bat mich, Girardis Gastspielprogramm für die folgenden Monate zu erkunden. Das geschah; und wirk-

lich ist dieses seltsame Käthchen von Heilbronn hinter ihrem Wetter vom Strahl getreulich hergepilgert — ohne ihn etwa persönlich kennen zu lernen oder auch nur kennen lernen zu wollen. Aus jeder Stadt, aus Braunschweig, Hannover, Bremen, nach einer Pause aus Graz, Brünn, Wien und dann wieder anderswoher und zuletzt immerzu aus Wien kamen jubelnde Postkarten, meistens mit einem Bilde von Ihm. Und dann trat die Frau eines Tages in mein Zimmer, beladen mit einem Gedicht von einer Salami, das es sie mir zu Füßen zu legen unwiderstehlich triebe — als Belohnung für meine Liebe zu ihrem Abgott, die Dank freilich garnicht begehrte. Trotzdem: nie habe ich — es war in der Woche des Hungerstreiks — ein Gedicht mit tieferer Andacht skandiert als dieses. Bei Girardis nächster Anwesenheit erzählte ich ihm die Geschichte. Wir fuhren, auf seinen Wunsch ganz langsam, in einer offenen Droschke vom Zoologischen Garten durch den alten Westen und den Tiergarten unter die Linden, und er nahm den Bericht über seine „Landsmännin", wie er sagte, und den Anblick dieses repräsentativen Stücks von Berlin zum Anlaß, eine witzig bordierte Parallele zwischen seiner und unsrer Stadt zu ziehen. Bei uns wäre er erfroren; aber die Wärme dieses südlichern Menschenschlags habe ihn jung erhalten. Ich war sehr bekümmert, mit rauher Hand in seine praktisch betriebene Völkerkunde greifen zu müssen. Denn seine Landsmännin war an der Panke geboren.

St. D. Sie findens nötig, die „Redaktionszustände" der Deutschen Zeitung ein bißchen zu beleuchten: „Ursprünglich war Chefredakteur und Leitartikler Otto Eichler. Er wurde bald abgesetzt, und an seinen Platz trat der Direktor eines Mädchengymnasiums: Lutz Corrodi. Aber da er nicht scharf genug war und immerhin eine etwas besonnenere Haltung bewahrte, so wurde er schnellstens mit 50 000 Mark dafür entschädigt, daß man ihn aus einer Lebensstellung gerissen hatte. Darauf holte man sich einen Mann mit Volksschulbildung: Ewald Beckmann aus Goslar. Der hatte die Goslarer Zeitung mit den wütendsten alldeutschen Artikeln angefüllt, hatte davon Abzüge machen lassen und an die berliner Presse geschickt, um von ihr zitiert zu werden, und hatte damit Erfolg gehabt. In Berlin gings aber doch nicht. Seine Syntax erregte sogar bei den Lesern der Deutschen Zeitung Anstoß, und die wichtigern Leitartikel mußte der alldeutsche Führer Claß übernehmen. Jetzt ist auch Beckmann gekündigt, zeichnet zur Zeit als ‚verreist' und wird zum Nachfolger den Chefredakteur der Rheinisch-Westfälischen Zeitung Wulle erhalten. Aber das alles ist noch nicht alles. Zum ersten Juli haben zwei politische Redakteure und ein Feuilletonredakteur gekündigt, sodaß insgesamt vom ersten April 1917 bis zum ersten Juli 1918 verbraucht sein werden: drei Chefredakteure, drei politische Redakteure, zwei Feuilletonredakteure und ein Verlagsdirektor. Von diesen Herren ist Corrodi nicht der einzige, der von einem guten und sichern Posten in die Deutsche Zeitung gelockt worden ist." Danke schön. Das ist ja ganz interessant, aber wirklich nicht überraschend. Denn daß es bei der Deutschen Zeitung so zugeht, so zugehen muß, das sieht man ihr spätestens auf den zweiten Blick an.

Heinrich J. Sie und nicht Sie allein, begehren zu wissen, zu welcher der vier Vorlesungen von Karl Kraus Sie gehen sollen. Zur ersten, unbedingt zur ersten. Denn da bin ich ganz unbesorgt: wenn Sie die erste gehört haben, verkaufen Sie ihr Gewand, um die andern drei auch noch hören zu können.

Sport

Nun ist auch die Eröffnung der Berliner Renn-Saison mit dem ersten Grunewald-Renntag vorüber. Wenn der Erfolg dieses ersten Berliner Renntages vielleicht nicht so groß war, wie man es mit Fug und Recht hätte erwarten können, so lag dies in der Hauptsache an dem Witterungsumschlag, der einige Tage vorher das bis dahin herrliche Frühlingswetter in eine Reihe ununterbrochener Regentage verwandelt hatte. Regen, Regen, nichts als Regen, ein trostloser Apriltag. Aber die Sportfreudigkeit der Berliner läßt sich selbst durch ein Regenmeer nicht abschrecken. Die Bahn wies eine Fülle auf, wie nur an den schönsten Sommertagen des Vorjahrs, und der interessante Sport des Tages ließ die Tausende auf ihre Kosten kommen. Auf seine Kosten kam aber auch der veranstaltende Verein, denn die Wettlust der Menge war dank der großen Felder eine sehr rege, und die Totomaschinen klapperten mit unermüdlicher Ausdauer.

Inzwischen sind auch die Ausschreibungen für den ersten Teil der diesjährigen Renn-Saison erfolgt. Das Bestreben der beiden veranstaltenden Vereine, des Union-Klubs und des Berliner Rennvereins scheint es gewesen zu sein, die Rennstallbesitzer für die verminderte Zahl der Rennen im Reiche durch besonders hohe und im allgemeinen günstig gefaßte Ausschreibungen zu entschädigen. Die ersten 10 Renntage des Berliner Rennvereins (Grunewald) warten mit fast einer Million Mark Preisen auf und die ersten 8 Renntage des Union-Klubs, die zunächst auf der Grunewald-Bahn gelaufen werden, bleiben mit fast dreiviertel Millionen nicht weit zurück. Der beginnende Mai wird die Grunewald-Bahn in voller Tätigkeit sehen; es werden hier an folgenden Tagen Rennen gelaufen: am 5., 9. (Himmelfahrt), 12. 13., 20., 21. (Pfingsten) und 27. Mai.

Geschäftliches

Kommerzienrat Paul Mamroth, der verdienstvolle Leiter der A. E. G., ist, wie wir hören, durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes am weiß-schwarzen Bande ausgezeichnet worden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Der Kuhhandel von Germanicus

Man soll nicht Optimist sein. Unsre Hoffnung, daß bei der zweiten Lesung der Wahlrechtsvorlage sich für den § 3 eine Mehrheit finden würde, war nicht groß, aber immerhin: sie war da. Unter dem bedeutsamen Eindruck des nationalliberalen Preußentages, dank dem geistigen Idealismus des Herrn Schiffer und der staatsmännischen Energie des Herrn Krause war sie sogar noch ein wenig in die Höhe geklettert. Sie ist abgestürzt. Die nationalliberalen Abgeordneten haben sich durch den Beschluß, daß, wer von ihnen gegen das gleiche Wahlrecht stimmt, sich außerhalb der Partei stelle, nicht schrecken lassen. Sie hätten Nein gesagt, auch wenn in der Entschließung des Preußentages der Satz nicht gestrichen worden wäre, der ankündigte, daß die Neinsager nicht wieder zu Kandidaten der Partei gemacht werden würden. Sie konnten sich solchen Luxus der von jedem Auftrag unbeschwerten Abgeordnetengesinnung (Stolz vor dem Demokratenschemel!) leisten, denn sie mußten in der Stunde der Abstimmung bereits wissen, daß die Auflösung der zweiten Ablehnung nicht folgen würde. Mit der Erklärung des Vizepräsidenten, die Regierung würde sich erst während der dritten Lesung schlüssig werden, waren die nationalliberalen Rebellen aller Sorge ledig, und dies umsomehr, als durch das interessante Fangballspiel zwischen dem Grafen Hertling und Herrn Porsch offenkundig geworden war, daß das Schicksal Preußens fest in den Händen des Zentrums liegt. Das ist das eigentliche — wir scheuen uns nicht zu sagen: klägliche Ergebnis der ganzen Wahlrechtscampagne, ein Ergebnis, das grade die große Tradition der Nationalliberalen auf das tiefste beschämen muß: das gleiche Wahlrecht kommt als ein Nebenprodukt des sieghaften und sich verewigenden Klerikalismus. Wir wissen uns frei von allem Schwarzkoller; aber so war der Kampf um das Recht des Volks nicht gemeint. Schlimm genug, daß die Nationalliberalen ihre schwerindustriellen Portemonnaie-Interessen hinter den Bergen, über die man einst leidenschaftlich nach Rom hinüberschoß, in Sicherheit bringen. Das gleiche Wahlrecht wird Gesetz werden, aber nur weil zugleich die römische Kirchenpolitik einen Fischzug macht, der alle Erfolge Petri überbietet. Die Sicherungsanträge des Zentrums geben sich mit einer Nacktheit, die in jedem andern Fall den großen Bannstrahl auf sich gezogen hätte. Wie langsam doch die Weltgeschichte zur Höhe steigt! Der Fluch solcher Geistesschändung wird und muß einst auf die Nationalliberalen, die ja wohl einmal die Partei der Professoren gewesen sind, niederfahren. „Die nach der gegenwärtigen rechtlichen Ordnung des Verhältnisses des Staats zur evangelischen und römisch-katholischen Kirche diesen Kirchen zustehenden Befugnisse und Einkünfte werden dauernd aufrecht er-

halten . . . Die evangelische und die römisch-katholische Kirche sowie jede andre Religionsgemeinschaft bleiben im Besitz und Genuß der für ihre Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds sowie der durch Gesetz oder Vereinbarung feststehenden staatlichen Zuschüsse . . . Der konfessionelle Charakter der öffentlichen Volksschulen wird entsprechend den Bestimmungen des Gesetzes, betreffend die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen, vom achtundzwanzigsten Juli 1906 gewährleistet." Um die ganze Bedeutung solcher Vermittelalterlichung zu erfassen, stelle man sich vor, daß die Nationalliberalen, wozu sie doch vielleicht berufen gewesen wären, ähnliche Sicherungen für die Freiheit der Wissenschaft und der Künste, für deutschen Geist und deutsche Seele gefordert hätten. Der Preis, der da für das gleiche Wahlrecht gezahlt werden soll, ist zu hoch; er wird aber gezahlt werden, und die Nationalliberalen werden ihn verschuldet haben. Der Ministerpräsident sprach mit der feinhändigen Diplomatie, die ihn auszeichnet, von den Anträgen, die, wie er gehört haben wollte, in Vorbereitung seien; es war danach nicht weiter verwunderlich, daß die zweite Lesung der Wahlrechtsvorlage von vorn herein unter der Führung des Herrn Doktor Porsch stand. Heydebrand mag vielleicht glauben, der große und erfolgreiche Gegner des gleichen Wahlrechts zu sein; er hat seinen Konservativen nur das Odium des Mandathungers und der absoluten Instinktlosigkeit aufgeladen. Er wird dem Zentrum kaum Schwierigkeiten bereiten können; schon heute liebäugeln die konservativen Zeitungen mit dessen Anträgen. In deren schwarzen Schlagschatten werden die Konservativen gewiß das eine oder das andre auch für sich in Sicherheit bringen; das wird aber nicht hindern können, daß unter dem gleichen Wahlrecht ihre Fraktionen auf die Hälfte zusammenschmelzen. Das Zentrum behält seine Mandate unter jedem Wahlrecht; markiert es jetzt Demokratie und steigert es zugleich den Glanz der Kirche, so hat es ohne Opfer großen Ruhm gewonnen. Wieviel klüger würde Herr Heydebrand gehandelt haben, wenn er nach dem Vorbild der englischen Konservativen auf Vorrechte verzichtet und so wenigstens das Ueberranntwerden vermieden hätte. Aber derartiges rollt wohl zwangsläufig ab. Und auch das mag vom Schicksal festgesetzt sein: ob einer in Würde und Schönheit zu sterben vermag, oder ob er krepierend dem Gegner noch den Steigbügel halten muß. Ueber der Leiche der Konservativen triumphiert das Zentrum, zugleich Schutzherr der Demokratie und Roms. Eine widernatürliche Ehe, die aber vortrefflich kennzeichnet, was dem deutschen Volke zu tun noch alles übrigbleibt. Die Frage ist berechtigt, ob es unter solchen Umständen nicht Pflicht sein wird, alles zu versuchen, um das durch die Sicherungen des Zentrums gefesselte gleiche Wahlrecht nicht Gesetz werden zu lassen, zumal eben schon heute feststeht, daß bei diesem unerfreulichen Kuhhandel auch die übrigen, auch die der Rettung bedürftigen Parteien ihre Profite suchen und finden werden. Schon

heute ist gewiß, daß der Verfassungsschutz mit seiner Zweidrittel-Majorität all den Fragen zugute kommen wird, die von einem vorwärts gerichteten Parlament auf eine neue Art gelöst werden müssen. Das gleiche Wahlrecht hat jede Bedeutung verloren, wenn es nur dazu verhilft, die angebliche Volksvertretung in ein Scheindasein hinabzudrücken. Wir möchten uns heute nicht entscheiden, aber wir möchten ebenso wenig verschweigen, daß uns der Geschäftsgang, den die durch königliche Botschaft angekündigte Volksbefreiung genommen hat, mit tiefer Resignation erfüllt. Wir verzichten nicht, aber wir erwägen, ob es nicht besser wäre, jetzt eine Niederlage zu erleiden, dafür aber die Glut der Agitation heilig zu halten.

Falls das gleiche Wahlrecht auch in der dritten Lesung abgelehnt werden sollte — auch dann glauben wir nicht ohne weiteres an die Auflösung des Hauses. Helfen zu solcher Ablehnung die Stimmen der Linken, so ist es nur umso wahrscheinlicher, daß die dehnbaren Begriffe, mit denen die Vertreter der preußischen Regierung jedes Mal operiert haben, wenn sie sich zur Frage der Auflösung äußerten, sich als ausweichende Vorsicht und als Gehorsam gegen Auffassungen, die heute auch Königsworte zu brechen vermögen, erweisen werden. Damit würde dann die Lebensdauer des Dreiklassen-Parlaments um einiges verlängert, zugleich aber auch sein Höllensturz unter dem Rechtsschrei der heimkehrenden Krieger umso gewisser sein.

Mit alledem wollen wir uns nun nicht etwa dagegen verschwören, auch ein fürsorglich gesichertes Wahlrecht entgegenzunehmen, vorausgesetzt, daß es nicht der trockenen Furcht des Herrn Lohmann, sondern dem mannhaften Volksvertrauen des prächtigen Kardorff zugehört. Schließlich bliebe zu prüfen, ob nicht trotz den „Sicherungen", selbst trotz der Zweidrittel-Mehrheit und der Wahlkreisumstachelung ein nach dem gleichen Wahlrecht zustandegekommenes Preußenhaus mancherlei zu leisten vermöchte. Der ‚Vorwärts' scheint in solchem Sinne kecke Möglichkeiten zu erspähen.

Publizisten von Johannes Fischart

XV.

Gustav Stresemann

Als Ernst Bassermann, der Chef der nationalliberalen Partei, hoffnungslos auf dem Krankenlager langsam den Tod nahen sah, als das Herz immer schwächer zu pochen begann, da rüsteten sich drei Prätendenten für seine parteipolitische Nachfolge: Friedberg, Schiffer und Stresemann. Jeder deuchte sich den heimlichen Kronprinz. Aber das Schicksal war weise. Bevors noch zu Rivalitäten kommen konnte, setzte es jeden von ihnen an eine besondere Stelle, jeden auf einen verantwortlichen Posten. Friedberg, der ehemalige Professor des Staatsrechts, der gegen Anwürfe vom

andern Ufer, vom Herrenhause, in der zweiten Kammer des preußischen Landtags sich freimütig als Berufsparlamentarier bekannte, wurde vom Grafen Hertling als Vizepräsident ins Staatsministerium berufen, und Schiffer, der Oberverwaltungsgerichtsrat, erhielt als Ministerialdirektor einen ehrenvollen Platz im Reichsschatzamt, an der Seite des sympathischen Grafen von Roedern. Stresemann endlich wurde von der Partei zum Ersten Vorsitzenden der Reichstagsfraktion und des Zentralvorstandes erkoren und damit an die Stelle Bassermanns gesetzt, der zeitlebens im innersten Herzen ein liberaler Mann gewesen, aber von den hundertfachen Kompromissen nach rechts, nach dem Diktat der Schwerindustrie, politisch und körperlich mit der Zeit aufgerieben worden war. Die Partei, in der einst der national-idealistische Professor den Ton und die Route angegeben, die Gneist und Sybel, machte unter Bassermann die agrarisch-schwerindustrielle Krisis durch. Als man nach rechts nicht mehr weiter konnte, als man bereits (nach Dernburgs plastischem Wort) an die Wand stieß, merzte er, der freudig hinter Bülows geschäftiger und lärmender Politik einherstapfte, mit raschem Schnitt, 1909, das agrarische Geschwür aus und hielt die Augen nach links, um andre Mehrheitsmöglichkeiten zu schaffen. Die Schwerindustrie, deren Gelder die Parteikasse erheblich füllen, erhob erst leise, dann immer drohender ihre Stimme, um den ungetreuen Knecht zu warnen. Reibereien entstanden. Der Altnationalliberale Reichsverband, unter Herrn Fuhrmanns Leitung, trat ins Leben, und innerhalb der Partei brach ein waffenklirrender Kampf um die Vormacht an. Jungliberale, Altliberale und die allein echt nationalliberale Bassermann-Garde, die bis zum Tod ihrem Gebieter ergebene Preobrashensky-Truppe — sie zückten die Schwerter wider einander, und in den Spalten der Presse tobte der Streit. Erst der Ausbruch des Weltkrieges machte diesem verderblichen innern Zwist und Hader jäh ein Ende. Wenigstens für eine Weile.

Dann, als die Schwerindustrie, in heimlichen Denkschriften und später, auf offenem Markte, ihre annektionistischen Kriegsziele aufstellte, als sie sich jeder innerpolitischen Neuordnung in Preußen-Deutschland entgegenstemmte, als sie eine Zeitung nach der andern ihren Sonderinteressen dienstbar machte, voran die Berliner Neuesten Nachrichten und den Deutschen Kurier, als sie sich schließlich eng und enger dem radaulüsternen Alldeutschen Verbande anschloß — da gabs von neuem Krach in der Partei. Bassermann starb darüber, und in dieser schwierigsten Situation übernahm Doktor Gustav Stresemann, der, als mehrfacher Generalsekretär oder Syndikus in der Industrie aufgewachsen ist, die Leitung der Partei.

Also hatte die Schwerindustrie doch zuguterletzt den Sieg davongetragen? Wer so, oberflächlich, urteilt, kennt die nationalliberale Psyche nicht. In jeder nationalliberalen Brust wohnen, zwei, drei, mitunter vier Seelen. Manchmal begeben sich diese

Seelen auch auf die Wanderung. Zunächst ist jeder national (was eigentlich selbstverständlich ist). Aber in den Rahmen dieses unbestimmten und vieldeutigen Wortes läßt sich jeder Kompromiß einspannen. Zum Zweiten ist der Nationalliberale liberal. Wenigstens steht das im Parteiprogramm. Aber mit der Betätigung dieser Gesinnung haperts schon bei Vielen bedenklich. Die Richthofen, Rießer, Böhme, Junck, Schönaich-Carolath, hier stocke ich schon, sind es wirklich und wollen es nicht bloß sein. Aber die Fuhrmann (von dem an dieser Stelle auch einmal gründlich geredet werden soll), die Hirsch und Konsorten — was haben diese Leute überhaupt noch mit dem Liberalismus gemeinsam? National und liberal sind, wenn man im Reich, in der Provinz herumstöbert, die Oberlehrer, die Amtsrichter und die Kleinindustriellen. Jenseits dieser Linie aber beginnen die Wirtschaftsinteressenten, die die Partei stets und ständig vor ihre separaten Wünsche zu spannen trachten.

Doktor Stresemann ist der Typus eines Industrievertreters, eines Generalsekretärs, deren Zahl nirgends so groß ist wie in den nationalliberalen Fraktionen. Aber zur eigentlichen Schwerindustrie steht er nur im Stiefverhältnis. In Berlin wurde er, grade vor vierzig Jahren geboren. Jung also ist er zu einer politisch hervorragenden Stellung gekommen. In Berlin und Leipzig studierte er Staatswissenschaften und Geschichte und wandte sich schon mit dreiundzwanzig Jahren der industriell-verwaltungstechnischen Karriere zu. Als Assistent des Verbandes deutscher Chocoladenfabrikanten fing er an. Ein Jahr darauf half er den Verband sächsischer Industrieller begründen und wurde dessen Syndikus, ohne seinen andern Posten aufzugeben. Später spielte er im Bund Deutscher Industrieller eine Rolle, der Gegengründung der Veredlungsindustrie zum Zentralverband deutscher Industrieller, in dem die Schwerindustrie sich ihre Interessenvertretung geschaffen hat. Andre Korporationen kamen mit der Zeit hinzu, seine Jahreseinnahmen häuften sich, und als Syndikus en gros besaß er bald einen erheblichen Einfluß. Dazwischen schrieb er über die ausgefallensten Themen Broschüren und Bücher; meistens Brot- oder Zweckschriften über die Warenhäuser, den Flaschenbierhandel, die Handwerkerorganisation und die Industriebetriebe. Nebenher gab er die Zeitschrift ‚Sächsische Industrie' heraus. Viel schrieb er und vieles. Immer wirkend und strebend. Seine kräftige Körperkonstitution ließ ihn ein reiches Maß täglicher Arbeit mit Leichtigkeit ertragen. Und wie er schrieb, so sprach er. Unermüdlich. Natürlich wollte er sich auch parlamentarisch betätigen. Die Blockwahlen des Jahres 1907 brachten ihn mit manchem Andern aus dem roten Königreich in den Reichstag. In Annaberg, der Stadt Barbara Uttmann seligen Angedenkens, wurde er gewählt. In der Fraktion wußte er sich, geschäftsgewandt und mit seinen weitreichenden persönlichen Beziehungen, rasch durchzusetzen, ergriff aber vorerst im Plenum nicht allzu häufig das Wort. Dafür

machte er sich umso mehr in allerhand Versammlungen im Reiche bekannt. Er sprach nicht nur zu den Wählern in allen möglichen Gauen, sondern ließ sich gern auch als Festredner zu vaterländischen Kundgebungen, zu Bismarck-Feiern und dergleichen rufen. Gern sprach er, mit kräftiger Stimme, mit einem leichten nationalen Akzent, und gern hörte man ihm zu. Es schien, als ob er nationalliberalen Geist schon mit der Muttermilch eingesogen habe.

Und doch wars nicht der Fall. Ursprünglich hatte er, als junger Mann, ganz weit links gestanden. Vor siebzehn Jahren, auf dem sechsten Vertretertage in Frankfurt am Main, sahen wir ihn als Delegierten der Nationalsozialen Dresdens das Wort ergreifen, wo Friedrich Naumann ein so herbes Urteil über den Liberalismus Richterscher und Bassermannscher Färbung in längerer Rede fällte und, als einer Hauptaufgabe der nationalsozialen Partei, einer Züchtung und Förderung des Opportunismus, der damaligen Bernstein-Richtung, in der sozialdemokratischen Partei das Wort redete, um eine positive Politik der Linken zu gestalten. „Sammeln Sie", hatte Naumann erklärt, „alle nationalliberalen Abgeordneten von Paasche bis Bassermann zusammen und suchen Sie bei ihnen eine positive Wirtschaftsidee, und es wird ein nettes Chaos werden." Unter Denen, die ihm begeistert Beifall klatschten, war auch Doktor Stresemann. Der hatte, als auf dem Vertretertage eine Resolution der hamburger Gruppe zur Bekämpfung des Alkoholismus zur Debatte stand, sich im Auftrag des dresdner Vereins dafür eingesetzt, persönlich aber seine Ueberzeugung von der Zwecklosigkeit eines gesetzgeberischen Vorgehens ausgesprochen. „Wenn wir", meinte er, „den Kampf gegen den Alkohol in unser Programm aufnehmen, dann müssen wir das nächste Mal den Kampf für den Vegetarismus proklamieren." Und davor schauderte es ihm, der, breitschulterig und untersetzt, stets auf gutes und reichliches Essen Wert gelegt hat.

Noch ein andres Moment darf von diesem Parteitage, auf dem wir Männer wie Brentano, Sohm, Damaschke und Weinhausen vereinigt finden, festgehalten werden. Stresemann, der sich jetzt häufig auch der Täglichen Rundschau publizistisch bedient, brachte eine geharnischte Entschließung gegen dieses Blatt ein: „Der nationalsoziale Vertretertag weist die gehässigen und unberechtigten persönlichen Angriffe, welche die Tägliche Rundschau gegen die Führer des nationalsozialen Vereins gerichtet hat, mit Entrüstung zurück und erwartet von dem Ehrgefühl der Parteigenossen, daß sie diesem Blatt in Zukunft nicht mehr ihre Sympathien schenken."

Das ist siebzehn Jahre her. Seitdem hat er vergeben und vergessen und seine nationalsozialen Reminiszenzen ausgelöscht. Die nächste Zwischenstufe bildete für ihn der Jungliberalismus. Als er 1912, im Wahlkampf des vereinigten Liberalismus wider den schwarz-blauen Block, für den Reichstag kandidierte, fiel er in seinem Wahlkreise durch. Auch in der ersten besten wahrgenommenen Nachwahl, in Reuß älterer Linie, vermochte er sich gegen

den Sozialdemokraten, Herrn Cohen, nicht durchzusetzen. Dann gab er das sächsisch-thüringische Gebiet als fruchtlos auf und ließ sich in einer andern Ersatzwahl, im bewährten nationalliberalen Stammland Hannover, fern im Nordwesten, in Aurich-Wittmund aufstellen, und diesmal machte er das Rennen. Seinen Platz im Parlament fand er noch warm, ward von Herrn Bassermann, der sich aus Gesundheitsrücksichten mehr und mehr Reserve auferlegen mußte, zu größern Aktionen herangezogen und erschien allmählich auf der Rednerliste der zweiten Garnitur, bis er endlich zum Chef der Fraktion ausersehen wurde. Sein publizistisches Organ sind die ‚Deutschen Stimmen', die führende nationalliberale Wochenschrift. Er schreibt selber den leitenden Artikel, die Politische Umschau, worin er sich, leicht und gefällig, ohne schwere Probleme zu stellen, zu den politischen Tagesereignissen äußert. Ein Dreieck ist, unter den Aufsätzen, sein Kennzeichen. Daneben wirkt er für das parteioffiziöse Blatt, die Nationalliberale Correspondenz, und steckt der Nationalzeitung allerhand parlamentarische und parteipolitische Informationen zu.

Doktor Stresemann ist kein originaler Geist, kein überragender Parteiführer im Sinne Richters, Benningsens, Windhorsts, Bebels. Zweifellos ist er geschickt, gewandt und geschäftig, Tugenden, die im Augenblicke vielleicht das Beste für die Partei sind, denn große Ideen würden das schwankende Parteigefüge vielleicht vollends zur Auflösung bringen. Zur Zeit geht der Kampf in der Partei um die Vorherrschaft der Schwerindustrie und ihre altnationalliberalen, das heißt: reaktionären Sonderwünsche. Wird er diesem Drachen mit flammendem Schwert begegnen? Manchmal hat er schon Anläufe dazu genommen, hat sich auf eine innerpolitische Neuordnung schon während des Krieges festgelegt, das gleiche Wahlrecht in Preußen als dringendste Notwendigkeit bezeichnet und sich gegen das parlamentarische System nicht ablehnend verhalten. Andrerseits aber half er kräftig Herrn von Bethmann Hollweg stürzen, ebnete so einem Manne wie Michaelis den Weg und forderte, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, einen Machtfrieden und Annektionen. Um indessen nicht ganz den Anschluß nach links zu verlieren, beteiligte er sich als Hospitant an den interfraktionellen Besprechungen der Mehrheitsparteien.

Ein politischer Pendel? Vielleicht. Richtiger aber wohl noch: der Generalsekretär der nationalliberalen Partei, der Prokurist. Auf einen wirklichen Führer werden wir einstweilen noch warten müssen.

Zu Tolstois Tagebuch von Gustav Landauer

Es wäre abgeschmackt," so lese ich heute in einem Aufsatz Fritz Mauthners, „dem Dichter irgendeinen Glauben oder Aberglauben verwehren zu wollen." Aus dem Zusammenhang ergibt sich nicht mit voller Sicherheit, ob demnach dem Dichter sein

Glaube, welcher Art er auch immer sei, gelassen werden soll, oder ob ihm eingeräumt werden soll, er dürfe, gleichviel, wie sein Denken, sofern er eins hat, dazu stehe, mit jedwedem Glaubensgebilde spielen. Von dieser zuletzt genannten Erlaubnis Gebrauch zu machen, scheint mir nun allerdings das Kennzeichen einer gewissen Art keineswegs unbegabter, anschmiegsamer, nachahmender, Persönlichkeit nämlich vortäuschender, täuschender Talente zu sein, die in hervorragendem Maße und spezifischem Sinne die hier keineswegs rühmende Bezeichnung geschmackvoll verdienen. Wenn Hofmannsthal zum Beispiel in der berühmten kleinen Prosadichtung ›Ein Brief‹, auf die ich einmal glänzend hineingefallen bin, im Tone echter, letzter Erschütterung der Verzweiflung an der Sprache Ausdruck gibt, um ein paar Jährchen darauf mit seiner Christine die Heimreise zum behaglichen Plausch mit dem Publikum anzutreten, das er nun nicht mehr verläßt; wenn der junge Kornfeld uns mit seiner kalt servierten ›Legende‹ daran erinnert, daß das Wort Ente für Lügennachricht von einem Wortscherz stammt, der aus Legende Lug=ende gemacht hat; wenn Walter Hasenclever Antigone aufs Pferd und Teiresias ins Parkett setzt, um seinen pazifistischen Pegasus in Reinhardts Stall zu bringen; wenn Gerhart Hauptmann, mit einer unvergleichlichen Mimicry, zu machtvollen Stoffen greift, sie auch in der Einzelvision kräftig und zart ausgestaltet und seine Falschheit nur durch ölpapierene Unbeteiligung der Sprache und eitel gebildete Partizipialkonstruktionen verrät, wenn er so heute den schlesischen Christus und morgen den tessiner Antichrist, vorgestern das kosmopolitische Festspiel und gestern nationalistisch kriegerische Schnadahüpfl und regierungsoffiziöse Kundgebungen zu dichten vermag: so sind das alles Symptome einer Zeit, in der die Dichter eher jeden als einen Glauben haben. Von Zeiten zu Zeiten hat es aber Dichter gegeben, die nicht so geschmackvoll, sondern hervorragend abgeschmackt waren: ist der Dichter, wie es nach den modernen Beispielen scheint, ein geschmeidiges schillerndes Wesen ohne Treu und Glauben und ohne Zentrum, ein Spieler ohne Ziel und Willen und Vernunft, so möchte man für die Männer, von denen die Upanischaden und die Psalmen stammen, für Aischylos und Dante und Shakespeare eine andre Benennung suchen als die eines Dichters.

Ein Mann von einer so abgeschmackten Klotzigkeit der Gesinnung, dem es um die Uebereinstimmung von Vernunft und Leben ging, war der Russe Lew Nikolajewitsch Tolstoi, dessen intimstes Leben wir jetzt in seinen Tagebüchern kennen lernen sollen. Der erste Band ist erschienen (Leo Tolstoi: Tagebuch. Erster Band. 1895—1899. Deutsche Ausgabe von Ludwig Berndl. München bei Georg Müller, 1917); weitere werden folgen.

Sein intimstes, das heißt bei diesem Mann: sein religiöses Leben. Religion aber heißt bei ihm Vernunft; und vernünftig ist ihm, was dem wahren Heil dient. Bei uns gilt er als Mystiker; bei seinen Landsleuten als Ketzer; er war so vernünftig, daß das,

was die Dutzendmenschen, die sich für vernünftig halten, im Leben suchen, ihm gar keinen Sinn bot. Er verwarf den Unsinn, gleichviel, ob er ihn im Triebleben des Einzelegoismus, im Staat oder in den Dogmen der Kirche am Werk sah; aber er suchte, innig und leidenschaftlich, den Sinn. Die Andern, die den Unsinn im einzelnen, gleich ihm, nur mit minderer Kraft verwerfen, glauben meistens an nichts, das heißt aber: sie glauben eben an das, was sie im einzelnen und relativ aus den Glaubensvorstellungen tilgen wollen, im Ganzen und absolut, an den Unsinn nämlich: Tolstoi glaubte, daß Welt und Leben einen Sinn haben müssen, und daß es unsre Aufgabe sei, ihn, der mit Sinnen freilich nicht zu gewahren ist, vom Geiste her als Wirklichkeit zu bereiten.

So eine Aufgabe ist den Leuten, die sich Menschen nennen oder gar für Führer, Hauptleute und Baumeister halten, viel zu schwer, viel zu unendlich; und das Unendliche, die einzige Wirklichkeit, die es gibt, die Wirklichkeit, in der wir vor unsrer Geburt waren und nach unserm Tod sein werden und daher nach allergrößter Wahrscheinlichkeit auch im Leben sind, die Unendlichkeit, die der Intensität nach jedes Teilchen unsres Leibes und jeder Moment unsres öden Gelebes in sich birgt, die nennen wir Narren hierzulande das Unmögliche. Woran wir Hand anlegen, wollen wir auch erleben, ehe wir tot sind; ist es zu verwundern, daß wir lieber Wälder umhauen als Forstwirtschaft treiben, und daß wir einander lieber mit technisch vollkommensten Methoden totschlagen und ersticken, als daß wir Frieden halten und Liebe üben?

Vor dem einzigen Glauben, den es in Wahrheit gibt, vor dem nämlich, der als letzte Rakete unsrer Vernunft entsteigt, retten wir uns ängstlich mit Hilfe des Historismus, der Geschmäcklerei und des Skeptizismus.

Tolstoi hat nicht für einen Dreier historischen Sinn gehabt; und die großen Religiösen, Propheten und Täter aller Vergangenheiten interessierten ihn nur, weil sie aus ihrem Leben zu demselben Ergebnis gekommen waren wie er aus seinem; daraus ergab sich ihm ein Gefühl und Wissen vom ewig Gültigen, dem keinerlei Umstände etwas anhaben können.

Er hat für diese Erkenntnis immer neuen Ausdruck gesucht; und der wichtigste Teil seines Tagebuchs zeigt uns das unablässige Ringen des Manns, dem sprachlos Erlebten eine Sprache, dem Ausdruck eine bezwingende, ansteckende, unausweichliche, jedem einleuchtende Gestalt zu finden; von seinen vielen, immer neuen Formulierungen führe ich hier eine einzige an: „Drei Fragen: Welche Zeit ist die wichtigste? Welcher Mensch? Welche Seele? Zeit — der Augenblick; Mensch — der, mit dem mans grade zu tun hat; Seele — Rettung der eigenen Seele, Liebeswerk also.“

Man weiß, und man sieht es auch an diesen schlagkräftigen paar Worten, die so positiv sind: er übte schonungslose Kritik an jeglicher Politik, gleichviel, ob sie von der Hierarchie, dem Zarismus, scheindemokratischen Oligarchien, Massenmächten oder revo-

lutionären Gewaltregierungen betrieben wurde; ihm waren die Prinzipien des öffentlichen Lebens keine andern als die des privaten; und alle überindividuellen Gebilde waren diesem erfrischend Herzhaften und Unbefangenen, diesem Denkgeübten und umfassend Gebildeten, der sich herausnahm, bei all seinem Geiste gradezu und treu zu sein wie ein Bauer, all diese heiligen Geschichtsprodukte waren ihm Jaggernauts und wahrhafte Sarkophage der Menschheit, wenn sie irgendeinem Individuum ein Opfer auferlegten.

Das war ihm nun einmal sicher: Opfer ohne Freiwilligkeit kann es nicht geben; und Freiwilligkeit nicht ohne Regsamkeit des Geistes und Herzens.

Er war besser als das feige Gesindel, das sich für eine Menschengesellschaft hält, weil er kräftiger war. Und da er bei Kräften war, strömt aus ihm wundervoll viel Freude und Beseligung.

Daß er aus Liebe schwach war und sich seine Gesellschaft verdarb, daß er sich immerzu Skrupel machte und Kämpfe in sich aufführte, weil er sich nie genug tun konnte, weil er immer wuchs und immer Vollständigeres von sich verlangte, war seine private Angelegenheit. Wir sind Narren, wenn uns diese Begleiterscheinungen seiner Kraft und Herrlichkeit vorwiegend interessieren. Wir sind Narren, wenn in dem Verhältnis zwischen uns und dem großen Seelenforscher Tolstoi wir die Psychologen sein wollen. Das ist nicht anders, wie wenn die Mikrobe unterm Mikroskop sich einbildete, die ganze Veranstaltung sei getroffen, weil sie ein erhebliches Interesse an dem Auge des Forschers nehme. Einstweilen tun wir Objekte Tolstois besser, stillzuhalten und zu empfangen; bloß Schläge werden es schon nicht sein. Er war ein großer Pädagog, dieser Dichter; und daß ihm die Rangen aus der Schule gelaufen sind, weil Soldaten und Räuberles zu spielen sie mehr reizte als das Erlernen der Menschlichkeit, spricht nicht gegen ihn. Er hat es immer für unanständig gehalten, aus Erfahrungen zu lernen; er hat vorher gewußt, was die Erfahrung bestätigt hat.

In der Zeit, in die uns dieser erste Band führt, wo wir ihn immer mit Aufrufen an die Menschheit, mit Briefen an den Zaren und politische Körperschaften, mit offenen und privaten Briefen um des Friedens und vernünftigen Lebens willen beschäftigt sehen, wo er das Herz einer über die Welt verbreiteten Gemeinde ist und aus allen Ländern Besuche empfängt (aus Deutschland wenigstens in Gestalt einer feigherzig liberalen Schmähschrift Spielhagens), wo er für Hungerleidende, Verfolgte, Duchoboren und Antimilitaristen sorgt, wo er die Philosophen und Ethiker aller Zeiten durchforscht und immer leidenschaftlicher am Ausdruck seiner Gedanken und der Gestaltung seines Lebens arbeitet, wo er wichtigste Schriften über Kunst und Leben herausgibt, schreibt er dazu noch, in immer neuen Entwürfen und Fassungen, große Dichtungen wie die ‚Auferstehung', den Vater Sergius, den Hadschi Murad und manches andre, das erst später fertig wurde. Das alles aber, da er ein wirklicher Mensch war, ein Genosse der Echten, keineswegs

aber ein Zeitgenosse, bildet eine einzige Einheit; es ist zum Lachen, daß man das erst versichern muß. Nicht ein Quentchen irgendeines Aberglaubens oder alexandrinischer Spielerei ist darin; er suchte schon lange, gleichviel, ob er Abhandlungen oder einen Roman oder eine Novelle oder Volkserzählung schrieb, nur den besten, den packenden und nachhaltigen Ausdruck für seine Gesinnung; die Welt mit Augen sehen, zu dem Geschauten denken, aus der Erkenntnis heraus wollen und tun war ihm untrennbar beisammen; alles, was an ihm mit solchen Worten gerühmt wird, ist das schlechthin Notwendige und Natürliche und müßte sich von selbst verstehen; gäbe es aber in den führenden Geistern und dem, was sie von sich geben, diese Einheit, so wäre auch in der Menschheit, im Leben ihres Geistes wie in ihrem Zusammenleben, Einheit da, und kein Vertreter des Geistes brauchte mehr für das Niederlassungsrecht jedweden Glaubens und Aberglaubens in den Hirnen der Dichter zu plädieren. Für die Reinigung, die von nun an unsre Aufgabe ist, fordere ich, soll mans fanatisch oder terroristisch nennen, ohne Schonung, die ich fürder nicht mehr kennen will, Einen Glauben, einen einzigen, den nämlich, den wir haben, wir alle, wiewohl ihn die allermeisten in sich verschütten oder verstecken oder verleugnen oder verfälschen; darum allein hat die Jugend das Recht und das Amt, gegen die Alten aufzubegehren, weil die ihn gar oft ohne Gnade verloren und verstoßen haben, wo die Jungen den ihren noch in sich retten und finden können; und wenn wir über dieser Erneuerung und frohen, geraden, unnachgiebigen Schaffensgewalt — von der eine gewisse Jugend, die sich als neueste Mode aufspielt, bisher nur den lyrisch aphoristischen, sprach- und vernunftwidrigen Schwall, aber keineswegs die Echtheit und Treue der ursprünglichen Not und tapfern Folge zu kosten gibt — wenn wir darüber einbüßen sollten, was man bei uns so Dichter nennt, so wollen wir uns in Gottes Namen mit Menschen vom Schlage Tolstois begnügen.

Girardi von Anton Kuh

An dieses Sterben hätte Keiner gedacht, der ihn kannte. Das tiefste, demütig-verdutzte, auf Gott horchende Unglücksgesicht, das seiner Kunst zu Gebote stand, hatte noch einen Schimmer von physischer Heiterkeit, daß sogar die Spitzbubenfalten um seinen Mund nicht wichen und die Augen scheinheilig zur Galerie hinaufkegelten. Sein Leid konnte, wenn auch mit zerrissener Stimme, noch singen, sein Alter Arbeit tun. Symbolisch dafür: der Valentin, der den Hobel unterm Arm trägt, der silberhaarige Weigelt, der am Schusterpflock sitzt, und der heisere Aschenmann, der seine Butte herumträgt. Wenn je Einer, so hätte er auf der Bühne verscheiden müssen. Statt dessen wurde er über Nacht zum Krüppel. Mit dem Bein, das ihm die Aerzte vom Leibe trennten, sägten sie ihm Kunst und Gegenwart ab. Wäre er sich dessen bewußt ge-

worden, sein Gesicht hätte nicht mehr unglücksfromm und zu Hiobscouplets gestimmt, sondern starr und bitter dreingeblickt — denn für wen wäre es nun da gewesen? So aber benahm sich die Stadt, die sonst roh genug sein kann, ihrem Liebling gegenüber liebreich, sie verschwieg, was sie wußte, und sah mit so verstellter Heiterkeit auf sein Krankenbett, daß er nun doch wie auf der Bühne wegstarb.

Doppelt rührend wird dies Ende eines Künstlerkindes, da es ein jäher Absturz war; ein Absturz von der jüngst erreichten Höhe eines zweiten Lebens, des k. u. k. Hofburgtheaterlebens. Zwar war er weniger bei der berühmten Bühne zu Gast als sie bei ihm; sie durfte den Glanzfesten seiner Kunst in toter Würde anwohnen. Aber doch empfand er die Zugehörigkeit zu ihr in seiner kindlichen Art als Ehre. In der Rückschau erscheinen diese zwei Monate Burgtheater, dieses rasch durchflogene Endglück wie ein Schicksals-Pendant zu dem, was die Wissenschaft ‚Euphorie' nennt — das kurze Aufflackern vor dem Niedergang. Er durfte solennen, traumhaft-glücklichen Abschied nehmen. Daß er an einem neuen Anfang stand, möchte ich bezweifeln. Aber die ewige Wiederholung seines alten, geliebten Ich wäre immer Offenbarung geblieben.

*

Dieses Ich und nichts sonst war seine Kunst, sein Zauber. Er brauchte es, wie man weiß, nie besonders anzuschminken, zu drapieren und abzutönen, konnte es auch gar nicht, und der kleinste Komödiant war ihm in dieser Farbkunst über. Er gehörte nicht zu jenen Schauspielern, die ein starkes, einbildungskräftiges Temperament befähigt, ihre Unpersönlichkeit in tausend Gestalten verwandeln zu lassen (selbst die Größten und Herrlichsten waren von dieser Art), sondern zu den ganz Wenigen, drei-, viermal in einem Jahrhundert Geborenen, deren Persönlichkeit alle Gestalten ausfüllt. Sein Vorgänger und Blutsbruder Raimund war ein solcher Künstler. Von den Lebenden weiß ich keinen.

Worin aber lag die Anziehungskraft dieser Persönlichkeit, worin ihr Wesen und ihre Wirkung? Das ist bei den Einmaligen nur auf tausend Seiten zu sagen und umso schwerer, je allgemeiner der Typus ist, den sie auf ihre intensive und originale Art verkörpern. Sein Typus war: der alte, das heißt: ausgestorbene Wiener vom Schlag des Valentin, Rappelkopf, des Simplizius Zitternadel, des Herrn von Lipps und des Weinberl. Zu seiner Kennzeichnung hat man nach wie vor bloß die Worte ‚Gemüt' und ‚Hamur'. Aber sie hatten früher einen Sinn. Sie bedeuteten: ein Geschöpf, das, auf zwei festen, redlichen Bürgerbeinen stehend, dem Leben weniger als dem Himmel traute und darum zu Verträglichkeit und Spott gestimmt war, aus sich und dem Andern gern einen Narren machte und doch tiefernst seinen Gott in sich trug. Girardis besondere Abwandlung dieses Geschöpfs stellte es dar, daß sein Komödiantentum Spott und Demut, Ironie und Güte durcheinander warf und ihr Wechselspiel ewig unentschieden

ließ. Er hat das Geheimnis, ob er ein hinreißender falscher Kerl oder ein entzückender guter Kerl war, ins Grab mitgenommen.

Hier hat man seinen Typus, den ethnologischen Grundriß seines Wesens. Dessen Geheimnis und Wirkung aber war: Selbstbesessenheit. Das Wort scheint bei der humorvoll-bürgerlichen Art Girardis nicht am Platze. Und doch trifft es zu. Er glaubte an den Komödianten in sich mit doppelter, zehnfacher Macht als jeder Andre, liebte und hätschelte ihn, fühlte sich als Mittelpunkt — und war es. Er hatte die Girardi-Manie. Derart übrigens, daß er, wie wenige seines Schlages, im Leben die Bühnenrolle fortzusetzen schien und man nie wußte, ob er im Theater Privatperson oder im Privatleben Komödiant war. Er war vom komödiantischen Eroberungsinstinkt durchkribbelt und bis zum Explodieren angefüllt, daß seine Gesichtsfarbe wohl davon allein schon so hochrot und mangelhaft abgeschminkt aussah, Mund und Augen in zuckendem, unbändig-wildem Spiele sich bewegten (ein Anblick, der unaufhörlich fesselte) und seine rauhe Sprache so saftgetränkt und unterstrichen von seinen Lippen kam, daß die Worte kubisch wurden und Silben oft wie Hobelschatten ritsch-ratsch herumsplitterten. In seinem Mund kollerte Sprache. Sie wurde ihm beinah zu viel. Daß er sie deshalb gerne durch Fehlbetonung und affektiertes Sprechzeremoniell, durch das Kauen und Lippenwerfen lächerlich machte — wozu seine hochachtungsvoll-parodistische Beziehung zum Hochdeutsch, das ihm als eine Entgleisung ins Moralische galt, das Ihrige beitrug — hatte er mit Andern gemeinsam. Aber bei keinem offenbarte diese Unbarmherzigkeit so viel Liebe. Freilich wäre all dies, die ganze Summe seines gesteigerten und überhitzten Komödiantentums am Ende ohne Belang geblieben, wäre er dazu nicht ein Mensch, ein Vollmensch gewesen. Das ist die natürliche Erklärung des Wunders Girardi: daß ausnahmsweise ein Mensch Komödiant war, ein Dreidimensionaler auf der Stätte der Zweidimensionalität agierte.

*

Der Mensch Girardi stammte aus einer andern Zeit. Aus einer, der noch den Begriff ‚Bürger' — als ein tiefer in der Sittlichkeit wurzelndes Wesen — kannte, und wo der Komödiant nichts andres war als ein Bürger von schlamperter Lebensführung, aus der Kleinwelt gerissen, aber mit einem unheilbaren Drang zur bürgerlichen Moralität. Girardi spielte erst unlängst in einem neuen ebenso belanglosen wie durch ihn unvergeßlichen Spiel eine solche Figur: den wiener Stegreifdichter Ferdinand Sauter. Wie er diesen melancholischen Saufbold verkörperte, stand ein andrer Ferdinand da: Raimund. Welche geniale Nachfühlung von dessen Wesen, wenn er, wie zwischen Bürgerlichkeit und romantischem Vagabundentum zerrissen, zu schwer und voll für die Welt der Geselligkeit, zu unordentlich, tummelfroh für die des Gevattertums und dabei weniger von Melancholie als von dem aus einem hochdeutschen Büchel gelesenen oder von der Bühne gehörten Wort

‚Melancholie‘ vergiftet schien! Dieses Schuldbewußtsein, daß er für die Bühne geboren sei und doch nicht ganz hingehöre, dieser bürgerliche Ueberrest seines vom Komödienspiel nicht völlig gesättigten Wesens, ergab Raimunds wie Girardis Ueberlegenheit, sie war beider moralisches Plus, aus dem heraus sie ihre Mitspieler überragten und der Eine von ihnen selbst zum Dichter wurde. Vielleicht wäre es unter Umständen auch der Andre geworden. Jedenfalls war das Extempore, das ihm aus dem Bühnentonfall so oft und leicht in den Mund flog und sein Erbe von Raimund und Netroy her war, dichterischer als das Meiste von dem, was er seinen Rollen nachsprach und durch seine Kunst des Einlebens wieder in Improvisation verwandelte! Als eines der letzten erzählt man sich die Bemerkung, sein Engagement ans Burgtheater sei „halt eine noble Aufbahrung“. Eine solche ist es, anders und tragischer, als er dachte, geworden.

*

Raimundisch war auch sein Gesicht. Nicht so sehr in den Einzelzügen als in seiner angeborenen Tragikomik, darin, daß sich hinter seiner Spitzbüberei der Schmerz, hinter den Schmerz die Spitzbüberei duckte, daß er in derselben Falte Spaß und Unglück stecken hatte. Wenn man es ruhig und unbewegt, mit den vorwurfsvoll-großen, ängstlich in die Welt erwachten Augen, der wie zu frühem Wissen ungnädig hineingeplatzten Knollennase und den domestikenhaft-mokanten Lippenfalten vor sich sah, konnte man nicht glauben, daß seine verborgene Tragik ausgeschöpft sei. Sie hatte aber wohl in diesem Ausdruck grade ihre Grenze. Eine Nuance mehr — und er wäre parodistisch zerflossen.

In jener weihevollen, andachtdurchglühten Ruhe aber half er ihm zu seiner großen Kunst: dem Coupletgesang. Erinnern wir uns rasch, ehe die Erinnerung versteinert, dieses Phaenomens:

Belanglose Worte, Geplauder, immer langsamer, überlegter werdend — ein betonter Schlußsatz, den das Orchester aufnimmt. Girardi fährt mit der Hand an den Hals, rückt den Kopf im Kragen zurecht, äugelt zur Decke — ein atmosphärischer Wechsel tritt ein von Fröhlichkeit zu banger Windstille. Er wird feierlich, ein dialektisches g'stanzelschlichtes Sprachrohr Gottes. Die Worte vibrieren von ausgeklärtem Schmerz, sie klingen wie das Bekenntnis eines Einfältigen, der seine schlichte Sache an die Oeffentlichkeit trägt und mit ihr so selbstsicher intim wird, als hätte er ihr Großes zu sagen. Jede Silbe ein Bild, jede Zeile eine Welt. Der Kleinmensch spricht. Und die große Kunst hält den Atem an. Das war ein Couplet Girardis.

*

Ein Couplet allein? Seine ganze Art. Er steht noch immer vor demselben Souffleurkasten, auf derselben Bühne und singt sein Hobellied. Aber wie man ihm näherkommt und ihn zu greifen sucht, sieht man, daß seine Leiblichkeit geworden ist, als was sie uns von jeher bedünkte: ihr eigenes Denkmal.

Die Schwestern und der Fremde

Es geschieht nicht viel. Ein krankes Mädchen blüht einem Manne zu und verwelkt garnicht erst, sondern geht gleich ein. Ihre gesunde Schwester möchte den Mann, unter dessen Zauber sie ihren korrekten Bräutigam verabschiedet hat, um alles gern von ihr erben, und da sie jung und schön ist, so denkt man, daß er nach einer Anstandsfrist sich schon von ihr erben lassen wird. Wie erschien er denn bis dahin? Als ein Auskoster, aber kein unbescheidener, der bessern und besten Freuden des Lebens, als ein geschmackvoller, überlegener, zu Erfolgen bei Frauen geborener und trotzdem nicht im geringsten eitler — ja, was also? Künstler? Aesthet? Amateur? Am Ende nur eine feinere Art Bürger? Er hat sich mit der kleinen Cordula ehrsam verlobt, ist ein Muster von Schwiegersohn geworden und hat eigentlich keinen Grund, bei der freundlichen Frau von Gallas nicht in dieser Funktion zu bleiben, wenn dazu nichts nötig ist als ein Wechsel der Partnerin. Aaaaber — da tritt der starke Räuber aus dem Versteck herfür, worin er ein Vorspiel und einneunzehntel Akte friedlich verbracht hat. Das letzte Zehntel des letzten Aktes benutzt Rudolf Dorguth, um dem Fräulein Judith und uns zu erklären, was es mit seiner Persönlichkeit auf sich habe. Leergebrannt ist die Stätte, die bei andern Erdensöhnen von dem altmodischen Versatzstück des sogenannten Herzens ihre Reize bezieht. Dieser hier fühlt, hat immer gefühlt, daß er nicht fühlen kann, niemals können wird. Aus schlechtem Gewissen hat er die Rolle des guten Menschen übernommen, der er sich für die Kürze von Cordulas Lebensfaden gewachsen dünkt. Bei einer Beziehung zu der dauerhaftern Judith wäre Entlarvung unausbleiblich. Da vollzieht er sie lieber selbst und schreitet weiter seinen „einsamen Weg".

So dürfte das Schauspiel sich nämlich auch nennen. Oder: Der Puppenspieler. Oder sonstwie nach irgendeinem berühmten Muster. Ein Literaturgeschöpf dieser Held der zweiten Titelhälfte. Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts hieß Herr Rudolf Dorguth William Lovell und Roquairol, bei Bourget Dorsenne und Armand de Querne, bei Schnitzler Stephan von Sala. Von diesen Sechsen ist Dorguth am weichmütigsten, aber zugleich am uninteressantesten. Wahrscheinlich hängt diese seine Schwäche mit dem entscheidenden Manko des Dramas, mit einem kaum begreifbaren Irrtum des Dramatikers zusammen. Bruno Frank hälts für angängig, durch die Enthüllung oder Selbstenthüllung einer Gestalt außer ihren Partnern den Theaterbesucher zu überraschen. Eine Unmöglichkeit. Der Zuschauer muß im Komplott sein. Othello braucht erst zum Schluß zu erfahren, daß Jago ein Schurke ist, er darfs, selbstverständlich, nicht früher erfahren: aber was würde aus Shakespeares Tragödie, wenn sogar wir das erst nach der Ermordung Desdemonas erführen? Das ist die Technik dieses Neulings, der offenbar seinen Ibsen übertrumpfen wollte. Bei dem wirkts, daß durch drei oder vier oder fünf Akte Schleier um Schleier sich von der Vergangenheit hebt. Am Ende sieht dann die Geschichte allerdings anders aus als am Anfang; aber wir haben ihren Aspekt doch nach und nach sich verändern sehen. Hier solls ein einziger fester

Griff machen, der jählings eine Figur umstülpt, um zu beweisen, daß sie innen durchaus nicht so ist wie außen. Im Gegensatz zu uns wird Bruno Frank vorausgewußt haben, daß dieser Griff kommt. Da hat er sich denn vorher und nachher das Geschäft allzu sehr erleichtert. Der neue Dorguth sagt, wie er ist, und wer will, mags ihm glauben; und dem alten Dorguth werden zwei, drei simple ‚Charakterzüge' gegönnt, weil er ja ohnehin nicht gilt.

Der großen Wahrheitsexplosion präludieren allerlei Geräusche, die Wert darauf legen, ein bißchen mystisch zu klingen. Ein Greis geistert durch die wichtigern Szenen, der weise Bruder des Puppenspielers, ein Ahner, Prophezeier, Bestätiger, der immer wieder mit seinen ersten Worten bedeutungsvoller zu werden verspricht, als er schließlich wird. Ihm gleichgeordnet ist eine Scheuerfrau, die berufsmäßig Vor-Kehrungen trifft, uns von dem goldenen Erkenntnisschatz ihrer Jahrzehnte mitzuteilen, und die es ebenfalls bei den aufgekrempelten Aermeln bewenden läßt. Dieses Schauspiel hat was von der rührenden Schwester Cordula: es bebt dem Leben entgegen, möchte es in die Arme, in dünne Aermchen zwingen, stellt sich dazu, mit gefalteter Stirn, auf die Zehenspitzen und — und muß erschöpft resignieren. Die dramatische Unzulänglichkeit: hier wird sie Ereignis. Für diese Kunstform scheint Bruno Frank um einige Grade zu feminin. Er erzählt nur, er plaudert charmant von der Leidenschaft, abwechselnd ironisch und sentimental, aber im Hauptpunkt leider sentimental. Der Hauptpunkt ist, daß wir einem hoffnungslos kalten Eingänger, einem Skeptiker, dem die Selbstbeobachtung jede Hingabe an den Augenblick und den Mitmenschen schmerzhaft verwehrt — daß wir dem die Fähigkeit zutrauen sollen, Wesen von warmblütiger Naivität und ungebrochenen Impulsen Glück, und seis ein befristetes Glück, zu schenken, welches darin besteht, daß diese Wesen überzeugt sind, wahrhaft geliebt zu sein. Die Liebe ist der Liebe Preis, nicht die Blechmünze des Verstandes.

Im Theater der Königgrätzer Straße gabs eine Fehlbesetzung: Fräulein Gläßner hätte statt für die Cordula für den Rudolf Dorguth gepaßt, so viel echte Empfindung ist in ihr. Auch Fräulein Ralph hat vorläufig nichts zur Geltung zu bringen als ihre Schönheit, und das kann sie leider nicht. Sie frisiert sich ungünstig für ihr Gesicht, hat ihre Kleider nicht an, sondern um sich herum und bewegt sich schwerfällig. Die andre Titelhälfte hatte in jeder Beziehung das Uebergewicht. Den Bruch hat der Autor verschuldet — und welcher Darsteller sollte ihn heilen? Abel, mit seinem katzenartig weichen und schmiegsamen Organ, das sich nötigenfalls so vermännlicht, hat es vielleicht versucht; aber zustande gebracht hat selbst er nur, daß beide Teile mehr fesselten als im Buch. Erfreulich, wie Herr Schünzel seine alten Herren unterscheidet und sogar diesen, der rechtens hinausgeworfen wird, vor der Lächerlichkeit bewahrt; und erstaunlich, daß Frida Richard, Spezialistin für Hutzelweibchen, mühelos fertigkriegt, an die samt-und-seidene Vergangenheit ihres Besendrachens glauben zu machen. Und trotzdem: wie langweilig ist das alles und wie belanglos gegen einen einzigen Abend des Vorlesers Karl Kraus, von vieren nicht zu reden — oder vielmehr: das nächste Mal höchst ausführlich zu reden.

Mutter Erde von Alfred Polgar

'Mutter Erde' von Max Halbe ist eine überholte Art dramatischen Zeitvertreibs. Solch weitläufige Stücke, mit Figuren, Debatten, Handlungs-Allerlei aufgefüllt, solche Ausfaltung eines Problemchens zu theatermäßigem Hin und Wider und Rundherum, fünf Akte lang, solche Serpentinenwege des Gesprächs, mit Ruhebänkchen, Aus- und Einblick verstattend, solch dünne Musik einer langsam und melancholisch ihr Pensum abzirpenden Riesen-Spieldose — all das ist kaum mehr erträglich. Wir schmachten nach Konzentration, nach 'Ballung' des Wesentlichen, nach kürzesten Verbindungen in der Luftlinie. Wir halten diese ermüdende Betulichkeit dramatischer Lebensbilder, diese Text dehnenden Sprechduos, dieses ganze umständliche Theaterstimmungszeremoniell nicht mehr aus. Selbst wenn das Geistige solch einer Komödie wie 'Mutter Erde' nicht längst verraucht, ihre Lebenswahrheit nicht längst zur Literaturlüge zerfallen, ihr Temperament nicht längst gebrochen, ihre Blutbahnen nicht längst verkalkt wären — sie wäre heute schon tot, zum Stillstand gebracht infolge Verrostung ihres Mechanismus. Es ist überhaupt bemerkenswert, wie wenig zäh die scheinbar so wetterharte dramatische Literatur sich erweist, die, im Gefolge Ibsens, vor zwei Jahrzehnten über die deutschen Bühnen hereinbrach. In den letzten Jahren zumal ist ein wahres Massensterben dieser relativ jungen Theaterstücke wahrzunehmen. Die scharfe Luft der Zeit gibt ihrem Rest den Rest.

An 'Mutter Erde' muß jeder szenische Belebungsversuch scheitern. Auch der des wiener Deutschen Volkstheaters scheiterte. Das ganze Drama schien von den Zuschauern wie durch eine dickere atmosphärische Schicht geschieden, in der seine Worte und sein Geschehen, unerreichten Zieles, kraftlos zu Boden sanken. Den Mann in der Komödie spielt Herr Aslan, edel-larmoyant und seelisch schöngelockt. Seine Rede ist gesprochener Samt. Den Weibern wird ganz schmiegsam zu Mute. Fräulein Steinsiecks vornehme Schauspielkunst wahrt auch in der Leidenschaft reine Linien. Herr Forest und Herr Fürth gestalteten „Typen". Fräulein Waldow sollte eine strenge nordische Dame sein, voll Härte und Intensität des Willens. Sie ist klug und geschickt, aber so verstellen kann sie sich doch nicht. Wenn sie plötzlich „ein bissel" sagte, war man ganz gerührt über solchen Durchbruch wienerischen Naturlautes durch den nordischen Kunstlaut. Der Geist ist stark, aber die Aussprache ist weich. Und der pathetische Ernst des Fräulein Waldow wirkt immer wie gefrorener Humor. Das Deutsche Volkstheater sollte ihr Rollen geben, in denen sie herzhaft auftauen kann.

Wirtschaftskampf von Alfons Goldschmidt

Sie frischen jetzt in England das Pariser Wirtschaftsprogramm auf. Es hatte schon erheblich an Ueberzeugungskraft verloren. Da aber die Entente den Landkrieg verloren sieht, wird für den Seekrieg Propaganda gemacht. Der Seekrieg als Wirtschaftskrieg soll es schaffen. Und nach dem Seekrieg soll Deutschland von der Meistbegünstigung ausgeschlossen werden, seine Auslandskaufleute sollen unter Kuratel gestellt, die Anlaufshäfen sollen den deutschen Schiffen vorgeschrieben werden, kurz: eine liebenswürdige Sonderbehandlung ist in Aussicht genommen. Dagegen beginnt in Deutschland die Furcht vor dem Handelskampfe nach Friedensschluß zu verblassen. Die Valuta-Angst verfliegt, die Rohstoff-Furcht ist weniger heftig, und das Frachtraumproblem erscheint freundlicher als bisher. Seit mit dem Osten der formelle Frieden abgeschlossen worden ist, erwartet man dorther umfangreiche Dauerzuschüsse. Man weist ferner auf wichtige Ersatzerfindungen, man glaubt nicht recht an den Handelskriegswillen der Vereinigten Staaten. Langsam wächst die Wirtschaftszuversicht, das Vertrauen in die deutsche Volks- und Weltwirtschaft. Ich habe nie zu den Schwarzbrilligen gehört und freue mich, daß Ueberzeugung und Stimmung sich wandeln.

*

Immerhin bleibt schwere Arbeit zu tun. Je länger der Krieg dauert, umso breiter wird die Weltwirtschaftsmacht der Entente. Ueberall hat sie reiche Gebiete belegt. Die Spekulation auf Rußland zwar scheint fehlgegangen, wenn auch die Dinge dort noch nicht abgeschlossen sind. In Italien aber haben England und die Vereinigten Staaten riesige Konzessionen erhalten. In Südamerika und im fernen Osten haben sich Nordamerika und Japan festgenistet. In Skandinavien ist besonders der britische Wirtschaftseinfluß groß. Mit Geld und Propaganda, mit viel Geld und lauter Propaganda ist ein energischer Enteignungsfeldzug unternommen worden. Exportfilialen, Gegenseitigkeitshandelskammern, Zweigbanken, Fabriken wurden gegründet, Mineralgerechtsame erworben, Land belegt. Das sind Tatsachen, die auch durch die besten Toleranzverträge nicht aus der Welt geschafft werden. Sie sind nur durch Tatsachen zu beitigen.

*

Das weiß man bei uns und bereitet sich vor. Im Frieden war unsre Weltmachtpropaganda mehr als jämmerlich. Die Außenhandelsinformierung unsrer Wirtschaft war durchaus ungenügend. Die rasche Exportvermehrung hat der deutsche Kaufmann mit Wagemut, Zähigkeit, Qualitätsware und annehmbaren Preisen gemacht. Er mußte sich selbst helfen. Der Konsulatsdienst taugte nichts, die Pressevertretung war ohne System, Kenntnisse und Schnelligkeit. Der offizielle Nachrichtendienst war überaus ärmlich. Es fehlte die Weltwirtschaftspädagogik. Nur Ansätze und Schwerfälligkeiten waren vorhanden. So blieb die Skepsis gegen uns und andrerseits der Anpassungsmangel. Wir trieben keine Völkerpsychologie, keine Wirtschaftspsychologie. Es ist wunderbar, daß der deutsche Handel dennoch unaufhaltsam vorrückte. Wohl beteiligten wir uns an Ausstellungen, schickten Kataloge in die Welt, priesen unsre Waren in Inseraten an, ließen reisen, gaben Milliarden weg. Aber wir waren weder vertreten noch wurden wir unterrichtet.

Das muß anders werden. Das kann und wird anders werden. Denn unser politisches Sehvermögen ist weit über die Binnenenge hinaus gedehnt. Wir sehen heute Weltwirtschaft, wenn wir sie auch noch nicht erleben. Dem Briten steckt sie im Blut, für ihn ist Kalkutta eine Vorstadt Londons.

*

Nun haben wir uns mit bekannter Gründlichkeit an die Aufgabe herangemacht. In Kiel, Hamburg und Berlin sind Unterrichts- und Förderungsinstitute entstanden oder ausgebaut worden. „Zwischenstaatliche Verbände" sind pilzzahlreich aufgeschossen. Ueberall zeigt sich die Erkenntnis. Geld gibt es wie Heu für diese Zwecke, und auch die Regierung ist der Sache geneigt. Man braucht heute schon einen Wegweiser durch das Gestrüpp. Zersplitterung ist das Kennzeichen, Geld und Materialverschwendung, Gegeneinanderwüten und Nebeneinander von Geld und Material. Einigkeit, Zentralisation ist dringend erwünscht. Die Vielen müssen unter einen Hut gebracht werden, und auch der Staat kann etwas dabei tun.

*

Aber es wird nur dann eine wirkliche Förderung werden, wenn Tendenzmache, Taschenegoismus und Gruppeninteresse fernbleiben. Schwere Industrie, halbschwere Industrie und dergleichen hat heute die Finger drin. Ich sehe noch keine Unabhängigkeit. Man weist auf England, auf die große britische Außenhandelsorganisation, die im Kriege vervollkommnet wurde. Man spannt das englische Beispiel vor. Deutschland aber muß anders prozedieren. Wir müssen wiedergewinnen. Wir müssen daher alles vermeiden, was nach Interessentendirektive aussieht. Sie mögen Geld und Material geben, der Handel, die Industrie, die Landwirtschaft, die Regierung. Aber sie sollen die Unabhängigkeit eines solchen Förderungsunternehmens glaubhaft machen. Ala-Methoden führen nicht zum Ziel. Man glaubt großzügig zu sein, ist aber ungeschickt und kurzblickend. Ich sprach Leute, die die Aufnahmefähigkeit des Auslandes kennen. Sie warnten vor der Verschärfung des Mißtrauens. Die Regierung dürfte keinen Finger rühren, es sei denn für ein völlig unabhängiges Unternehmen. Wir wollen ja und dürfen ja keine einseitige Wirtschaftspolitik treiben, wir sind auf Gegenseitigkeit angewiesen. Wir können weder Tendenz nach innen noch Tendenz nach außen brauchen. Laßt ab von den Inseratgepflogenheiten. Noble Propaganda, nobler Unterricht: das sei die Devise. Alles Andre ist von vorn herein zum Mißerfolg verurteilt, und mag es auch noch so großartig aufgezogen sein.

*

Bis heute ist Vielerlei geschehen. Dennoch ist, was geschah und geschieht, völlig unzureichend. Man fragt sich, was die Leute eigentlich mit den Millionen anfangen. Sie sind noch nicht über die Fibelzeit des Nachrichtendienstes hinaus. Sie verstehen nichts davon, sie haben keinen Sinn für Anlage, für Bedürfnisse, für Aktualität und Dauerwert. Sie weisen auf England, aber sie handeln nicht danach. Sie haben ein Riesenmaterial und wissen es nicht zu verwenden. Es sind gute Theoretiker dabei, Leute mit Wissenschaft und Gründlichkeit. Das ist sehr schön, aber es genügt nicht. Sie schreiben ab, übersetzen, ohne System, ohne glückliche Wahl. Sie organisieren drauf los, und es wird doch keine Organisation. Es wird geworben, aber die Versprechungen werden nicht gehalten. Mäuslein werden geboren. Will man mit Mäuslein gegen den englischen Löwen anspringen?

Antworten

Max Epstein. Zunächst klingt ja plausibel, was Sie schreiben: „Als ich voriges Jahr Alexander Girardis ewig jugendliche Anmut bewundert hatte, ohne zu ahnen, daß es zum letzten Male geschehen, da bewies ich meinen Bekannten zwischen sechzig und siebzig Jahren am lebenden Objekt den Unfug des Sterbens und Alterns. Als dann die Zeitungen über seine Krankheit und sein Ableben erschienen waren, hatte ich Mühe, diese selben Bekannten über den Unfug der Zeitungsberichte zu beruhigen. Die meisten hatten natürlich ein wenig Zucker und fast alle mehr oder weniger Verkalkung. Nun waren sie alle in großer Aufregung, als ob ihnen dasselbe wie dem armen Girardi bevorstehe. Einen Unfug nenne ich deshalb die Mitteilungen der Journale über Todesursachen, weil sie niemals genau sind und nur schaden können. Der Mitwelt kann es ziemlich gleichgültig sein, zu erfahren, mit welchen Mitteln sich die Zerstörungswut der Natur bis zur Zersetzung des Körpers hindurchgearbeitet hat. Der Verlauf einer solchen Erkrankung ist aber nicht so einfach wie die Darstellung im Lexikon, wo jedes Leiden zum Tode führt, oder gar wie die Berichte der Zeitungen. Die Tausende von Menschen, die überhaupt eine Krankheit haben oder hysterisch befürchten, werden durch solche hingeworfenen Brocken in eine oft unbeschreibliche Angst versetzt, die gradezu Krankheitssymptome hervorruft. Wir wissen alle, daß schließlich jeder mehr oder weniger nach fünfzig Jahren mit verkalkten Arterien zu tun hat. Wir wissen aber auch, daß man damit hundert Jahre alt werden kann. Was soll da eine Bemerkung nützen, daß der oder jener an Arterienverkalkung zugrunde gegangen ist? Ich kenne Fälle, wo man kränklichen Personen Zeitungen unterschlagen mußte. Die Menschheit besteht ja leider nur zum kleinen Teil aus Gesunden, die Kranken haben also ein Recht auf Rücksicht. Wenn man den Unfug des Lebens nicht beseitigen will und den Unfug des Sterbens nicht beseitigen kann, so kämpfe man wenigstens gegen den Unfug der Sterbeberichte.“ Ich fühle des Vorwurfs ganze Schwere, die mich trifft, da ich ja den Todeskampf Oscar Sauers noch beträchtlich erschreckender geschildert habe als die Zeitungen Girardis letzte Tage — oder ich würde sie fühlen, wenn ich nicht der Meinung wäre und Beweise hätte, daß Menschen, die an chronischen Krankheiten leiden, sich gewöhnlich selber viel mehr quälen, als sie durch die öffentliche Darstellung des Schicksals ihrer Leidensgefährten gequält werden können. Sie wälzen Lexika und arbeiten medizinische Lehrbücher durch, um nur ja recht gründlich über die Möglichkeiten ihrer Zukunft Bescheid zu wissen. Ich selber, der ich der Gegenfüßler eines Hypochonders bin, habe doch im Laufe der Jahre eine stattliche Literatur über Magenkrankheiten angesammelt und würde durch irgendwelche drastischen Zeitungsausführungen weniger beunruhigt als zur Vorsicht bestimmt werden. Und dieses Moment ist sicherlich nicht zu unterschätzen. In den Notizen über Girardis Ende stand unter anderm, daß er sich durch unbedenklichen Genuß von Süßigkeiten und Mehlspeisen über die Maßen geschadet habe. Das werden nicht viele Zuckerkranke, die ihre beiden Beine und ihr Leben behalten wollen, ungewarnt lesen. Und irgendeine Vereinigung zur Bekämpfung des Tabes bat mich, meine Schilderung des ‚Hiobs Sauer‘ vervielfältigen lassen zu dürfen, weil sie sich von der Verbreitung eine heilsame Wirkung verspreche. Sie sehen: wie jedes Ding, so hat auch dieses mindestens seine zwei Seiten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co. Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin

Krieg und Frieden von Germanicus

Der Friede von Bukarest ist in einer Zeit zustande gekommen, die mehr als jede ihr vorangegangene die Sicherheit gibt, daß der Krieg auf den noch bestehenden Fronten so bald keinen Abschluß finden wird. Dieser Friede, dessen Vorzüge für jedermann sofort erkennbar sind, hat darum auch nicht, psychologisch gesprochen, als Erlösung von allen Uebeln gewirkt, vielmehr und allein als eine Versteifung der Gewißheit, daß die Widerstandsfähigkeit der Mittemächte eine neue Kraftzufuhr bekommen hat. Der Friede von Bukarest, mit seinen wirtschaftlichen Möglichkeiten und Versorgungshoffnungen, ist für uns eine Sicherung des Kriegszustandes, ein neues und gewiß nicht geringes Kriegsinstrument. So kann es nicht verwundern, daß man in London diesen Frieden nicht zur Kenntnis genommen hat. Was freilich kaum hindern dürfte, daß auch England die Folgen dieses Friedens in der Durchkreuzung einer seiner bedeutsamsten Kriegsabsichten, nämlich unsrer Aushungerung an Nahrung und Rohstoffen, zu spüren bekommt. Wodurch allerdings diesem Frieden, ebenso wie dem von Brest, von vorn herein ein Element der Beunruhigung infiltriert worden ist, da den uns bisher feindlichen Ostvölkern die Hoffnung verbleibt, daß irgendwann einmal, wenn erst der Weltfrieden geschlossen werden wird, eine Generalrevision des jetzt zustande gekommenen nicht ganz aussichtslos ist. Aber wie dem auch sein mag: fürs erste stärkt der Friede von Bukarest noch mehr als der von Brest unsre Kraft, den Krieg gegen die Westmächte fortzuführen. Diese seine wichtigste Aufgabe forderte, daß er nicht einseitig durch deutsches Diktat, vielmehr durch einigende Verhandlungen und im besondern als Bündnisfriede zustande kam. Darum ist es wieder ein ganz besonderes Meisterstück des Grafen Reventlow (dessen oftmals von uns besorgte Zurechtweisung nicht seiner Wichtigkeit, sondern nur seinem Typus gilt), wenn er im Gefühl seiner Unfehlbarkeit nachzuweisen versucht, wie sehr der deutsche Staatssekretär sich bei dieser Friedensfindung von Oesterreich-Ungarn habe übers Ohr hauen lassen, besonders was das Verbleiben der Dynastie betrifft.

Es mag heute noch einige Optimisten geben, die mit einem baldigen allgemeinen Kriegsabschluß rechnen. Wir selbst haben für die Spanne jener Wochen, in denen, wie die Sachverständigen uns sagten, die schnelle Entscheidung herbeigehämmert werden sollte, zu dieser Gattung gehört. Wir sind nämlich bescheiden genug, nicht aus uns heraus zu prophezeien, sondern nur die Konsequenzen zu ziehen aus den Voraussetzungen, die entweder da sind oder die uns als sichere Werte empfohlen werden. Und da wir den Krieg nun einmal für eine militärische Angelegenheit halten, so muß naturgemäß unsre Erwartung und damit unsre Rechnung in den Kurven der Kriegsergebnisse laufen. Eben darum aber und

nicht etwa wegen der fünfhunderttausend Amerikaner, die Herr Baker als angeblich gelandet und somit den U-Booten entgangen meldet, scheint es uns richtig, bis zum Eintritt einer heute noch nicht zu erspähenden neuen Wandlung mit einem langen, vielleicht noch über Jahre greifenden Krieg uns abzufinden. Wir tun das — des weitern Vorwärtskommens unsrer Sprungoffensive und unsrer unbedingten Widerstandsfähigkeit gewiß, zugleich bedenkend, daß auch die anglo-amerikanischen Kriegspläne ihre natürliche Begrenzung haben — furchtlos, wenn auch nicht ohne Sorge. Doch verstehen wir vollkommen, daß sich die Verallgemeinerung solcher Gewißheit nicht ohne politische Krisen vollzieht.

Als Krisen solcher Art möchten wir auch die interessante Duplizität der einer gewissen Komik nicht entbehrenden Mißverständnisse, wie sie um die Person des Herrn Erzberger, andrerseits um Herrn Lloyd George kreisen, eingeschätzt wissen. Wenn alles glatt liefe, könnte solch störrisches, an sich zweckloses, aber eben überaus charakteristisches Aufbocken sich kaum äußern. Und wodurch hat nun Lloyd George die Absägung fürs erste wenigstens hinausgezögert? Doch allein dadurch, daß er auf den „Zwischenfall von Cambrai", auf das „italienische Unglück" und vor allem darauf hinwies, daß „die Deutschen jetzt schweigend vielleicht den größten Schlag des Kriegs vorbereiten", und daß so das Schicksal Englands heut und (ein immer brauchbarer Regietrick) für die nächsten Wochen in der Schwebe sei. Nicht ganz unähnlich solchem Plaidoyer ist der Stoß, den Herr Stresemann gegen Herrn Erzberger geführt hat: „er hat ihm vorgeworfen, daß er ohne jedes Verantwortlichkeitsgefühl durch seine Anträge Deutschland in der Achtung vor der Welt herabsetze, die Reichsregierung zum Sturz bringe und dadurch eine Krisis heraufbeschwöre, deren Folgen unabsehbar seien." In den zwei Fällen, die wir nicht etwa in sklavische Parallele zwängen wollen, waren Unstimmigkeiten zwischen den beiden die Gegenwart regierenden Gewaltzentren die auslösende Ursache. Beide Fälle sind etwas nach Hornberger Art ausgegangen, und dies hauptsächlich darum, weil es den Beteiligten zweckmäßig erschien, den Streit sich an den Oberflächen austoben zu lassen, die Wurzeln aber vor ihm zu schützen. Im Fall Erzberger hat sich solch Bäumchen-Verwechsel-Spiel bis zur Groteske gesteigert; trotz den mannigfachen feierlichen Erläuterungen weiß man eigentlich nicht, was da im Hauptausschuß vor sich gegangen ist: sollte der Reichsregierung beigestanden, oder sollte sie zum Abgrund gedrängt werden; haben die Freisinnigen Herrn Payer ihren Beistand auftölpeln wollen, oder war die Zentrumsfraktion, vielleicht auch nur in einem ihrer Mitglieder, doch so töricht, dem Grafen Hertling „Richtlinien" zu ziehen? Subkutane Symptome; aber immerhin: Wetterzeichen. Die Schlacht geht weiter! Nervenkrämpfe im Klimakterium. Der Krieg gleitet aus seiner Manneskraft in das Daueralter hinein.

Damit schwindet eigentlich auch der hohe Druck, der auf der Erledigung der preußischen Wahlrechtsvorlage bisher gelegen hat.

Soll die erste Wahl nach dem Kriege unter dem neuen Wahlrecht stattfinden, bedarf es keiner besondern Eile. Kommt Zeit, kommt Rat. Die nächste Station wird das Herrenhaus sein. Am Sonnabend vor der dritten Lesung spricht die ‚Germania‘, staatsmännisch wie sie nun einmal ist, vom Scheitern der Wahlrechtsvorlage. Am Schluß ihrer nicht grade hoffnungsvoll gestimmten Ausführungen aber möchte sie doch glaubhaft machen, daß im Herbst 1918, falls nicht zuvor der Kuhhandel perfekt wird, die strafenden Neuwahlen in Sicht sein werden. Wir sind inzwischen etwas ungläubig geworden und wissen heute jedenfalls noch nicht, ob solch Optimismus durch irgendetwas, was an das Handschreiben des Kaisers Karl an Herrn Wekerle auch nur von ferne erinnert, unterstützt werden wird. Aber da wir zu hoffen wagen, daß das Entscheidende von dem, was heute hier gesagt worden ist, sich nicht bewähren wird, so scheint uns die nächste Friedenswahl nicht gar so hitziger Vorbereitung zu bedürfen. Wobei wir freilich nicht vergessen, daß grade ein noch lange währender Krieg durch die Befreiung des preußischen Volks vom Joch des Feudalismus eine nicht unwesentliche Kräftezuführung erhalten könnte. Auch Demokratie kann Kriegsinstrument sein. Es ist dies zwar nicht eigentlich ihr Beruf; aber immerhin: sie wird sich auch in solcher Verkleidung bewähren.

Die Juli-Resolution sollte fallen. Das große Grenzpfahlverrücken sollte beginnen. Wir hätten es für töricht gehalten, uns solchem Schicksal entgegenzustellen. In diesem Kriege — nicht unbedingt in jedem — tanzt nun einmal die Politik auf den Sturmwellen des militärischen Erfolges. Es gibt Höhen, es gibt Täler. Die Kriege der sieben und der dreißig Jahre aber enden, das zeigt die Geschichte, stets mit einem flächenhaften Ausgleich, von dem der melancholische Zyniker sagen muß, daß er sich bei einiger Voraussicht mit einem Tausendstel der vergeudeten Opfer hätte erwirken lassen. Solche Vergeudung und Selbstzerschneidung gehört aber anscheinend zur eingeborenen Tragik des unmoralischsten aller Raubtiere.

Beeinflussung der Presse von J. Fischart

Die Presse schwebt keineswegs isoliert in einer höhern Region und sieht und wertet die Dinge aus der Vogelperspektive. Die Zeitungen stehen mitten drin im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Getriebe und sind gleichsam das Barometer der öffentlichen Meinung. Sie nehmen, auf alle Vorgänge reagierend, nicht nur, sondern geben auch, indem sie erst die öffentliche Meinung machen und gestalten. Das ist ein ewiges Für und Wider, ein unaufhörliches Hin und Her, ohne daß sich Zug um Zug sofort alle innern und äußern Zusammenhänge erkennen ließen.

Eins aber bestimmt die Zeitung und ihre Haltung von Grund auf: ihre wirtschaftliche Grundlage. Die französischen, die pariser Blätter leben nicht in dem Maße von den Inserenten wie die deutschen Organe. Dort verpachtet man Banken, Handels- und

Industriefirmen, der Einfachheit halber, im Text ganze Spalten zur Vertretung ihrer Sonderinteressen, ohne daß eine Scheidung zwischen bezahltem und nicht bezahltem Lesestoff stattfindet. Darauf beruht denn auch die Zugkraft der seriösen Reklame-Artikel. In Italien ists ähnlich. In Amerika sind die Zeitungen gewöhnlich nichts weiter als die Organe ganz bestimmter Finanz- und Parteigruppen, was ja dort meist identisch ist. Durchaus sauber ist im allgemeinen die englische Presse.

Indessen vom Auslande sollte nicht die Rede sein, sondern von Deutschland. Von Bestechung im gemeinen Sprachgebrauch kann man hier natürlich nicht oder doch nur selten sprechen; wohl aber von Beeinflussung. In hunderterlei Formen taucht sie auf, liebenswürdig meist, oft aber auch brutal und zynisch. Greifen wir ein paar typische Fälle heraus.

Die amtlichen Kreisblätter sind am schlimmsten daran. Da gibt es keine freie Meinung. Nur was der Landrat wünscht, wird geschrieben. Dabei sind diese Blätter in fast allen Fällen Privatunternehmungen, die kontraktlich nur dazu verpflichtet sind, gegen eine Pauschalsumme die amtlichen Bekanntmachungen zu veröffentlichen. Aber der Landrat macht kurzen Prozeß mit den Verlegern oder Redakteuren, die publizistisch nicht nach seinen Weisungen arbeiten. Unter der kurzen Regierung Kaiser Friedrichs und unter der Kanzlerschaft des Herrn von Bethmann Hollweg machten die Landräte, soweit sie sich als Mandatare der Konservativen fühlten, eine Politik, die sich keineswegs mit der offiziellen in der Wilhelmstraße deckte. Das ist die roheste Form der Beeinflussung.

Eine andre Spielart sind die sogenannten Hinweise. Dieses Uebel grassiert vornehmlich in der Provinz. Das Theater, die Varietés, das Konzerthaus geben täglich ihre Inserate auf, und die Redaktion ist dann gefällig und weist in einer Lokalnotiz auf die „sensationelle Vorstellung", auf den „Star" undsoweiter hin. Wie die Kunst- und Vergnügungsstätten machens auch die Vereine. Erst die größern und dann auch die kleinern. Meist wird ein solches Ansinnen von der größern Zeitung einer Stadt zunächst abgelehnt. Die kleinere aber erklärt sich dazu bereit, in der Hoffnung, die Kreise des Vereins ganz zu sich herüberziehen zu können. Die Folge davon ist jedoch stets, daß nun auch die andern Organe, aus Konkurrenzrücksichten, die Vereinsreklame, die oft von Selbstlob trieft, ständig in ihren Spalten unterbringt. Da alle diese kurzen oder langen Notizen nur selten mit einem besondern Vermerk versehen werden, so muß der naive Leser glauben, daß es sich auch hier um Nachrichten und Werturteile der Redaktion handelt.

Solange sich nur unpolitische Vereine und Korporationen an dieser Beeinflussung der Presse beteiligten, wars eine Unart der Presse, wenn sie sich in dieser Weise ihrer Selbständigkeit entäußerte. Allmählich aber haben sich auch ausgesprochen politische Vereine dieses Mittels bedient und das System gleich ganz gehörig ausgebaut. Der Flottenverein, der Reichsverband gegen die Sozialdemokratie, der Wehrverein fingen vor dem Kriege damit an:

Große Inserate — lange redaktionelle Hinweise und Besprechungen als Gegenleistung. Während des Krieges hat die Deutsche Vaterlandspartei, nach diesem Muster, gradezu einen Inseratensturm inszeniert, um die Presse zu gewinnen. Der Erfolg war überraschend. Welcher Verleger scheute sich auch, ein ganz- oder auch nur ein halbseitiges Inserat der Vaterlandspartei aufzunehmen? Nur ganz wenige Zeitungen widerstanden dieser Verlockung. Kein Zweifel aber: die Vaterlandspartei hat eine wahrhaft glanzvolle Presse gehabt, und ganz allmählich, ganz langsam erst setzte die Reaktion ein.

Noch einen Schritt weiter ging die Schwerindustrie, die entweder Zeitungen ganz aufkaufte oder sich an ihnen so stark finanziell beteiligte, daß sie ihre politischen Absichten den Blättern aufdrängen konnte. Nicht immer läßt sich das freilich wie ein Rechenexempel, zwei mal zwei gleich vier, nachweisen, oft sitzen auch bloß vorgeschobene Männer in dem Konsortium. Ganz vorsichtig wird man nur das behaupten können, daß zum mindesten der Berliner Lokalanzeiger, die Berliner Neuesten Nachrichten, der Deutsche Kurier, die Deutsche Zeitung und die Rheinisch-Westfälische Zeitung in einem solchen Verhältnis zur Schwerindustrie stehen. Eine engere Verbindung mit der Vossischen Zeitung scheiterte, aus verschiedenen Gründen, im vorigen Jahr. Aber auf diese Blätter beschränkt sich die Arbeit der Schwerindustrie hinter den Kulissen der öffentlichen Meinung nicht. Auch in einer Reihe großer Körperschaften, zum Beispiel Kino- und Reiseverbänden, ist sie vertreten und hat sich, nach dem Muster Rudolf Mosses und Haasensteins & Voglers, auch eine eigene große Inseraten-Aquisitions-Organisation zugelegt. Ursprünglich war diese ‚Ala' nur dazu bestimmt, die Vergebung der Inserate nach dem Auslande zu regeln. Man wollte künftig nur noch in deutschfreundlichen Blättern des Auslands inserieren. Die andern wollte man boykottieren. Darin lag, nicht bloß indirekt, eine „Beeinflussung" der Presse, und Rudolf Mosse wandte sich gegen diesen „nationalen" Gesichtspunkt, der sicherlich sofort auch vom Gegner der deutschen Presse gegenüber angewendet worden wäre. Aber nicht genug damit. Die Ala dehnte ihre Tätigkeit auch auf das Inland aus, bestritt aber, in heftiger Fehde, in Deutschland dieses „nationale" Prinzip anwenden zu wollen. Inwieweit mit Recht oder mit Unrecht, soll an dieser Stelle noch nicht entschieden werden, da die Akten darüber noch nicht geschlossen sind.

Aber auf eine andre Spezialität muß hingewiesen werden: auf ihre Verquickung der Inseratenvergebung mit redaktionellen Notizen und ganzen Artikeln. Um einen Fall zu konstruieren: wie erklärt es sich, daß in irgendeiner kleinen Stadt des Eichsfeldes plötzlich ein halbseitiges Inserat veröffentlicht wird, worin ein Rüstungsbetrieb Flugzeuge, Automobile und Motoren empfiehlt, Dinge, die bekanntlich während des Krieges der Beschlagnahme unterliegen und überhaupt nicht vom Privatmann käuflich zu erwerben sind? Wenn man dann aber am selben Tage oder am

Tage darauf einen Artikel findet, der sich für bestimmte schwerindustrielle politische Ziele, für die Annektion des Kohlenbeckens von Longwy-Briey einsetzt, und nächste und übernächste Woche wieder eine ähnliche Auslassung im redaktionellen Teile entdeckt, dann ahnt man den Zusammenhang.

Ich wiederhole, das ist nur ein konstruierter Fall, und im Einzelnen wird der Nachweis innerer Zusammenhänge schwer zu führen sein. Aber auf diesem Wege droht in der deutschen Presse schließlich die ausgesprochene Bestechung Eingang zu finden. Bisher war das nur die Eigentümlichkeit gewisser Winkelblätter. Die bauten ihre Manöver auf den persönlichen Skandal auf und erpreßten durch den Terror den gesellschaftlichen Kreisen und großen Firmen gegenüber erhebliche Geldsummen, natürlich in Form von Inseraten. Der Krieg hat dieses unsaubere Handwerk ziemlich lahmgelegt.

Nun bedräuen neue Gefahren dieser Art die Zeitungen. Schon macht man in Journalistenkreisen Front dagegen. Aber noch ist längst nicht allen die Tragweite der neuartigen Beeinflussungen klar geworden.

Für heute diese Bemerkungen. Ein ander Mal wird mehr, weit mehr über dieses betrübende Kapitel zu reden sein.

Legende von Herbert Ihering

Paul Kornfeld setzt vor seine epische Dichtung ‚Legende' (die bei S. Fischer erschienen ist) den Spruch: „Wo Saat ist in der Menschenbrust, erscheint Gott selbst, um glühend sie zu pflegen." Er spricht in seinem, die erste Nummer des „Jungen Deutschland' einleitenden Aufsatz: ‚Der beseelte und der psychologische Mensch' vom „Dämon des Mensch-seins, dessen eine Stimme die des Gewissens ist". Weil sich ihm die Weltgeschichte im menschlichen Herzen abspielt, ist ihm „das letzte Ziel der unpolitische Mensch, denn es handelt sich nicht um Verbesserung, sondern um Ueberwindung des Staates".

Diese Sätze führen in den Mittelpunkt von Kornfelds böhmischer Legende. Graf Wratislav, Herr über weite Güter und Felder, hat einen Freund und Diener Wladislav. Aber der Gedanke: im Besitz zu sein und den Andern ohne Eigentum zu sehn, verwirrt den Grafen: er trägt dem Diener ein Stück seines Landes an. Dieser, der seine Freundschaft von seinen Diensten nicht trennen kann, lehnt erregt ab. Jedoch, von dem Wahn ergriffen, schenken zu wollen und den Andern über seinen Bezirk zu erhöhen, gibt der Graf nicht nach, und Wladislav, aus seinem Gleichgewicht gehoben, sagt: „Wer hätte das gedacht! Für so viel Treue so wenig Dankbarkeit! Für so viel Dienste so wenig Gerechtigkeit!" Aber der Beschenkte wird nicht zum Schuldner, sondern zum Gläubiger des Grafen, der seinerseits dem Gedanken der Tat, die wie durch Zauber plötzlich in ihm aufgetaucht war, unterliegt. Als deren Vollstrecker erscheint vor ihm ein geheimnisvoller

Fremder, der von ihm die Einlösung einer Verpflichtung verlangt. Das vorgezeigte Blatt trägt des Grafen Unterschrift. Der Diener tilgt die Schuld mit einem auf dem geschenkten Gut gefundenen Goldklumpen. Der Graf schiebt ihm wieder ein Stück Landes zu. In Wladislav bäumt sich die Empörung hoch. Der Kampf geht zwischen zwei Besessenen weiter. Die seelischen Gewaltstreiche erzeugen die Atmosphäre einer Märchenwelt, in der ein alles verschlingender Riese zum phantastischen Träger der asozialen, antipolitischen Idee wird. Das ganze Gut des Herrn fließt zum Knecht hin. Der fanatische Krieg zwischen denen, die beide nicht Herr sein wollen, steigert sich zu grotesken Situationen. Als Wladislav den Saal betritt, um den Grafen bei der Mahlzeit zu bedienen, steht dieser schon in der Haltung des Dieners hinter dem Stuhl, den er sonst als Herr eingenommen hatte. Wladislav, aus langer Erstarrung erwachend, stellt sich hinter seinen Stuhl. Und so stehn sich beide, jeder Diener des Andern, gegenüber. Wladislav hält seinem Herrn, wie gewohnt, den Stiefel zum Anziehen entgegen, doch Wratislav macht Kehrt, holt des Dieners Stiefel, um sie ihm entgegenzuhalten. Jeder sucht sich dem Andern zu entziehen, und, in einander verwickelt, wälzen sich Beide auf der Erde. Als nun auf der Jagd der Graf wie ein Diener hinter Wladislav hergeht, als dieser, um seinerseits als Diener hinter den Grafen zu kommen, zurückspringt, als der Graf darauf wieder hinter den Diener hüpft, als diese umgekehrte Springprozession Beide keuchend im Wahnwitz über die Felder in die Ebene führt, als Wladislav dem Grafen ins Gesicht schlägt und ihn, der Wladislav nichts zu verzeihen hat, weil der Herr den Diener schlagen darf, besinnungslos verprügelt, damit er ihm vergäbe — da steigt es in Beiden hoch, daß es besser wäre, keine Felder und kein Haus zu besitzen, fortzuziehen und heimatlos zu werden. „Und mit einem Aufschrei des Jubels stürzten sie einander an die Brust."

Die Geschichte dieser Menschen, die im Nebel ihrer Seele schreiten, gewinnt Gestalt in einer eilenden, hurtigen Sprache, die alle Lasten von sich geworfen hat. An dieser Sprache hat das Chaos nicht gebildet, das aus den Seelen von Wratislav und Wladislav herausstürzt. Und Gott schwebt nicht glühend über ihr. Dieser Sprache strömen die Bilder zu. Aber es zittert in ihr nicht von Kämpfen und Ueberwindung. Sie ist biegsam, elastisch und geistig hell geblieben. Es dunkelt in ihr nicht, und keine Wärme und keine Gewitter steigen aus ihr empor. Kornfelds Sätze sind in ihrem Tempo und in ihrer blinkenden Schnelligkeit Meisterstücke einer modernen literarischen Prosa. Seine Sprache ist chemisch rein und ohne Fremdteile, weil alles, was sie von der Literatur der letzten Jahre in sich trägt, aufgelöst und organischer Bestandteil geworden ist. Sie ist persönlich, weil sie durch ein persönliches Temperament gegangen ist. Durch persönliches Erleben hat sie sich nicht hindurchgerungen. Sie erzwingt sich den Glauben, weil sie nicht zur Besinnung kommen läßt und für die schwierigsten seelischen Situationen Worte, Bilder, Sätze bereit

hält, die so selbstverständlich sind, daß der Zweifel an ihnen keinen Halt hat. Doch das ist keine Reinheit und Primitivität, sondern höchstes Raffinement, das nicht merkbar wird, weil es Kornfelds Natur ist.

Die literarische Leistung Kornfelds ist umso erstaunlicher, als sie mit diesen Mitteln eine Legende schafft, die aus den Kräften des Landes Nahrung zieht, deren Menschen zwischen Himmel und Erde stehen, und deren Seelen sich elementar wie die Natur entladen. Und doch wird Kornfeld grade durch seine Eile zu früh an die Grenzen geführt. Wenn im letzten Kapitel Wratislav und Wladislav das Land, das sie verlassen wollen, unter die Bauern aufteilen, wenn sie für Kranke und Genesende Haus und Garten bauen, wenn sie, die, als sie noch Herr und Knecht waren, den Besitz ihren Empfindungen opferten, sozial werden, so verliert sich der Glaube. Nicht aus Wahrscheinlichkeits- und Unwahrscheinlichkeitsgründen, sondern weil man das literarische Plakat spürt. Weil man merkt, wie beziehungslos Kornfeld der Simplizität dieses menschlichen Vorgangs gegenübersteht. Weil man fühlt, wie flüchtig er an die Tragik rührt, die darin liegt, daß Wladislav und Wratislav, die Karikaturen ihrer selbst geworden waren, als sie im Besitz nur den Gegenstand ihrer persönlichen Launen sahen, und sich als Menschen wiederfinden, wie sie das, worum sie sich gestritten haben, für Andre einrichten, doch fortziehen müssen, obwohl sie das Glück schon gefunden haben. So schlicht Kornfeld die stille Rückkehr der Beiden erzählen will, ich glaube ihm die Hymne nicht, die, Lied und Gebet, brausend aus aller Menschen Brust lautlos zum Himmel steigt. Und ich bleibe zurück, wenn Kornfeld Jahrhunderte vergehen und dieses Dorf mit seinen von ewigem Glück überstrahlten Bewohnern als einen verwunschenen Fleck Erde in die Gegenwart kommen läßt. Die schwache Karikatur, mit der er die modernen Philister in Gegensatz zu der lebendig machenden Kraft des Kinderglaubens der Dorfbewohner setzt, zeigt seine eigene Unsicherheit.

Kornfeld will, auch das äußert er einmal an andrer Stelle selbst, ein reineres, ursprünglicheres Bild des Menschen, als das tatsächliche Leben es schafft, unbeirrt von Zufälligkeiten der Umwelt und den zufälligen Merkmalen des Menschen als Licht hinsetzen, daß es als mahnende Erinnerung an den Menschen in die Welt strahle. Aber dieses Bekenntnis ist ein literarisches Bekenntnis. Es ist ein Bekenntnis des Talents, nicht des Glaubens. Um ein solches Bild schaffen zu können, muß man einen abgesprungenen Funken von der Flamme Tolstois in sich tragen. Bei Kornfeld ist der Einsatz zu gering: Begabung ohne die menschliche Ueberzeugung. Weil aber Kornfeld ein Talent ist, das größer bleibt als seine Persönlichkeit, wird er im besten Falle aufgeweckte literarische Meisterwerke schaffen wie die ‚Legende‘, aber niemals eine atmende Dichtung, die den Hauch ihres Schöpfers noch auf dem halbwachen Antlitz trägt.

Wedekind von Alfred Polgar

Aus einem Notizbuch

Der charakteristische Wedekind-Zug, tief eingekerbt in die Physiognomie seiner Dichtung: ein dünnlippiges, breites, dabei beleidigend höfliches Grinsen, das die bürgerliche Weltordnung quer durchstreicht. Ein messerscharf geschliffenes Lächeln.

*

Wedekinds Menschen bekennen sich mit einem fast feierlichen Trotz zu den grotesken Möglichkeiten ihres Wesens. In seinen Dramen gehen die Ideen und Instinkte splitternackt, nur angetan mit einem eckig gefalteten Pathos. Wie es durch diesen Faltenwurf fleischfarben, seelenfarben durchschimmert: das gibt das unverkennbare Wedekind-Kolorit.

*

Wedekind phantasierte eine neue Moral. Keine Moral, die den Urquell der Triebe verschüttet und versandet, indem sie ihn nach kaufmännischen Zweckprinzipien reguliert, sondern eine, die ihm seine sprudelnde Kraft, seine Wolken und Sonne spiegelnde Klarheit sichern sollte. Der Antichrist Wedekind erachtet den Geschlechtstrieb nicht als „gemein"; gemein dünkt ihm dessen Unterdrückung und Verwendung zu Handelszwecken. Wedekind will ihn zur Regeneration des Geschlechts ausgebeutet wissen.

*

Beachtenswert, wie sehr es der Zirkus — er zog einmal mit dem Zirkus durch Deutschland — dem Dichter angetan hatte: als eine Welt, in der harter Wille über die Materie Herr wird, über Bestien Herr wird; eine Welt, in der das „Tierische" zu seiner höchsten Noblesse, Klugheit, Schönheit gelangt; eine Welt, in der es nach Blut, Gefahr, Grausamkeit und Schmerzen riecht (die aber einen hohen aesthetischen Endzweck haben: Befreiung vom Gesetz der Schwere).

Wie eine Flagge steht auf dem First seiner Gedanken- und Gefühlsbauten: die Peitsche.

*

Wedekinds neuer Ton wurde durch die Schalltrichter: Leidenschaft, Hingabe, Selbst-Einsetzung nicht verstärkt, sondern ins Schrille, Burleske, Absurde hinübergedreht. Wie wenn Einer, um deutlicher sichtbar zu werden, auf Stelzen ginge. Je höher er in die Luft wächst, desto komischer wirkt er.

*

Es gibt Dramen von Wedekind, in denen des Meisters Marotten sich von seinem sie bedingenden Genie losgelöst, gewissermaßen sich selbständig gemacht und auf eigene Faust ein Drama gegründet haben. Wedekind in Wedekinds Maske. In diesen Dramen scheint die Ironie zur tötlich-ernsten, unbeweglichen Grimasse erstarrt, die Leidenschaft wie ein englischer Park geometrisch

verschnitten, die seelischen Gebärden von einer puppenhaften, ellbogenspitzen Eckigkeit, die Löcher in den Ernst des Zuschauers stößt. Sogar das Mitleid mit der gequälten Kreatur wird in diesen Dramen durch die spöttische Forciertheit des Vortrags verdächtig („Musik").

*

Sein kühnstes Werk scheint mir „Hidalla". Ich glaube nicht, daß es zu den literarischen Unvergänglichkeiten zählt, die ein künftiges Jahrhundert in seiner geistigen Schatzkammer sorgsam hüten wird. Aber ich glaube an einen hohen Kuriositätswert der Komödie, als des dramatischen Werks, in dem zum überhaupt ersten Mal die Schönheit als ein Universalproblem der Menschheit behandelt wird. Als das Werk, das zum ersten Mal die Figur und den Passionsweg eines aesthetischen Erlösers darzustellen versucht hat.

*

Er hatte einen staubtrockenen Fanatismus, der sich dem Hörer mehr auf die Lunge als aufs Herz schlug. Sein Dämon hatte die Mienen und den Ton eines Mittelschullehrers. Seine Leidenschaft sprach „wie ein Buch". Sein Sturm und Drang wahrte, wenn man so sagen darf: die innern dehors. Seine Phantasie war von beißender Exaktheit.

*

Er hatte einen Humor auf Tod und Leben. Die Satire Wedekinds wirft ganz schräge Strahlen, die riesenhafte Schatten erzwingen. Die Menschen haben dann etwas Fratzenhaftes in ihrer Visage, etwas gespenstig Erschreckendes. Eine Mischung von Phantastischem und Niedrigem ist in ihnen, von platt Gemeinem und Diabolischem.

Man möchte sagen: so träumte sie ein über-wacher Kopf.

*

Ueber einer Gruppe seiner Werke könnte stehen: moderne Walpurgisnacht. Aus der steinernen Ruhe der Bewußtheit brechen Triebe und Begierden mit schamloser Grimasse vor wie die gotischen Tiere aus der Kirchenfassade.

*

Er hat, wie kein Dramatiker vor ihm, den superlativischen Mann gezeichnet: den Fanatismus der Idee; und die superlativische Frau: den Fanatismus des Triebes.

*

Seine Charaktere haben oft einen gellenden, fast eintönigen Fanfarenklang. Von ihm erschüttert, kommt es zu einer Art Zusammenkrach der Tatsachen, zu diesen: Hauseinstürzen der Handlung, die der Dramatiker Wedekind so sehr geliebt hat.

*

Die Poesie kommt bei diesem Wahrheitsfanatiker nicht zu kurz. Sie ist da, sei es auch nur zum Kontrast. Sie ist da, wie etwas Höheres, Unbedingtes, von keiner Düsterkeit menschlichen

Schicksals zu Verdunkelndes. Wedekinds Dramen: Schlachtfelder, über die die Sonne scheint.

*

Der Reiz, das Tempo dieser starken, absonderlichen Intelligenz wirkte, auch wo ihre Absicht dunkel schien. Ueber des Schützen Ziel ruhte Nebel, aber die Kraft seines Bogens war bewunderns-wert und der Klang seiner schwirrenden Pfeile eine sinnliche Freude.

*

Vom Schöpfer-Martyrium, von der Qual, die jeden Versuch zur Gestaltung einer Idee mit Schmerzen ohnegleichen würzt, trägt Wedekinds Werk reichlich Spuren. Es ist etwas Stöhnendes in diesen Dichtungen. In ihrer formgebändigten Rede schwingt ein Unterton, der wie das Heulen eines verwundeten Tieres klingt.

*

Er hatte die Miene eines Verkünders, dem seine gute Bot-schaft in die Pfütze gefallen ist. Er ging daher wie ein Heiland, der Pech gehabt hat; und es mit schweigendem Anstand trägt. Wie stellte er sich den Andern dar? Wie jeder invertierte Held: als Komiker, als dummer August, als Narr.

Aber in letzter Zeit doch auch den Kurzsichtigen: als Narr mit Heiligenschein.

Tagebuch des Urlaubers von Peter Panter

Die Rose von Stambul

Ach, warum ist nicht alles operettenhaft! Warum bewegt sich nicht alles im Takte dieses englischen Walzers Myosotis!" Das hätte Laforgue nicht gesagt, wenn er unsre Operetten gekannt hätte. Gott soll uns bewahren! Das Leben ist schon traurig genug.

Es ist schon so, daß dieses Leben aber noch ein Cancan ist im Vergleich zu der tristen Oede der obbenannten Kunstgattung. Ich will ja gern leichte Musik hören, aber ich bin doch kein geistes-schwaches Kind. Es ist wie in der Schule. Witze auf dem Katheder und in der Operette sind keine; sie sterben an der Luft. So ein Operettenwitz ist ernst, sachlich, dumm und gewissermaßen mit der Geste gemacht: nun aber hier keine Allotria, das ist eine wichtige Sache, sein Publikum zu unterhalten! Ach ja.

‚Die Rose von Stambul' — das Gericht war nicht mehr ganz neu. Viele hatten schon an dieser Tafel gesessen, und es war zu befürchten, daß sie sich am Tischtuch den Mund abgewischt hatten. Oder waren die Flecke künstlich eingewebt, damit sich die Kundschaft wohler fühle? Der Zuckerguß der Torte aber glänzte hellweiß wie am ersten Tag. Auf der Bühne steht S. I. E.: die Massary — und alles ist vergeben und vergessen. Wie wohl das tut, wieder einmal eine Frau zu sehen, bei der jede Bewegung bewußt und graziös ist und die so überlegen ist, so unendlich überlegen. („Unerbittlich?" fragt sie einmal ihr Partner. „Ja", sagt sie. Du Dummkopf, solche fragt man nicht.) Sie tanzt einen Walzer im Sitzen, nur, weil sie

die Dreiviertel scharf akzentuiert, und es ist nicht ein, es ist: der Walzer. Sie setzt sich zum Essen; bevor sie auf ihrem Stuhl zur Ruhe kommt, ruckelt sie noch einmal ein bißchen hin und her, so wie ein Gummiball auf der Erde noch einmal federt, jetzt hat sie den bequemsten Sitz, so, es kann losgehen. Nun, mein Herr, was haben Sie mir vorzuführen? Liebe? oder zarte Zuneigung? oder vielleicht stehen Sie ein bißchen auf dem Kopf? Sie ist beim Mann immer wie im Theater. Und piekt ihn nicht nur mit der Gabel (die sie übrigens sorgfältig jedesmal abwischt) und prüft zwischendurch das Essen, denn soviel Zeit ist immer noch für das Wichtigere, und ganz kurz vor dem Trinken fällt ihr ein, daß der Andre ja auch noch da ist, und dann bekommt er ein kleines flüchtiges Prost —!

Sie ist so ganz und gar unberlinisch, so gar nicht aus dieser Stadt, in der man mit den Frauen einen faulen Frieden geschlossen hat, bevor man seinen kleinen Kakelkrieg führt. Sie ist Urwald mit asphaltierten Hauptwegen.

Und bevor sie mit ihm ihren Walzer tanzt, wippt sie so zehn oder zwölf Takte leise gehend durch den Raum. Andante — der Körper ganz ruhig, die Füße bewegen sich kaum, wo, in aller Welt, liegt das, was diesen Walzer zusammenreißt, daß die Muskeln zucken? In ihr. Und dann tanzt sie, schwebend, federleicht. Und ich gebe für diese zwölf Takte langsamen Walzer gut und gern — sagen wir: ein halbes Jahr Krieg.

Operetten, Theater, Berlin, Unterhaltungsmusik, Kultur — das sind wohl sehr schwierige Probleme. Sie aber lacht, umarmt den Mann und reißt mit einer krampfigen Hand leise lachend Kalenderblätter von einem Block, weil sie will, daß heute nicht der dreißigste, sondern der neunzehnte ist. Und es ist der neunzehnte — es ist jeder Tag, den sie will. Denn sie ist eine Zauberin.

Drei alte Schachteln

Es hat den Schlachtenlärm überdauert. Noch immer ziehen die Geigen pflaumig dahin, und der Liebeskummer wird im ersten Akt gepflanzt und trägt im letzten gar herrliche Früchte; es schneit, es walzert, es klingelt — aber eigentlich glaubt niemand so recht daran. Die Autoren nicht: die wollen publikums-kühl und tantiemen-heiß Geld verdienen; die Darsteller nur, soweit sie Tenöre sind: dann schreien sie allerdings schrecklich und bilden sich zeitweise ein, es sei schließlich — alles in allem, sei dem, wie ihm wolle — hohe Kunst, die ihrem Munde entströmt; und das Publikum schon gar nicht. Es nimmt die tragischen Konflikte des deutschen Schwankes mit Musik hin und freut sich, wenn es spaßig zu werden verspricht — so, wie man ja auch nach Zucker anstehen muß, bevor man ihn bekommt.

Ja, es war sehr schön. Ich sah mein Geld ordentlich ab, mit meinem Theaterglas: ich sah bei dem schwarzen Liebhaber das Zäpfchen hinten im Gaumen beim hohen G zittern, welch eine Mund-

höhle! welch ein gutturaler Ton! — und ich sah die Waldoffn. Und da mußte ich das Glas absetzen.

Noch immer, noch immer. Neben all den schönen Tönen, unmittelbar aus dem Wasser der Panke hervorgegurgelt, zwei kleine Höhepunkte: einmal weich und dick hingelehnt auf ein Soffa, eine berliner Récamier; und einmal mit der Petroleumlampe vor dem Spiegel, mits neue Kleid . . . „Wenn ick mir so in den Trimoh bekiecke — ick weeß nich recht: ick seh so komisch aus . . .“ Spielen kann sie garnicht; die Komik ihres Körpers ist nicht da, sie tut nur so — aber ihre Stimme hallt noch wie einst über die Gefilde. Sie brauchte garnicht so zu brüllen — viel komischer ist sie, wenn sie im piano verzittert. Und obgleich sie nur schnoddrig ist, so ist sie dies als Spezialistin vollkommen. Ich möchte nicht der Engel sein, der dieses arme Seelchen einst am Auferstehungstag aus dem Grab holt. Es möchte mich nicht sehr fein begrüßen . . .

Bei uns in Berlin ist die Struktur dieser Dinge nur immer so überdeutlich. Das Rätsel und der Zauber ‚Theater‘ — sie sind fast dahin. Früher zitterten wir, wenn sich der Vorhang bei der Ouvertüre wehend bewegte. Nur weil wir jünger waren? Aber dann laß mich das Ganze: diesen Kulissenkram und das Drum und Dran und das Drängen in den Gängen vorher und nachher und die Rampe und die Souffleurmuschel — laß es mich noch einmal genießen. Du sollst dasitzen und deine erstauntesten Kinderaugen machen (die alles so rasch durchschauen) und lachen und bewundern und die Achseln zucken und auch klatschen, jenachdem. Wenn ich zurückkomme, laß mich noch einmal jung werden. Und dann will ich dir alles zeigen: die Waldoffn und die großen Nummern und die kleinen Chargen und die Parkettgäste und einen uralten Logenschließer mit einer entsetzlich langen Nase und — wenn du durchaus willst — auch Alfred Holzbock. ‚Drei alte Schachteln‘ wird es dann freilich nicht mehr geben, aber sei ohne Angst: das stirbt nicht aus; der unerschöpflichen Phantasie unsrer Herrn Autoren wird dann schon etwas Neues entsprungen sein. Kommst du —?

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Du magst es zuwege bringen, die bedeutendsten Köpfe dieser Zeit von deiner Gottähnlichkeit zu überzeugen. Aber es wird dir sicherlich nicht gelingen, auch nur einigermaßen jenem käsebleichen Menschen zu imponieren, der vor so und so viel Jahren eine Elementarklasse mit dir besuchte, und der dich aus diesem Grunde, bei euern zufälligen Begegnungen, immer noch mit einem wohlwollenden, alles gleichmachenden Kopfnicken begrüßt.

*

Das Selbstbewußtsein des Dummen wird durch den Umstand, daß er auch sich nicht versteht, nur gehoben. Er dünkt sich problematisch, und das macht ihn vor sich selber interessant.

Vorleser Karl Kraus

Vorleser: das stimmt schon; stimmt im vollen Sinne des Wortes, das ein Künstlergewissen wie dieses niemals obenhin anwendet. Von dem Extrem des Rezitators, der vor dreißig Jahren Tuerschmann, vor dreien noch Milan hieß, der von der Gebundenheit an ein Buch eine Beeinträchtigung seiner Unmittelbarkeit befürchtet und deshalb die Texte sorgsam auswendig lernt — von diesem Extrem geht es über die Mittelschicht, die zwar liest, aber tut, als ob sie redete oder mimte, zu dem Extrem Karl Kraus, der sich nur als solches wohl fühlt, und dessen Wesen ja doch in keiner Beziehung Kompromiß und Vortäuschung duldet. Er liest: und das bedeutet, daß er den Blick überhaupt nicht vom Blatte hebt. Tatsächlich: er „arbeitet" ohne Auge. Er begibt sich dieses berechtigten Elements der Wirkung, auf das nicht einmal Kainzens Organ und Sprechkunst verzichtet hätte. Wie stark muß Der da oben sich wissen! Und er ist so stark; ist stark über alle Begriffe, die wir bisher von den Möglichkeiten seines zweiten Berufs gehabt haben. Daß seine vier Abende die Theatersaison aufwiegen, wäre kein hohes Lob, da diese Theatersaison nichts wiegt. Aber er nähm' es mit jeder auf. Wenn er Dramatiker liest wie Nestroy, Hauptmann, Shakespeare, so ist das nicht Ersatz für die Bühne: sondern die Bühne mit ihrem gewaltigen Apparat ist ein unvollkommener Ersatz für die eine Stimme, die aus ihrer Fülle mühelos ganze Ensembles versieht. Ein unvollkommener Ersatz deswegen, weil selbst der bedeutendste Regisseur besonders günstige, also äußerst selten vorhandene Umstände nötig hat, um seinen Geist in sämtliche Spieler zu treiben, von denen ein einziger eine Szene zerstören kann: während Der hier Regisseur und sein Menschenmaterial in einer Person ist, eine addierte und multiplizierte Schöpferwollust verspürt und von dieser fähig gemacht wird, sich beflügelt über tote Punkte zu schwingen.

Deren sind bei Nestroy für die Wiener naturgemäß weniger als für die Berliner. Erschiene ihnen eine vormärzliche Zauberei wie ‚Die beiden Nachtwandler' — mit der Moral, daß die Ansprüche von ihrer Erfüllung statt satt immer hungriger werden — heutzutage nicht gar zu harmlos: selbst dann wäre für das Verständnis der unwiderstehlichsten Pointen die Beherrschung des Dialekts unentbehrlich. Der arme Seiler, der dank einer Edelmannslaune vorübergehend reich wird, fragt seine Braut: „Und was befehlen Sie in Rücksicht Ihrer Equipage? Haben Sie lieber Schimmeln oder Pferd'?" Emilie: „Apfelschimmerln hätt' ich gar so gern." Faden: „Apfelschimmerln? Sollen Sie haben von der besten Gattung. Zwei Maschansker Schimmeln für meine Braut!" Diese Art Witzigkeit, der die Zuspitzung nichts von ihrer Naivität nimmt, zündet in Wien und verpufft in Berlin, wo man Maschansker mit einer bekannten Apfelsorte wie Borsdorfer oder Grafensteiner vertauschen müßte, aber selbstverständlich nicht darf, weil ja die Mundart hier nicht Haut, sondern Seele ist. So hielten die Spreestädter sich an den schlagend sichern Coupletgesang eines überaus gefürchteten Pamphletisten, dem sie diesen Ton von Unschuld, von Kindlichkeit, von Treuherzigkeit garnicht zugetraut hätten. Beim zweiten Mal, in ‚Hanneles Himmel-

fahrt', überrascht dieser Ton sie schon nicht mehr. Auch an den Charakteristiker hat man sich schnell gewöhnt. Zu Anfang hat er alle Personennamen genannt; dann haucht er sie bloß noch; und schließlich weiß man genau, wer von den beiden alten Armenhäuslern der Mann und wer die Frau ist, ohne daß es etwa für diese eines Diskants bedarf. Immerhin: das sind Dinge, welche die Vorlesung mit der Theateraufführung gemein hat. Was sie so vorteilhaft von ihr unterscheidet, und weswegen Hauptmann sich einmal seinen Interpreten anhören sollte, das ist: daß hier wirklich aus dem Kindergehirn gedacht, gedichtet, geträumt wird. Keine Vorstellung braucht so schlecht zu sein wie Reinhardts: aber selbst in der schönsten haben die Traumgestalten eine massive Eigenexistenz, die das Schwergewicht der Situation zu ihren Gunsten verschiebt. Bei Karl Kraus schwebt die Dichtung im Gleichmaß ihrer statischen und dynamischen Verhältnisse, ihrer ethnologischen und psychologischen Daseinsbedingungen. Und wenn man sich nachträglich, aus der Erinnerung, die Totalität dieses Sprechkunstwerkes, des schlesisch-mystischen — zugegeben: nicht so zuverlässig, wie es bei einem Sprachkunstwerk möglich ist — wiederherstellt und mit dem ersten, dem wienerisch-drastischen, vergleicht und dazu das dritte, das klassisch-anklägerische, heranzieht: dann staunt man doch, wie nicht allein innerhalb jedes einzelnen jedes Teilchen blitzblank gegossen ist, sondern wie auch die Atmosphäre der drei Dramengebilde, die Aura der drei Dramenbildner unverwechselbar glänzt. Girardi, die Blüteperiode Brahms und das ganze große Burgtheater einer längst versunkenen Zeit: das alles hat ein unendlich musikalisches Ohr in sich eingefangen und gibt eine Kehle von unbegrenzter Ausdrucks-Stärke und -Feinheit zurück.

Der Timon von Athen führt zu Karl Kraus, dem Vorleser seiner ‚Eigenen Schriften' und seiner ‚Worte in Versen'. Denn Timon: das ist der reine Mensch, der die Schlechtigkeit der Welt erfährt und sie ihr ins Gesicht schreit; und das ist dieser Schriftsteller, der so herrlich artikuliert zu schreien weiß wie keiner von Allen, denen ein Gott zu schreien gab, was sie leiden. Er leidet unter jedem der vielen Teufel, die den Gott, seinen Gott, den Schöpfer eines zweibeinigen, vernunftbegabten, sittlich-adligen Wesens vertrieben haben, und seine Stimme gellt von Gier nach der Rache, die an diesen Teufeln zu nehmen wäre, und schmilzt von Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies. Er hat die Teufel nach ihrer Gefährlichkeit geordnet; er sieht seit zwanzig Jahren, solange er eben sieht, ein System an der Macht, wo ein Teufel dem andern die Schlechtigkeit, die seine Spezialität ist, zur Weiterverwendung im Dienst der allgemeinen Menschheitsverderbnis hinüberreicht; er fühlt den Kreis geschlossen, der sich enger und enger um alle fühlenden Brüste preßt — und es ist eine Armseligkeit, an einen Geist dieses Umfangs und dieser Unbedingtheit, dessen höchste Ungerechtigkeit immer höchste Gerechtigkeit ist, die Forderung zu stellen, er möge den Anteil eines bestimmten Teufels, etwa des Kapitalismus, am Untergang der Welt, unsrer bessern Welt, durch schwarze und sonst irgendwie gefärbte Magie behutsam verschweigen. Behutsam ist Der nur, wenn er spricht, wenn er seine Sätze, die wie für die Ewigkeit gemeißelt sind, als ungekannt voraussetzt und gewissermaßen noch einmal mit seinen knöchernen, niemals ruhenden Hän-

den formt und zu einem Wunderbau aneinanderfügt. Behutsam ist er als Techniker, der er in einem unwahrscheinlichen Grade sein muß, um so zaubern zu können, daß er die ‚Elegie auf den Tod eines Lautes‘, nämlich des h, worin alles auf einer durchgehenden Kontrastierung von Wörtern mit und ohne h beruht, zur vollsten Geltung sogar vor Hörern bringt, die dieses Ehrenmal eines unerbittlichen Zuchtmeisters deutscher Sprache niemals mit Augen erblickt und ergriffen aufgenommen haben. Aber bevor in der Werkstatt der geliebten deutschen Sprache die Andacht verrichtet wird, müssen die Wechsler und Händler und Galopins und Reporter vertrieben werden, als deren gedunsener Repräsentant Herr Paul Goldmann nicht etwa porträtiert oder gar angeprangert wird — bewahre, das wäre Ueberschätzung: der Name fällt, und schon läuft solch ein Zudringling atemlos hinter einem Salonwagen her, unter dessen Räder ihn unser Hohngelächter wirft. Ein zu nichtiger Gegner, ein zu kleiner Anlaß für einen Karl Kraus? Was ist für einen Großen denn zu klein! Er darf auf die Wanzenjagd gehen, weil ihn die Leoparden und die Hyänen ja auch nicht schrecken. Und wenn er mit ihnen allen fertig ist: mit den Kriegsschreibern und den Kriegslieferanten, mit den Diplomaten und den Lebensmittelkartenabmeldescheinausstellern, mit der Palast-Athene von Wien und den Ersinnern von Diana-Kriegs-Chocolade; wenn ihm die Hände triefen von dem Blut aller Derer, die ohne sein Strafgericht keins zu lassen brauchten, die ungestört die Fettlebe der Vampyre machen könnten und trotz dieser Störung noch eine Weile machen werden; wenn er aber zunächst doch einmal für sein Teil die Augiasställe gesäubert hat — dann, ja dann kehrt er den Blick sehnsüchtig zurück in sein Kinderland, das nun in erschütternd milder Schöne für unsre eigene Sehnsucht ersteht: dann feiert er Wiedersehen mit Schmetterlingen und einem alten Lehrer, beweint, ohne falsche Scham in dieser schmiedeeisernen Zeit, den Tod eines Hündchens und eines ebenso zarten Freundes und hats aus diesem Reich der Vergangenheit nicht mehr weit in das Reich der Zukunft, in das Reich Immanuel Kants, in das Reich seines ewigen Friedens. In diesem Reich wird Karl Kraus eine Dankessäule errichtet werden, weil er uns die Kraft gestärkt hat, es zu erleben — oder wenigstens zu erwarten.

Ruskij Tschilowjek von Fritz Reck-Malleczewen

Das war kurz nach Mukden. Damals war das, als wir von der Armee Kaulbars, Artillerie, Train und zerfetzte Garderegimenter in allerliebstem Durcheinander, uns auf der Mandarinenstraße nach Norden wälzten und Nogi oder Odsu, weiß der Teufel, wer von den beiden, immer grade da war, wo wir ihn nicht vermuteten: am häufigsten in unserm Rücken und in unsern zitternden zerschlagenen Flanken . . .

Ja, wir waren nichts andres als eine Horde: Leutnants fauchten ihre Regimentskommandeure an und erkundigten sich in zorniger Rede, wo sie sich während der blutigen Märzwochen eigentlich aufgehalten hätten. Ob der Herr Oberst vielleicht in-

zwischen in Petersburg gewesen sei während der Schlacht? Bei Medwedj gespeist, he? Niemand könne sich erinnern, ihn im Feuer gesehn zu haben . . .

Die Soldaten — es ist besser, garnicht davon zu reden. Und mancher von unserm Regiment steckte die Offiziersepauletten in die Tasche und zog sich einen Mannschaftsmantel an. Es war besser, müssen Sie wissen, daß man in jenen Tagen nicht als Offizier erkannt wurde. Und es war auch besser, man kam den Leuten nicht in den Weg, wenn sie die Straße versperrten. Immerhin: man muß gestehn, daß der Einzelne garnicht so schlimm war — der Einzelne, wohlgemerkt. Sie dachten doch nach, die Leute, und von uns Offizieren konnte man das nicht immer behaupten. Damals, zum Beispiel, als wir endlich, endlich in Telin angekommen waren und wieder für ein paar Tage Front machten und bei uns wieder so etwas wie Disziplin zu spüren war, sehn Sie, da bringt man mir (ich war damals Gerichtsoffizier, müssen Sie wissen) vom Regiment Klein-Maroslaw ein paar Leute. Was los sei, frage ich den Feldwebel vom Transport, der mir die Leute vorführte. „Sie haben nicht auf die Japaner schießen wollen, Euer Hochwohlgeboren", antwortete der Unteroffizier.

„He, du, Freundchen!" frage ich den Ersten (es war ein Bauer aus dem Saratowschen), „Ihr habt nicht auf die Japaner schießen wollen? Weshalb schießt Ihr denn nicht, wie?"

„Euer Hochwohlgeboren", fragt er zurück, „ist es wahr, daß die Japaner, wenn sie auf uns schießen, auch nur die Befehle ihrer Vorgesetzten ausführen?"

„Natürlich, wie denn sonst, du Teufel . . .?"

„Und es ist doch recht, die Befehle der Vorgesetzten auszuführen?"

„Ja, gewiß . . . ."

„Dann können wir nicht auf die Japaner schießen, denn sie handeln recht, indem sie den Befehlen ihrer Vorgesetzten gehorchen. Ich bitte Sie, Euer Hochwohlgeboren, ist es etwa erlaubt, auf Die zu schießen, die richtig handeln, indem sie die Befehle ihrer Vorgesetzten ausführen?"

Ja, nun bitte ich Sie, was sollte ich mit dem Kerl eigentlich anfangen? Können Sie mir das vielleicht sagen? Wie?

*

Wir saßen, das war kurz vor dem mandschurischen Feldzug, im kurtenhofschen Lager: livländische Dragoner, ein paar von der Chevauxlegergarde, Kexholmgrenadiere aus Petersburg und Feldartilleristen, ebenfalls von der Garde. Wir taten, was man tut in dieser Streusandbüchse: wir tranken die schweren Rotweine von Seljukow & Sohn und warfen die leeren Flaschen in den kleinen See, der dicht vor unsern Baracken lag. Subatow von den Preobraschenskern (derselbe, der nachher während der Revolution nach Sibirien kam) stritt sich mit einem Rittmeister von der Reserve über allerlei Reformen. Ob es gut sein würde, den Popen die Haare abzuschneiden, was weiß ich. Der General, der sich zu

uns gesetzt hatte, amüsierte sich auf seine Weise, indem er mit dem Feldstecher nach ein paar Damen hinübersah, die auf dem andern See-Ufer badeten. Die Feldartilleristen, die immer Alles besser wissen, behaupteten, daß der Samowar vor uns von gänzlich veralteter Konstruktion wäre, und ein Grenadier erzählte, daß die Fokina vom kaiserlichen Ballet (Sie kennen sie von Europa her) sieben Kinder hätte . . .

Kommt also, wie wir so dasitzen, plötzlich ein Unteroffizier von meiner Schwadron herein und stellt sich vor den General: „Eure Hohe Exzellenz, man hat in der Düna beim Schwemmen der Pferde einen toten Menschen gefunden!"

Der General (weiß der Teufel, wo der Fettsack jetzt wohl sein mag) legt widerwillig das Glas weg und sieht den Jungen mit schläfrigen Augen an: „Einen toten Menschen? Was denn? Einen Mann oder eine Frau?"

„Weiß nicht!"

„Hast du ihn nicht selbst gesehn?"

„Jawohl, Eure Hohe Exzellenz!"

„He, du, Freundchen, willst mich wohl zum Narren halten, wie? Kennst du zwischen Mann und Frau vielleicht den Unterschied nicht?"

Richtet sich der Kerl an der Tür noch grader auf und sieht den Alten entschlossen an: „Die Krebse, Eure Hohe Exzellenz, haben den Unterschied aufgefressen." . . . . .

*

Wir standen in Zivil am Alexander-Newski. Die Bucht drüben war tief violett, und ganz in der Ferne war Kronstadt zu sehen. Die Fliegerei, die anzusehen wir gekommen waren, die Fliegerei war damals noch eine heikle Sache. Es war um diese Stunde ja eigentlich gar kein Wind mehr. Aber Grigoraschwili, der sich nachher in London den Schädel einschlug, stand noch immer vor seinem Biplan und ließ wohl ab und zu zur Beschwichtigung des Publikums den Motor brummen und irgendeinen Kinderballon zur Ermittlung der Windstärke oben steigen, blieb aber hübsch vorsichtig auf dem Boden. Eine Stunde vergeht, zwei Stunden . . . Das Volk (am Sonntag nachmittag, wollen Sie gütigst bedenken) wird unruhig. „Wie, was? Wird er nicht aufsteigen? Haben wir ihm umsonst unser Geld gegeben?"

Endlich, es ist schon später Nachmittag, geht er doch in die Höhe. Zwei Runden, drei, vier. Immer höher. So hoch schon, daß man die Propeller kaum mehr hören kann. Die Leute fallen fast hintenüber, so halten sie den Kopf im Genick. Stößt einer mich an, ein Alter, ein Bauer, der in die Stadt gekommen war. Auf den großen Vogel in der Luft zeigt er, wo der Flieger eben noch wie ein Sandkorn zu sehen ist: „Sehn Sie, Herr, wieviel verdient der da oben? Dreißig Rubel im Monat vielleicht oder fünfunddreißig? Nun, sagen wir also: neununddreißig. Neununddreißig Rubel Verdienst im Monat und wagt, nicht an Gott zu glauben!"

Hohenlohe von Alfons Goldschmidt

Am neunzehnten Februar 1910 fand die fünfte ordentliche Generalversammlung der Handelsvereinigung Aktiengesellschaft in Berlin statt. Neu in den Aufsichtsrat wurden gewählt die Herren: Seine Durchlaucht Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen; Geheimer Kommerzienrat Carl Klönne, Direktor der Deutschen Bank; Hermann Witscher, Direktor der Deutschen Palästina-Bank. Damit war die Verbindung zwischen der Deutschen Bank und dem Fürstentrust sichtbar geworden. Ziemlich plötzlich für die Außenwelt erschien die Deutsche Bank in der Verwaltungszentrale des Magnatenkapitals. Die Finanzöffentlichkeit nahm zunächst nur wenig Notiz davon. Sie wußte noch nicht, daß ein schwerer Kampf begann.

Was wollte die Deutsche Bank in der Handelsvereinigung? Sie wollte die Objekte des Trusts in die Hand bekommen. So ohne weiteres war das aber nicht zu machen, denn vorläufig war noch die Berliner Handelsgesellschaft die Bank des Fürstenkonzerns. Ein Verdrängungskampf schien lohnend. Der Fürstentrust besaß bei aller Buntheit und Verfahrenheit eine Anzahl brauchbarer Stücke und war als Abnehmer peinlicher Risiken zu benutzen. Bei der Finanzierungs-Ubiquität der Fürsten war die Handelsvereinigung beispielsweise höchlichst geeignet zur Uebernahme aufgelegter Terrainpleiten. So brach der Streit zwischen der Deutschen Bank und der Handelsgesellschaft aus. Carl Fürstenberg verließ den Aufsichtsrat der Hohenlohe-Werke, und Geheimrat Klönne trat an seine Stelle. Das war Anfang Juni 1910, und damit war die Trennung der Ehe Fürstentrust-Handelsgesellschaft vollzogen. Denn was jetzt noch folgte, war nur die Konsequenz der Scheidung von den Hohenlohe-Werken. Carl Fürstenberg verlor umfangreiche Kreditoren, bedeutende Emissionsmöglichkeiten und sogar vorübergehend die Geduld. Es hieß damals, er wollte der Handelsgesellschaft Valet sagen. Das hat er nicht getan, er ist nicht nach Nordamerika gegangen. Er dirigiert noch heute die Handelsgesellschaft. Wahrscheinlich hat er auch nicht lange hinter dem Objekt her getrauert.

Es gab damals viel Persönliches in dem Zwiste, Anschuldigungen, Kavalieranträge und dergleichen. Es gab auch den Herrn Ernst Hofmann, der einst Millionen aus der Pracht Madeiras hatte holen wollen und dann dem Fürstenkapital ein Berater à la Knöpfelmacher geworden war. Die Rolle dieses Herrn beim Uebergang der Fürsteninteressen auf die Deutsche Bank ist heute noch nicht geklärt. Man weiß noch nicht, ob und inwieweit Herr Hofmann Instrument der Deutschen Bank war. Es wäre interessant, darüber Näheres zu erfahren. Jedenfalls brach nunmehr für den Fürstentrust eine eigenartige Periode an. Die Handelsvereinigung begann abzubauen. Dabei hielt sich die Deutsche Bank so ziemlich im Hintergrund. Es kam der Krieg, und man hörte kaum noch etwas von der Angelegenheit.

Der Aufmerksame sah von vorn herein allerlei Differenzkeime. Fürst Hohenlohe, der Beherrscher der Handelsvereinigung und insbesondere der Hohenlohe-Werke, ist kaum freudvoll in die Arme der Deutschen Bank geglitten. Er wurde gezogen, und er mußte, aber das Verhältnis war schon zu Beginn getrübt. Nachdem die Deutsche Bank eine „reinliche Scheidung" von dem Konzern der Berliner Terrain- und Bau-Gesellschaft vollzogen hatte, kam es zur Explosion in der Hohenlohe-Verwaltung. Geheimrat Klönne und Kommerzienrat Berve vom Schlesischen Bankverein traten zurück. Der Generaldirektor der Hohenlohe-Werke, Herr Lob, wurde gegen den Protest der Bank entlassen. Der Riß wurde jedoch wieder gekittet. Die Deutsche Bank ließ sich durch die Direktoren Mankiewicz und Bucher in den Hohenlohe-Werken vertreten.

In der Oeffentlichkeit wurde allerlei gemunkelt, Rechtfertigungen und Gegenrechtfertigungen wurden ausgesprochen und veröffentlicht; aber man wußte nicht genau, woran man eigentlich war. Die Einen behaupteten, der Starrwille des Fürsten hätte das Eheglück zerstört, die Andern sprachen von grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten über Finanzierungsmethoden, Liquidationshandhabungen und Stützung. An einen wirklichen Frieden glaubte kein Mensch. Aber der Fürst hatte riesige Verbindlichkeiten bei der Deutschen Bank, wofür er hauptsächlich seinen Besitz an Hohenlohe-Aktien hinterlegt hatte. Aus diesen Verbindlichkeiten konnte er nicht heraus, solange die Dinge für ihn ungünstig standen. Der Krieg hat ihn aber wie so Viele gestärkt. Andre Banken interessierten sich für seine Geschäfte und lösten ihn von der Deutschen Bank los. So erhielt er vor kurzer Zeit als dritte Verbindung die Nationalbank für Deutschland und den Barmer Bankverein. Die Nationalbank für Deutschland ist trotz günstiger Kriegsentwicklung weit hinter den Bank-Riesen zurückgeblieben und scheint mit der Hohenlohe-Transaktion einen kräftigen Schritt vorwärts machen zu wollen. Man darf gespannt sein, wie weit sie kommt.

*

Das ist sozusagen das Historische. Viel wichtiger ist das Prinzipielle. Handelt es sich doch um den Kampf der Großbanken, um diesen verbissenen und wütenden Wettbewerb, und ferner um die Kampfmethoden der Deutschen Bank, die bei der Allgemeingeltung des Instituts ebenfalls grundsätzliche Bedeutung haben. Die Art, wie die Deutsche Bank in Gesellschaften und Konzerne eindringt, scheint mir äußerst bezeichnend für den Machtgang des modernen Großkapitals. Schon vor 1910 hat die Deutsche Bank eine ähnliche Expansion betrieben. Sie konzentrierte Aktienbesitz, setzte ihn auf ein bestimmtes Ziel ein, kam in die Verwaltungen und hatte bald die Herrschaft. Dieses System war sehr einträglich. Der Machtbereich des Instituts dehnte sich von Jahr zu Jahr außerordentlich, während für die andern Banken die Weide immer kärglicher wurde. Wir sehen, daß gewisse Bankgemeinschaften wie gewisse Industrieverbände nur sehr lose Bindungen sind. In Wirklichkeit wurde in ihrem Rahmen der Kampf der Großen immer heftiger. Bis heute hat die Deutsche Bank aus diesem Kampf das Meiste davon getragen.

Die Trennung des Fürsten Hohenlohe von der Deutschen Bank nun ermöglicht dem Fürsten die Austragung des Streites. Man spricht von einem bevorstehenden Prozeß und von Eingaben an wichtige Körperschaften. Ich bin der Meinung, daß die Sache geklärt werden muß. Denn eine solche Klärung wird zeigen, mit welchen Waffen gefochten wurde, und daraus wird vielleicht auch der Gesetzgeber Folgerungen ziehen können. Sie wird zeigen, wie das Großkapital wirbt, eindringt, abstößt und seinen Nutzen macht. Wie Schwachgewordene noch schwächer werden, wenn ihnen nicht eine Zufallsentwicklung beisteht. Sie wird den Mechanismus der Großbankkonzentration zeigen, während wir sonst nur Abschluß- und Bilanzzahlen sehen und uns mit Geschäftsberichts- und Generalversammlungsäußerungen begnügen müssen. Was hinter den Bilanzen passiert, das ist maßgebend. Die Bankkritik tappt fortwährend lichtsehnsüchtig im Dunkeln. Es ist die höchste Zeit, daß sie erfährt, wie es zugeht. Sie ahnt es und möchte den Gesetzgeber anregen; aber es fehlt ihr an Material.

Der Fürstentrust war ein Versuch, Privatgroßkapital gegen Großbankkapital zu setzen. Der Versuch ist mißlungen, mußte mißlingen, wenn sich nicht Treue und Talent mit den Millionen verbanden. So fiel das Wort „Finanzdilettanten". Heute hat das Fürstenkapital anscheinend einen bessern Verfechter seiner Interessen. Zwar ist der Kampf, der

Finanzkampf, zu Gunsten der Großbanken entschieden. Aber ein andrer Kampf ist möglich, ein Kampf, der mindestens ebenso nutzbringend werden kann wie ein wirksamer Finanzstreit mit dem Riesen. Die Handelspresse hat alle Ursache, einen neuen Kampf aufmerksam zu verfolgen. Denn auch ihre Sache wird verhandelt. Ihre Sache gegen die Sache des Großbankkapitals und ihm ergebener Verleger.

Antworten

Hanns H. Ihnen erscheint „folgender Vorgang interessant genug, um ihn weitern Kreisen bekannt zu machen: Im Theater der Königgrätzer Straße bekam man Eintrittskarten zu der Erstaufführung von Bruno Franks Schauspiel nur gegen Angabe des Namens und der Adresse. Ausweispapiere wurden nicht verlangt. Auf die Frage, warum dies geschehe, antwortete die Kassiererin: ‚Ein besonderer Wunsch der Direktion.' Wäre die verehrliche Redaktion vielleicht imstande, eine Erklärung für dieses Verhalten zu finden?" Zu erfinden wohl, zu finden nicht. Also habe ich bei der Direktion angefragt und erfahren, daß es sie reize, die Zusammensetzung ihres Premierenpublikums kennen zu lernen. Wenns wahr ist, so ist das — halten zu Gnaden, meine Herren Meinhard und Bernauer — eine außergewöhnlich unbegabte Methode. Denn von zehn Käufern werden sieben — schon aus Opposition gegen diese einzigartige Belästigung des harmlosen Theaterbesuchers in einer Aera, die ihm sein Alltagsleben wahrhaftig genügend erschwert — einen falschen Namen und eine falsche Adresse angeben. Nimmt man hinzu, daß die Fremden, die den Hotel-Boy an die Theaterkasse schicken, ihm selten ihre Personalien enthüllen, und daß es bekanntlich von Billethändlern wimmelt, die ihren Bedarf mit Hilfe von zahllosen Boten decken und erst nach dem Ankauf der Plätze dahinterkommen, an wen sie sie weiterverkaufen, und auch dann keineswegs immer, und daß das noch lange nicht alle Fehlerquellen für diese lächerliche Statistik sind: so wundert man sich doch einigermaßen, zu was für Sorgen die große Zeit ihren Kindern Zeit läßt.

Theaterbesucher. Ich muß nicht von allem haben. Und wie in der Volksbühne ‚König Lear' gewesen ist, das weiß ich, auch wenn ich mich wohlweislich abseits gehalten habe. Regie: Carl Heine. Dies ist derselbe Herr, der in den Blättern des Deutschen Theaters über die Inszenierung von ‚Hanneles Himmelfahrt' sich wie folgt entlädt: „Der Vorhang geht auf, und aller Tradition ist sofort ins Gesicht geschlagen." Wo er recht hat, hat er, es hilft nichts, recht. Durch eine schändliche Provinz-Aufführung ist der Tradition des Hauses Reinhardt sowohl wie des berliner Hauptmann-Theaters ins Gesicht geschlagen. „Man schreitet nicht von Brutalität zu Sentimentalität, von Sentimentalität in seraphische Gefilde, sondern das Alltägliche wird sofort zum Uebernatürlichen. Noch ehe die kummerbeladene Totentänzerin auf ihr armseliges Lager gebettet wird, färbt der Höhepunkt des Dramas, die Welt schweifender Fieberträume des Hannele Mattern, auch das verkommene, schmutzige, dörfliche Armenhaus mit spukhaftem Grauen, läßt die Alltäglichkeit des Augenblicks im flackernden Lichte Dantescher Phantasie erscheinen und führt den Zuschauer aus der Hölle über die Erde zum Himmel." Im flackernden Lichte Dantescher Phantasie: das ist gar keine unbegabte Auslegung der überaus einfachen Tatsache, daß die Beleuchtung nicht funktioniert und den Zuschauer aus dem Himmel der Erwartung — über die Erde einer halbstündigen Kriegsbier-Pause zwischen den beiden untrennbaren Teilen des Traumgedichts — in die Hölle der Einsicht geführt hat, wie selbstmörderisch es von Hauptmann war, die

Möglichkeit einer völlig freien Verfügung über sein Lebenswerk — einer Verteilung der einzelnen Dramen an die berliner Bühnen je nach den Chancen der Besetzung — mit der Gewißheit zu vertauschen, daß von jetzt an ein und dieselbe berliner Bühne den Früchten seiner Vergangenheit ein und dieselbe Lieblosigkeit zu teil werden lassen wird. Aber Herr Heine ist noch nicht fertig. „So rückt das Natürliche vom ersten Augenblicke an in das Reich des Uebernatürlichen und zwingt das Publikum sofort in den unentrinnbaren Zauberkreis des Uebersinnlichen. Nun wird der grundlegende Gedanke der Dichtung klar, die Inszenierung hat ihn wesentlich gemacht, eine künstlerische Einheit ist der Aufführung verliehen: ein Totentanz huscht an uns vorüber." Husch, husch! hauchte der herkulische Wärter, und anmutig zwitschernd hüpfte der Riesenelefant von Zweiglein zu Zweiglein. Wer einen vielfachen Premierenpreis fordert, ist schließlich verpflichtet, einen Singvogel zu einem Trampeltier zu vergrößern, dessen Rundbesichtigung naturgemäß statt fünfviertel zweieinhalb Stunden dauert. Herr Heine schreit hierzu, schreibt hierzu Beifall. Ich will ihn dafür nicht etwa so überschätzen, daß ich aus seinen dramaturgischen Aufsätzen dartue, mit welchem Dünkel er über Reinhardts beste Periode abgeurteilt hat, bevor der auf den Gedanken kam, ihn zu mieten und ihm Papier und Holz zu geben, damit er auf jenem seine Ueberzeugungstreue, auf diesem seine Schöpferkraft offenbare. Beides ist reichlich geschehen. Und wenns mich die lange Reise bis zum Bülow-Platz kostet, um einen neuen Beweis für Herrn Heines Regiekunst zu erhalten, so begnüge ich mich zuhause mit der Lektüre des ‚Jungen Deutschland', dem Tummelplätzchen des Lohnschriftstellers. Sein Wort ist alles, nichts die Tat, die darin besteht, daß eine von Lears schlechten Töchtern Fein, die gute Tochter gar Christians heißt. Der Schauspieler Jannings, der sich in dieser Familie liebhaberisch entfalten sollte, wählte der Tapferkeit besseres Teil: die Vorsicht und erlitt auf der Fahrt zum Orkus einen kleinen Betriebs-Unfall. Wer für ihn einspringen wollte, mußte ein Held sein. Ich bin keiner und sprang deshalb aus. Und da es schon eine Woche der Feigheit für mich war, so mied ich ebenso ängstlich ‚Die Spur' des Dichters Ludwig Hatvany. Dieser Budapester, ein Mann von neiderregendem Selbstgefühl, wird seinem Drama gewiß den Rang des ‚Florian Geyer' zuweisen, weil einstmals auch bei dessen Premiere gezischt, gepfiffen, geprügelt wurde. Es wäre grausamer, als ich bei Maisonnenschein zu werden vermag, diesen Schluß einen Trugschluß zu nennen. Außerdem freu' ich mich viel zu sehr der Wendung, die durch Gottes Fügung im berliner Theaterwesen eingetreten ist. Was und wie ehedem gespielt wurde, war begrüßens- oder bekämpfenswürdig, in jedem Fall also würdig. Dann hub die Aera an, wo man die Lust an seinem Beruf verlor, weil bei einiger Gewissenhaftigkeit seine Ausübung auf eine grämliche Nörgelei hinauslief. Jetzt ists so weit, daß es fehlerhaft wäre, sich zur Kenntnisnahme und Abschätzung von Theateraufführungen aus seiner Behausung zu entfernen, weil das nur kriminelle Handlungen im Gefolge haben würde. Die nächste Stufe wird sein, daß man dies nicht einmal mehr feststellt — daß man zwar kaum mit so schönen Versen wie Prospero seinen Zauberstab, aber doch nicht ganz lautlos seinen Federhalter zerbricht und der Begutachtung unsres muntern Künstlervölkchens und ihrer Erhalter ein weise anachoretisches Leben vorzieht.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14 Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Es steht fest . . . von Germanicus

Der militärische Mitarbeiter der Vossischen Zeitung, der mit außerordentlicher Begabung der Diktatpraxis dieses Blattes, das einst den politisch Denkenden gehörte, genügt, hat den nachstehenden Satz durch sich hindurchpassieren lassen: „Schon jetzt wird klar, daß der Gedanke Hindenburgs und Ludendorffs, den Krieg durch militärische Maßnahmen seinem Ende näherzubringen, im Gegensatz zu der Idee, durch Nachgiebigkeit, Verzicht und Verhandlungen zum Schluß zu kommen, den Vorzug verdiente." Dieser Satz gehört zu jenen Vergiftungsversuchen, denen die Politik der Gegenwart ausgesetzt ist. Es werden darin Gegensätze aufgeworfen, an die der Naive vielleicht glauben mag, die aber jedem Einsichtigen nur lächerlich erscheinen würden, wenn diese Einsichtigen nicht eben wüßten, daß es sich bei solcher Scheidung der kampffrohen Böcke von den Versöhnungslämmern um eine sehr bewußte, in ihrem Ziel nicht zu verkennende Tendenzlüge handelt. Wo gibt es denn, vielleicht von einigen wenigen pazifistischen Ideologen abgesehen, maßgebende Leute, die je der Meinung waren, der Krieg könne, unabhängig von militärischen Erfolgen, durch Nachgiebigkeit, Verzicht und Verhandlungen ausgeschüttet werden? So hat die Fragestellung doch nie gelautet: Frieden durch das Schwert oder Frieden durch Bittgang. Worum es sich handelt, ist nur dieses: Schafft das Schwert einen Untergrund, der fest genug für uns ist, um von ihm aus die erforderlichen Verhandlungsoperationen vorzunehmen? Und da eben hat es sich während des ganzen Krieges gezeigt, daß oft genug der militärische Erfolg, trotz seiner die Welt zur Bewunderung zwingenden Größe, nicht ausreichte, um zu erzwingen, was die Politik als Minimum fordern mußte. Man hat sich unter dem Hurragebrüll gewisser Lärmmacher daran gewöhnt, die verschiedenen deutschen Friedensversuche als Schwächeanfälle zu beschimpfen. Das ist eine Verdrehung der Tatsachen. Friedensangebote hat Deutschland immer nur dann in die Welt gesandt, wenn es glaubte, daß für die Politik die erforderliche Basis militärisch gesichert sei. In solcher Annahme aber haben wir uns bisher noch immer getäuscht. Also grade umgekehrt: unsre Friedensversuche litten nicht an einer Unterschätzung, sondern an einer Ueberschätzung des militärischen Ergebnisses. So närrisch ist jedenfalls niemand der Verantwortlichen gewesen, je zu glauben, daß der Kriegswille der Entente durch behagliches Zureden oder gar durch aufstöhnendes Zusammenknicken gebrochen werden könnte. Man spekulierte darauf, daß die Herren in Paris und London endlich genug haben würden. Aber die hatten eben keineswegs genug. Die glaubten vielmehr mit dem Beharrungsvermögen, das nun einmal so großen Staatskörpern innewohnt, daß das endliche Ergebnis schließlich doch ihnen günstig sein werde. Solcher Glaube — zumal wenn er dauernd durch unsre verhängnisvolle, nicht nur den „Brotfrieden" zunichte machende, auch ein neues und ganz

gewiß deutschfeindliches Großrußland wieder heraufbeschwörende, bewaffnete Erobererpolitik prachtvoll genährt wird — kann leider nur durch die Tod und Verderben bringende Macht gebrochen werden. Werden wir ihn brechen können? Es steht fest, daß der bisherige Erfolg des gigantischen Unternehmens der letzten Zeit, durch das jener Ententeglauben gebrochen werden sollte, nicht zugereicht hat, ihn in die Knie zu zwingen. Wenn nun der Reichskanzler dennoch darauf hofft, den Krieg in diesem Jahr zu Ende zu bringen, so muß er eben, ganz so, wie er es ausgeführt hat, „die feste Zuversicht hegen, daß die weitern Ereignisse im Westen uns solchem baldigen Ende des Krieges näherbringen". Wer möchte nicht wünschen, daß Hertling in seinem Optimismus — wie er es selber nennt — recht behält! Daß der nächste Sprung unsrer westlichen Offensive heldenhaft sein wird, dessen sind wir von vorn herein gewiß. Es steht aber fest, daß die Entente nur dann zum schnellen Abbruch des Krieges bereit sein kann, wenn ihr unser Sieg jede Aussicht auf einen uns gegenüber schließlich doch zur Wirkung kommenden Abnutzungserfolg zubaut. Wobei dann freilich noch eine Gleichung in Rechnung zu bringen ist, nämlich das Verhältnis zwischen der absoluten Größe unsres militärischen Sieges und dem Auswirkungsmaß unsrer politischen Forderungen.

Wir sind durchaus der Meinung der Kreuzzeitung: „Der günstigste Fall, den die Zukunft England bringen könnte, wäre das Steckenbleiben der deutschen Westoffensive. Mehr als das wird bei dem jetzigen Stärkeverhältnis und der Qualität der kämpfenden Heere auch die kühnste Berechnung eines Engländers nicht ergeben. Die Folge wäre höchstens ein erneutes Starrwerden der Kampflinien, mit dem Zwange zum Angriff für die feindlichen Heere, falls sie den Sieg und einen Frieden zu ihren Bedingungen erzwingen wollen." Und wir stimmen auch darin der Kreuzzeitung zu, daß wir dann, wenn der westliche Kampf so ausgehen sollte, „die auf den freigewordenen Wegen im Südosten unserm Angriff offen liegenden englischen Achillesfersen in den Ländern Westasiens mit Erfolg anpacken können". Nur das steht fest, daß dann niemand den Endtermin des Krieges bestimmen kann. Rechnet der Kanzler also auf einen Frieden noch in diesem Jahr, so muß er von der neuen, furchtbar hervorbrechenden Offensive sehr viel mehr, muß er von ihr die Entscheidung erwarten. Es wäre Undankbarkeit, wollten wir solche Hoffnung nicht mit ihm teilen. Es wäre aber schlechte Politik, wollten wir uns allein auf solche Hoffnung verlassen. Bis zum Eintritt des Ereignisses müssen wir darum mit einer ins Unbestimmte gehenden Fortsetzung des Krieges rechnen. Wir würden hierzu nicht annähernd so stark gezwungen sein, wenn nicht Amerika beteiligt wäre. Und hier wird eben der Fehler, daß Amerika der Beitritt zu der uns feindlichen Koalition überaus leicht gemacht, ja, daß dieser Beitritt gradezu erzwungen worden ist, erschreckend deutlich. Dies umsomehr, als die amerikanische Gefahr nur zur Wirkung kommt, weil das Kriegsmittel, das seit dem Vorfrühjahr 1917 gegen sie angewendet wird, ihre Entwicklung jedenfalls bisher nicht verhindern konnte. Herr Ritter

hat gewiß renommiert; aber einige hunderttausend Amerikaner stehen nun einmal auf dem europäischen Kontinent, und das muß bei unsern Feinden die Erwartung versteifen, daß, was bisher gelang, auch weiter gelingen wird, und daß solche zunächst jedenfalls unerschöpfliche Nachfüllung ihnen zum mindesten gestattet, früher oder später auf einen Wechsel des Glücks zu hoffen. Nur durch eine militärische Katastrophe kann diese Hoffnung der Entente verschüttet werden. Bleibt die Katastrophe aus, so bleibt bis auf weiteres alles in der Schwebe. Darauf hätten weder Aushungerungshoffnungen noch die exaktesten Berechnungen des Tonnageschwundes einen Einfluß. Nur der Hemmblock einer militärischen Katastrophe kann den einmal ins Rollen gekommenen Kriegswillen Amerikas, der mit der Zwangsläufigkeit der Lawine sich bis zu einem gewissen Ergebnis vorbewegen muß, aufhalten. Darum: grade wer auf einen baldigen Verhandlungsfrieden hofft — und die Robusten des Diktatfriedens sind wohl inzwischen ausgestorben — muß voraussetzen, daß die militärische Impression, aus der heraus allein die Friedensbereitschaft der Entente sich entwickeln kann, außerordentlich stark sein wird. Nur Größen, die feststehen, können von dem Politiker für die Zangengeburt des Friedens benutzt werden. Gewiß: wenn der Kampf lange genug und ohne unbedingte, ohne unreparierbare Entscheidung fortgedauert hat, kann sich ein auf beide Gegner gleichmäßig wirkender Abspannungszustand und damit der Zerfall des Krieges einstellen. Aber von solcher Abspannung ist zur Zeit weder hüben noch drüben auch nur das Geringste festzustellen.

Weil so die Zukunft noch im Nebel liegt, ist es uns ein starker Zustrom an Beruhigung und Gewißheit, daß das keckste der feindlichen Kriegsziele, das Auseinanderbrechen unsres Bündnisses, endgültig gescheitert ist. Grade während der letzten Monate hatte sich, wenn auch nicht immer ganz ungereizt, die Entente in den Wahn verbissen, Oesterreich-Ungarn von Deutschland abspalten zu können. Mit solcher Hoffnung, das werden die Herren in Paris und London nunmehr wohl einsehen, ist es nichts. Zwar sind noch nicht alle Zersetzungskeime restlos vernichtet. Aber trotz jenen Narren, die auch heute noch sich in die Sensation hineinjodeln, daß „die Erregung der Deutschen in Oesterreich" auf das höchste gestiegen sei, und daß den Mannen in Graz oder denen, die zum Tiroler Adler schwören, die Treue gegen das eigene Volk über allen andern Pflichten, selbstverständlich auch über der gegen Habsburg stehe: das Bündnis zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn ist fest und ist ganz gewiß eine automatisch wirkende Steigerung des militärischen Druckes, unter dem allein — so scheint es wenigstens — der Friedenswille wieder in die Welt kommen kann. Dies umso eher, je entschiedener das Bündnis sich fern hält von jedem Hegemoniewahn, von jeder Angriffstendenz, auch von jedem Willen zum Wirtschaftskrieg, wie ihn die halb in Ohnmacht gefallene „Westminster Gazette' sofort aus der verstaubten, „Sieg oder Untergang" beschrifteten Schublade gezogen hat.

Publizisten XVI von Johannes Fischart

Hermann Pachnicke

Octavio Freiherr von Zedlitz, der jetzt entthronte Chef der Freikonservativen im Abgeordnetenhause, und Hermann Pachnicke, der Vorsitzende der fortschrittlichen Landtagsfraktion, haben manches, haben vieles gemeinsam. Beide haben sie in langer parlamentarischer und publizistischer Tätigkeit eine ungewöhnliche Routine bekommen. Eine Zeitlang verging kaum eine Woche, wo sie nicht im roten ‚Tag' ihre politischen Ansichten dem Publikum vortrugen. Beide sind sie darüber grau, weiß geworden. In Beider Wappen steht das Wort: Vorsicht! In Filzpantoffeln gleiten sie über das glatte Parkett der Politik, um nicht durch hartes Auftreten mit benagelten Schuhen den Boden zu schädigen. Das Hell-Dunkel ist ihre Sphäre; Nacht, Zwielicht muß es sein, wo ihre Sterne strahlen. Denn Beide sind in erster Linie Taktiker, Regisseure der Politik, und gewöhnlich betreten sie nur dann die Rednertribüne des Parlaments, wenn Haupt- und Staatsaktionen zur Debatte stehen. Eines ihrer Spezialthemen ist die Wahlrechtsfrage. Tausend Kompromisse haben sie hinter den Kulissen geschmiedet, um auf dem Wege des Ausgleichs doch wenigstens etwas, jeder natürlich für seine Parteiinteressen, herauszuschlagen. Oft war ihre diskrete diplomatische Arbeit vergebens. Weniger bei Herrn von Zedlitz als bei Herrn Doktor Pachnicke. Das war im Wesen ihrer Politik begründet. Denn Pachnicke hatte schließlich eine liberale Politik zu verfechten, die auf Entschiedenheit einigen Wert legt. Zedlitz dagegen vertrat von jeher einen mittelparteilich-ausgleichenden Standpunkt.

Verschieden waren sie auch im Temperament. Wohl sind sie beide politische Füchse. Aber Herr von Zedlitz konnte mitunter recht derb und ungeniert, frisch von der Leber weg sprechen. Das war der freie Luftzug in seinem Konservatismus. Herr Pachnicke ist nur Rationalist. Jedes Wort, auch das scheinbar temperamentvollste, muß erst die Schranke des Verstandes passieren, ehe es über die Lippen gelassen wird. Im allgemeinen spricht er, wie er schreibt. In wohlgeordneten Sätzen, darin es, trotz langen Perioden, keinen einzigen Verstoß gegen den wohlgefügten Satzbau gibt. Auch im Privatgespräch ists nicht anders. Im Parlamente sagen sie lächelnd, er küsse jedes Wort, das er ausspreche, und mit seinen hellblauen Vergißmeinnicht-Augen, die freundlich hinter den Brillengläsern hin- und herrutschen, wolle er jeden, der mit ihm diskutiere, durch Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit für sich einnehmen. Er war ein Mann nach dem Herzen Herrn von Bethmann Hollwegs, der zögernd und zaudernd der Demokratie vor dem Forum der Oeffentlichkeit freundliche Worte und unter vier Augen ein Versprechen nach dem andern gab, ohne sich über den Zeitpunkt ihrer Erfüllung vorerst Gedanken zu machen. Die zwei andern Augen dürften nicht so selten die des Herrn Pachnicke gewesen sein, die sich dann aber immer wieder in Erinnerung zu bringen wußten: Vergißmeinnicht!

Doktor Pachnicke, der, in seinem würdig gestutzten weißen Bart, bereits das sechzigste Lebensjahr überschritten hat, war ursprünglich Journalist, nachdem er in Berlin, München und Halle Philosophie und Staatswissenschaften studiert hatte. In Spandau stand seine Wiege. Mit einer Studie über die Philosophie Epikurs begann er seine Literaten-Laufbahn. Das ist charakteristisch. Dem vorsichtig regulierten Lebensgenuß ist er immer treu geblieben. Nicht jede Lust, die sich einem darbiete, lehrt Epikur, solle man erstreben, sondern man müsse berechnen, wo sich ein Ueberschuß an Lust oder ein Minus an Schmerz herausstelle. Genügsamkeit, das sei die wahre Lebensweisheit: um sich seine Gesundheit und Genußfähigkeit zu erhalten, müsse man die üppigen und kostspieligen Genüsse meiden. Aus diesem Eudämonismus, wenn man ihn auf das Ganze anwendet, läßt sich auch Pachnickes starkes Interesse für die sozialen Fragen herleiten. Zusammen mit Berlepsch, dem Minister der kaiserlichen Februar-Erlasse, schrieb er ein Buch über die Notwendigkeit eines Reichsarbeits-Amtes und hat in einer Publikation auch die Stellungnahme des Liberalismus zu den sozialpolitischen Aufgaben festzulegen versucht.

Ein Doktrinär ist er niemals gewesen. Bei der großen Militär-Reformvorlage Caprivis trat er für die Forderungen der Regierung ein, nachdem die zweijährige Dienstzeit für die Infanterie konzediert war, und nach heftiger Auseinandersetzung mit Eugen Richter, der keinen Schritt von dem seit Jahrzehnten eingefahrenen Kurse seines Programms abzuweichen pflegte, schlug er sich zu den Elementen, die sich von der Volkspartei schieden und sich unter Heinrich Rickert und Theodor Barth in der Freisinnigen Vereinigung sammelten. Königsberg, die ostpreußische Hauptstadt, entsandte ihn alle die Jahre hindurch in den Landtag, den Kreis Parchim in Mecklenburg vertritt er im Reichstag. Darauf darf man auch seine Schrift über die mecklenburgische Verfassungsfrage zurückführen. Als beim Amtsantritt des Grafen Hertling Verhandlungen über den Eintritt von Parlamentariern in das Kabinett gepflogen wurden, nannte man auch seinen Namen. Kam er als Kultusminister in Frage? Oder als Minister des Innern? Die Erörterungen führten damals, wie man weiß, zu keinem Resultat, und die Frage wurde einstweilen vertagt. Wird sie später wieder aufgenommen werden? Augenblicklich hat es nicht den Anschein.

In den Parlamentsferien verläßt Pachnicke Berlin und erholt sich auf seiner Besitzung in Hopferau, das sich zum bayrischen Bezirksamt Füßen zählt. Unmittelbar an der tiroler Grenze türmt sich hier die schneeige Alpenwelt. Von den einsamen Höhen der Berge steigt er dann nach kurzer Pause immer wieder in das Flachland parlamentarischer Betätigung. Ein umgekehrter Brand Henrik Ibsens. Brand war nahe daran, als Priester der Eiskirche zu enden. Seine grausame Schroffheit, sein „Alles oder nichts“ hatte ihn in eine fürchterliche Vereinsamung getrieben; Pachnicke findet, wenn er von den Bergen wieder in die Täler kommt, immer wieder gleich Anschluß, da er, wenn nicht alles,

so doch etwas zu erreichen trachtet. Ihn trifft nicht das tadelnde Wort Goethes: „Was machst du die Welt? Sie ist schon gemacht!" Und so stellt er sich als Politiker auf den Boden — der realen Verhältnisse. Real, wie er sie auffaßt.

Zur Neugestaltung unsres Bildungswesens

von Karl Neurath

Jedem Fortschritt erwachsen die größten Hemmungen stets aus den Hindernissen, die ihm die „Männer vom Fach" bereiten. Sie versteifen sich auf ihre begrenzten Erfahrungen, die sie zu Unrecht verallgemeinern, und merken nicht, wie wenig tragkräftig der Grund ist, auf den sie bauen. Merken nicht, daß die Jugend rund um sie her auf einem höhern Standpunkt steht und ihrer Einseitigkeit spottet. Alles fließt; nur der Schulmeister steht still und steckt die Nase in seinen Homer. Was ist uns heute Homer, den sie zum Schulbuch gemacht haben? Homer, von dem niemals Die einen Hauch verspürt haben, die alle Blüten davon abreißen, damit das Lattengerüst der griechischen Grammatik sichtbar wird. Der Götze, dem wir die kostbarsten Lebenstage opfern mußten, die bittere Hefe, die wir täglich kosten mußten, während rundum Nektar war und Ambrosia. Was uns heute Homer ist, das ist er uns geworden trotz der Schule, trotz allen Magistern. Unser Gewinn? Daß wir ein paar Jahre später zu ihm kamen als ohne die Schule. Und was sind die alten Sprachen andres als ein Ballast, der uns die besten Kräfte nimmt! Wie Viele drückt er nieder, die eine feinere und wertvollere Geistigkeit haben als all die Pauker, die von der Welt nichts sehen vor lauter unregelmäßigen Verben! Der Sprachunterricht, wie er bei uns betrieben wird, ist nichts als eine praktische Fertigkeit wie das Schreiben, und Sprachkenntnis ist kein wesentlicher Bestandteil zeitgemäßer Bildung, denn sonst wären die Oberkellner die gelehrtesten Leute. Allerdings, sie kann zur Bildung führen.

Gegen das Studium der alten Sprachen haben sich seit bald fünfundzwanzig Jahren immer wieder die Angriffe der Bildungsreformer gerichtet, denn die beschauliche Weltfremdheit, die das Studium der alten Sprache charakterisiert, kann vor unsrer künftigen Menschheit nicht mehr bestehen. Nicht, als ob die künftige Jugend nichts mehr von der Antike wissen soll! Aber die Bedeutung der Antike liegt nicht in ihrer Grammatik, sondern in ihrer Philosophie und in ihrer Kunst. Viele werden dann den Homer nicht im Urtext lesen? Sie tuns auch so nicht. Wer könnte alle Werke der Weltkultur in ihrem ursprünglichen Text lesen! Aber so schlimm ists auch gar nicht gemeint. Nicht abgeschafft soll das Studium der antiken Sprachen werden, sondern nur eingeschränkt, auf ein vernünftiges Verhältnis gebracht soll es werden zu dem andern Lernstoff, der ungleich wichtiger ist. Nicht mehr um die Sonne Homers soll sich das künftige deutsche Bildungsleben drehen, sondern um die deutsche Erde. Eine starke

Diesseitigkeit soll uns endlich einmal erfüllen, und aller öder Formelkram, alle Scholasterei und alles Zopftum soll endlich einmal von uns genommen werden.

Bildungsreform bedeutet, nach einer Definition Neuendorffs, des zielbewußten Leiters der Dürerschule in Hochwaldhausen: Abkehr von der Kontemplation und bloßen Rezeptivität, Hinwendung zu einer kulturfördernden Aktivität. Damit verliert der Philologismus den Anspruch auf Bevorrechtigung an der deutschen Schule. Zur Deckung des tatsächlichen Bedarfs an Philologen und Theologen sowie im Interesse der zum Sprachstudium besonders Befähigten mag nach seiner Ansicht lateinischer und griechischer wahlfreier Unterricht auf der Oberstufe gegeben werden.

Weniger scharf und darum mit größerer Aussicht auf Erfolg geht Wilhelm Rein, unser bedeutendster Pädagoge, gegen die alte Schule vor in seiner kürzlich erschienenen Schrift zur Neugestaltung des Bildungswesens. Sie bildet in ihrer klugen, leidenschaftslosen Darstellung eine wertvolle Zusammenfassung all der Bestrebungen, die von der Notwendigkeit eines gründlichen Umbaus unsres gesamten Bildungswesens überzeugt sind, und hebt mit guten Gründen all die Einwendungen auf, die die Gegner der Reform immer wieder vorbringen.

Rein geht von dem Wort Bethmann Hollwegs aus, das „Freie Bahn für alle Tüchtigen" als Losung ausgegeben hat, und weist nach, daß die Auffrischung der sich rascher abnutzenden führenden Schichten nur von unten her, aus der breiten Masse erfolgen kann. Bisher war jeder Einzelne, der aufstrebte, lediglich auf sich selbst gestellt. Viele unsrer bedeutendsten Männer haben sich unter Not und Entbehrungen aller Art heraufarbeiten, gegen unglaubliche Widerstände durchsetzen müssen. Das war für sie zweifellos eine gute Schule, aber ebenso zweifellos wurde dabei ungemein viel Kraft unnötig verausgabt, Kraft, die sich an den Hemmungen einer ungeeigneten Schulorganisation zerrieb. Rein verlangt daher einen gemeinsamen Unterbau, eine Grundschule, die aus der allgemeinen Volksschule hergeleitet wird und alle Kinder, hoch und niedrig, in einem sechsklassigen Lehrgang auf die zweite Stufe vorbereitet. Danach erst vollzieht sich die Trennung der Kinder in drei Schulgruppen: in die Oberstufe der Volksschule von zwei Klassen; in die Realschule (Lyzeum) von vier Klassen; in die höhern Schulen (Gymnasium und Oberrealschule) von sechs Klassen. An diese sollen sich dann jeweils die niedern vierklassigen Fachschulen anschließen, die mittlern und die höhern.

Damit hat Rein ein einheitliches, klar gegliedertes System gewonnen, das einen ungeheuern Fortschritt bedeutet und nur den einen Fehler hat, auch für sein Teil den Beginn des Schulbesuchs auf das sechste Jahr festzulegen. Schon im Frieden wiesen mehr und mehr die Pädagogen auf die Hemmungen hin, die die körperliche Entwicklung durch zu frühen Schulbesuch erfahre. Der Geist der Sechsjährigen wird weit mehr angespannt, als dem kindlichen Körper zuträglich ist. Unter dem Einfluß des Krieges und der da-

durch bedingten Entbehrungen wird das heranwachsende Geschlecht ungleich schwächer sein als vordem, und so wird man sich entschließen müssen, entweder die Klassenziele kürzer zu stecken oder aber das schulpflichtige Alter hinaufzusetzen. Ludwig Gurlitt hat es mit bestem Erfolg bei seinen eigenen Kindern versucht und erst im achten Lebensjahr mit schulmäßigen Arbeiten begonnen. Er konnte feststellen, daß die Kinder wesentlich leichter lernten, lustiger zur Arbeit waren und ihre Altersgenossen in zwei Jahren nicht nur eingeholt hatten, sondern übertrafen. Da zudem die Fortbildungsschule bei weitem nicht das leistet, was die Zünfte in erzieherischer Hinsicht geleistet haben, so wäre es nur Gewinn, wenn sich die Schulzeit vom achten bis zum sechzehnten Lebensjahr erstreckte. Der Einwand, daß dadurch die Erziehungslast der Familie größer würde, daß das Kind oft vom sechsten bis achten Jahr keine genügende Aufsicht habe, ist nicht stichhaltig. Man könnte staatliche Kindergärten errichten, Spielschulen, wie das in Nordamerika nach Fröbels Plänen schon längst geschehen ist. Der Erfolg solcher Spielschulen ist nach den amerikanischen Erfahrungen nicht hoch genug einzuschätzen. Allerdings ist dazu nötig, daß unsre Schulmeister gründlich umlernen. Aber auch die Spielschule ließe sich ohne besondere Schwierigkeiten in Reins System einordnen, dessen Grundlagen er in vier Thesen niedergelegt hat.

1. Die nationale Einheitsschule bedeutet ein umfassendes System des vaterländischen Bildungswesens, das zu einem einheitlichen Organismus ausgebaut werden soll, wo die einzelnen Teile ineinandergreifen und in lebendiger Beziehung zu einander stehen.

2. Es soll dies im Interesse des nationalen Kulturfortschritts geschehen, und zwar mit sorgfältiger Berücksichtigung der Begabung der Jugendlichen unter Zurückstellung der Rücksichtnahme auf den Stand und den Besitz der Eltern.

3. Zu diesem Zweck werde zunächst eine allgemeine Grundschule eingerichtet, wo die Gelegenheit zur Prüfung der individuellen Begabung in ausreichendem Maße gegeben ist.

4. Nach diesem gemeinsamen Unterbau erfolge die Teilung in drei Hauptgruppen, welche den sich anschließenden Berufsschulen vorzuarbeiten haben. In dem vielfach gegliederten Fachschulwesen ist der krönende Abschluß des deutschen Bildungswesens zu erblicken, das, aus einem gemeinsamen Stamm entsprossen, durch drei verschiedenartige Erziehungsschulgruppen hindurchführend, in so viele Verästelungen ausläuft, wie die Teilung der deutschen Kulturarbeit fordert.

Die Berechtigung dieser Thesen weist Rein dann sehr scharfsinnig und logisch im Einzelnen nach. Er bleibt sich dabei bewußt, daß aller Scharfsinn und alle Logik an dem Widerstand der Fachlehrer scheitern kann. Besonders mißtrauisch ist er gegen die Altphilologen, die er offenbar als die hartnäckigsten Gegner einer Reform ansieht. Dafür hat man allerdings auch bündige Beweise. Nun wird ihr Stoffgebiet ja auch am schärfsten eingeengt.

Anstatt mit dem Lateinischen, das erst in Tertia gelehrt werden soll, will er den Unterricht — vernünftigerweise — mit einer lebenden Sprache beginnen. Französisch scheint ihm am geeignetsten; Griechisch und Englisch soll erst in Sekunda beginnen. Dabei hofft er durch eine größere Planmäßigkeit dasselbe Lehrziel zu erreichen.

Es leuchtet ein, daß es sich hier nicht um einen Umsturz handelt, sondern um einen folgerichtig durchdachten Umbau unsres Schulwesens, das infolge seiner historischen Entwicklung einen großen Ballast durch die Jahrhunderte geschleppt hat. Es ist auch keine Frage, daß die klassischen Philologen in ihrer Mehrzahl gegen eine solche Umgestaltung Front machen werden. Aber da sich schon vor dem Krieg ein Abrücken von den veralteten humanistischen Lehranstalten geltend gemacht hat, weil Griechisch und Lateinisch heute nicht mehr als die einzigen Grundpfeiler unsrer Kultur gelten können, so darf man annehmen, daß sie sich mit der Zeit dem Zwang der neuzeitlichen Entwicklung werden fügen müssen. Der Krieg hat zu klar bewiesen, wie außerordentlich wichtig die realen Disziplinen sind. Mit Griechisch und Latein allein hätte uns längst der Teufel geholt. Nach dem Krieg werden wir mit dem jungen Menschenmaterial wesentlich sorgfältiger umgehen müssen als je zuvor, und man wird auch die persönliche Tüchtigkeit weit höher werten müssen als einen Fetzen Papier, der den Beweis erbringt, daß sich Einer einige Berechtigungen ersessen hat. Auf diesem Wege scheint mir Reins Bildungsideal ein gutes Stück zu überwinden. Unsre Sache ist es, ihm den Rücken zu stärken und dafür zu sorgen, daß die Luft rein bleibe.

Frankfurt am Main von Harry Kahn

Nach zehn Jahren habe ich sie nun wiedergesehen, diese zwischen liebliche Waldgebirge und weinbebaute Schieferhügel an einen ruhigen, vielüberbrückten Strom gebettete Siedelung, die mir als die Stätte der geistigsten deutschen Geburt immer verehrungs-, als die meiner eigenen Jugend immer fragwürdiger wird. Trotz einer (von blutiger Fliegernot gebotenen) Finsternis, gegen die die ägyptische eine Art Lichtreklame gewesen sein muß — und die zu üppiger Legendenbildung von Ueberfällen auf gutbeschuhte Bürger geführt hat —, habe ich, als ich am ersten Abend zum ‚Frankfurter Hof‘ ging, mühelos den Hirschgraben und das Haus mit dem rokokozierlichen „Geräms“ wiedergefunden und im Schein einer blaugeblendeten Laterne eine stille Stoßandacht verrichtet. Und auf dem Rückweg führte mich atavistische Ortskunde ebenso sicher an jener Ecke vorbei, wo ich, fünfzehnjährig, dem blondesten aller Washingtonzöpfe auflauerte, wenn er von der Elisabethenschule kam. Er gehörte einer jungen Dame, die bald danach mit viel Berechtigung als Brettlplanet erster Ordnung bekannt wurde. Ihren Namen werdet ihr, nach berühmten Mustern, nie erfahren; aber die Gallus-Gasse und Der, hochklopfenden Herzens, sie allmittäglich einst entlang strich, entbieten dir heimatlichen Gruß, Gussy Holl . . .

Eheu fugaces ... An jenem Abend und in jenem ‚Frankfurter Hof‘ las Hedwig Zeiß mit Wohllaut und Auswahl allerhand Lyrisches und Lebensklugseinsollendes von Carl Hauptmann vor, dessen vieraktige Tragödie ‚Austreibung‘ eine der ersten Taten ihres Gatten im neuen Schaffenskreis war. Der dresdner Geheimrat, der jetzt in der frankfurter Hoch-Straße schaltet, scheint aus dem Sorgenkind der mainischen Stadtverordneten, wenn nicht grad eine Hochburg deutschen Schauwesens — dazu dürften ihn die geistigen Grenzen seines Publikums und die pekuniären seines Kuratoriums kaum befähigen —, so doch eine Schauburg von kulturhoher Zweitrangigkeit machen zu wollen. Und zu können. Vielversprechend, zum mindesten viel versprechend, fängt er an. Recht sub genio loci bringt er Vieles und damit Manchen, darunter nicht den Schlechtesten, etwas. Nach ‚Doktor Klaus‘ druckt sein Spielplan die ‚Verführung‘, und zur uraufgeführten ‚Metternichpastete‘ Lotharschen Schlags stehen Sternheimsche und Kaisersche Komödien von gleicher Jungfräulichkeit in immerhin — unweit des Hauses fließt ja noch der Main, nicht die Spree oder die Isar vorbei — wagemutigem Gegengewicht.

‚Die Austreibung‘ war etwas matt geraten. Aber dem hohlen Knochengerüst dieses Homunculus aus brüderlichem und Wedekindschem Abfallgebein unter schiefgenähten Strindberg-Fetzen — Fuhrmann Henschel hat etwa Lulu geheiratet, die am Fuß der Schneekoppe Sitten aus dem ‚Totentanz‘ einführt — könnte auch ein Regisseur von der flammenden Schöpferkraft sagen wir ... eines Richard Vallentin kaum mehr Lebensmark einzaubern. Was ich sonst sah, stammt zu gutem, wie Wissende mir versicherten, zum besten Teil von Karlheinz Martin her. Und da macht es der frühern Freien Reichsstadt keineswegs Ehre, daß sie diesen Regisseur so leichten Herzens nach der gebliebenen Freien und Hanse-Stadt hat ziehen lassen.

Martins Stil und Stigma ist eine oft bis zur Preziosität gehende Kultiviertheit in der Rhythmik und Konstruktion eines Rampenkunstwerks. Sein zweifellos Originales ist allein jene goldschmiedhaft feilende Grazilität, die ihn zu einem Gregor Mozarts befähigt. Ihr entsprang etwa eine Figaro-Hochzeit, die es, fast mehr als die münchner, verlohnte, auf seligen Friedensfahrten gen Italien das Schlafwagenbillet verfallen zu lassen. Aber alles Weitere ist eben: Kultur; und Kultur, das wird gar zu leicht vergessen, ist ein Derivat; eine Angelegenheit zweiter Hand und zweiten Ranges; ein Wasserring, kein Steinwurf. Den Wurf tut allemal nur das Genie, dessen Pathin und Paradigma Pallas ist; Pallas, die die anmutig-tiefe Mystik jenes Volkes, das am meisten um Kunst wußte, weil es am wenigsten über sie dachte, in unbefleckter Geburt aus dem Haupt des höchsten Gottes entspringen ließ. Ich mag mich nicht wiederholen und sage drum hier nicht mehr, wer zuletzt von deutschen Brettern den Stein warf, zuletzt ein aus sich selbst rollendes Rad reiner und harter theatralischer Originalität war. Aber kein Zweifel: Martins Ring ist meist von tadelloser

Kunde; er hält das Rad in bebendem Schwung. Eine Vorstellung wie der frankfurter ‚Rausch‘, ohne überragende Schauspieler, auf einem klobigen Bühnenraum: das soll ihm irgendein Provinz- und manch ein Metropolen-Regisseur erst einmal nachmachen. Ich mußte, ohne es zu wollen, an die Aufführung der münchner Kammerspiele denken. Deren mühelos monumentale Unda (die jetzt von Barnowsky falsch herausgestellt wird) spielt die kaum bürgerlich frivole Aschenbach natürlich jederzeit mit einem Wimperzucken in Grund und Boden; auch die andern Einzelleistungen dieses typischen Spezialitätentheaters sind — im Guten und im Bösen — meist interessanter als die vielgewandten Mittelmäßigkeiten, die Martin zur Verfügung standen. Aber um wie vieles schärfer ist in Frankfurt der luziferische Grundcharakter des Ganzen, die unendliche und unnennbare Alltagsdämonie aus diesen Szenen herausgeholt, die einem harmlosen Gemüt lediglich als ein paar ‚Bilder aus einem modernen Künstlerleben‘ erscheinen könnten. Schon die Szenerie bezeichnet den Unterschied. In der ‚Kunststadt‘ München, die auf ihre Innenarchitektur so überstolz ist: gleichgültige Castan-Kabinette mit unzusammenhängenden, uncharakteristischen chambre-garni-Möbeln. In Frankfurt steilt (in der Auberge) eine einzige kahle Säule aus dem mittlern Vordergrund in die Soffitte, die, wenn Adolphe-Adam und Henriette-Eva von den Sûreté-Erzengeln in heimatlose Schande und friedlosen Zank gehetzt werden, wie der Baum der Erkenntnis aussieht, und um den das zweite Gesicht des schauenden und schauernden Parkettmenschen die Schlange des Paradieses sich herabwinden ahnt. Und der Pavillon ist ein hochfenstriges Louis-Seize-Arrangement vor Frühlingswipfeln, dessen mehr metaphysische als baedekerhafte Echtheit den ganzen betäubenden Luxus atmet, mit dem die Schlange den immateriellen Menschen versucht, und von dem er, zu Verrat an sich selbst und Verbrechen gegen sein Liebstes gestachelt, wieder hinausgejagt wird, Staub der Straße zu fressen und mit Lust . . .

Weitern Vergleich mit München, diesmal mit dessen Hoftheater, drängte dann, ungewünscht, ‚Don Carlos‘ auf. Wieder kein Steinrück, dem mimische Kraft, wenn auch oft genug berserkernd verzerrt, aus allen Poren spritzt; wieder nur Feldhammer und Ebert, sicherer, nicht größer gewordene Schildknappen der berliner Schumann-Straße; eine als Eboli notverwendete Dietrich und ein junges, nicht zur Elisabeth, aber zu manchem andern gewiß begabtes Fräulein Hofer. Der Garten ist etwas zu grün und von einer Steifheit, die eher in München 1908 als in Madrid 1588 das Licht der Welt erblickt hat. Aber die Innenräume geben die rechte Synthese von Grandezza und Inquisition; das Zeremoniell ist monoton, doch entfernt von meiningisch massivem Selbstzweck; der Ton der Gespräche ist höfisch, nicht hoftheatralisch; Domingo ist ein Diplomat, kein Dusterer in der Kutte; Medina Sidonia ein von Schicksalstücke gezeichneter, von Monarchengnade erhobener Grande, keine ‚Charge‘, die sich einen Auftritt und einen Abgang erblinzelt. Kurz wiederholt: kultiviertes Theater. Zeiß (mit seinem

ersten Helfer Hartung) muß es mühelos gelingen, dieses Niveau zu halten; kann es vielleicht vergönnt sein, es höher zu bauen. Er braucht dazu wohl kaum den Ruhm des Uraufführungsrekords zu ergeizen, der in einer Zeit sinnloser Ueberschätzung der Jugend und smarter Verlegerpraxis (die sich nach amerikanischem Vorbild erst im Hinterwald vergewissert, wie in der Hauptstadt der Hase laufen wird) recht wohlfeil geworden ist.

Grade in jener Zeit, da ich zuletzt in Frankfurt war, bin ich in dieser Zeitschrift beinahe geteert und buchstäblich gefedert worden, weil ich eine straffere ‚Zentralisierung' des deutschen Kunstschaffens verlangte (wie sie für den Kunsthandel im engsten und weitesten Sinn längst begonnen war und jetzt vollendet ist), und mir zu vermuten erlaubte, daß ohne eine solche die so brünstig ersehnte Hebung des allgemeinen Geschmackes undenkbar sei. Nun, diese Zentralisierung, für deren Effekt man mit gutem Gewissen das viel verleumdete Wort Kultur einsetzen kann, ist trotz einem und gegen einen in seinen Motiven leicht durchschaubaren Partikularismus gekommen; ist gekommen, weil in Berlin, ja in Berlin, etwas gemacht wurde, was man, mit all seinen frühen Entgleisungen und späten Entartungen, als eine neue große Schaukunst ansprechen darf. Diese Zentralisierung hat bewirkt, daß man heute in einer typischen Mittelgroßstadt, die sich, wenn auch erst nach mancherlei irrlichterndem Spreizen, des eigenbrödlerischen Ehrgeizes begeben und sich ehrlich zu einer ihr nach Zahl und Geistesverfassung ihrer Einwohner gemäßen Provinzialität bekannt hat, weitaus besseres Theater sieht als in traditionellen Kunst-Residenzen, die meinen, wenn sie sich nur der Mitwelt laut und oft genug affichierten, schon an der Spitze sämtlicher Kulturen zu tänzeln.

Es soll nicht totgeschwiegen werden, daß das Theater nur eine von den vielen Fazetten des prismatisch zerklüfteten Problems ‚Zentralisation oder Dezentralisation' ist. Ich vermag mir auch selbst nicht zu verheimlichen, wie sehr mir die reißend fortschreitende Berolinisierung des äußern Gehabens meiner Vaterstadt, ihre mißtönenden Musikcafés und ihre brillantenprotzenden Schieberjünglinge, ihre borussische Beamtenüberhebung und ihre bornierte Erfolgsanbeterei auf die Nerven gefallen sind. Aber wie man vor solchem mehr historisch als geographisch zu erklärenden Aus- und Wildwuchs über die Spree flieht, um vor Bodes Schätzen zu beten, so bin ich auch über den Main geeilt, um (im Städel-Haus) vor jenem Orkan aus Licht und Leidenschaft, der ‚Simson' heißt und von dem Titanen aus Ryndam aufgerührt ist, zu konstatieren, daß sich Swarzenski zu Bode verhält wie — Martin zu Reinhardt . . .

Die stille Stunde von Alfred Polgar

Die Premiere dieser Komödie in drei Aufzügen von Georg Terramare fand, auf allerhöchsten Befehl, zugunsten des Roten Kreuzes statt. Die Preise waren um mehr als das Doppelte

erhöht und zum Tag der Erstaufführung der ungewöhnliche Sonntag bestimmt worden.

An diesem milden und heitern Frühlingssonntagabend nun ereignete sich im Burgtheater folgendes:

Prinz Eugen — eben jener, welcher eine Brucken schlagen ließ, welche Tat im bekannten Volkslied verherrlicht ist, welches in Wien vom siebenundzwanzigsten Juli 1914 bis zum Tag der allgemeinen Mobilisierung sehr oft gesungen wurde, dann nicht mehr so oft — Prinz Eugen also poltert gegen die Heiratsabsichten seiner Offiziere. Er verweigert allen den Ehekonsens. Da erscheint, aus dem Kloster heimgekehrt, seine reizvolle Nichte — und was geschieht? Der große Feldmarschall fühlt Johannistriebe. Er verliebt sich in das Mädchen und beschließt, mit ihr „Mariage zu machen". In diesem Entschluß wird er durch höfische Intrigen gegen seine Person bestärkt. Wege und Ziele dieser Intrigen bleiben, trotz mannigfacher Erörterung, ziemlich dunkel. Sicher ist, daß die pragmatische Sanktion in ihnen eine Rolle spielt. Die ganze Sache kommt durch einen wienerischen Friseurgehilfen auf, der beim Prinzen Leibcoiffeur werden will, nachdem er früher bei des Prinzen Gegner in Dienst gewesen. Von diesem Dienst her weiß er wichtige Geheimnisse dem neuen Herrn zu verraten. Das führt zu einer Art Konflikt zwischen dem Feldmarschall und dem Kaiser, und der Prinz kündigt seinen oesterreichischen Posten. Er will künftighin häusliches Glück genießen, er erachtet seine schöne „stille Stunde" für gekommen.

Wie gesagt, die Intrige ist dunkel; aber die wiederholte Nennung der pragmatischen Sanktion sowie das Erscheinen eines Grafen Windischgrätz reichen aus, um den gewissen historischen Frisson über den Buckel des Zuhörers laufen zu machen und die wässerige Komödie in leicht schaukelnde Bewegung zu setzen: es ist der Atem der Geschichte, der ihre Oberfläche kräuselt. Zu dem historischen Schauer tragen auch die vielen oesterreichischen Adelsnamen bei. Siehe, der Jockeiklub lacht in den Saal.

Jene Nichte aber liebt nicht den alten Feldmarschall, sondern dessen jungen Adjutanten. Um den Prinzen für sich und ihre Heiratspläne zu gewinnen, schmeichelt sie sich ins Herz des edlen Ritters, und er läßt sich gerne in den Glauben hineintäuschen, der Jungfrau innig lieb zu sein. Der Abschied vom Militär fällt ihm nicht leicht. Es ist ein Aktschluß — der zweite —, ders an rührender Wirkung mit mancher Szene aus dem ‚Müller und sein Kind' aufnehmen kann, wie der Prinz Eugen, im goldenen Harnisch, den Marschallstab auf das Tischchen gestützt, sein Leibregiment vorbeidefilieren hört. „Er weint!" sagt die Nichte, und alle schleichen lautlos zur Türe hinaus. Ich brauche wohl nicht zu erzählen, daß die Abendsonne den stimmungsvollen Anlaß, ins Zimmer zu fluten, nicht ungenützt läßt.

Zum Glück ist eine alte Freundin des Prinzen da, die Gräfin Batthyani, die seit zwanzig Jahren mit ihm Mariage spielt. Eine solche Kartenpartie wird vom Dichter vorgeführt. Was da die Spiel-

terminologie („die Dame in der Hand haben“, „noch einen Trumpf ausspielen“, „die Partie verloren geben“ undsoweiter) an sinnreicher Doppeldeutigkeit leistet, ist überaus neckisch. Jene kluge Freundin nun, von einer noch klügern Mutter im rechten Augenblick zur Aktivität aufgepulvert, wendet in oft erprobter Komödienweis' und im beschleunigten Lustspieltempo (stretta) die Sache doch noch so, daß der Prinz den Bund der Nichte mit dem Adjutanten segnet. Außerdem wird er durch die wackere Freundin wieder einrückend gemacht.

Herr Devrient spielt den edlen Ritter mit seiner ganzen schönen und harten Grandezza für Figuren, deren historisches Format er nicht erst durch seine Darstellungskunst beglaubigen muß. Fräulein Kutschera ist die liebliche Nichte, Frau Kallina die feine, kluge Freundin, Herr Lackner der wienerische Friseur (ach, Girardi!), Herr Frank der geliebte Adjutant, Herr Gimmig ein fabelhaft diplomatisch schillernder Windischgrätz, Herr Rhomberg ein liebenswürdigster aristokratischer Schwachkopf, Frau Wilbrandt eine von Hofluft gebeizte alte Gräfin. Es schimmert wie von längst verblichenem Burgtheaterglanz um die Szene dieser vortrefflichen Künstlerin, deren überlegene, liebenswerte, geistig so bewegliche Matronen Prachtstücke reifster, feinster, das Herz wärmender und erfreuender Schauspielkunst sind.

So was von „Komtessenstück“ wie diese ‚Stille Stunde‘ haben die verwegensten Satiriker des Burgtheaterniedergangs nicht zu träumen gewagt. So was von Historie mit Goldschnitt, von Verniedlichung einer geschichtlichen Figur, von Betrachtung eines großen Menschen aus der Kanarienvogelperspektive! Es ist ein Spiel für höhere, höchste und noch höhere Töchter, wie es seit Jahrzehnten nicht mehr da war. Es ist ein Gipfel gedanklicher und dramatischer Anspruchslosigkeit. Eine Wolke von Staubzucker hüllt die ganze Staats- und Liebesg'schicht' ein, die mit Rührung, Poesie und Lebensweisheit gefüllt ist, wie die seligen Schaumrollen mit weiland Schlagsahne. Die Sprache ist auch nicht bitter. Sie erscheint mit zeitgemäßer französischer Glasur überzogen und oft in Form eines dichterischen Tortenornaments. Wenn die kleine Nichte vom großen Ohm verlangt, er möge ihr von seinen Kriegstaten erzählen, nimmt er ihren Kopf, ihr Köpfchen zwischen seine Hände und sagt: „Nein. Ich will nicht, daß meine kleine Sonne von blutroten Wolken umhüllt werde.“ So sagt er.

Diese stille Stunde hat mir das Sentiment influenziert, daß die Mariage, die das Burgtheater mit dem neuen Direktor gemacht hat, wirklich eine Mariage d'amour und ganz gewiß keine Vernunftheirat gewesen. Und obgleich ich persuadiert bin, daß ‚Die stille Stunde‘ eine deployable Nullité, habe ich doch jetzt die Gewißheit, daß Herr Millenkovich convoquiert ist, der zweite Laube des Burgtheaters zu werden: der Gartenlaube.

Die Heilige Elisabeth von El Ha

Der Landgraf von Thüringen war wütend, weil seine junge Landgräfin Elisabeth, die kleine lustige Ungarin, nicht ruhig in ihrer langweiligen Kemmenate sitzen wollte. Sie ging hinab zum Brunnen, um den Menschen näher zu sein, und sie gab den Armen Brot und redete freundlich mit ihnen, und es kamen ihrer Viele, täglich mehr, und sie segneten der Herrin lachende Liebe.

Und der Landgraf haßte die Nähe der Elenden, und er drohte fürchterlich und verbot seiner Frau bei Todesstrafe, je wieder Brot zu verteilen!

Aber Elisabeth war ungehorsam. Heimlich teilte sie ihre Gaben aus, wenn der Landgraf zur Jagd geritten war.

Und unter den Armseligen und den Neugierigen, die immer wiederkamen, war ein Knabe, und wenn Elisabeth die Barmherzige vorüberging, dann kniete er nieder und betete mit frommen Liebesaugen zu ihr und sprach sie heilig in seinem Herzen.

Und einmal füllte Elisabeth ihren Brotkorb mit Rosen und deckte ihn mit ihrem seidenblauen Tüchlein zu. Und sie ging singend den Berg hinab, dem Brunnen zu, wo der gläubige Knabe wartete.

Da trat ihr plötzlich der Landgraf entgegen!

Man hatte ihm ihren Ungehorsam verraten, und er wollte der Brotspenderin auflauern.

Und da stand er nun! Und der Wutschaum zischte auf seinem blonden Bart, und er schrie:

„Was hast du im Korb?"

„Herr — Rosen —"

(denn niemals log Elisabeth).

Der Landgraf brüllte, rot und wieder weiß vor Zorn:

„Lüge! Brot! Brot für dein Gesindel!"

Und er riß das Tüchlein vom Korbe.

Da lagen die Rosen wie Himmelsflammen! Rot wie die feurige Güte! Duftend wie die unsterbliche Liebesgewalt! Süßes Mirakel der Schöpfung!

Und der Landgraf und alle Leute, die dabei standen, fielen zitternd in die Kniee und demütigten sich vor Gott, der Brot in Rosen verwandelt hatte, um eine Himmelsfreundin zu retten.

Elisabeth stand schweigend in ihres Lächelns Gloria.

Das Reich von Alfons Goldschmidt

„Wir müssen dahin kommen, daß eine einheitliche Steuer geschaffen wird, die dann prozentual auf Reich, Staat und Gemeinden verteilt werden muß" (Zentrumsabgeordneter Gröber zum Steuerantrag der Reichstagsmehrheit). Damit ist die Geltungswandlung klar gekennzeichnet. Die Milliardenlasten sind Reichspflichten und Reichsrechte. Es ist die Macht des Schuldners. Der Reichsfiskus dirigiert von nun an das deutsche Steuerkonzert. Selbst Preußen kommt nur noch abwehrend, beschwörend, bittend. Nicht mehr auftrumpfend, pochend, selbstherrlich wie vor 1914. Selbstverständlich erleben wir wieder das Kompromisseln,

die Furcht vor der Konsequenz, diesen bekannten Kleinhandel, der bei uns jede Reform beschwert und trübt. Aber das Hauptziel ist erreicht: es wird nicht mehr von unten gewährt, sondern von oben nach unten gestaffelt. Der Streit um das Problem der direkten Steuer ist grundsätzlich entschieden. Alles Andre ist Taktik, Kampf um Stellungsverbesserungen, um Plus und Minus. Die Steuerherrlichkeit des Reiches ist anerkannt. Sie ist Tatsache. Welch ein Ereignis!

*

Wenn erst der Plan sauber ist, schlackenfrei, wird man sich fragen: Weshalb haben wir so lange gewartet? Was wir bisher sahen, war ja nur Geklüngel, mißfarbene Scheckigkeit, Wirrwarr und Unlogik. Diffusion war überall, nach allen Richtungen strömten die Säfte, durchtränkten den ganzen Reichskörper, schufen eine Reichswirtschaft. Drähte, Schienen, Briefe liefen und flogen zollunbehindert von Ost nach West, von Nord nach Süd. Der Körper wurde immer kräftiger, immer stärker als seine Glieder. Jetzt haben wir langlinige Kanalpläne, Arbeiteraustausch, Material- und Auftragsausgleich, Lebensmittelzentralisierung. Wir haben eine Reichswirtschaft. Sie ist nur noch zu formen, verwaltungstechnisch zu regeln. Kein Kompetenzchauvinismus wird das Notwendige aufhalten.

*

Weshalb Abwehr, Beschwörung und Bitten? Der Bundesstaat ist Sinekuristenparadies. Kennt Ihr diese halb lächerliche, halb traurige Duodezerei? Die Steuerräte, Obersteuerräte, Rentamtsaspiranten, Kassemännchen-Hofkonditoren? Diese Vererbungsketten, Familienämtchen Ordensglückseligkeiten? Ich schreibe meine Anmerkungen in einer „kleinen Residenz". Hier gibt es noch eine gottgewollte Staffelung, eine Hutlüpfungsgradation, eine angeborene Daseinssicherheit. Alles ist konservativ. Nicht alles ist politisch konservativ. Aber die Wirtschaftsrationierung ist so, wie sie ist seit den Urvätern. Der Sohn des Steißtrommlers wird Oberlehrer, der Richtersohn wird Richter, der Majorssohn Leutnant. Majorate sorgen für Vermögensbindung, Behörden für genaue Innehaltung des Aemtererbganges. So ist es, mehr oder weniger, in allen Bundesstaaten. Es sind große Familienstiftungen. Man wird geboren, lebt, heiratet, zeugt; alles mit Daseinsgewißheit. Partikulärgebilde mildern den Wirtschaftskampf der „Eingesessenen". Sie sind Stammbewahrer. Daran nun wird gerüttelt: Die Gemütlichkeit hört auf. Das Reich bläst, und sie wirbeln durcheinander.

*

Fragte mich ein Regierungsrat: „Ja, mein Lieber, wie denken Sie sich das, ein Sozialdemokrat Landrat? Unmöglich! Die Welt stünde Kopf!" Das ist es, Herrschaften! Es ist nicht Arterhaltung, Eigenkulturbewahrung, Fahnenwacht und dergleichen. Das ist es nicht. Es ist die Angst vor dem neuen Blut, das an die Krippe drängt. An die schön geordneten, bereitgehaltenen Krippen, in denen das bequeme Futter glänzt. An die Brunnen, aus denen dünn, aber sicher und stetig die Gehälter rinnen und nach den Gehältern die Pensionen. Es ist dieser ganze Wirtschafts- und Einkommens-Konservativismus. Wie schön, wie gemütlich war es in jenen Nachtwächterzeiten, in der Beschaulichkeit des begrenzten Arbeitspensums! Das ist vorüber. Die Reichszeit ist angebrochen. Mächtig jagt und brüllt das Blut des Reiches durch die Familienkanäle. Neue Menschen, neue Schichten kommen auf. Es geht an die teure, süße Gewohnheit, an den Standesturm, an Protektionen, an diesen furchtbaren Kram und Staub einer gemütvoll-brutalen Zeit.

Das Reich will Tüchtigkeit, Verdienste, kühne Kraft anerkennen. Von oben weht ein kühler Wind in die warmen Stuben. Die Herren „Bundesbrüder" aller Sorten müssen sich mit dem Proleten messen. Der Prolet will auf Richterstühle steigen, Staatsanwalt, Landrat und Regierungsassessor werden. Es ist eine Wende angebrochen. Das Reich ist grausam, das Reich ist gerecht. An die Arbeit, Ihr Sinekuristen! Schuftet wie Andre, denn die Konkurrenz ist gewaltig!

Antworten

M. J. Sie wissen, wie oft mich Ihre Ratekunst überrascht hat. Sie sind nach wenigen Wochen auf Germanicus gekommen, sind Johannes Fischart schon bedenklich nah auf den Leib gerückt, haben Lorarius aufgedeckt, bevor er selber es tat: aber die Nuß, die ich Ihnen hiermit reichen werde, die knacken Sie nicht, die nicht! „Kräftige Kost lobt sich der Kriegersmann auch in der Kunst. Er fällt hinfort nicht mehr herein auf die ‚Kunst', die aus Kneipen kommt und uns im Caféhaus angerührt wird. Kalt läßt ihn alles Mürbe und Gemachte, erbärmlich ist ihm alles Gekünstelte. Die gewaltigen Erlebnisse im Felde haben uns Soldaten die Augen geöffnet, haben uns das Wesentliche erscheinen lassen, haben uns lieben gelehrt alles Gesunde, Ursprüngliche, Frische." Und nun wird als Flügelmann eines „Häufleins prächtiger Kerle, echter, rechter Dichtersleut, die uns Soldaten aus der Seele zu sprechen wissen, und denen wir über den Krieg hinaus Liebe und Anhänglichkeit bewahren werden" — wer genannt? Ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen, denn ich sehe ja, wie Sie sich nutzlos quälen: der gesunde, ursprüngliche, frische, prächtige, echte, rechte Dichtersmann, der die Granaten zwischen die engelguten Sterne fliegen und diese sich dazu ganz liebe silberweiße Kindergebetlein ausdenken läßt — also nun wissen Sie es, jawohl, er und kein Andrer ist es: Märchen Jungnickel.

Theaterbesucher. Wenn ich mich schon am Pfingstsonnabend unter dem fressenden Feuer, das vom Himmel fällt, ins Theater schleppe, so will ich wenigstens nicht schlechter dran sein als Sie, nämlich ohne jeden Gedanken an eine kritische Arbeit, die hinterher zu leisten wäre, meine reine Freude an den erstaunlich ausgebildeten Wadenmuskeln einer Tänzerin des ‚Ballets Charell' haben. Was dagegen ihre obern Extremitäten betrifft — Gott, wie transpiriert sie! Und überhaupt bin ich für diese Kunstgattung nicht bieschlagen genug. Und für Ludwig Kainers Kostümentwürfe ist Julie Elias zuständig. Ich Aermster weiß höchstens, daß Mozart zu keiner Zeit seines Lebens so ausgesehen haben kann wie Herr Gustaf Bergman. Aber mein alter Julius Lieban ist und bleibt ein richtig „unverwüstlicher" Spaßmacher als der ‚Schauspieldirektor', der teils vor unsern Augen den Text der ‚Zauberflöte' verfaßt, teils den Damen Lola Artôt de Padilla und Carin Gillberg-Gade Gelegenheit gibt, ihren schönen Primadonnennamen so lange mehr oder minder Ehre zu machen, bis ein, gottseidank nur einstöckiger, Probebau des dreistöckigen ‚Dreimäderlhauses' dasteht. Ort der Tat: das Lessing-Theater, dessen Akustik den singenden und springenden Künsten besser als den sprechenden frommen würde. Auch diese hätten wahrscheinlich Nutzen davon, daß Barnowsky sich wieder auf Eine Bühne beschränkte. In der Beschränkung war er ein kleiner Meister. Je mehr er seine Kraft überspannt, desto belangloser wird er für das berliner Theater.

Erich Z. Selbstverständlich haben auch Sie . . . Es war ja wohl schwer, von so leuchtenden Worten nicht ins Auge getroffen zu werden.

„Ob Herrn Herron der Wortlaut des ‚Daily Mail'-Berichtes vor dessen Veröffentlichung vorgelegen, und ob er den Text gutgeheißen hat, können wir nicht wissen. Die gewöhnlichste politische Anstandspflicht hätte es erfordert, daß er in einer so wichtigen Angelegenheit sich auf diese Weise vergewissert hätte, ob die Unterredung auch tatsächlich richtig wiedergegeben wurde." Wer ist Die, deren Gram so voll Emphase tönt? Welche Zeitung wacht über die gewöhnlichsten politischen Anstandspflichten jeweils in der Pause zwischen zwei Gelegenheiten, die sie gewissenhaft wahrnimmt, um sich die ungewöhnlichsten journalistischen Unanständigkeiten zu leisten? Es ist dieselbe Zeitung, die aus einer Unterredung des Reporters Professor Stein mit einem ukrainischen Delegierten kalter Hand „einen Extrakt gemacht und einen Sinn hineinpraktiziert" hat, der dem wahren Sinn entgegengesetzt war. Diese Zeitung kündigt alle drei Tage aus „Sensationslüsternheit" gewaltige Ereignisse an, die nie eintreten, bauscht Harmlosigkeiten auf und beunruhigt dadurch die Bevölkerung und verläßt sich unverzagt auf das schlechte Gedächtnis ihrer Leser, die bei einer heuchlerischen Denunziation amerikanischer Gepflogenheiten gewiß nicht höhnisch ausrufen werden: Und du selber, alte ehrliche, einstmals ehrliche Tante Voß? Arbeitest du nicht — ja, du arbeitest seit Kriegsbeginn nach dem Rezept jenes jungen oxforder Redakteurs, der in der Geschichte der Presse berühmt geworden ist durch seinen Abschiedsgruß an die Leserschaft. Dieser lautete folgendermaßen: „Wir haben es nie unterlassen, einzutreten für Das, was uns recht erschien, wenn wir überzeugt waren, daß die öffentliche Meinung hinter uns stand. Wir haben immer gegen Unrecht protestiert, wenn wir sahen, daß es unbeliebt war. Wir haben immer die Wahrheit gesagt, wenn wir die Tatsachen wußten, aber wir sind nie vor der Unwahrheit zurückgeschreckt, wenn wir überzeugt waren, daß diese mehr Glauben finden würde. Wir haben uns nie die Mühe gegeben, unsern Lesern etwas zu beweisen, wenn wir überzeugt waren, auf ihren Glauben an unsre Beziehungen rechnen zu können, und wir haben nie Dankbarkeit erwartet, wenn persönliche Eitelkeit einen sicherern Weg zu unserm Glück und Erfolge bildete."

Gustav L. Man liest mancherlei; und wäre täglich und stündlich in Gefahr, ein bißchen verrückt zu werden vor Ekel, Wut und Verachtung, wenn man nicht im Laufe der Zeit, und besonders der Kriegszeit, eine ansehnliche Fähigkeit erworben hätte, drüber hinwegzulesen. Doch warum heftet sich mein Blick auf jene Stelle? Da heißt es: „Gerhard Hauptmann, Nobelpreisträger, allgemein nach innen und außen als einer der ersten deutschen Dichter betrachtet, als Repräsentant aufgestellt, schrieb ein Prosabuch. Sein Ruhm kam von dem Theater, die Zeit wird lebhaft daran ändern. Es bleibt, auch heute schon zu sagen, sicher, wenn auch kein ernster Dichter, so eine Persönlichkeit von grundlegender Bedeutung in der naturalistischen Entwicklung . . . " Stünde der Name des Kritikers nicht am Anfang: man riete auf einen gigantischen Schmock. Von den versteckten Sprachdummheiten abgesehen: Gerhard mit d; nach innen und außen betrachtet; einer der ersten . . . ; die falschen Imperfekta; die Zeit, die lebhaft daran ändern wird; der eingeklemmte Infinitiv; Hauptmann, wenn auch kein ernster Dichter, so — huldvoll klopft Rhadamanthys ihm auf die Schulter — eine Persönlichkeit: man hält für möglich, daß jemand in kaum sechs Zeilen erfolgreicher mit dem Abhub der Zeilenschinder wetteifert. Aber was am schrecklichsten ist: der Autor ist hier einmal gelobt und — ich

fürchte; und wage nur nicht nachzusehen — sogar gedruckt worden. Empfindliche Leser mögen in dem Halbjahrsband die Seiten zusammenkleben. Sie finden sie, wenn sie im Sach- und Autorenregister den — so nennt ihn sein Clan — den „Führer der Expressionisten“ suchen: Kasimir Edschmid.

Teut. Immer mal wieder stehen in den ‚Alldeutschen Blättern‘ ein paar vernünftige und deutsche Sätze. Man stutzt. Aber sofort erkennt man: es sind Zitate aus meinem Blatt. Diese Sprache zu zitieren, ist schon fast Selbstmord einer Redaktion, die so wenig deutsch kann, daß sie sich fälschlich Schriftleitung nennt, und die auch sonst nicht viel kann. Zum Beispiel kann sie „Herrn Siegfried Jacobsohn wirklich nicht das Recht zuerkennen, sich um deutsche Volksangelegenheiten zu kümmern; das möge er Männern überlassen, die nicht nur dem deutschen Staats- bez. Reichsverbande angehören, sondern dem deutschen Volkskörper“. Ich weiß nun zwar nicht, was bez. ist und will es beileibe niemals erfahren. Aber von einem christlichen Reichstagsabgeordneten las ich kürzlich den Satz: „Nach unsrer Ansicht bestimmt nicht die Abstammung oder die Religion, sondern die gesamte Kulturzugehörigkeit die Nationalität. Deshalb ist der deutsche Jude Deutscher, der französische Franzose, der englische Engländer.“ Und da den Deutschen jüdischer Konfession von jeher erlaubt worden ist, für Deutschland zu sterben, so ist zu befürchten, daß sie bei Lebzeiten an dem Recht festhalten werden, sich um deutsche Volksangelegenheiten zu kümmern, selbst wenn die Alldeutschen in ihrem Verbandsorgan solches Recht ihnen „wirklich nicht“ zuerkennen können. Diese unsre Hartnäckigkeit ist gewiß unerfreulich für die ‚Alldeutschen Blätter‘. Aber den Schmerz des Mißerfolgs möge ihnen die Macht der Gewohnheit abstumpfen: das Meiste, was in Deutschland geschieht, geschieht ja, ohne daß sie es gutheißen — oder warum krakeelt durch ihre Spalten diese ergreifende Dauerverzweiflung? —; und was sie ausnahmsweise einmal gutheißen, das erweist sich über kurz oder lang unfehlbar als schädlich für Deutschland. Der Alldeutsche Verband verdankt seine Existenz bekanntlich dem Kummer über die Hergabe Sansibars gegen Helgoland, und diese Stufe politischer Weisheit ist seinen Lenkern ein so wohnlicher Aufenthalt, daß sie sie nicht einmal um die Welt, die sie erobern wollen, mit einer höhern vertauschen würden. Ich weiß zwar immer noch nicht, was bez. ist. Aber gesetzt, ich gehörte dem deutschen Staats- bez. Reichsverbande nicht zu und erwürbe die Zugehörigkeit nur, indem ich mich auf die Lehren der ‚Alldeutschen Blätter‘ vereidigen ließe: ich wäre imstande und bliebe für den Rest meines Daseins knoblauchduftend in meinem Ghetto derselbe Hosenknopf, als den diese Herrschaften anno dazumal die Insel Helgoland gekennzeichnet haben.

Rekonvaleszentin. Die vier Vorlesungen von Karl Kraus hätten Sie sicherlich ganz gesund gemacht. Zu Ihrem Trost: es werden nicht die letzten gewesen sein. Der Erfolg ist zuverlässiger als in der spontanen Meinungsäußerung der Zuschauerreihen in dem Haufen von Briefen ausgedrückt, die hinterher auf mich niedergegangen sind. Darin gibts, wie gewöhnlich vor Erscheinungen ersten Ranges, keine Mitteltöne: es gibt nur Verdammung und Seligsprechung. In genauem Wechsel wird Peitsche und Zuckerbrot verabfolgt; und der Empfehler kriegt immer sein Teil davon ab. Ich könnte Seiten mit den lustigsten Gegenüberstellungen füllen; aber ich glaube: eine tuts auch.

Ich gehörte auch zu den Leuten, die nicht wußten, zu welcher Vorlesung von Karl Kraus sie gehen sollten. Da las ich Ihre ‚Antwort', besorgte mir Karten für alle vier Vorlesungen, und — es war ein Ereignis, das für meine Entwicklung nicht ohne Bedeutung sein wird. Aus einer wahrhaft großartigen Mischung von Gefühl und Verstand stammt diese überragende, universale Vortragskunst. Wenn er nicht so ganz Karl Kraus wäre, besäße er: Wegeners Insichabgeschlossensein, Pallenbergs Spiel mit Worten und Gedanken, Moissis Beseeltheit, Bassermanns Vielgestaltigkeit, die Schärfe von Werner Krauß, die Ironie von Alfred Abel und nicht zuletzt Kayßlers innige Feinheit. Ihnen für dieses Erlebnis zu danken, konnte ich nicht unterlassen. Wenn Sie nichts weiter geleistet hätten als die heiße Verehrung für Karl Kraus: es wäre genug!

Dafür mein Gewand verkaufen? Im Gegenteil: man kann sein Geld viel besser anlegen. Weil Kraus im ‚Hannele' mit einem halben Dutzend Stimmen operieren konnte oder mußte, merkte man da noch weniger, wie wenig er über Sprechkunst verfügt als bei seinen eigenen Sachen. Er versteht garnicht, zu durchgeistigen oder zu beseelen. Beispielsweise der Nachruf auf den toten Hund war gesprochen wie die Leichenrede eines Dorfpastors beim Tod des Kriegervereinsvorsitzenden. Ebenso war der Schrei zu Gott ein eintöniges Geheul, ohne jede Differenzierung. Bei allem andern mußte man sich direkt zusammenreißen, wenn man folgen wollte, so wenig vermochte die Sprecherei zu fesseln. Dazu brauchen wir in Berlin Herrn Kraus nicht. Wir haben hier jede Woche bessere Sprechkünstler. Wenn er nichts weiter will, als sich selbst geistig und persönlich zeigen: na schön. Was darüber ist, ist vom Uebel.

Das sind meine Prosaiker. Aus den Verskünstlern greife ich den sechzehnjährigen Gymnasiasten Heinrich S. heraus, der mit einer Art Terzinen beginnt, dann aber hingerissen wird, den Rhythmus aufzulösen. Nicht einmal allzu kindlich singt er seinen gerührten

Dank an Karl Kraus

Wie lange wärmt und leuchtet noch das Feuer,
das deine Fackel in uns angefacht?
Vier Tage Licht — und nun ist wieder Nacht.
Licht, kehr' zurück! Die Nacht ist schwarz und ungeheuer.

O Glanz der bessern Welt, den du gebracht!
Wir wahren uns Erinnerung mit scheuer
Liebe, als an ein süßes Abenteuer,
das nie zuvor ein Traum gedacht.

Dein Licht erlosch, dein Wort verklang! Wie bang und schwer
werden wir nun die lange Nacht durchwachen,
die deinem Donner, deiner Milde wir gelauscht,
willig nach deinem Wort und Wink vertauscht
den heiligen Ernst mit dem unheilig-heiligen Lachen . . .

Du weißer Engel auf dem roten Meer.

Also zu Ihrem Trost: wenn alles klappt, kehrt der Engel im Herbst zurück. Und inzwischen lesen Sie die neuen Programmstücke der versäumten vier Vorlesungen in der nächsten ‚Fackel'.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14 Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Notizbuch von Germanicus

Als kürzlich der Staatssekretär v. Kühlmann vor der Berliner Handelskammer über den rumänischen Frieden sprach, amüsierte er die beachtenswerte Versammlung mit der Verlesung der Postkarte eines tapfern Anonymus, der ihm ohne besondere Hochachtung mitgeteilt hatte, daß einen Frieden wie den Bukarester jeder Schuster hätte schließen können. Es würde nicht lohnen, an solche Episode zu erinnern, und sicherlich hätte auch Herr v. Kühlmann die Karte dem Papierkorb kaum entzogen, wenn die Aufgeregtheit des Schreibers nicht immerhin typisch wäre für eine bestimmte Gattung von politischen Eiferern, die Machtpolitik zu treiben glauben, wenn sie das Maul so weit wie möglich aufreißen und der Welt dauernd mitteilen, daß die deutschen Staatsmänner Trottel seien. Täglich findet man in der sogenannten politischen Presse ungezählte Beispiele für solche verhängnisvolle Art der deutschen Ideologie, die man wohl besser fanatisiertes Spießertum nennt. So schreibt der Freiherr von Grotthusz im ‚Türmer', einem Blatt, das zwar keinerlei Bedeutung hat, aber grade darum von angeblich gebildeten Lesern genossen wird: „Die nächste Pflicht des Grafen Hertling wäre, für einen seiner Aufgabe gewachsenen Nachfolger Herrn v. Kühlmanns zu sorgen. Denn daß dieser Herr mit seiner Leporelloliste politischer Versagungen (man denke nur an Brest-Litowsk und die Friedensverhandlungen mit Rumänien, überhaupt seine Rolle als Junger Mann des Grafen Czernin) eine politische Unmöglichkeit, ein ärgerlicher Druck auf den Siegeswillen unsres Volkes ist, unterliegt doch wohl keinem Zweifel mehr. Eine der letzten Säulen, an die sich die Hoffnung unsrer Feinde klammert, was aber nichts Geringeres bedeutet und tatsächlich schon bedeutet hat als Kriegsverlängerung. Keine Krokodilstränen werden ihm nur nachweinen Herr Erzberger, der dann unter anderm nicht mehr in der Lage wäre, einzelne Esten und Litauer gegen einen Anschluß an das Deutsche Reich auszuspielen, das Berliner Tageblatt, der Vorwärts und die Frankfurter Zeitung. Kein aufrechter Deutscher, außer diesen Kreisen, nimmt ja Herrn v. Kühlmann politisch noch ernst. Unsre Feinde zwar setzen allerhand Hoffnungen auf ihn, aber ernst nehmen sie ihn noch weniger als wir."

Man muß leider sagen, daß Deutschland zur Zeit an Hysterikern solches alkoholdurchdunsteten Sadismus nicht arm ist. Es läßt sich aber kaum leugnen, daß derartige Exaltationen mit dem, was das politische Geschäft verlangt, so gut wie garnichts zu tun haben. Mit pathetischer Kannegießerei läßt sich verteufelt wenig erreichen. Es ist vielleicht reizvoll, der Welt vom Stillen Ozean bis zum Atlantic ein Siegesdiktat aufzuerlegen; nur: es geht leider nicht. Und so bleibt schon nichts andres übrig, als die Wünsche fein säuberlich an dem Maßstab des Möglichen zu messen und auch dem besiegten Gegner nicht mehr zuzumuten, als er tragen

kann. Solch Geheimnis einer auch für die Zukunft geltenden Politik hat der Friede von Bukarest erkannt; jedes Mehr wäre Gefährdung des Werkes gewesen, ja, fast möchte uns scheinen, als wenn die Belastung der rumänischen Tragfähigkeit durch den Bukarester Frieden schon um ein Kleines überspannt worden ist. Es ist herrlich leicht zu sagen und klingt wahrhaft glorreich, wenn Herr Georg Bernhard mit der Weisheit, die ihn auszeichnet, verlangt, daß aus „jedem einzelnen Vertrage schon der große politische Gesamtplan erkennbar sein muß, den sich ein Staatsmann für den Zukunftskurs seines Vaterlandes ausgedacht hat". Es ist vielleicht weniger genial, aber darum vorsichtiger, wenn der Staatsmann, grade umgekehrt, möglichst zu verdecken sucht, wohin er die Firma, die er vertritt, zu steuern gedenkt. Im übrigen haben wir hier schon des öftern gesagt: Die angebliche Prophetie, die das Schicksal für Jahrhunderte vorauswittert, ist meistens nachträglich in die Tat des Augenblicks hineingeheimnißt worden. Wenn der rumänische Friede für die Jahrzehnte, die er in seinen Abmachungen vorsieht, durchhält, und wenn während dieser Zeitspanne Deutschland das gewinnt, was diese Verträge aus Rumänien herausholen wollen, so wird kein noch so weitblickender politischer Reporter Herrn Kühlmann der Schusterei bezichtigen können. Wenn, nebenbei bemerkt, der Direktor der Vossischen Zeitung sich teilnahmsvoll danach erkundigt, wie denn nun, wenn einst der Unterhändler des Gesamtfriedens auf einem berliner Bahnhof dem Zug entsteigt, der Empfang über den, der Herrn Kühlmann bereitet worden ist, noch hinausgehen soll, so möchten wir ihm verraten, daß bereits vorgesehen ist, für diesen Fall den Direktor der Vossischen Zeitung auf dem Perron aufzustellen. Er soll dann in der rechten Hand die Blumen tragen, die ihm vom Fürsten Bülow ins Haus gesandt worden sind; vorausgesetzt, daß diese Dokumente feinstgesponnener Hintertreppenpolitik dann nicht bereits gar zu verstaubt sind.

*

Die ‚Kreuzzeitung' tobt, weil der ‚Vorwärts' gewagt hat, die Ablehnung des gleichen Wahlrechts in einen gewissen Zusammenhang mit der Verkürzung der Brotration zu bringen. Der ‚Vorwärts' stellt daraufhin fest, daß der Arbeiter sozusagen, wie man vielleicht nicht überall weiß und vielleicht nicht wissen möchte, auch einer von jenen Menschen ist, die nicht von Brot allein leben. Der ‚Vorwärts' vermißt in der Politik dieser Tage die große führende Idee; er scheint zu glauben, daß diese Idee so etwas wie die Befreiung des Menschen, zum mindesten von mancherlei törichten und kleinlichen Hemmungen, Schikanen und Bosheiten sei. Wir meinen, daß der ‚Vorwärts' ganz überflüssigerweise sich entschuldigt, und daß umgekehrt die Wut der ‚Kreuzzeitung' durchaus begreiflich ist. Tatsächlich sind die Beziehungen zwischen der Verweigerung des Wahlrechts und der Kürzung der Brotration garnicht so unmaterieller Art. Zwar für den eigentlichen Vorgang wollen wir die

Agrarier gewiß nicht verantwortlich machen. Daran dürften die Engländer immerhin mehr schuld sein. Aber darüber hinaus, so möchte uns dünken, bedeutet die Entrechtung des preußischen Volkes tatsächlich eine Sicherung des Brotes der Andern. Und wenn die Konservativen auch noch so sehr ihr Gewissen (welches bekanntlich vom Magen nicht ganz unbeeinflußt zu sein pflegt) zum Panier erheben, so darf man wohl sagen, daß die Gefahren, die ihnen aus einem neugeordneten Abgeordnetenhaus für den Steuersäckel und für die zahllosen Sicherungen ihres bisherigen ungestörten Daseins drohen, nicht ganz nebensächlich sind. Dafür ist die Aufregung, die den Herren um Heydebrand durch den Mehrheitsvorschlag einer direkten Reichssteuer zugefügt worden ist, überaus kennzeichnend.

*

Auch die Tägliche Rundschau kämpft bekanntlich mit der Mimik eines Löwen gegen die Wahlrechtsvorlage der Regierung. In ihrer Verzweiflung hat sie sich jetzt zum Sturmgesellen des Klerikalismus gemacht. In einem erregten Aufsatz, der sich mit den vom Zentrum beantragten Sicherungen befaßt, läßt sie einen (so sagt sie wenigstens) Vertreter des hohen Klerus verraten, daß „zwischen dem Herrn Kardinal von Hartmann und Doktor Porsch ein Briefwechsel stattgefunden hat, der damit seinen Abschluß fand, daß der Herr Kardinal klar zum Ausdruck brachte, daß er die von ihm geäußerten Bedenken durch Herrn Porsch nicht als ausgeräumt betrachten könne". Die Tägliche Rundschau, die bis vor kurzem das Schimpforgan des Evangelischen Bundes gewesen ist, und die sich nicht wohl fühlte, wenn sie nicht wenigstens zum Frühstück einige Kapläne verspeisen konnte, plötzlich über Nacht zum Steckenpferdreiter des Episkopates geworden zu sehen: das ist ohne Zweifel ein Beitrag zu der politischen Moralität, von der man leicht befallen wird, wenn man sich schämt, nackte Interessenpolitik zu betreiben. Das gleiche Wahlrecht freilich wird sich beglückwünschen können, wenn derartige Tricks bereits notwendig sind, um es im letzten Augenblick noch zum Entgleisen zu bringen.

*

Die Engländer nisten sich in Persien ein. Wenn man weiß, wie heftig und wie gerissen Rußland und England jahrelang um das erweiterte indische Glacis gekämpft haben, wird man verstehen, daß hellsichtige Freunde des britischen Imperiums den durch Deutschland besorgten Zusammenbruch Rußlands als kostbaren Vorteil Englands buchen. Daß unter solchen Umständen England glücklich wäre, wenn die verschiedenen östlichen Friedensschlüsse uns bei den beteiligten Völkern möglichst verhaßt machten, leuchtet vielleicht selbst Denen ein, die in der Schusterei der Traktate von Brest und Bukarest den Zukunftsplan nicht vermissen. Wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß mancherlei in diesen Verträgen noch anders geworden wäre, wenn zur Zeit und sonderlich bei uns die Politik die ihr gebührende Selbständigkeit hätte.

Reimar Hobbing von Johannes Fischart

Vom Tiergarten steuert in flinker, eleganter Fahrt ein Coupé auf die stille und vornehme Voßstraße zu. Das Pferd, das in leichtem Schritt den diskret grün ausgeschlagenen Wagen zieht, ist auffallend sorgsam gepflegt. Unwillkürlich lenkt es die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich. Vor dem Hause 35, dem Preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, öffnet sich schnell die Tür des Wagens. Eine stattliche Erscheinung, ein Herr in den besten Jahren, etwas über die Mitte der vierziger, springt aufs Pflaster. Er ist von kräftigem Wuchs und hat ein gesundes Aussehen. In jeder Bewegung macht er den Eindruck Eines, der, selbstbewußt, ohne Ueberhebung, wohl zu leben weiß: Reimar Hobbing.

Von ihm ist in der letzten Zeit viel die Rede gewesen. Am Zeitungshimmel, an dem, fast konkurrenzlos, Mosse, Ullstein und Scherl, vielleicht noch der Verlag der Deutschen Tageszeitung strahlten, ist aus dem Orionnebel ein neuer Stern hervorgegangen, der allmählich heller zu leuchten beginnt. Natürlich handelt sichs auch hier um ein Großunternehmen, das sich keineswegs bloß auf das Zeitungsgeschäft beschränkt. Buchverlag, Zeitung und Reklame vereinigen sich zu einer Trivität, die Millionenerträge abzuwerfen verspricht.

Hobbing ist gelernter Buchhändler. Ehedem war er, nach den üblichen Lehrjahren, beim Norddeutschen Lloyd, so vor zehn, zwölf, dreizehn Jahren, arbeitete dort im Propaganda-Büro und leitete unter anderm verschiedene Zeitschriften, die vom Lloyd selbst oder unter seinem heimlichen Protektorat herausgegeben wurden. Rührig, geschickt und gewandt war schon damals der Mann und seine Tätigkeit. Eine gute Allgemeinbildung hatte er sich allmählich angeeignet, die weit über das hinausgeht, was man beim Durchschnitts-Buchhändler voraussetzt. Und dann besaß er Eins, was man mitbekommen haben muß, um im Leben erfolgreich zu sein: den spürenden Blick und Ideen. Das Kapital, das Kapitälchen dividiert durch zwei, vier, fünf, mit dem er, selbständig werdend, in Berlin anfing, war gradezu lächerlich klein. Heute ist er, nach einem Dezennium, Millionär und hat sich bereits ein schönes Gut im entferntern Weichbild der Reichshauptstadt zugelegt.

Ja, wie fing ers an? Mit einem Generalanzeiger, einer Inseratenplantage voll wimmelnder kleinen und kleinsten Anzeigen? Keine Spur. Oder mit einem riesigen, amerikanischen Reklamerummel? Auch nicht. Er senkte, in einer abgelegenen Straße Berlins SW, das Senfkorn in die Erde, das sich allmählich, und dann mit einem Male, während des Krieges, über Nacht zu einer orientalisch üppigen Pflanze entwickeln sollte. Also Kriegsgewinnler? Ja und nein, wie man will. Er war, halb aus Neigung, halb aus geschäftlichem Instinkt, von jeher ein konservativer, ein stramm königstreuer Mann gewesen. Daran hat auch die

freie, republikanische Luft der Hansestadt Bremen nichts zu ändern vermocht. So, innerlich politisch gefestigt, kam er nach Berlin und gab hier jahrelang die Konservative Monatsschrift heraus. Finanziell war gewiß nicht viel damit zu machen. Aber Hobbing verzagte nicht. Zaudernd verlegte er auch dieses und jenes Schriftwerk konservativer Tendenz und bekam, was er vor allem suchte, so nach und nach Anschluß an die führenden, an die regierenden Kreise. Amtliche Aufträge begannen hereinzusickern. Im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, unter der Aegide des Ministers von Breitenbach, ward er bald ein gern gesehener Gast, und von dieser Behörde, dem größten Staatsbetriebe und Arbeitgeber der Welt, war, das leuchtete ihm ein, eine Menge herauszuholen. Er täuschte sich nicht. Er schlug dem Minister ein großes Werk über die deutschen Eisenbahnen vor und erbat die Hilfe des amtlichen Apparats. Und richtig, alles ward ihm bereitwilligst zugestanden: amtliches Material in Hülle und Fülle, Zahlen und Statistiken in endlosen Reihen, Einsichtnahme in die Akten und, nicht zuletzt, auch die nötigen eisenbahnwissenschaftlichen Mitarbeiter. Damit war ihm auch ein weiter Abnahmekreis gesichert: alle die einzelnen Eisenbahnbehörden des In- und Auslands, die Universitäten und Hochschulen, die öffentlichen Bibliotheken undsoweiter. Der Erfolg blieb nicht aus. Reimar Hobbing begann bekannt und von den Aemtern geschätzt zu werden. Herr von Breitenbach rühmte im Reichstage später sein Werk, das Aufsehen erregt und für die deutschen Eisenbahnen gradezu Reklame gemacht habe.

Die Segel seiner Hoffnungen strafften sich. Er stach zu kühner Fahrt von neuem in See. Diesmal, schon zu Beginn des Weltkrieges, griff er auf einen Autor zurück, der in schwerer Stunde der Not und Gefahr den Deutschen ein leuchtender Heros erschien: auf Friedrich den Großen. Auf der Internationalen Buchgewerbeausstellung zu Leipzig hatte die Sonderausstellung der Bibliothek des kaiserlichen Hauses mit ihrem Juwel, den Büchern des alten Fritz und seinen eigenen Schriften in den alten Originalausgaben, wohl das meiste Interesse hervorgerufen. Hatte sich Hobbing dorther die Anregung zu seinem neuen Verlagsunternehmen geholt? Mag sein. Kurz: er brachte Friedrichs literarisches Lebenswerk in drei verschiedenen Ausgaben auf den Markt. Die große Ausgabe umfaßte sämtliche Werke und Briefe in deutscher Uebersetzung mit den künstlerisch reizvollsten Illustrationen Adolph Menzels. Auf feinstem weißen Papier waren diese zwölf Foliobände in mattblauem Umschlage — man beachte: von der Reichsdruckerei hergestellt; eine zweibändige Volksausgabe, die eine vortreffliche Auswahl brachte, in prunkend rotem Kleide reihte sich an; eine kostbar ausgestattete Biographie des Hohenzollern-Philosophen beschloß den Reigen. Auch hier war die Abnehmerschaft bis in die höchsten und allerhöchsten Kreise gesichert. Ein Bombenerfolg. Ein andrer deutscher Heros lockte: Bismarck. Aber die Auswahl des Autors war nicht ebenso glücklich. Der Professor

der Geschichte an der Universität Berlin, Geheimer Regierungsrat Doktor Dietrich Schäfer, schrieb eine (ziemlich oberflächliche) Lebensdarstellung des eisernen Kanzlers, und Arthur Kampf steuerte einige Textzeichnungen, geschmackvolle Skizzen bei. Die ‚Aufmachung' blendete auch hier, nur der Inhalt enttäuschte dieses Mal. Nach dem ersten meldete sich der fünfte Kanzler: Fürst Bülow. Zur rechten Zeit glaubte er, während Herrn von Bethmann Hollwegs Regierungskurs schwankte, die öffentliche Meinung auf sich lenken zu sollen, und er gab, als das lärmende Toben der Alldeutschen und Konservativen weit und breit widerhallte, in deutlicher Annäherung an die einst von ihm geschmähte Rechte seine Abhandlung über die ‚Deutsche Politik' als Buch heraus. Ein neuer, fast unerwarteter buchhändlerischer Erfolg. Eine Auflage folgte der andern, und die Reklame machte sich selbst auf den Litfaßsäulen breit. Nach Bülow meldete sich sein langjähriger verschmitzter Mitarbeiter, Herr Otto Hammann, Leiter der Presse-Abteilung des Auswärtigen Amtes und der Reichskanzlei, und gab, ebenfalls bei Reimar Hobbing, seine Memoiren, unter dem Titel ‚Der neue Kurs', heraus. Wohlweislich aber schonte er, der Schlaue, die Lebenden, rechnete zwar mit Herrn von Holstein ab, dem einst so gefürchteten und gehaßten Lindwurm in der Höhle des Auswärtigen Amtes, machte aber um Herrn von Bülows Kanzlerperiode selbst einen weiten Umweg und riß den Faden seiner episodenhaften Erzählung dort ab, wo sie noch interessanter hätte werden können. Selbst dieses Verlagswerk verspricht, wenn auch kleinern Umfangs, mannigfaltige Früchte. Ein neues, ganz großes ist im Werden. Nur ungefähr kann ich sein Wesen umschreiben. Es ist ein volkswirtschaftlich-statistisches Werk über das gesamte deutsche Wirtschaftsleben. Wiederum, wie in der Darstellung der deutschen Eisenbahnen, ist Hobbing alles nur gewünschte amtliche Material zur Verfügung gestellt worden, das ein umfangreicher Stab meist amtlicher Helfer verarbeiten soll. Zwischendurch hat ihm das Kriegsernährungsamt, schon unter Herrn von Batocki, alle seine Publikationen übertragen, und man erinnert sich, daß jenes populäre Aufklärungsbüchlein über die staatliche Lebensmittelpolitik in einer Auflage von zwei Millionen, bei der allgemeinen großen Papierknappheit, starken Widerspruch in Parlament und Presse hervorgerufen hat. Und so gibt es noch viele Aufträge, die der Firma Hobbing amtlich, gleich einer zunehmenden Lawine, geworden sind und, ununterbrochen, fast täglich noch werden.

Damit rückte er in eine Monopolstellung ein, die nachgrade bedenklich zu werden droht. Als ihm das Eisenbahnministerium schließlich auch noch das Reklamemonopol für die sämtlichen Züge und Bahnhöfe zuwies, die Verträge mit den verschiedenen einzelnen Pächtern kurzerhand löste und ihm so ein gewaltiges Geschäft sicherte: da brach im Reichstag und im Abgeordnetenhaus, vor ein, zwei Monaten, ein Sturm los. Indessen: Herr von Breiten-

bach stellte sich aufrecht vor seinen Schützling, pries ihn als einen Mann von großer Umsicht, Energie und Geschicklichkeit, wies die Befürchtung, daß nun die Eisenbahnzüge mit lauter alldeutschen Schriften und Plakaten überschwemmt werden würden, als grundlos zurück und betonte, daß es Rechtseinwendungen gegen den bereits abgeschlossenen Vertrag nicht mehr gebe. Basta; und das Parlament mußte sich, grollend, damit bescheiden. Mußte? Reimar Hobbing triumphierte. Seine geistige Liierung mit den Konservativen und Alldeutschen und damit zugleich mit den Kreisen der Schwerindustrie, die wiederum in den großen Reise- und Verkehrsverbänden eine ihm freundliche Haltung eingenommen hatten, machte sich, von neuem, bezahlt.

Er hat, das muß ihm auch der politische und der geschäftliche Gegner zugestehen, einen neuen Typ im Verlagswesen geschaffen, den Typ des Risikolosen. Auf zweierlei Weise. Einmal hielt er sich grundsätzlich nur an ganz bewährte Autoren: Friedrich der Große, Bismarck, Bülow, Hammann und amtliche Stellen. Zum andern versicherte er sich von vorn herein der Unterstützung, wenn nicht direkter Mitarbeit der leitenden Aemter. Auf einer sichern Grundlage konnte er mit relativ mäßigen Preisen operieren. Aber ein schwerwiegender Einwand drängt sich doch dabei auf. Es geht, im Interesse der wissenschaftlichen Freiheit und Voraussetzungslosigkeit, nicht an, daß die Behörden Material und Mitarbeiter einem einzigen Herausgeber und Verleger zur Verfügung stellen und ihm auch auf dem rein wissenschaftlichen Gebiet eine Monopolstellung konzedieren. Damit geraten wir in eine wissenschaftlich nicht gefahrlose Einseitigkeit hinein, und der freie wissenschaftliche Wettbewerb wird ausgeschaltet.

Doch Reimar Hobbing ging noch einen Schritt weiter in dem Streben, eng an den Regierungsapparat angelehnt, sich neuer Monopolstellungen zu versichern. Herr von Bethmann Hollweg, der an seiner geschäftlichen Rührigkeit und an seiner allgemein-konservativen Gesinnung Gefallen fand, legte ihm nahe, das offiziöse Organ, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung zu übernehmen und dem modernen Geist anzupassen. Reimar Hobbing überlegte sich das nicht lange, da er dadurch noch fester den verschiedensten Aemtern verkettet würde. Er gedachte, das schwerfällig redigierte Blatt zwar als halbamtliche Zeitung weiterzuführen, ja sich sogar ein Nachrichtenmonopol, vor allem vom Auswärtigen Amte und von der Reichskanzlei zu sichern, es aber gleichzeitig zu einem großen Auslandsorgan, etwa nach Art der Kölnischen Zeitung, auszubauen, um den überragenden Auslandseinfluß des demokratischen Berliner Tageblatts und vielleicht auch der Frankfurter Zeitung zu brechen. Eine Zeitlang stockten die Verhandlungen, da, noch ehe es zwischen Regierung und Reimar Hobbing zu einer bestimmten Abmachung gekommen war, Herr von Bethmann Hollweg sein Amt verlassen mußte; und erst als Graf Hertling den Faden seines Vorgängers aufnahm, fing Hobbing dieses groß gedachte Projekt

zu verwirklichen an. Er sah sich in allen Parteilagern, selbst im Journalistenbiwak der Mehrheitssozialdemokratie, nach geeigneten Redakteuren und Mitarbeitern um, denn ihm schwebte auch eine Kombination des reinen Nachrichtendienstes mit der parteipolitisch in allen Farben schillernden Artikelschau des roten ‚Tag‘ vor, und alle, alle kamen, als er, mit seinen reichen Geldmitteln lockend, rief. Selbstverständlich rangierten auch hier die amtlichen Autoren an erster Stelle, die Aemter fütterten ihn mit Nachrichten und sorgten für die Verbreitung des Blattes, das vom ersten Januar dieses Jahres neugewandet erschien, in allen Amtsstuben oben und unten. Die Auflageziffer ist im Steigen, und noch kann man die Entwicklung nicht absehen. Doch schon heben die andern Zeitungen gegen das zunehmende Nachrichtenmonopol zu rebellieren an. Zunächst auf dem Wege der passiven Resistenz. Soll man täglich, morgens, mittags und abends, die amtlichen, halbamtlichen und „nichtamtlichen“ Nachrichten bloß immer aus der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung schöpfen, soll man, gleich dem Wolffschen Telegraphenbureau, das Blatt immer wieder und wieder zitieren und ihm so eine gradezu ungeheure Reklame in der gesamten in- und ausländischen Presse bereiten? Das kann, auf die Dauer, niemand verlangen. Und so hat allmählich, zunächst in den großen berliner Zeitungen, eine Boykottbewegung eingesetzt, die augenblicklich freilich noch keineswegs lückenlos ist, die aber doch eines Tages den regierenden Stellen peinlich werden wird. Dann wird man, zu spät, erkennen, daß die amtlichen Stellen, als Organ der Allgemeinheit, Regen und Sonnenschein völlig paritätisch auf alle Volksglieder zu verteilen haben und niemals einen Einzelnen, sichtbar oder unsichtbar, auf Kosten aller Andern bevorzugen dürfen. Der Selbstschutz der führenden berliner Blätter gegen Herrn Doktor Helfferich, den Vizekanzler und Staatssekretär des Innern, unseligen Angedenkens, als man seine große, stolze Etatsrede im Reichstag einfach den Lesern nicht mitteilte, sollte den Aemtern nicht ganz aus dem Gedächtnis geschwunden sein.

Reimar Hobbing denkt an diese Möglichkeit nicht, lacht vielleicht darüber, und wenn er die Aemter anschaut, in denen er einst antichambrierte, und deren Vertreter ihm jetzt selber das Haus einlaufen, so singt er, leise für sich hin, wohl mit Reinmar dem Alten, der also in einem seiner Botenlieder frohlockte: „Ich habe hunderttausend Herzen von Sorgen erlöst. Niemand ist (in den Aemtern) von Sorgen also weh, ich mache ihn wohlgemut. Ist er aber an Freuden so verzagt, daß er keiner Abhilfe begehrt, so kümmere ich mich nicht, ob er auch immer klagt. Höret, was ich zur Abhilfe tue, daß ich nicht mit Zauberei umgehe: Minnigliche Worte tue ich dazu, den besten Willen streiche ich dran, Tanzen und Singen muß ich haben, das Fünfte ist wonniglicher Trost: so kann ich den leidenden Siechen laben.“

So sang Reinmar der Alte im zwölften Jahrhundert. Und Männer und Frauen lauschten seinen Versen.

Tragik der Sprache von Hans Natonek

In Babel fing das Unheil an. Die Sprache, diese große Einheit um das Menschengeschlecht, spaltete sich, und die Menschen verstanden einander nicht mehr. Sie müssen schwer gefehlt haben, daß sie so gestraft wurden. Welch törichtes Beginnen, diese verlorene Einheit durch ein Surrogat, Esperanto, ersetzen zu wollen! Mit dem gleichen Recht könnte man sich unterfangen, einen Ersatz für das verlorene Paradies herzustellen.

*

Zeitungen sind die größten Konsumenten der Sprache; und das mit dem geringsten Effekt.

*

Tragik der Sprache: sie ist zweifellos bestimmt, die Welt zu erlösen, und erlebt doch jeden Tag von neuem ihr Babel.

*

Das Wort lädt eine ungeheure Verantwortung auf Die, die es gebrauchen; aber der Mensch erweist sich ihrer nicht würdig. Das Tier ist in der glücklichen Lage, von dieser Verantwortung nichts zu wissen.

*

Manchmal glaube ich, daß im Wort die letzten Geheimnisse des Lebens ruhen, und daß durch die Sprache eines Tages sich doch noch der Sinn des Daseins strahlend offenbaren wird. Dann aber wieder packt mich der Zweifel am Worte. Ich traue ihm nichts zu. Und die Sprache scheint mir eine schlechte Krücke, mit deren Hilfe wir über die Leere stelzen. Dann fühle ich unendlich die Ueberlegenheit des stummen Tieres. Wir mißbrauchen die Sprache, um uns zu täuschen, um uns in Handlungen zu verstricken, die uns eine Illusion des „Lebens" geben. Wer weiß, wie ganz anders das Tier, das nicht das Wort kennt, das Dasein empfindet.

*

Die Sprache, ja, wäre ein göttliches Instrument, fähig, den Geist auf Erden zu verwirklichen, wenn der Mensch es zu gebrauchen verstünde. Aber er mißbraucht es nur, um das Leben um seinen wahren Wert zu betrügen und Lärm in die Welt zu bringen. Das Wort ist ein göttliches Geschenk den Göttlichen; es macht den Reichen reicher, aber den Armen ärmer. Und wir sind Arme.

*

Des Geschenks der Sprache teilhaftig zu sein und dennoch Krieg zu führen, das macht mißtrauisch — nicht gegen die Sprache, sondern gegen Die, die sie gebrauchen. Hier wächst ein Mißtrauen gegen den angemaßten Vorrang der Menschheit vor dem Tier, das stumm ist und keine Kriege kennt, zu gigantischer Tragik.

*

Das Beste, was uns ein Dichter zu geben hat, ist seinem Schweigen abgerungen. So ist das Wort köstlich, denn es ist der

Stummheit entrissen. Was die übrige Menschheit redet, ist Verworfenheit, Unflat. Ihr Bestes liegt unverbrüchlich und ewig verschlossen im Schweigen.

*

Das Gute schreibt man nur für eine Handvoll Menschen. Das Beste gar schweigt man für sich.

*

Würde doch all das laut werden, was im Menschen, ihm selber unbewußt, schweigt! Und verstummen, was er redet! Wie würde die Welt mit einem Schlage anders aussehen!

Das Psychostenogramm von Rudolf Kurtz

Ich kann es nicht anders sagen. Und wenn es noch schrecklicher klänge: das Psychostenogramm.

Gemeint ist die Methode, wie der gefallene Dichter August Stramm zur Formulierung seiner Gesichte schritt.

Zu gewissen Dingen gehört Komfort. Zum Beispiel: wer würde ein umständlich garniertes Filet einer noch so hochwertig konzentrierten Nährpille nicht vorziehen? Obschon sie den gleichen Kaloriengehalt oekonomischer zuführt. Oder, gegenständlicher: wer würde, in gehobener Gemütsstimmung, statt der astronomischen Formel der Erd- und Sonnenbewegung nicht lieber die weitläufigere, unbestimmte Fassung der gleichen Tatsache im Gesang der Erzengel konsumieren?

Extraktion und Stenographie sind Methoden der entgeisteten, seelenlosen Körperwelt.

So geht es mir mit der Literatur des gefallenen Stramm. Ich spüre die gewaltigen Möglichkeiten: aber er reicht mir ihr stenographisches Zeichen. Die hochkonzentrierte Nährdroge.

Dabei hat der Dichter August Stramm allen Anspruch, mit dem Ernst, der einer bedeutenden Kunstübung ziemt, begrüßt und empfangen zu werden. Wer sich mit einem Lächeln begnügt, ist um ein beschämendes Eingeständnis seiner aesthetischen Unempfindlichkeit reicher. Nur darf von den Getreuen nicht verwehrt werden, die dichterische Form August Stramms zur Weltfunktion der Kunst überhaupt in Beziehung zu setzen.

Und da, muß ich sagen, scheint mir dieser Weg, als Methode gedacht, auch für einen Einzelgänger verzweifelt schmal und aussichtslos. Wenn man von einer Entwicklung in dieser Richtung überhaupt sprechen will, so kann sie nur darin bestehen, die Formenwelt immer energischer zu verringern. Die Reduktion der Verständigungsweisen auf gattunghafte Schreie.

Denn das Revolutionäre dieser neuen Kunstform besteht, kurz gesagt, darin, daß die entscheidenden geistigen Aktionen als Bühnenvorschrift in die Klammer gesetzt werden und die eigentliche Rede sich sozusagen auf den Tenor der Aussage beschränkt. Zum Beispiel:

Er (aus dem Dunkel, leichthin): Ich?!
Weib (befreit): Ich (tastet seine Hand).
Er (legt den Arm um).
Weib (schauert, haucht): Du?
Er (beugt zärtlich): Du?
Weib (wehrt): Ich!
Er (zärtlich scherzig): Ich?! (küßt).
Weib (haucht).

Der spezifisch dramatische Vorgang erledigt sich in Regie-Anweisungen. Sie sind die wesentlichen Gelenke der Wortmasse, die ohne sie jeder Artikulation entbehren würde.

Was in dem mir vorliegenden Drama: ‚Geschehen‘ (im Verlag des ‚Sturm‘) gesprochen wird, geht nur wenig über den Umfang der Pronomina hinaus. Es ist auf den ersten Blick ein befremdender Gedanke, einem so reichen Organismus wie der deutschen Sprache die — absichtsvolle — Kargheit eines Uridioms zuzumuten. Die, mögliche, Erinnerung an die Negerplastik, eine Erscheinung von ernstester Befruchtung für die junge Kunst, ist mit Nachdruck abzulehnen. Die hieratische, nur die aufbauenden Formen herausholende Bildkunst der primitiven Völker steht in keinem Vergleich zu einer künstlichen Verarmung des Sprachschatzes: denn der Organismus des Sprachleibes kennt konstruktive Formen nur im grammatischen, nicht in einem anschaulichen Sinne.

Ist Stramms Erlebnis der Form an einer, wenn auch unbewußten Analogie dieser Art gewachsen, so erschließt sie sich sogleich als unfruchtbarer Dogmatismus. Innere Gründe machen die Annahme einer verwandten seelischen Grundstimmung wahrscheinlich. Es geht ein starker Willenszug in Form- und Wortwahl durch das Drama: eine Häufung von Imperativen, von energiegespannten Verben. Dieses Zurückgehen auf die letzten aufbauenden Grundformen, auf die einfachsten, unentbehrlichsten Kraftbehälter der Erscheinungswelt ist bezeichnend für den Expressionismus, als dessen radikalster Vertreter Stramm angesprochen werden mag. Der intellektuelle Grundriß des Dramas ist wie aus einer einzigen Willensentladung hervorgestoßen: ohne sich auf Uebergänge, Zusammenhänge, Abstufungen einzulassen, entfaltet er das Geschick des wollenden Mannes in ein paar Situationen, Leidensstationen, die vom täglichen Inferno bis zur grenzenlosen Weite des Sternenhimmels eilen, vom Donnerhall des gärend gewordenen Kosmos bis zum Blinden am Wege, der ein Kinderspott ist. Das Drama Stramms kommt ohne Psychologie aus: die Seelenvorgänge, die zwischen den Handlungen stehen und sie verbinden, sind von höchster Einfachheit, ohne darum notwendig primitiv zu sein. Die heroische Sternenlandschaft Momberts umschließt luftdicht die Vorgänge. Urgefühle von Mann und Weib, Urerlebnisse der Geschlechter treiben den Vorgang. Die technischen Möglichkeiten sind kaum angedeutet. Tragend bleibt der außerordentlich einfache und große Gedanke: das Leiden des Mannes in der Welt, dessen

Schöpferdrang von der Begrenztheit der Erscheinungen eingeengt wird, und, im Irdischen besiegt, geistig der Herr bleibt. Der entscheidende Kampf vollzieht sich in einer Szenerie, die mit wenigen Elementen die unbegrenzte Weite des kämpfenden Kosmos umschließt. Das Ringen des Mannes, zur Seite die Frau, die Gefährtin, mit den Weltkräften, die sich beugen und tückisch die Sekunde erlauern, über den Irdischen herzufallen, ist von einer eruptiven Größe, die eine letzte Steigerung erfährt, wenn unser aller Mutter, die Erde, den mütterlichen Schoß öffnet. Das ist ohne eine Spur allegorischer Künstelei gemacht. Das ist tragisches Ringen des Menschen, der, Urkräften gegenüber, unser aller Schicksal fühlt: Sohn einer Mutter zu sein. Und ohne kleinliche Groteske erstirbt das äußere Leben des nun Geblendeten am Dorfrain, im Geplapper und ahnungsvollen Lallen der Kinder, im Haß der Großen: getragen von dem seligen, reinen Gefühl, Mensch zu sein, in lebendigen, blutdurchwärmten Beziehungen zur tausendfältigen Fülle der Erde zu stehen.

Es ist etwas vom prometheischen Schicksal in dem Manne, der den Irdischen das Feuer gebracht hat.

Es wird nicht schwer sein, das mythische Weltbild Stramms anders zu interpretieren. Entscheidend bleibt der Gewinn des Lesers.

Aber vor allem soll man nicht vergessen, daß Stramms Dichtung einen hohen Anspruch hat, als Drama betrachtet zu werden. Bei der Umwandlung des Textes in das lebendig bewegte Zueinander der Bühne verschwindet der stenographische Charakter seiner Methode. Es gelingt ihm grade durch solche Abbreviaturen, eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Ereignisse in einen engen Ring zu schließen. Auf der Bühne würden die Worte, die spärlichen, armen Worte zu dem, als was sie der Dichter gefühlt hat: zu Exponenten gewaltiger Urgefühle. In der unmittelbaren dramatischen Handlung würden sie die dichterischen Urintentionen erfüllen können: mehr als lautlich organisierte Daten des Gefühls denn als syntaktisch gegliederte Aussagen der Bühnenkonversation zu gelten. Was im Buch imperativisch angedeuteter Hintergrund ist, würde räumlich wirksame Gestalt annehmen. Menschliches Leiden würde, was in den Regie-Anweisungen als textlicher Hinweis verläuft, und die Verkümmerung der Sprache würde in den allgemeinen Urgrund zurücksinken, weil die Worte nicht mehr sein würden als Explosionen stumm nicht mehr zu ertragender Spannungen.

Eine bedeutende Aufgabe wartet auf den Regisseur. Es ist nicht meine Meinung, daß für das Drama ein neuer Weg geöffnet werden könnte. Wohl aber: wir wären um Etwas reicher, worein ein Dichter Blut und Kraft eines bedeutenden Lebens gesenkt hat.

Von einem strengern Gesichtspunkt aus würde dieses Bühnenwerk vielleicht als formlos zurückgewiesen werden. Die Mischung von Pantomime und Wortdrama, Sprechton und Liturgie, Bild-

kunst und Musik beschwört wagnerische Hintergründe herauf. Das ist gewiß eine Gefahr für eine Zeit, in der junger Formwille mit dem Gelächter der aesthetischen Anarchie schwer zu kämpfen hat. Aber wir sind nicht reich genug, um auf eine, wenn auch nicht vollgültige, wenn auch nicht entscheidende Aufhellung unsres Daseins zu verzichten!

Eine Arbeiterdramaturgie von Fritz Droop

Der Kritiker als letzte unfehlbare Instanz ist eine Illusion und ein Selbstbetrug. Auch mir ist ein junger Frechdachs, der frisch und fröhlich vom Leder zieht, um altersschwache Götzenbilder aus dem Wege zu räumen, lieber als ein verbitteterter Griesgram, der den Ueberschuß an kohlensauerm Kalk ätzend über die gesunde Jugend gießt. Aber — die Kirche muß im Dorfe bleiben. Ich denke garnicht daran, hier einem verdienten Kollegen „von der andern Fakultät" ein Privatissimum zu lesen, und wenn ich die Sammlung „Kritiken und Gedanken über das Drama' von Rudolf Franz (Eine Einführung in das Theater der Gegenwart, Verlag von G. Birk & Co. in München, Preis zwei Mark) zum Gegenstand einer kurzen Betrachtung mache, so ist es mir doch nur darum zu tun, das Typische, das sich hier zeigt, gebührend zu belichten.

Als Lessing die Lehren des Aristoteles auf den Gesichtskreis der „modernen" Literatur ausdehnte, begann er eine Prüfung der Leistungen der Deutschen, die der Unnatur des französisch-klassischen Geschmacks nutzlose Opfer gebracht hatten. Sein ideales Ziel war die Erweckung eines nationalen und künstlerisch vollendeten Dramas. Er kannte keine Enge, und es sind in den anderthalbhundert Jahren seit dem Wiegenfest der Hamburgischen Dramaturgie nur sehr wenig einschlägige Bücher geschrieben worden, die von ähnlicher inhaltlicher und formaler Reife wären. Nun hat die lange Reihe der dramaturgischen Werke durch Rudolf Franz, der bis zum Ausbruch des Krieges als Feuilleton-Redakteur eines sozialdemokratischen Parteiorgans in Bremen wirkte, eine temperamentvolle Bereicherung erfahren. Die sozialdemokratischen Zeitungen rühmen sich des Vorzugs, daß ihre Kritiker in keiner Weise von den geschäftlichen Fragen des Zeitungsbetriebes abhängig seien. Sie haben durch ihr mannhaftes Eintreten für die sozialen Entwicklungsprobleme unsrer Tage ganz gewiß schon viel Gutes gewirkt. Sie sind dem Mann aus dem Volke in geistigen Dingen sehr oft Führer gewesen und arbeiten auch in unsern Tagen durch die Aufklärung des Proletariats an dem Aufbau hoher Ideale mit. Das Buch von Rudolf Franz wendet sich speziell an das proletarische Publikum, und der Verfasser behauptet in seiner programmatischen Abhandlung über Theaterkritik, daß er sich der hohen Anforderungen, die ein solches Unterfangen an ihn und das Publikum stellt, wohl bewußt sei. Die

Kritik ist ihm „keine Eselsbrücke für das denkfaule Publikum, wie bei der Bourgeoisie, sie hat in erster Linie die Aufgabe, den Theatern auf die Finger zu passen, daß sie Angst (!) kriegen; in zweiter Linie hat sie den anspruchsvolleren Leser anzuregen zu eigenem Nachdenken und Nachprüfen, zu eigener Kritik." Franz will in erster Linie den Theaterleuten „beweisen, daß er auf dem Posten" ist. Darin besteht nach seinen Worten der Dienst, den er als „unerbittlicher Kunstrichter" dem Publikum leistet, und er fügt selbstsicher hinzu: „Der Theatermann merkt sehr bald, ob er einen grundsatzlosen Schwätzer, einen feilen Rezensenten und armseligen Verlegerkuli vor sich hat, oder einen sachkundigen, einen Unbestochenen, einen Unabhängigen . . . Inzwischen kann ein armes Kritikervieh der genannten Art am Ende nichts dafür: man will es so von ihm, und sein armselig Leben geht ihm über die Kunst. Wir Oppositionellen sind in der Lage, unabhängig urteilen zu können. Zugleich als exponierte Existenzen gottseidank dazu genötigt." Seine Philippika schließt mit dem Bekenntnis, daß es in den Fragen der Kunst letzten Endes auf den Geschmack ankomme, daß sich die Erziehung zum Geschmack aber nicht durch gelegentliches Vorsetzen von echter Kunst bewirken lasse.

Ich weiß nicht, ob ein Volkserzieher das Vertrauen seiner Gemeinde durch Ausdrucksformen gewinnt, die in solcher Selbstbespiegelung gipfeln. Aber ich kenne ein Wort Lessings, das sagt: „Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat, aber oft ist man desto parteiischer. Der wahre Geschmack verbreitet sich über Schönheiten jeder Art; aber er erwartet von keiner mehr Vergnügen und Entzücken, als sie nach ihrer Art gewähren kann." Wenn man einem Menschen von gesundem Verstande Geschmack beibringen will, braucht man ihm nur auseinanderzusetzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat. Aber man darf ihm nicht hinterher eine Parteibrille aufsetzen, die ihm ein ganz andres Bild zeigt, als er vorher gesehen. Die Unterscheidung der Leser in die anspruchsvollen Proletarier und die denkfaulen Bourgeois ist zu primitiv, um eine Zurückweisung zu rechtfertigen, und der summarische Anwurf der Bestechlichkeit der bürgerlichen Rezensenten bedarf erst recht keiner Parade. Daß nicht nur die führenden Zeitschriften und Großstadtzeitungen, sondern auch die bessern Provinzblätter „bürgerlichen" Gepräges heute gänzlich unabhängige, freie Umschau haltende Kunstkritiker haben, können die Künstler allerorten am besten bezeugen; dagegen wirkt es gradezu grotesk, wenn ein Theaterkritiker, der jedes Bühnenstück aus dem schmalen Winkel seiner Parteistube betrachten muß, von umfassender Sachkenntnis und Unabhängigkeit spricht. Damit schneiden wir den Brennpunkt der Sache: die Kunstkritik verträgt keine Enge. Sie darf nicht für eine besondere Klasse des Wahlrechts in Anspruch genommen werden, und es ist eine falsche Parallele, wenn Rudolf Franz behauptet, daß sich die vielen dramaturgischen Versuche (seit Lessing) immer an

ein andres Publikum gewandt hätten. Es ist immer das Ziel aller berufenen Führer auf dem Gebiet des Theaterwesens gewesen, das Publikum aus den Schranken der Parteien zu befreien und es auf eine höhere Warte zu führen. Der Denkfaule gedeiht in den Kreisen der Proletarier so gut wie in der blind gehaßten Bourgeoisie. Verwunderlich ist nur, daß ein Kritiker, der das Studium des Individuums zur Basis aller kritischen Erkenntnis machen müßte (und Rudolf Franz bildet keine Ausnahme hiervon), kurzweg Massen einander gegenüberstellt, die nicht durch das Band eines geschulten gleichen „Geschmacks" zusammengehalten werden, sondern durch ein politisches Bekenntnis, das mit den Fragen der Kunst an sich nichts zu tun hat. So ist ein in mancher Beziehung anregendes Buch trotz dem Drange nach reiner Sachlichkeit letzten Endes doch nur die Aeußerung eines Mannes, der den Entwurf scharf umrissener Gefühls- und Gedankenbilder durch die Rücksicht auf besondere Parteitendenzen immer wieder gehemmt sehen mußte. Wer aber zu solcher „Rücksicht" gezwungen ist, der sollte nicht so vorlaut von Unabhängigkeit und Freiheit reden. Auch Rudolf Franz hat die Wahrheit als Ziel ersehnt. Auch er wird sich der Erkenntnis beugen müssen, daß Irrtum unser Schicksal bleibt.

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Leidenschaft kann die Persönlichkeit steigern oder ihr entgegenwirken. Im zweiten Falle bleibt ein Subtraktionsrest: das böse Gewissen.

*

Allzuflüssige Rede — allzuverdünnte Gedanken.

*

Unzählige Sentenzen beginnen mit den Worten: Es gibt zwei Arten von Menschen. Sagen wir also summarisch: Es gibt unzählig viele zwei Arten von Menschen.

*

Verwunderlicher Vorfall: Kaspar blähte sich vor Stolz. Da platzten seine Neider.

*

Welch schauervolles Gewimmel von Millionen Einsamkeiten!

*

Allerorten blasen jetzt Neutöner in die Posaune. Meine tauben Ohren aber hören die Posaune des Gerichtes.

*

Ich glaube, diesen Herren Poetastern kommt es vor allem auf Einschüchterung des Lesers an.

*

Der Sudel der neumodischen Literaturköche schmeckt nach Rezept.

*

Sie ließen ihn in den Wind reden. Eines Tages war der Wind ein Sturm.

Emilia Galotti von Alfred Polgar

Emilia Galotti', dargestellt von der Auslese deutscher Schauspielerei. Champions, nichts als Champions, jeder einzelne erhöhten Preises und erhöhter Preise wert. Es war sehr anregend und stellenweise auch schön. Das Stück, ob seiner Straffheit hoch berühmt, ging freilich auseinander: aber wenn sich fünf bewußte Solisten dehnen, darf wohl auch das festeste Drama ein wenig in den Nähten krachen.

Der Prinz: Herr Moissi. Seine Leidenschaft schien diesmal ein wenig lahm. Er hatte süße Momente, so in dem seidig fein gesponnenen Dialog mit Emilia; sonst war sein Spiel wie von Apathie leicht umschleiert. Das Prinzliche funktionierte natürlich tadellos, das erotisch Berückende wollte nicht recht. Die ganze Figur höchst lebendig und doch ohne rechtes Leben: wie ihr eigenes Spiegelbild. Das Charakterlose, Schwache, Willens-Morbide glückte am besten. Dieses fürstliche Haupt war mit ranzigem Mandelöl gesalbt.

Bassermann — Marinelli: ein smaragdgrünes Reptil, verzwickt hingeringelt, übermäßig viel Speichel lassend. Jedenfalls ein Lebewesen, das im Gedächtnis bleibt. Dieser Marinelli erstickte fast in burlesken Kinkerlitzchen, seine schleimige Suada des öftern sogar nicht nur fast. Aber die unerbittliche Konsequenz, mit der er kinkerlitzte, zeigte den Artisten Bassermann auf der Höhe. Die Attrappen, mit denen er sich behängt hatte, dienten ihm als kleine Stauwerke, die überwindend der Fluß seines Spiels in lauter winzige Wasserfällchen zersprudelte. Er hatte zu diesem Zweck eine Dose mit Riechsalz, eine Dose mit Bonbons, ein langgestieltes Lorgnon, das ihm wie ein Steigbügel überm Bauch baumelte. Und es war schon mehr als amüsant, dem Tanz zuzusehen, den die Tücke des Subjekts mit diesen Sachen aufführte. Warum Herr Bassermann bei jeder Gelegenheit einen höchst drolligen Kratzfuß, einen ganzen Violinschlüssel, auf den Boden schnörkelte, blieb vorerst unklar. Aber als er auch beim letzten Abgang, in Ungnade und Verbannung, so tat, löste sich das Rätsel: Um dieses letzten Kratzfußes willen alle Kratzfüße des Abends! Erschauernd ob solch weitsehender Pointenvorbereitung eines schauspielerischen Ingeniums verstand nun der Zuseher, daß das Süßlich-Höfische der character indelibilis des Marinelli, daß er auch noch auf dem Schafott, sich von der Welt empfehlend, seinen Violinschlüssel hincraquelieren würde.

Den alten Galotti spielte Herr Steinrück, und ich kann mir die Figur kaum stärker, echter, menschlicher denken, als er sie da, kantig, schroff und doch zu innerst voll Güte, hinstellte. Hier schlug ein Herz männlichsten Rhythmus. Und man hörte die Musik.

In der Szene mit Marinelli war Frau Roland, Gräfin Orsina, vortrefflich. Der ungebrochene Schwung, in dem sie über Senkungen und Hebungen der Szene zu deren Gipfel kam, zeigte,

daß ihre Kunst großen Atem hat. Wut, Verachtung, Mitleid mit sich selbst und echteste weibliche Schwäche mengten sich zum wirksamsten, für Augenblicke blendenden dramatischen Farbenspiel. In ihrer Szene mit Odoardo kamen komödiantische Geschicklichkeiten zur Majorität.

Emilia war Fräulein Pünkösdy von den Reinhardt-Bühnen, als starkes Talent noch von den Anfängen unsrer Volksbühne her in Erinnerung. Sie hat ein adlig Wesen und drum bin ich ihr gut. Etwas erquickend Reines, Kühles ist in ihrer deutschesten Art, etwas, das an Bachsche Musik erinnert. Aber die Emilia ist eine Wurzen-Rolle, gefährlich, undankbar, ohne Weg und Entwicklung vom schüchternsten, lebensfremden Mädchentum zur todfordernden Jungfrau-Heldin antiken Formats hinaufgerissen.

Trotz den erhabenen Gästen fiel Herr Josef Schildkraut, in der kleinen Rolle des Malers Conti, wieder auf. Dieser junge Mime, nach Sprache, Statur, Aussehen, Gehaben und Talent zur Mimenschaft berufen, wird einst, von Reinhardt natürlich, als Auserwählter wiederkommen. Und zu wesentlich erhöhten Preisen. Für Claudia Galotti trat Frau Ullerich würdig ein. Wahrlich, es mag nicht leicht sein für Emilias Mutter, solche Würde zu wahren, wenn sie auf das Ersuchen, nicht zu schreien, antworten muß: „Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubt, in wessen Walde sie brüllt?“ Hier, und anderswo, sollte die Lessing-Pietät des Regisseurs scheu werden und einen Satz über den Satz machen.

Im Käfig von Theobald Tiger

Hinter den dicken Stäben meiner Ideale
lauf' ich von einer Wand zur andern Wand.
Da draußen gehen Kindermädchen, Generale,
Frau Lederhändlerswitwe mit dem Herrn Amant . . .

Manchmal sieht einer her. Mit leeren Blicken:
Ah so! ein Tiger — ja, das arme Tier . . .
Dann sprechen sie von „Tantchen auch was schicken
in Pergamentpapier“.

Ich möcht' so gern hinaus. Ich streck' und dehn' mich —
Die habens gut, mit ihrer großen Zeit!
Sie sind gewiß nicht rein, und doch: ich sehn' mich
nach der Gemeinsamkeit.

Der Tiger gähnt. Er käm' so gern geloffen . . .
Doch seines Käfigs Stäbe halten dicht.
Und ließ der Wärter selbst die Türe offen:
Man geht ja nicht.

Allerlei von Alfons Goldschmidt

Anfang des Jahres glaubte ich an einen Abbau der Börsenkurse. Es ist anders gekommen. Schon im Winter hatten Spekulation und Publikum, unbekümmert um die meteorologische Anomalie, den Sonnenstich; augenblicklich sind sie völlig verwildert. Selbstverständlich konnte der Effektenkurs nicht auf dem Friedensstand bleiben. Alle Preise sprangen, also auch die Börsenpreise. Geldentwertung ist nicht nur Warenpreiserhöhung, sondern auch Effektenkurssteigerung. Geldverfettung, Riesengewinne der Industrie, leichte Hand, Gier nach bequemem Nutzen: die Kurse mußten klettern. Aber sie kletterten über alle Soliditätsgrenzen hinaus. Die Börse kümmerte sich nicht mehr um Produktionstatsachen, um Zukunftsgefahren, um Abnützungen und Umstellungsnotwendigkeiten, um Unterscheidung von Zufalls- und Dauerkonjunktur. Sie trieb die Kurse ohne Ansehen der Gesellschaften. Ob Steuerentwürfe kamen, Friedensaussichten sich öffneten, Verwässerungen vorgenommen, Bilanzdurchsichtigkeiten begangen wurden: sie schmiß die Kurse nach oben. Es war und ist eine üble Psychose, und der Rückschlag kann nicht ausbleiben. Dann wird das Gejammer anheben, das Gejammer der Letzten, der Lehrer, Aerzte, Witwen, Kleinrentner, Handwerker, der Vielen draußen und drinnen, die sich verlocken ließen. Verlocken von einem verschwommenen Bilde und von Beratungen, die im Kriege noch peinlicher wirken als vorher. Mahnungen nützen nichts; nur der Schlag kann ihnen helfen. Er wird sie eines Tages treffen.

*

Diese Höchstpreise! Kein Mensch kehrt sich dran. Kein Mensch liest Verordnungen; alle kaufen und verkaufen am „freien Markt". Schon beginnt das Gemüse- und Obstfiasko. Was nützen Berechtigungen, Lieferungsverträge und Beschlagnahmen — Geld mußt du haben! Und Geld gibts in Hülle und Fülle. Wir ersticken unter Papiermassen; ganz Europa erstickt darunter. Die Kaufkraft ist nicht mehr zu regeln; der Nominalwert ist Mumpitz; Angebot und Nachfrage unterhalten keine Beziehung mehr; alles steht Kopf. Ob viel Ware da ist oder wenig: das Geld wird nicht geachtet. Wie will Europa aus diesem Jammerzustand sich in Ordnung und Vertrauen retten? Wird der Friede die Inflation abebben oder steigen lassen? Das ist die große Frage. Die Marktgesetze sind zerstört, die Geldregeln ziehen nicht, die Wissenschaft dringt nicht durch das Gestrüpp. Es bleibt nur der Mut, das Kraftgefühl und das Bekenntnis zu Arbeit und Ueberwindung.

*

Der Krieg hat neue Aktiensünder gezüchtet und alte verhärtet. Es wird unsagbar viel geschoben. Die Verschleierungsstrafe schreckt nicht mehr, mit Abschreibungen wird geludert, Dividendenwillkür herrscht, angepeitscht vom Hungergeschrei rasend gewordener Aktionäre. Nie gesehene Buchungsmethoden tauchen auf, es wird nach Belieben geschwiegen oder geredet, die Vaterlandsparole wird mißbraucht. Von Aktienreform spricht kein Mensch mehr. Es geht alles hin ohne Kontrolle, ohne Verfolgungen. Die Welt ist so taub geworden, daß sie die schreiendsten Dinge nicht mehr hört. Probleme verkümmern in den Aktenschränken, während die Mästung fortschreitet. Es ist auch garnicht mehr möglich, auf die alte Weise dagegen zu kämpfen. Zahllos sind die Fälle, und klein und lückenhaft ist der Kampfapparat. Man muß ab und zu Einiges sichtbar machen, damit das Gewissen wenigstens hie und da pocht.

*

In der Generalversammlung der Deutschen Bank hat Herr v. Gwinner auf Anfrage den Fall Hohenlohe mit einigen Sätzen bedacht. Sätzen, die mein Urteil unterstreichen. Der Aerger über die Scheidung ist heftig. Die Betonung eines hochherzigen Altruismus und die Gleichgültigkeitsbetruerungen überzeugen nicht. Man muß die Verträge sehen, die Methoden kennen. Das ist die Hauptsache. Großverwaltungen tun solche Dinge gern mit einigen Generalversammlungsworten ab. Aber damit ist es wirklich nicht geschafft. Hier geht es um Prinzipien und wirtschaftswichtige Entwicklungen. Es genügt nicht, vom Balkon des Palastes eine Ansprache an das geduldige und stimmenschwache Volk zu halten. Prüfung muß sein, wenn sie auch bitter ist. Abschnitt 5 des ‚Entwurfes zu einem Aktionsprogramm der deutschen Sozialdemokratie' beschäftigt sich besonders mit der Bankkonzentration und stellt Kontrollforderungen auf. Vielleicht kann man den Mut des Gesetzgebers mit Hohenlohe entzünden.

*

Herr v. Kühlmann sprach am zweiundzwanzigsten Mai in der Berliner Handelskammer über den Wirtschaftsfrieden mit Rumänien. Er referierte, was wir schon wußten, und stieß zum Schluß das Tor Mitteleuropas zur freien See hin auf. Man will durch Vereinheitlichungen, Vereinfachungen und Sicherungen die Weltverkehrsbasis festigen und breiter machen. Die um das Mittelmeer und seine Dependenzen gelagerten Wirtschaften sollen sich gruppieren, aber nicht verschließen. Das ist das Programm. Ein Programm noch ohne Einzelheiten und Begrenzungen, aber schon ein Programm. Deutschland will und muß auf die freie See, Deutschland muß nach allen Windrichtungen, Deutschland braucht Uebersee, soweit die Welt reicht. Es mag, es soll seine Abwehrstellung gegen die Pariser Beschlüsse stärken, aber der Wille zur Handelsuniversalität darf nicht darunter leiden. Wir sind kein Binnenland mehr und blieben ein Binnenland auch mit allen Straßen des frühen Mittelalters. Das Mittelmeer ist nur ein Teil des Weltmeers. Das Weltmeer schlingt sich um die ganze Erde. Um den Friedensglobus liefen unsre Schiffahrtslinien, um den Friedensglobus müssen sie wieder laufen. Unser Feld ist die Welt.

Antworten

Idealist. Es ist eine von Ihren Kerneigenschaften, daß Sie unverbesserlich sind. Aber das scheint mir selbst für Sie ein Rekord zu sein, daß Sie sich über den Zustand des berliner Hoftheaters „in dieser großen Zeit" verwundern. Wenn sich mit jedem Tage die Zahl der Einbrüche mehrt, so ist wirklich nicht einzusehen, warum sich einzig die künstlerische Moral heben soll. Nein, nichts paßt besser in das Gesamtbild der Gegenwart als folgender Säulenanschlag des Königlichen Schauspielhauses: „Sonntag, 26. Mai. Nachmittags 2½ Uhr. 179. Kartenreservesatz. Auf Allerhöchsten Befehl Vorstellung für die Kriegsarbeiterschaft: Meine Frau, die Hofschauspielerin. Ueber sämtliche Plätze ist bereits verfügt. Das Abonnement, die ständigen Reservate, die Dienst- und Freiplätze sind aufgehoben. Abends 7½ Uhr. 140. Abonnementsvorstellung: Meine Frau, die Hofschauspielerin. Dienst- und Freiplätze sind aufgehoben." Aesthetiker Ihrer umständlichen Gemütsart würden jetzt mit dem Zaunpfahl darauf verweisen, daß die Aufhebung der Dienst- und Freiplätze einen Gewohnheitsandrang des Publikums bezeugt, wie er zu ‚Iphigenien' niemals erlebt worden ist; daß seit ‚Charleys Tante' nicht ein und dasselbe Stück auf ein und derselben Bühne zwei Mal an ein und demselben Tage gespielt worden ist; daß die Intendanz das Publikum unterschätzt,

wenn sie nicht auch an allen Wochentagen, sondern nur an fünfen ‚Meine Frau, die Hofschauspielerin‘ die gesamte übrige Zoologie der mittemächtigen Dramatik aus dem Felde der Unehre schlagen läßt. Und so weiter, als ich gehen kann, der vor den meisten Zeitgenossen darin bevorzugt ist, daß keine Kenntnis dieser poetischen Schöpfung seine Unbefangenheit angekränkelt hat. Bevor das Werkchen an die Tore und Toren der Reichshauptstadt pochte, verbreiteten die Autoren durch eine gefällige Presse, daß irgendwer in irgendeiner Vorstellung aufgezeichnet habe, wie oft gelacht worden sei, und daß sich die runde Zahl hundertundfünfundsiebzig ergeben habe. Wo die Statistik das Zwerchfell bemüht, hat das ernste Organ der Kritik zu kuschen, die überdies ihre Ohnmacht gestehen müßte, zwischen einer so ominösen Zahl und der Geistesbeschaffenheit eines ausgesprochen männlichen Kriegervolkes einen Zusammenhang herzustellen.

Mitglied der Freien Volksbühne. Sie sind neugierig, was ich zu dem Programm der Direktion Kayßler sagen werde. „ . . . langsamer, ruhiger, fester und ernster Ausbau eines eigenen Ensembles mit eigenem Darstellungsstil in einem weiten, alle Werte der großen dramatischen Literatur pflegenden Spielplan . . . Pflege der jungen deutschen Bühnendichtung; aber ohne jene Hast, die nach jeder Absonderlichkeit greift, mit der man auffallen und andern den Rang ablaufen kann . . . Aischylos, Hauptmann, Shakespeare, Strindberg mit immer neuer Andacht ausprägen . . . Niemals dem Schauspieler oder dem Regisseur zuliebe den Dichter zum bloßen Textbringer erniedrigen . . . Schauspielerischen Nachwuchs fördern . . . Das zusammenarbeitende Ensemble noch höher achten als jede Einzelleistung . . .“ Was also ich zu diesem Programm zu sagen gedenke? Nicht viel; nicht mehr als den einen Satz: Unmöglich, ein schöneres auszuhecken. Wirklich nicht eine Silbe mehr. Denn wenn man im Lauf der Jahrzehnte einige tausend Theaterprogramme hat aufgestellt werden und nur diejenigen — es waren in fünfundzwanzig Jahren immerhin zwei — hat ausgeführt werden sehen, die nicht aufgestellt worden waren, so hegt man ein Mißtrauen gegen noch so wohlgeformte Worte und prognostiziert und prophezeit nicht, sondern wartet geduldig ab. Kayßlers Programm hab' ich säuberlich ausgeschnitten und aufbewahrt. Am Schluß des ersten Spieljahrs will ichs heraussuchen und das Ergebnis an der Verheißung messen.

Freund der Deutschen Zeitung. Daß es das gibt, daß es Sie gibt: das ist nun doch überraschend. Ich glaubte wohl, daß die Neudeutsche Verlags- und Treuhand-Gesellschaft m. b. H. Aktionäre hat; daß die Aktionäre, um nicht vor Langerweile zu sterben, sich der Lektüre ihrer Zeitung enthalten; daß sie sie höchstens ab und zu heranziehen, um durch den Vergleich mit andern, richtigen Zeitungen zu ermessen, wie sehr ihr Vermögen sich am Jahresende verringert haben wird: das alles habe ich dieser Gazette zugetraut — aber nicht, daß sie einen uninteressierten Leser, einen Leser um ihrer selbst willen, und am wenigsten, daß sie einen Freund hat. Sie also stellen sich als das anatomische Wunder vor, dem die Kenntnisnahme des Blattes nicht die Freundesgefühle im Busen getötet hat; und Sie verteidigen Ihr Leiborgan, das Viele nicht einmal zu ihrem Leibesorgan machen möchten, uneigennützig gegen uns böse Buben. In Nummer 18 hatten wir „Redaktionszustände“ der Deutschen Zeitung „ein bißchen beleuchtet“. Mit der gewohnten Schärfe, die durch Vorsicht nicht abgestumpft zu werden braucht. Sie, ohne Namen und ohne Aktivlegitimation, fühlen sich angetrieben, diese Beleuchtung zu regulieren. „Ueber die Gründe, welche die verschiedenen Redakteure — die Zahl ist mit neun für das erste Betriebsjahr zutreffend angegeben — zum Austritt aus der Deutschen Zeitung bewogen, soll hier im einzelnen nicht besprochen werden. Berichtigend

i nur bemerkt, daß es im Fall Lutz Corrodi nicht eine allzu ‚beson-
ene' (das heißt: schlappe) politische Haltung des Vertrauensmannes
ewesen sein kann. Sonst hätte er nicht bis zuletzt die Unterstützung
eines Freundes Heinrich Claß genossen, der wohl von keinem seiner
ngestellten — die Zeitung ist als Organ für die persönliche Politik
es Haupts des Alldeutschen Verbandes gedacht — an Gesinnungs-
üchtigkeit und Schneidigkeit überboten werden wird, wie Corrodi auch
ls Einziger eine Abfindungssumme — die überdies die in der ‚Welt-
ühne' angegebene von fünfzigtausend Mark beträchtlich übersteigt —
eim Austritt aus der Deutschen Zeitung empfangen hat." Gott schütze
nich vor meinem Freunde! wird die Deutsche Zeitung rufen. Aber nach-
em ich auf diese erfreuliche Weise dahinter gekommen bin, daß bei
er Beleuchtung alldeutscher Redaktionszustände die gewohnte Schärfe
offenbar doch durch Vorsicht über Gebühr abgestumpft worden ist, hab'
chs mich nicht verdrießen lassen, meine Ahnungen, die eigentlich nie-
nals trügen, mit Informationen zu untermauern, und bin bei dieser
Arbeit allerdings auf Dinge gestoßen, die man in einem geordneten
Zeitungsbetrieb sich einfach nicht vorstellen kann. Was hat den Mann,
gewiß auch nach Ansicht der Alldeutschen, auszuzeichnen? Mut! Un-
bedingte Freiheit des Urteils. Der Leser der ‚Deutschen Zeitung', der
zugleich ihr Freund ist, soll erstaunen, zu welchem Kritikermut sich
die Artikelschreiber aufzuraffen vermögen. Du armer Leser und Freund,
wenn du wüßtest, mit welchen Widerwärtigkeiten die sogenannten
Hauptschriftleiter der ‚Deutschen Zeitung' zu kämpfen haben! Diese an-
geblich unter eigener Verantwortung handelnden ‚Schriftleiter' sind
nichts als Schreiber. Schreiber dessen, was ihnen Herr Claß aus Mainz
am Rhein zu schreiben befiehlt. Es gilt nur die eine Meinung, die
Herr Claß teils dem Alldeutschen Verband, teils der Deutschen Zeitung auf-
erlegt. Trotzdem freilich ist bei dem Austritt nationalliberaler Mitglieder
aus dem Alldeutschen Verbande gottesfürchtig und dreist erklärt worden:
Verband und Deutsche Zeitung sind völlig getrennte Bezirke! Herr Claß
verlangt von seinen ‚Hauptschriftleitern', daß sie sich gutwillig auf den
Boden seiner allgemein-giltigen Anschauungen stellen. Und wenn sie
das nicht tun, sondern hier und da einmal auch ihre eigene Meinung,
was immer in submissester Weise zu geschehen hat, zum Ausdruck brin-
gen, dann trifft sie das Donnerwetter des Herrn Claß, der alle für un-
fähig erklärt, so gegen ihn sind. Herr Claß schaltet und waltet in seiner
Deutschen Zeitung nicht wie ein Besitzer, sondern wie ein Tyrann. Er
verletzt brutal das Ehrgefühl seiner Angestellten; nennt ihre Aufsätze,
wenn sie ihm nicht passen, „Papierverschwendung"; spricht zu ihnen wie
der Gutsherr zu seinen Hörigen im Mittelalter. Er befiehlt seinen
Untergebenen, laut und grob zu werden, wenn nichts zu befürchten ist.
Wirds aber kritisch und steht hinter dem Gegner eine Macht, die schaden
kann, dann schnauzt er diejenigen seiner Angestellten an, die unter allen
Umständen für eine Sache zu kämpfen gewähnt haben. Dann müssen
Stresemann und Kühlmann (man bedenke: sogar Kühlmann!) sanft an-
gefaßt werden, dann darf der verhaßte Staatssekretär kein „politischer
Bankrotteur" sein, dessen Politik „Mitleid und Nachsicht" verdient, dann
wird Dietinghoff-Scheel in eigener Person bemüht, um bei Stresemann
Abbitte zu leisten. (Die Nationalliberalen übrigens sollten sich ihre Freunde
im alldeutschen Kriegslager einmal gründlich betrachten. Herrn Strese-
mann, der sich mit allen seinen Talenten und volksrednerischen Künste-
leien zum Organ einer bestimmten Macht emporgeredet hat, wird es
als Annektionisten gewiß nicht lieb sein, von den Annektionisten als
ein „Schädling in nationalen Kreisen" bezeichnet zu werden, dessen Zu-
gehörigkeit zum Alldeutschen Verbande man Heuchelei nennt.) Friedberg

aber, der, wenigstens innerpolitisch, dem Schlage Claß als Feind gegenübersteht, ist vogelfrei. Seine „frivole Rede in Remscheid“ und sein „trauriges Auftreten“ in der Polendebatte müssen auch dann noch in der Deutschen Zeitung verdammt werden, wenn ihre Aktualität längst verblichen ist. So sind selbst Leute, die anfangs fest überzeugt waren, durch die Zusammenarbeit mit Claß der guten nationalen Sache zu dienen, langsamer oder schneller wankend geworden. Aber nicht einmal auf die persönlichen Versprechungen des Herrn Claß werden Die noch was geben, die einmal mit ihm zu tun gehabt haben. Einer ruft wehklagend aus, daß er sich auf Worte und nicht auf Verträge gestützt habe. Dieses treuherzige Blauaug! Diese Gilde von treuherzigen Blauaugen! Sie wissen nicht, daß keine urchristliche Herkunft sie davor bewahrt, zu den Diensten Schmocks herangezogen zu werden. Sie erfahrens an keiner jüdischen: sie erfahrens an dieser Deutschen Zeitung. Also „politischer Bankrotteur“ darf Kühlmann nicht genannt werden, solange es unzweckmäßig ist. Als der Wind aus der andern Richtung kommt, ist jeder Angriff erlaubt, wird der allerübelste anbefohlen. Der Staatssekretär wird zum „Schänder deutscher Ehre und deutschen Ansehens im Ausland“ gestempelt. Sein Strafantrag fährt wie ein Blitz in das alldeutsche Lager. Man rennt aufgescheucht, mit gefüllten Hosen, hin und her und überlegt, wie mans hätte gescheiter machen sollen. Um zu retten, was irgend zu retten ist, wählt der Verfasser des inkriminierten Artikels der Tapferkeit besseres Teil und sitzt vielleicht, wie weiland der gute König Gunther, unangefochten am Rhein, indes ein bezahlter Siegfried die Kosten zu tragen haben wird. Eine feine Gesellschaft. Du, ihr Freund, habe Dank. Mein erster Zufallsstreifzug, zu dem du mich aufgemuntert hast, hat ungeahnte Strecke gebracht. Ich will jetzt öfter und systematischer diese reichen Jagdgründe durchhalalien.

Kitty T. Sie schicken mir einen Zeitungsausschnitt und verlangen „eine Glosse“ dazu. „Ein Kapitel für sich ist die rigaer Dienstbotenfrage. Es hat sich dort ein eigenes Komitee gebildet, das die Pflichten der Herrschaften — locus a non lucendo — streng festgelegt hat.“ Aber da solcher Ausschnitte viele kommen, so wollen wir uns einmal grundsätzlich darüber einigen, daß mit Druckfehlern nicht gut Kirschen essen ist. Wenigstens schmecken sie nur frisch vom Baum oder aus dem Setzerkasten. Man soll sie nicht einwecken wollen. Sie rächen sich nämlich dergestalt, daß es in dem druckfehlerhaften Satz, den man anulken oder gar berichtigen will, gewöhnlich einen neuen Druckfehler gibt. Sie kennen doch die berühmte Widmung der berühmten Lieder-Sammlung: „Leder sind wir — unser Vater schickt uns in die Welt hinaus“, eine Widmung, die in der zweiten Auflage lautete: „Leider sind wir — unser Vater . . . “ Oder die Wanderung einer Notiz durch die Nationalzeitung, die am zweiten Abend druckte: „Es mußte gestern nicht heißen: ‚Der Kornprinz hat geruht . . ., sondern: der Knorprinz hat geruht‘; und am dritten Abend: „Es mußte gestern nicht heißen: ‚Der Knorprinz hat geruht, sondern: Der Kronprinz hat gehurt.‘“ Ich bin selber neugierig, was mit diesem ebenso anmutigen wie abwandlungsfähigen Material mein eigener „Setzkastenkobold“ anrichten wird, und schließe die heute erst aufgemachte Rubrik unwiderruflich heute mit der Feststellung, daß der Kulturhistoriker einer späten Zukunft, wenn jemals alle Zeugnisse unsres Krieges vernichtet sein sollten, ihn doch bündig aus dem einen Druckfehler würde schließen können, der jetzt immer wiederkehrt: „munitiös“ für „minutiös“.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Rom von Germanicus

Wir würden es als eine unverzeihliche Schmähung empfinden, wollte uns jemand zutrauen, daß wir mit den Anschauungen und den Absichten des Grafen von Hoensbroech, der einst ein Jesuit gewesen ist, dann aber noch ganze Serien andrer Rollen geschauspielert hat und jetzt als Bajazzo der Vaterlandspartei auftritt, irgendwie übereinstimmen. Auch die soeben von ihm herausgegebene, greisenhaft hassende Schimpfschrift gegen den Grafen Hertling bereitet uns, wie alles, was die Inquisitoren des Protestantismus von sich geben, nur Ekel. Es bedarf auch gewiß keines Hinweises, daß wir die Meinung dieses gedunsenen Monomanen, Graf Hertling hätte das Amt des Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten nicht annehmen dürfen, in keiner Weise teilen. Wir stehen zu dieser Kanzlerschaft schon darum, weil wir gewohnt sind, die Politik aus der Wirklichkeit herzuleiten. Ein vom Zentrum getragener Kanzler kennzeichnet aber am besten die Machtgruppierung der Parteien; und wenn man auch bedauern wollte, daß es im Deutschen Reiche so gekommen ist, so läßt sich der Tatbestand selbst doch nicht fortleugnen. Eine Mehrheit ohne Zentrum ist zur Zeit undenkbar. Mit dem Zentrum aber wird die Regierung immer Mehrheitspolitik machen können. Allerdings auch nach rechts hinüber. Daß diesmal die Unterstützung von links kommt, hat mannigfache Gründe. Die im Zentrum spukenden, sowohl in den Fragen des Friedensprogramms wie in der des preußischen Wahlrechts unbequemen Aristokraten sind aber ein Warnungszeichen. Es könnte auch einmal wieder das Zentrum seine Interessen durch Anschluß an die Rechtsparteien besser gefördert sehen. Wir wollen die uns günstigen Tage ausbeuten. Noch können wir der Zentrumsbrücke nicht entbehren, noch müssen wir beinahe froh sein, wenn sie sich uns darbietet. Das protestantische Kaisertum ist vorläufig und wohl für immer ein Traum. Auch Bismarck konnte ihn nicht zur Wirklichkeit erwecken. Für neue Theokratien ist die Zeit ungünstig; die Schwerkraft Roms aber hat sich noch nicht totgelaufen. Der katholische Kanzler ist, so sehr er auch bemüht sein mag, seiner Kirche keine unangemessenen Vorteile zuströmen zu lassen, immerhin ein Symbol für die dem Protestantismus nun einmal überlegene Volksgewalt des Katholizismus. Die religiös verbrämte Demokratie, so viele Widersprüche auch in ihr wurzeln mögen, ist eben doch noch immer die suggestivste von allen Demokratien. Auch die am meisten weltmännische. Wie kläglich steht der protestantisch muckerische Michaelis neben dem katholischen Grafen Hertling!

Dennoch, wenn man die Schrift des Grafen Hoensbroech gelesen hat, so packt es einen: daß Rom noch immer so machtvoll

die Welt regiert. Noch ist das Mittelalter mitten unter uns. Wie lächerlich erscheint aller frisch-fröhliche Freisinn! Ein Kaplan hat, trotz alledem, mehr Gewalt als ein ganzer Professorenkongreß. Die Welt läuft langsam. Man muß gesehen haben, wie unlösbar ineinander verstrickt Rom, Monarchie und Demokratie in Bayern sind, muß es, beim farbig rauschenden Meßamt, das zu Ehren des hundertjährigen Bestehens der Verfassung abgehalten wurde, gesehen haben, um zu begreifen, daß hier Scheidungsexperimente nur zu Gunsten des Stärksten dieser zynischen Trinität ausfallen können: zu Gunsten Roms. Der Apparat, der das Volk bei den Dogmen und den Heiligen festhält, funktioniert noch ausgezeichnet. Dabei ist völlig gleichgültig, daß diese Dogmen für höhere Einsicht nur noch Geschichtswert haben, und daß keiner dieser Heiligen und keine dieser Gottheiten anders lebt als in der Vorstellung der Glaubenden. Dieser Glauben ist eben wirksam. Solche Realität trägt Roms Gewalt. Die Reformation war nur eine Episode, war bestenfalls ein Schritt vorwärts. Vielleicht hat sie nur aufgehalten. Wie dem aber auch sei: noch hält der heilige Vater seinen Arm weit über die Erde. Von ihm beschattet, gedeiht das deutsche Zentrum. Ein Beweis dafür, daß auch im Zeichen des Kapitalismus politische Macht sich noch unter dem Banner einer Idee sammeln kann. Setzt eine Idee in die Welt, die stärker ist als die von Rom: dann wird das Zentrum auseinandersplittern, dann wird ein katholischer Kanzler nicht mehr möglich sein. Renegaten von der Qualitätlosigkeit eines Hoensbroech sind ungeeignet, solche erlösende Idee der neuen Welt zu geben. Auch das Alldeutschtum und alles, was damit zusammenhängt, vermag das nicht. Ob der Sozialismus, nachdem er jetzt und, wie wir sagen, von Rechts wegen in das ebene Getriebe des politischen Geschäfts hineingerissen worden ist, noch Kraft genug besitzt, diese alles überhöhende Idee der Menschheit darzureichen: wer möchte es mit seinem Kopf verbürgen? Vielleicht ist es auch damit bereits vorüber. Vielleicht muß bis zur Weltgeburt des Sozialismus erst der Imperialismus erschöpft sein. Wann aber wird dem die Stunde geschlagen haben, da er doch — sowohl der englische wie der deutsche, der japanische wie der amerikanische — durch diesen Krieg seine Entwicklungswege sich willensstark abgesteckt hat? Die Welt läuft eben nicht nur langsam; sie läuft auch nicht in reinlicher Einfachheit. Es ist ein merkwürdiges Nebeneinander: die Kardinäle und Bischöfe römischer Gewalt und die Kapitalherren, die über Erdteile disponieren. Man hat wohl gesagt, daß Rom die kirchliche Form der Weltbeherrschung gewesen ist. Der kapitalistische Imperialismus würde dann eine Ablösung bedeuten. Zur Zeit wären wir also im Ablösungsprozeß gefangen. Aus solchen Schlingen kann sich niemand lösen. Trotz alledem: es ist eine Belastung der Seele und ein Grabfels für kühne Hoffnungen, daß durch diesen Krieg die katholische Kirche grade in Deutschland zu neuer Gewalt gekommen ist und ohne Zweifel zu

noch größerer Gewalt kommen wird. Die Sicherungsanträge des Zentrums zum preußischen Wahlrecht sind solchen Sinnes Wetterzeichen. Und der an sich vielleicht nicht tragisch zu nehmende Vorgang, daß der Erzbischof von Cöln den elberfelder Kaplänen untersagte, an den dortigen höhern Schulen nebenamtlich zu unterrichten, um so zu erzwingen, daß für den Religionsunterricht Geistliche hauptamtlich angestellt werden, ist ein Wegweiser. Nach Canossa gehen wir nicht! Nur kein überflüssiges Pathos: wir scheinen von diesem Wege nicht gar so sehr entfernt zu sein, und wir haben nicht einmal den Mut, es zu tadeln. Selbst die alten preußischen Konservativen, die vielleicht noch am ehesten sich den Instinkt gegen Rom bewahrt haben (obgleich sie, was schließlich auf dasselbe hinauskommt, nur daß es um vieles spießiger ist, an die kleinen Päpste der Synoden glauben), würden, wenn nur das Zentrum nicht gar so demokratisch verseucht wäre, gern — wie das ja wohl schon geschehen ist — mit Rom paktieren. Nun aber — und das ist schließlich doch ein Gutes und eine Hoffnung — muß der Katholizismus, wenn er Gewalt behalten will, demokratisch sein. Er muß die Absurdität der episkopalen Aristokratie, die den Fürstbischof noch heute aus Schusterfamilien emporwachsen läßt, die Absurdität der allgemeinen Gleichberechtigung aller Gläubigen, die wiederum nur dazu dient, ein unbeugsames System der Herrschaft zu erhalten, unangetastet lassen. Ein Block aus Zentrum und Konservativen ist darum — so sehr er auch theoretisch möglich ist — ein gefährliches und jedenfalls kein dauerndes Experiment. In dem Augenblick, da das Zentrum den demagogischen Zauber verliert, zerbricht die festeste der den Katholizismus tragenden Säulen. Darum, so bitter uns solche Verkleidung auch ist, möchten wir doch Rom segnen. Graf Hertling ist, wenn auch durch Index und Syllabus gebunden, doch ein Tor zur Freiheit. Wunderlich sind nun einmal die Wege des geduldigsten aller Geschöpfe. Noch lebt Rom, und ob dagegen ein Hoensbroech bellt, ist mehr als gleichgültig. Es ist aber gewiß gut, daß die Gattung Hoensbroech, da wir kaum die Macht hätten, sie zu zügeln, an Rom immer noch ihren Bändiger findet. Indessen: auch die Görres-Gesellschaft ist schließlich nur eine Maske. Wenn die Zeit gekommen ist, wird der Hammer fallen, der auch sie zerschmettert.

Vom Liberalismus von E. Hurwicz

Die neueste Schrift Leopold von Wieses (‚Der Liberalismus in Vergangenheit und Gegenwart‘, bei S. Fischer) ist eine in jeder Hinsicht beachtenswerte literarische Erscheinung. Wiese ist, mit Hugo Preuß, Max Weber und manchem Andern, einer der Wenigen in Deutschland, die den herrschenden politischen Zustand: die Omnipotenz des Staates als Formerin der menschlichen Psyche kritisch empfinden. Hierin liegt der subjektive wie der objektive Grund der Schrift: denn während des Krieges trat dieser Zustand

nur in einer besondern Schärfe hervor. Es ist aber ein kühner und mutiger Versuch, den schon vorm, erst recht im Kriege totgeglaubten Liberalismus als eine lebendige Macht hinstellen zu wollen. Es ist von vorn herein klar, daß es nicht mehr der alte Liberalismus sein kann. Uebrigens sagt Wiese mit Recht: „Der Liberalismus ist als politisches System der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit nur in seiner britischen Richtung vorherrschend. Lessings, Herders und Humboldts Liberalismus weist kaum irgendwelche Spuren von Utilitarismus auf." Wie soll aber dieser neue Liberalismus aussehen? Es ist zunächst nicht der sogenannte Individualismus manchesterlicher Art. „Im neuen Liberalismus ist grade der Gegensatz von Einzelwesen und Gesellschaft versöhnt; denn er erkennt die Wechselbeziehungen ihrer Gegenseitigkeit an . . . Aber ob der Staat einen größern oder geringern direkten Betätigungskreis besitzt, ist ihm (im Gegensatze zur ältern Auffassung) eine Frage der Zweckmäßigkeit. Läßt sich der Nachweis erbringen, daß dem Menschenglücke mehr durch irgendeine Form des wirtschaftlichen Sozialismus gedient ist, so widersetzt er sich ihr nicht"; der Staatssozialismus bedarf aber immer vorsichtiger Nachprüfung. Der neue Liberalismus tritt ferner — und besonders grade in der Gegenwart — für Demokratisierung ein; unterscheidet sich aber vom strikten Prinzip der Demokratie dadurch, daß er ihren von Mommsen betonten Fehler vermeiden will: „Die Demokratie hat sich immer dadurch vernichtet, daß sie die äußersten Konsequenzen ihres Prinzips durchführt." Wiese will vor allem die „Mannigfaltigkeit der Entwicklungsmöglichkeiten" auf allen Gebieten möglichst wahren, stellt sich also einer mechanischen Gleichmacherei entgegen; ebenso macht ihn sein Vertrauen zum freien Wettbewerb gegen die Vorteile der Zwangsmaßnahmen auf jedem Gebiete gegen Zwangsregulierungen mißtrauisch. Hiermit ist zugleich sein Unterschied vom Sozialismus charakteristisch. Diesen Unterschied umschreibt Wiese noch enger — es scheint mir aber weiterhin noch besser auf den Sozialismus zuzutreffen —, wenn er sagt: „Die Demokratie will nicht, daß es irgendeiner Gruppe besser geht; es soll allen gleich schlecht gehen. Liberal gedacht ist es, zu sagen: wenn es schon wirklich nicht allen gut gehen kann, soll es wenigstens einem Teil gut gehen, damit des Daseins Fülle nur irgendwo Wirklichkeit werde, vorausgesetzt, daß dieses Glück eines Teils nicht durch Ausbeutung der andern Teile erlangt ist." Von den konservativen Systemen endlich unterscheidet sich der Neu-Liberalismus dadurch, daß er einen Ausgleich zwischen Macht und Freiheit anstrebt. Der Nationalismus und der Internationalismus sind ihm keine Gegensätze, sondern einander ergänzende, ja bedingende Kräfte. Unter Imperialismus versteht er vorzugsweise wirtschaftliche Expansion. Er bekennt sich endlich zum kritischen (nicht utopischen) Pazifismus der Richtung von Fried, Schücking und Andern.

Wir sehen: dieser Liberalismus hat etwas von jedem politischen System in sich und ist doch mit keinem identisch. Ganz zu-

treffend charakterisiert Wiese selbst diese seine Eigenart: „Das ist ein Merkmal des Liberalismus gegenüber allen andern Systemen, daß er immer wieder für eine Weltanschauung aufnahmefähig ist; er kann zur Idee zurücklenken, weil er seine Forderungen nicht auf äußere Zusammenhänge, sondern auf innere Kräfte gründet." Dieser politische Adogmatismus wird für die Mehrzahl der politisch Gläubigen als Schwäche des Liberalismus erscheinen; für Wiese und seine ideellen Gesinnungsgenossen (denen auch ich mich beizählen möchte) als Stärke. Man könnte den so verstandenen Liberalismus als die Uebertragung einer kritischen und adogmatischen Philosophie (die freilich erst in der Entstehung begriffen ist und auf eigenem Gebiete mit Dogmatismen allerlei Art zu kämpfen haben wird) auf das Gebiet der Politik betrachten. Grade Wieses Buch, in dem aus dem liberalen Grundprinzip eine lebendige Fülle verschiedener Konsequenzen entwickelt wird, zeigt indessen, daß es sich hierbei um kein unfruchtbares Abstraktum handelt. Aber der prästabilierten Harmonie übernimmt doch Wiese, wie wir gesehen haben, in sein System etwas zu viel. Und wenn das auch nicht so geschieht, wie es bei dem ältern Liberalismus geschah — im Sinne des „laisser faire", das ja von selber zur Harmonie führen mußte — so liegt doch hier wie dort ein Grundgedanke an die Harmonie der Weltkräfte. Indessen grade eine adogmatisch gerichtete Denkweise wird die Möglichkeit und auch das tatsächliche Eintreten von Konflikten zwischen den von Wiese erwähnten Einzelmächten nicht leugnen können; um ein Beispiel zu nennen: Konflikte zwischen dem Staat und dem Einzelwesen. Die wesentlich taktische Aufgabe, die dem Neu-Liberalismus schon infolge der Ablehnung eines einheitlichen Dogmas des politischen Handelns in jedem konkreten Falle erwächst, wird in solchen Fällen noch eine bedeutende Steigerung erfahren.

Ganz besonders interessant sind Wieses „Leitsätze zur äußern Politik". Er betont hier scharf die Abhängigkeit der innern Politik von der äußern und beurteilt von diesem Standpunkt aus auch die Frage des Parlamentarismus und der Demokratie. „Der sozialistische Landrat und der fortschrittliche Reichskanzler müßten genau so, sagen wir kurz, ‚preußische' Politik und Verwaltungskunst treiben wie die konservativen Vorgänger, wenn die äußere Politik diese preußische Spielart verlangte." Dies scheint mir doch eine zu einseitige Umbiegung des in Wirklichkeit gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisses zwischen der äußern und der innern Politik. Auch die „äußere Politik" ist keine gottgewollte Abhängigkeit, und ein politischer Fetischismus erscheint hier ebensowenig angebracht wie sonst in Dingen der sozialen Welt. Auch die äußere Politik ist, zum guten Teil mindestens, ein Produkt des Denkens und Handelns ihrer Leiter, und von einer grundsätzlichen innerpolitischen Systemänderung kann daher logischerweise auch ein Wandel in außerpolitischen Dingen erwartet werden. Hiergegen ist wohl zu

begrüßen, was Wiese für „Demokratisierung der Politik“ überhaupt betont (das, was er hier nämlich von der äußern Politik sagt, kann man mutatis mutandis auch auf die innere anwenden): „Wenn die äußere Politik zu einer großen Volkssache werden soll, so kann dieser Fortschritt nur dann wertvoll sein, falls die Auffassung der Auslandsprobleme und der internationalen Beziehungen bei allen Bevölkerungsklassen einer tiefgehenden und gründlichen Verbesserung unterworfen wird. Denn an sich ist die Demokratisierung der Außenpolitik bei dem bisherigen Zustand der öffentlichen Psyche in allen Ländern eher ein Rückschritt als ein Gewinn.“ „Wer — dagegen — durch zahlreiche Beobachtungen richtig geführt, viel vergleichen kann, übertreibt nicht. Ist er vor neue Tatsachen gestellt, so zieht er zu ihrer Beurteilung rechtzeitig die gesichteten Eindrücke aus seinem Erfahrungskreise heran.“ Daß die politische Volksbildung eine der wichtigsten Forderungen — wenn nicht die im tiefsten Grunde wichtigste — ist, deren Dringlichkeit der Weltkrieg ins grelle Licht gesetzt hat, haben heute Viele eingesehen, wenn auch freilich sich nur Wenige von einer Ausbeutung auch dieser neuen Idee gleich für die Sonderzwecke ihrer eigenen politischen Richtungen ferngehalten und sie im Sinne jeder Bildung als einer objektiven, kritischen, parteipolitisch neutralen Disziplinierung des Geistes verstanden haben. (Von diesen Zusammenhängen handelt mein Aufsatz über ‚Politische Volksbildung‘ im Neuen Deutschland vom ersten Februar 1918.)

Eine Zeit, wie die unsrige, in der auf innerpolitischem Gebiet die Probleme des Parlamentarismus und der Demokratie, auf dem außenpolitischen Gebiet der Schiedsgerichtsbarkeit und des Pazifismus, auf dem wirtschaftspolitischen des freien Wettbewerbs im Innern und freien Warenaustauschs nach außen (im Gegensatz zum wirtschaftlichen Boykott) aktuell und akut geworden sind — eine solche Zeit beweist, daß der Liberalismus noch lange nicht ausgespielt hat, sondern daß in ihm Kräfte ruhen, die auf gar manchem Gebiet eine heilsame Lösung versprechen. Die Reden eines Conrad Haußmann waren denn auch in dieser Zeit oft an Pathos und Ethos reicher als etwa die eines Scheidemann. Sein schönes programmatisches Wort: „Hinter dem Gewissen Deutschlands muß das Weltgewissen stehen“ — dieses Wort, das einen so eigentümlichen Gegensatz zu der Parole der Politiker der Deutschen Tageszeitung bildet: „Die Zukunft des Deutschen Reiches ist sehr viel wichtiger als die der Welt und der Menschheit“ — wurde von vielen Einsichtsvollen (Prinz Max von Baden, Hans Delbrück, Adolf Grabowsky und Andern) aufgegriffen. Den gleichen Gedanken, namentlich den Gedanken des Aufbaus Europas, nimmt auch Wiese zur Richtschnur der Kriegs- und Friedensziele. Wir begrüßen aber seine Schrift nicht nur als eine mutige und aktuelle Erscheinung, sondern auch als eine, die durch Verbindung des Politischen mit dem Philosophischen und Weltanschaulichen uns an die besten politischen Schriften vergangener Zeiten erinnert.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XVII.

Hermann Paasche

In dem imposanten Kuppelbau der Wandelhalle des Reichstags werden keineswegs bloß ernste politische Gespräche geführt, auch nicht nur wirtschaftspolitische, wenn drinnen heiß und heftig um neue Steuern, Zölle und derlei gestritten wird. Nein, es werden richtige Geschäfte abgewickelt, oder besser: vorbereitet. Die Sache wird geschoben. Es geht eben auch hier im bequemen Klubsessel, beim bläulichen Rauch der Zigarre, menschlich, wie überall, her. Allzu menschlich aber, seit die Generalsekretäre und Syndici unter den Parlamentariern sich zu mehren beginnen wie der Sand am Meer, seit die Trusts, Syndikate und Kartelle, seit die Riesenfirmen selbst ihre Vertreter mit oder ohne Verkappung ins Parlament vorschicken. Jeder noch so winzige Verband sucht sich durch einen Abgeordneten den Anschluß an die große Welt, die über Wohl und Wehe jedes Wirtschaftszweiges bestimmt und Lieferungen vergibt, zu sichern. Erst neulich wurde ich gefragt, ob ich nicht einen Kollegen, einen „Volksvertreter", wüßte, der einen ganz ruhigen Syndikatsposten übernehmen wolle, um, gegen ein relativ hohes Jahresgehalt, „Beziehungen" herzustellen und zu pflegen. Andre wiederum werden in ein, zwei, drei (und noch viel mehr) Aufsichtsräte berufen, je nach dem Klang ihres Namens und ihrer Stellung innerhalb der Partei. Freilich darf man dabei nicht, böswillig, verallgemeinern. Selbstverständlich sitzen im Reichs- oder Landtag höchst ehrenwerte Männer, die in Handel und Gewerbe berufstätig sind, die schon seit Jahren Aufsichtsratsstellen innehaben, und denen niemand eine unerlaubte Verquickung von Geschäft und Politik nachsagen wird. Aber es gibt auch andre, bei denen die Grenzlinien sich verwischen, denen, halb bewußt, halb unbewußt, Geschäft zu Politik und Politik zu Geschäft wird. Einer hats hierin zur Meisterschaft gebracht, Einer, der an hervorragender Stelle steht: Hermann Paasche, Vizepräsident des Reichstags.

Ein ganzes Knäuel durcheinandergewirrter Fäden gilts aufzurollen. Schon seit langem haben Zeitungen und Zeitschriften allerhand bissige Andeutungen über Herrn Paasches geschäftlich-politische Betriebsamkeit gebracht; aber sie haben eine Reihe von Einzelheiten noch nicht aufzuzeigen vermocht, die uns, ungefähr wenigstens, ein Bild von diesem Geschäftspolitiker en gros geben können. Ich wills versuchen. Gestehe aber von vorn herein, daß auch ich das Thema keineswegs erschöpfen will und nicht einmal allen geschäftlichen Beziehungen des Herrn Paasche nachgehen kann, da sichs bei diesem und jenem Geschäft noch nicht um ein abgeschlossenes Faktum, sondern erst um etwas Werdendes handelt.

Wenn man ihn so anschaut, seine übermittelgroße Gestalt, ein wenig nach vorne gebeugt, in einen etwas schmuddeligen schwarzen Ueberrock gesteckt; wenn man ihn mehr nachlässig tapsen als schreiten

sieht; wenn man ihn wie einen aufgezogenen Apparat gleichmäßig sprudelnd reden hört, stundenlang; wenn man in seine gutmütig-pfiffigen kleinen Korinthenaugen blickt, die in ein behäbig-rundes Gesicht eingebettet sind — weiß Gott, man würde ihm sein gradezu ungeheures geschäftliches Wirken und Streben hinter den Kulissen der Politik nicht zutrauen. Dieser gutmütige alte Onkel, der, im achtundsechzigsten Lebensjahr, noch rustikale Eierschalen an sich zu haben scheint!

Hermann Paasche ist von der Landwirtschaft ausgegangen, hat als ganz junger Mensch sich mehrere Jahre praktisch agrarisch betätigt und ist heute ein sehr wohlsituierter Industrie-Agrarier, der sich auf seinem herrschaftlichen Sitz Waldfrieden bei Hochzeit in der Neumark von seinen politischen Strapazen auszuruhen pflegt. (Es ist der Wahlkreis des Antisemiten Wilhelm Bruhn, mit dem Herr Paasche als parlamentarischer Kollege und Publizist die beste Nachbarschaft hält.) Zwischen diesen landwirtschaftlichen Lehr- und Meisterjahren liegt eine Fülle geschäftlicher Erlebnisse. In Halle studierte er Staatswissenschaften. Fünf Jahre danach, anno Siebenundsiebzig, habilitierte er sich dortselbst, ging als Privatdozent an die Technische Hochschule nach Aachen und wurde als ordentlicher Professor nach Rostock berufen. Dann kam er, gegen den Willen der Fakultät, nach Marburg; Althoff, der Allgewaltige des preußischen Kultusministeriums, begünstigte ihn und hatte ihn der Universität so halb und halb aufoktroyiert. In diese Zeit bereits, in den Anfang der achtziger Jahre, fällt seine erste parlamentarische Betätigung. Infolge seines Fortgangs von Rostock mußte er, am sechzehnten Juni 1884, sein mecklenburgisches Reichstagsmandat niederlegen. Neun Jahre enthielt er sich der Politik. Dann entsandte ihn der erste Meininger Wahlkreis in das Haus am Königsplatz. Zu derselben Zeit tauchte er, eine Legislaturperiode lang, auch im Preußischen Abgeordnetenhause auf. Heute vertritt er im Reichstag Kreuznach-Simmern, nachdem man ihn von Marburg an die Technische Hochschule Charlottenburg geholt hatte. Freilich hat er 1906 seine wissenschaftliche Laufbahn aufgesteckt und sich zur Ruhe gesetzt, das heißt: um sich mehr noch als bisher seinen vielverzweigten Geschäften zu widmen. Er wurde, nach dem üblichen Turnus, Geheimer Regierungsrat, obwohl seine wissenschaftlichen Leistungen nicht eben hoch eingeschätzt wurden. Ich kenne keinen seiner Schüler, der zu ihm als Lehrer emporblickt, ich kenne nur jüngere und ältere Semester, die sich, erschauernd, noch heute die Ohren zuhalten, wenn sie an den Wasserfall seiner Vorlesungen zurückdenken. Ganze Bücher, Lexikabände, sprach er in einer Dreiviertelstunde; aber der Qualitätsertrag aus dieser potenzierten Quantität war gleich 0 minus 1. Und seine „Werke"? Schriften, Schriftchen, Publikatiönchen: Die Geldentwertung zu Halle in den letzten Jahrzehnten dieses (des neunzehnten) Jahrhunderts; Ueber die Entwicklung der Preise und der Rente des Immobilienbesitzes in Halle; Studien über die Natur der Geldentwertung; Zuckerindu-

strie und Zuckerhandel. Ueber dürftige Doktorarbeiten ist er nie hinausgelangt. Eigene Ideen, neue Gedankenverbindungen wird man vergebens suchen. Aneinander gereihte Tatsachen, ersessene Statistiken: das ist alles. Einige flüchtige Reiseskizzen kommen hinzu. Denn er war in Nord- und Mittelamerika, auf Jamaica und Kuba und, wenige Jahre vor dem Kriege, auch in Ostafrika gewesen. Damit ist seine literarische Leistung erschöpft. Das Handwörterbuch für Staatswissenschaften enthielt in der ersten Auflage eine Abhandlung von ihm über Zuckersteuer: aus der zweiten Auflage blieb sie weg, weil sie nichts taugte. Das war schließlich nicht sein Gebiet. Sein Talent und seine Talente wirken sich auf einem andern Feld aus. Da gingen sie ins Weite und Breite. An der Peripherie des Geschäftslebens ließ er sich nieder, und hier ward ihm sehr bald der Erfolg, der ihm auf dem Lehrstuhl zeitlebens versagt geblieben war.

Hermann Paasche wußte sich in der nationalliberalen Reichstagsfraktion schnell durchzusetzen. Die Wirtschaftspolitik ward ihm, dem Volkswirtschaftler, als Spezialgebiet zugewiesen. Hier galt er in der Partei als Autorität. Im Plenum ergriff er in den Steuer- und Wirtschaftsdebatten das Wort, und in den Kommissionen saß er an führender Stelle. Die Regierungsmänner drängten sich um ihn, und so knüpften sich immer neue Beziehungen und geschäftliche Fäden. Die großen Industriefirmen, die zu einem nicht geringen Teil von amtlichen Aufträgen (und insbesondere jetzt, nach der Einstellung der Fabrikation auf den Heeresbedarf) leben, oder die am Ausgange dieser oder jener Steuer- und Zollgesetzgebung lebhaft interessiert sind, rissen sich um ihn, um seine Protektion. Natürlich wird ihm keine Firma irgendeinen belastenden geschäfts-politischen Auftrag gegeben haben wollen. Dem wäre ja schon der neunundzwanzigste Artikel der Reichsverfassung entgegen. Danach ist kein Mitglied des Reichstags an Aufträge oder Instruktionen gebunden. Aber man hatte schließlich ein Interesse daran, sich seiner Mitwirkung im Geschäft zu versichern: sein Name, sein Einfluß, seine Verbindungen, na, undsoweiter. So wurde er, nach und nach:

Vorsitzender des Aufsichtsrats der Howaldtswerke,
Mitglied des Aufsichtsrats
der Deutschen Mineralöl-Industrie A.-G.,
der Deutsch-böhmischen Kohlen- und Brikettwerke A.-G. in Dresden,
der Gesellschaft für Brauerei-, Spiritus- und Preßhefen-Fabrikation, vormals G. Sinner,
des Hüttenwerks C. Wilh. Kayser & Co. A.-G.,
der Nationalbank für Deutschland,
der Norddeutschen Lederpappenfabriken A.-G.,
der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik,
der Rositzer Zucker-Raffinerie A.-G.,
der Telephon-Fabrik A.-G., vormals J. Berliner.

Genügt das? Noch lange nicht! Denn das sind nur die großen Firmen, in denen er vor breitester Oeffentlichkeit und in ver-

traulichen politischen Besprechungen wirkt. Allerhand Peinliches, Peinlicheres läuft nebenher und gibt, addiert, eine hübsche Summe. Einiges, nicht alles, will ich herausgreifen, was Herrn Paasche, den großen nationalliberalen Patrioten und Repräsentanten der deutschen Volksvertretung im In- und verbündeten Ausland nicht grade ins beste Licht rückt. Als die Amerikaner, vor dem Kriege, auch die deutsche Zigarettenindustrie zu vertrusten trachteten, schlug er sich, aus irgend welchen Gründen, auf die Seite der von den Amerikanern gewonnenen Firmen und kämpfte wider den deutschen Trustabwehrbund. Als, gleichfalls vor dem Kriege, eine Anzahl auswärtiger Filmgesellschaften, die Gaumont, Eclair, Cines undsoweiter, sich zusammentun wollten, um eine Monopolstellung auch in Deutschland zu gewinnen, die die erst langsam aufkommende deutsche Filmindustrie völlig niedergestreckt hätte, sehen wir Herrn Paasche und seinen Anhang wieder auf der Seite der Ausländer, der Franzosen, und nur weil die pariser Firma Pathè frères diese Vertrustung nicht mitmachte und sich mit den Deutschen zusammenschloß, wurde Unheil verhütet. Während des Krieges freilich hat auch Herr Paasche umgelernt. Jetzt hält ers selbstverständlich nur mit dem verbündeten Ausland, spielt im deutsch-oesterreichisch-ungarischen Wirtschaftsverband eine führende Rolle, gibt die Wirtschaftszeitung der Zentralmächte heraus, hat seine Hände auch in die deutsch-oesterreichisch-ungarischen Verkehrsverbände gesteckt, macht häufig Reisen nach Wien, Budapest und Sofia, läßt sich dort von den offiziellen Persönlichkeiten feiern, mit Orden bestecken (nur aus Konstantinopel winkte man ihm in diesen Tagen ab, als er von Sofia aus auch dorthin fahren wollte) und spricht in Reden und Toasten immer gleich für das gesamte Deutsche Reich — das sich dafür bedanken müßte, auf diese Weise bei den Verbündeten „geschoben" zu werden.

Wie kann ein Mann das alles: Politik, Geschäft und wieder Geschäft und Repräsentation tagaus, tagein in zwölf, vierzehn Stunden leisten? Auch dies Geheimnis will ich zu lüpfen versuchen. Kennst du Georg Kaisers ‚Koralle', jenes Schauspiel, das im vergangenen Winter eine Zeitlang bei Reinhardt gegeben wurde? Auch da dreht sichs um einen Mann, einen Milliardär (so weit hats Paasche allerdings nicht gebracht), der so sehr von Beruf und Pflicht in Anspruch genommen ist, daß er sich gleichsam in zwei Menschen zerlegt und auf sein andres Ich, seinen Sekretär, die Hälfte seiner Bürde mit aller ihrer Verantwortung abgeladen hat. Dieses andre Ich des Herrn Paasche ist ein Herr, der sich nicht mit dem Titel, „Privatsekretär" begnügt, sondern sich Syndikus nennt. Ursprünglich war er Hilfsbeamter im oesterreichisch-ungarischen Generalkonsulat zu Berlin, wo er die handelspolitischen Angelegenheiten zu bearbeiten hatte. Heute ist er als Paasches Adlatus ein Mann von sehr stattlichem Jahreseinkommen, das der Rente eines reifen Mannes entspricht. Dieser Herr erledigt dem Geheimrat Paasche nicht nur die laufenden geschäftlichen Sachen, sondern sondiert auch

das Terrain, um seinem Herrn und Gönner die Wege in neue Aufsichtsräte, in neue gewinnbringende Verbindungen zu ebnen. Er erhält für seine Mühewaltung mitunter, nicht immer, in bar oder in Vorzugsaktien eine Entschädigung. Versteht sich. Zug um Zug. Ein Geschäft wie jedes andre. Wenn Herr Paasche dann in den Aufsichtsrat einer solchen Firma kommt, weist er gleich in den ersten Wochen auf Ueberlastung hin, und sein andres Ich übernimmt, soweits irgend angeht, die Vertretung . . .

Ich will abbrechen. Mancherlei ließe sich noch sagen, und nicht das Unwesentlichste, wie Herr Paasche ferner an einem vaterländischen Verlagsunternehmen interessiert ist, das nicht zuletzt auf die Eitelkeit der Abonnenten und Inserenten spekuliert, wie er . . . kurz: der Rest sei für heute Schweigen. Nur scheint es uns, daß Herr Paasche als Generalagent eine bessere Rolle spielen würde denn als Vizepräsident des Reichstags. Das müßte das Parlament, wenns zur Neuwahl des gesamten Präsidiums schreiten sollte, am Ende bedenken. Denn schließlich hat der Präsident der deutschen Volksvertretung nicht nur den einen Stand der Agenten zu repräsentieren, sondern alle Berufsstände, wie sie nun einmal im deutschen Volke geschichtet sind.

Jakob Burckhardt von Egon Friedell

Zum hundertsten Geburtstag

Von Goethe sagt Bielschowsky, er habe diesen Planeten betreten, „um sein Licht in ungeahnter Fülle zu vermehren". Etwas Aehnliches könnte man ohne Uebertreibung von Jakob Burckhardt behaupten: er hat im Gesichtskreis des modernen Wissens und Denkens an allen Ecken und Enden Lichter angezündet; seit er über die Erde gewandelt ist, sind große, weite Gebiete der menschlichen Anschauung und Erkenntnis um vieles heller geworden, und obschon zwischen dem größten Seher und Gestalter der Deutschen und dem bescheidenen basler Universitätsprofessor eine unendliche Kluft zu bestehen scheint, so wird es doch nicht wenige geben, die dankbar bekennen, daß ihnen Jakob Burckhardt ein ebenso treuer und weiser Führer gewesen ist wie Goethe.

Das Licht der Welt vermehren: — ist denn das nicht überhaupt die göttliche Mission jedes einzelnen Menschen auf dieser Erde, eine Mission, die jeder erfüllen soll, aber im Grunde auch jeder erfüllen kann? Irgendein Licht steckt in jedem Ding, jedem Ereignis, jeder noch so unscheinbaren Betätigung. Insgeheim wirkt in jedem, auch dem unscheinbarsten Menschen irgendeine nur ihm eigentümliche Fähigkeit und Kraft; diese Fähigkeit und Kraft allein ist es ja, der er seine Existenz verdankt, die ihn am Leben erhält; ohne sie wäre er niemals dieses einmalige Individuum geworden. Aber die Menschen besitzen meistens zu wenig Aufrichtigkeit gegen sich selbst, zu wenig Liebe gegen sich selbst, um diese ihre einzigartige Fähigkeit nun auch zu erkennen und gesammelt auf

den einzigen Punkt zu lenken, wo sie Nutzen und Licht bringen kann. Wäre dies der Fall, so wimmelte die Erde von Genies auf allen Gebieten! Jedoch zugleich mit jenem Talent, das die Menschen von Gott haben, hat der Teufel ihnen in einer unbewachten Stunde eine Art Gegenmitgift verliehen, nämlich den unglückseligen Hang, niemals das sein zu wollen, was sie sind. Diese sonderbare Geisteskrankheit scheint so alt zu sein wie die Menschheit: wenigstens gibt es keine noch so ehrwürdige kulturhistorische Quelle, aus der wir sie nicht leicht herausdiagnostizieren könnten; ja im Grunde waren ihr sogar schon Adam und Eva verfallen. Gibt es etwas Schöneres als das Paradies? Und doch hatte es für Adam und Eva einen einzigen Fehler: es war nämlich ihre Bestimmung. Und der Mensch hält nun einmal nur das für ein Paradies, was ihm nicht bestimmt ist. Also handelten die ersten Menschen ganz logisch und folgerichtig, als sie den Geboten Gottes nicht gehorchten, freilich nach einer vom Teufel erfundenen Logik.

Das Gebiet nun, das Jakob Burckhardt mit seiner genialen Fähigkeit erleuchtet hat, ist die Kulturgeschichte. Der Gedanke, der ihn dabei leitete, war ungemein einfach und auch keineswegs neu, sondern ein alter Traum der deutschen Wissenschaft. Am sechsundzwanzigsten März 1789 schrieb Schiller an Körner: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, Geschichte der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in eins zusammengefaßt werden, und dies erst kann Universalhistorie sein.“ Diesen Traum hat Burckhardt verwirklicht. Es gelang ihm tatsächlich, die große organische Einheit, die alle Lebensbetätigungen eines Volkes bilden, lebensvoll nachzugestalten, und man kann daher sagen, daß mit dem Erscheinen seiner ‚Kultur der Renaissance in Italien‘ eine neue Epoche der Geschichtswissenschaft anhebt. Kulturgeschichte hatten ja schon lange vor ihm viele Andre geschrieben; nur verstanden sie darunter entweder eine rohe und reizlose Inventarisierung von zahllosen abrupten Einzelheiten oder allerlei subjektive allgemeine Betrachtungen, eine willkürliche und dürre Geschichtsphilosophie. Aber noch niemals war in einem und demselben Kopfe eine so frische und lebhafte Anschauung des Details, eine so völlig dichterische Fähigkeit der Einfühlung mit einem so weiten und freien Blick über die allgemeinsten Zusammenhänge vereinigt gewesen. Eine unersättliche psychologische Neugierde, ruhelos und beunruhigend, von einem untrüglichen Spürsinn für das Seltenste, Fremdeste und Versteckteste geleitet, war die geistige Zentraleigenschaft Burckhardts. Und dazu kam eine gradezu olympische Souveränität und Unparteilichkeit des Urteils, wie sie sich auch bei Gelehrten nur sehr selten findet. Hierfür war es gewiß nicht ohne Bedeutung, daß Burckhardt Schweizer war. In diesem kleinen Gebirgskessel, einer Art Miniatureuropa, in dem Deutsche, Franzosen und Italiener unter einer gemeinsamen demokratischen Verfassung leben und sich vertragen, ist es offenbar gar nicht möglich, anders als kosmopolitisch und neu-

tral zu denken. Es sind übrigens die vornehmsten Traditionen der deutschen Geschichtsforschung, die Burckhardt, der objektivste und neutralste Historiker deutscher Zunge, weiter verfolgt hat: nicht bloß Ranke und seine Schule, sondern auch die Klassiker: Herder, Goethe, Humboldt und Schiller haben dieses Ideal einer kosmopolitischen Geschichtsschreibung aufgestellt; und in dieser Hinsicht bedeutet die neueste durch Lamprecht vertretene Richtung, die wieder deutsche Geschichte vom deutschen Standpunkt aus schreiben will, entschieden einen Rückschritt. In den ‚Weltgeschichtlichen Betrachtungen‘, einem Werke von göttlicher Heiterkeit, Spannkraft und Fülle, sagt Burckhardt einmal: „Der Geist muß die Erinnerung an sein Durchleben der verschiedenen Erdenzeiten in seinen Besitz verwandeln. Was einst Jubel und Jammer war, muß nun Erkenntnis werden.“ Dies wäre als Motto über sein Lebenswerk zu setzen.

Man kann sagen, daß wir eine wirklich intime Bekanntschaft mit den alten Griechen erst seit Burckhardts ‚Griechischer Kulturgeschichte‘ besitzen. Bis dahin waren sie für uns eine Art Glyptothek und Museum, wandelnder Marmor ohne Seele. Wir bewunderten sie pflichtmäßig, hielten sie aber in unbewachten Augenblicken doch für recht langweilige und leere Attrappen einer längst überholten Gräkomanie. Burckhardt zeigte, daß diese Griechen in allem unsre Brüder waren, in ihren Stärken und Schwächen, ihrem Jubel und Jammer vollebendige Menschen, und zwar ganz besonders menschliche Menschen, daß sie gar nicht aus weißem Marmor bestanden, sondern im Gegenteil höchst bunte, opalisierende, gemischte Seelen besaßen, und daß sie auch nicht besonders sonnig, friedlich und harmonisch, sondern äußerst problematisch, von echt südlicher, ja orientalischer Beweglichkeit und — vor allem — tiefe, rettungslose Pessimisten gewesen sind. Dieser Gedanke ist es besonders, den seine beiden berühmtesten Schüler ausgeführt und bereichert haben: Erwin Rohde in seiner ‚Psyche‘ und Nietzsche in seinem Erstlingswerk ‚Die Geburt der Tragödie‘, dessen Untertitel lautet: ‚Griechentum und Pessimismus‘.

Allerdings erklärt Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, Ordinarius für klassische Philologie an der Universität Berlin, daß Burckhardts griechische Kulturgeschichte „für die Wissenschaft nicht existiert“. Den offiziellen Stempel hat sie also bis zum heutigen Tag noch nicht erhalten. Wir wollen auf die Angelegenheit nicht näher eingehen; das eine aber möchte ich doch zu behaupten wagen, daß, selbst wenn Wilamowitz recht haben sollte, Burckhardts Werke noch zu einer Zeit leben werden, wo alle „kompetenten Untersuchungen“ der „Fachleute“ von heute längst mausetot sein werden. Ein Kunstwerk steht nämlich über dem jeweiligen Stande der Forschung und kann niemals „überholt“ werden. Herodot ist nicht überholt, obgleich er größtenteils Dinge berichtet hat, die heute jeder Volksschullehrer zu widerlegen vermag. Montesquieu ist nicht überholt, obgleich seine Geschichtsdarstellungen voll von

handgreiflichen Irrtümern sind. Herder ist nicht überholt, obgleich er historische Ansichten vertrat, die heute für dilettantisch gelten. Winckelmann ist nicht überholt, obgleich seine Auffassung vom Griechentum ein einziger großer Mißgriff war. Denn wenn sich alles, was diese Männer lehrten, als unrichtig erweisen sollte — eine Wahrheit wird doch immer bleiben und niemals überholt werden können: die der künstlerischen Persönlichkeit, die hinter dem Werk steht, des bedeutenden Menschen, der diese falschen Bilder innerlich erlebte, sah und gestaltete. Wenn Schiller zehn Seiten bester deutscher Prosa über eine Episode des Dreißigjährigen Krieges schreibt, die sich niemals so zugetragen hat, so ist dies für die historische Kenntnis wertvoller als hundert Seiten „Richtigstellungen nach neuesten Dokumenten" ohne philosophischen Gesichtspunkt und in elendem Deutsch. Und was war Homer andres als ein Historiker „mit ungenügender Quellenkenntnis"? Dennoch wird er in alle Ewigkeit recht behalten, selbst wenn eines Tages ein Professor mit ungeheuerm wissenschaftlichen Apparat beweisen sollte, daß es überhaupt kein Troja gegeben hat.

Aufruf

Die Welt nach dem Kriege wird, wie zu hoffen ist, ein größeres Verlangen nach Kunst und Schönheit, nach den Möglichkeiten künstlerischer Erhebung haben als die Welt vor dem Kriege.

In diesem Glauben an die kommende größere Macht und Bedeutung von Kunst und Schönheit wagen wir, schon jetzt an ein Werk des Friedens, der Kunst und der Freude zu denken, an ein Werk, das schon vor dem Kriege geplant war, das aber beim Ausbruch des Waffenlärms zurückgestellt werden mußte. Dieses Werk ist das Festspielhaus, das wir in Salzburg, der Geburtsstadt Mozarts, zu errichten gedenken.

Wer verdiente denn auch wohl mehr als Mozart, durch ein besonderes Festspielhaus, das sich vor allen Dingen die Pflege seiner Kunst zur Aufgabe machen soll, geehrt und gefeiert zu werden. Je älter seine Meisterwerke werden, um so reiner leuchten sie in ihrer Schönheit, in ihrer Größe und Vollendung auf. Je ernster und dunkler die Zeit geworden ist, um so heller offenbart sich dem zur Kunst emporstrebenden Teile der Menschheit die Erkenntnis, welch unerschöpflich reiches Gut, welch unversiechbaren Quell der Freude und des Welt- und Selbstvergessens wir in der Kunst dieses Einen und Einzigen besitzen. Und wo könnte ein Haus, das ihn feiern und pflegen will, wohl besser stehen als in Salzburg, in dieser südlich frohen Stadt, die selbst beinahe wie ein Stück Mozartscher Musik ist? Wir glauben, daß all die vielen Freunde, die Salzburg in der ganzen Welt hat, die vielen Freunde Mozarts, die sich über die ganze Welt zerstreuen, ganz von selbst die bunte, freudig gestimmte, zur Freude und zur Erhebung gleich bereite Festspielhaus-Gemeinde abgeben werden.

Dieses Haus, das wir in Salzburg bauen wollen, soll also vor allen Dingen Mozart und seiner Kunst gewidmet sein. Hier sollen, von den ersten Künstlern seines Stils, seine Werke unter der besten künstlerischen Leitung aufgeführt werden. Wir hoffen, daß von diesem Hause und seiner Arbeit eine fruchtbare Welle von Anregung auf die Opernbühne zurückfluten wird.

Es soll sich aber dieses Festspielhaus nicht nur auf den einen Namen Mozart beschränken. Es soll vielmehr im Geiste Mozarts geleitet werden, und darum soll seine Bühne gastlich allen großen Werken der Kunst, allen Meistern geöffnet sein. Wir wollen und können uns heute noch nicht auf ein Programm festlegen, denn je weiter sich der Gedanke dieses Hauses ausgestaltet, um so größer werden die Möglichkeiten seiner Verwendung.

Zur Vorarbeit für dieses große Unternehmen haben wir uns zu einer Festspielhaus-Gemeinde zusammengeschlossen, und wir treten nun mit diesem Aufruf hinaus, der eine Bitte ist, sich dieser Gemeinde helfend und fördernd anzuschließen.

An alle Freunde der Kunst und der Kultur, an alle Freunde Mozarts in erster Linie richten wir diese Bitte, als Mitglied unsrer Gemeinde zu uns zu kommen und mit uns dahin zu arbeiten, daß sich dieses friedliche, der Kunst und der Schönheit und damit auch der Versöhnung der heute klaffenden Gegensätze geweihte Werk bald nach dem Kriege erheben kann — als ein lebendiges Denkmal dafür, daß wir auch im Waffenlärm und im Grauen einer blutigen Zeit den Glauben an die Zukunft und an die Kunst nicht verloren haben.

Die Salzburger Festspielhaus-Gemeinde

Bassermann in Wien von Alfred Polgar

An der Volksbühne: Gastspiel Bassermann. Den Beginn machte Arthur Schnitzlers ‚Gefährtin‘. Die schwabblige Melancholie dieses Aktes ist kaum mehr erträglich und der Reiz seines erotischen Frage- und Antwort-Spiels schon ein sehr weicher. Bassermann gab den falsch verstehenden, aber immerhin verstehenden Professor mit großer Delikatesse. Seine Naturlaute sind erlesene Kunstprodukte. Wie der Bauchredner glauben zu machen weiß, daß seine Stimme aus dem Bauch, so der Artist Bassermann, daß sie aus dem Herzen komme. Er ist ein Herzredner, ein Cordiloquist, ersten Ranges.

In Hartlebens vermoderter ‚Sittlicher Forderung‘ war er komisch. Aber das können andre Komiker auch und besser. Ihm kommt zugute, daß man seine Komik nicht absolut wertet, sondern relativ. Nicht nach ihrem Abstand von der Normalebene, sondern von jener tiefer gelegenen, dunkler gefärbten Sphäre darstellerischer Kunst, in der wir ihn beheimatet wissen. Er ist für unser Empfinden mit ernster Schauspielerei so schwer bepackt, daß wirs ihm doppelt hoch anrechnen, wenn er unter solchem Gewicht leichtbeschwingt daherkommt. Und an seiner Possenlaune beklatschen wir nicht nur die Laune, sondern auch die Leutseligkeit, die sich zu ihr herabläßt.

Das Beste: ‚Eine Partie Piquet‘, der im ehemaligen Burgtheater viel gespielte französische Schwank, dessen altväterisch-weltfernen Humor man wie eine Liebkosung abgeschiedener Fröhlichkeits-Geister empfindet. Da war Bassermann höchst erquicklich. Zahllose fein und listig hingesetzte Strichelchen und Farbtüpfelchen weckten das groteskscharfe Profil der Figur aus Starrheit zu heiterstem Leben. Es war sehr amüsant und bezaubernd langwierig.

Bassermann als ‚Snob' in Sternheims Komödie, deren kratziger, kalter, dürrer, gerbsaurer Humor sehr wirksam ist. Dessenungeachtet zeigt das Stück hie und da doch schon Symptome von Satire-Verfettung. Manche selbstgefällig umständliche Einfalls-Bespiegelung langweilt. An die Stenophonie der Sternheimschen Figuren, an die ausdrucksvolle Schiefheit ihrer preziös-kantigen Sprache hat man sich gut gewöhnt. Sie klingt überzeugend unhohl. Die Witzigkeit, auf der die Püppchen des Spiels gefädelt sind, hat von ihrer strichhaften Kraft, die Idealitäten der bürgerlichen Welt wund zu scheuern, noch nicht viel eingebüßt. Herrn Bassermanns Snob ist ein höchst amüsantes Ding, voll Lebendigkeit, voll federnder Laune und Energie. Der Sternheimsche Ulk wächst in Bassermanns Spiel zu einer Art unheimlicher Größe aus. Die ganze Furchtbarkeit der bürgerlichen Kreatur spürt man hinter der und dem lächerlichen Maske. Vom Deutschen Volkstheater war es Selbstverleugnung, eine Persönlichkeit wie Bassermann in seine Mitte zu laden. Neben der Kunst des Gastes machte die ortsansässige sehr arme und kümmerliche Figur.

*

Den Striese im ‚Raub der Sabinerinnen' — wie meisterlich ist in Vorbereitung, Verknüpfung, Steigerung die Possentechnik dieser gemütlich-närrischen Lustbarkeit! — spielt Bassermann als durchaus sanguinischen alten Kerl. Als einen feurigen, grauhaarigen Wurstel von sozusagen lodernder Einfältigkeit. Seine Komik ist unbändig, überlebensgroß. Sie schreit vor Daseinsfreude. Er ist der stärkste Komödiant, verliebt ins Metier, in die Wirkung, ins Feine, ins Derbe. Er pflückt mit subtilen Fingerspitzen die zartesten Pointen und fetzt mit Prankenhieben ganze Aeste vom Baum, sie unter Triumphgeheul in Lüften schwingend. Er ist ein Temperament, ein Könner, ein Spieler und ein Schlaumeier. Man muß ihn lieb haben.

Neue Parodien von Hans Heinrich von Twardowski

Walter Hasenclever

Das unendliche Gerede

Ein Sohn steht da in seinem jungen Ruhme.
Die Straße brandet vor dem Café groß.
Roger und Gallet regnen die Parfume.
Ein Kind bricht donnernd aus der Mutter Schoß.
Ein Liftboy tanzt im Aether Flammentänze.
Ein Herr in Sankt Franzisko nimmt ein Bad.
Wann wirft man mir die bunten Lorbeerkränze?
Wann protegiert man mich im ‚Tageblatt'?
Ich will sie überflügeln und entthronen
den Werfel und den Becher und den Heym.
Seid brüderlich umschlungen, Millionen!
Entbrich mir schimmernd nun, verzückter Reim.
Du fremder Mann im bläulichen Pyjama

hast du nicht auch mein erstes Weh verspürt?
Komm her in unsern Kreis. Ich schrieb ein Drama.
Das wird im „Jungen Deutschland' aufgeführt.
Man nennt mich dann den jungen Hasenschiller.
O zartes Lächeln, das den Wind zerreißt!
Auf denn zur Tat, zum Ziel, geliebter Hiller.
Ich bin dir nah im Raume, Weltengeist!

Theodor Tagger

Der betrunkene Marsyas

Die harte Seide des Abends brandet
um meinem Schopfe.
Ein tangofarbener Himmel kränzt.
Im Restaurant
der blaulich getünchte Junge
horizontet opalen.
‚Morgenröte der Sozialität' schneit über käsernen Krokodilen.
Der hebephrene Stein lampiont das tränende Zimmer.
Aber ein schlafiger Baum
Rollt dir ein — ungeheuere Fahne.

Carl Sternheim

Liebesszene aus der Komödie ‚Die Krawatte'

(Zimmer. Sofa. Tisch. Stuhl. Wand. Bilder von Schiller und Goethe. Am Tisch Agnes. Eintritt Kumbe.)

Kumbe: Du willst?
Agnes: Für ewig! — Mein Brief?
Kumbe: Gab Aufschluß. Empfange Umarmung, Mädchen!
Agnes (an seiner Brust): Alles erledigt!
Kumbe: Die Mitgift —.
Agnes: Hundertfünfzigtausend!
Kumbe: Konsols?
Agnes: Preußische!
Kumbe: Betragend Verzinsung?
Agnes: Fünf Prozent!
Kumbe: Vortrefflich! (Während sie mit dem einen Arm er umschlungen hält, zieht mit der andern Hand Papier und Bleifeder er hervor und macht Notizen.)
Kumbe: Dein Mütterliches —?
Agnes: Angelegt!
Kumbe: In Montanaktien?
Agnes: Empfing Sicherheiten!
Kumbe: Der Onkel —?
Agnes: Gibt Vermögen heraus!
Kumbe (ekstatisch; noch immer Notizen machend): Ha! Begreife! Führend Regierungsräte aufsteige ich!
Agnes: Wirst in Aufsichtsräte gewählt!
Kumbe: Empfange Exzellenzen!
Agnes: Trittst Rücken Niederer!
Kumbe: Anhäufend Millionen —
Agnes: Schnucki!
Kumbe: Was? Lyrismus? Danke! Wiedersehn! (Exit)

Erinnerung von Theobald Tiger

Wie tanzt durch meine Träume Josephine!
Das gute Kind! wie war sie dick und rund!
In luftiger Seide und sonst sine-sine,
so satt, so frisch und so gesund!

Sie neigt sich und sie spricht: „Weißt du noch, Junge?
Die Havel blitzt, es rauscht der Wind im Schilf,
es gibt Tomaten, Eier, Pökelzunge,
du stopfst, bis du nur hauchst: Luft, Samiel, hilf!

Und dann das Bad und dann ein Schlaf im Freien!
und immer dieses helle, weiße Licht!
Ich glaub, du, das war Sünde mit rns zweien —
wir lebten uns, und das, das darf man nicht!"

Sprachs und verschwand. Durch graue Gazeschleier
der Zigarette schau ich in die Luft —
Ja damals! Damals gabs noch Spiegeleier
und Butter und den warmen Bratenduft . . .

Dahin, dahin. Ich seh auf den Kalender:
Eins, neun, eins, acht! wir haben unser Heer,
wir haben Belgien und Serbien als Pfänder —
doch das ist weg . . . und kommt nicht mehr.

Kaempf von Alfons Goldschmidt

Arbeitskraft, Pflichtgefühl, schlichtes Bürgertum, würdevolles Auftreten, vorbildliche Hingebung, vornehme Denkungsweise, abgeklärtes Urteil, Grundsatzfestigkeit: alles das hat der verstorbene Reichstagspräsident, Stadtälteste, Ehrendoktor, Börsenvorstand, Aeltestenpräsident, Jugenderzieher und Inhaber von Stücker zwölf Aufsichtsratsmandaten nach den Nekrologversicherungen besessen. Er war dem deutschen Bürger untadelig, ein Schulbeispiel für Kletterlustige, schon zu seinen Lebzeiten ein Denkmal für die Biedern. Alle Blätter rauschen sein Lob, alle Blätter rühmen seine Würde, und ein hohes Depeschenlied wurde gesungen.

*

Ich habe diesen Mann niemals geliebt. Ich konnte ihn nicht verehren. Denn er war mir die Repräsentation der Mittelmäßigkeit. Oft habe ich den Reichstagspräsidenten, den Finanz- und Versammlungsvorsitzenden Kaempf gehört. Niemals vernahm ich den Ton eines Beschwingten, eines Durchdringenden. In ihm war kein großes Herz und kein großer Geist. Pedantisch war seine Geschäftsführung, ängstlich vor Stürmen, magisterhaft. Er war der Sohn eines Gymnasialdirektors, eines gesinnungstüchtigen Mannes mit Bakelprinzipien. Selbstzucht war die Devise des Vaters wie des Sohnes. Aber es war die Selbstzucht der Beengten, der Leute, die sich regeln, weil sie maschinenmäßig sind. Das sind die Pünktlichen, die Prompten, die Korrekten. Sie kleiden sich dunkel, und niemals geht Helle von ihnen aus. Sie sind „entschieden", sie predigen Freiheit, aber in Grenzen, sie kennen kein Uebermaß. Es sind die Mäßigen, die Nietzsche verhöhnt. In der Zeit unerhörter Wälzungen, nie geträumter Wenden präsidierte dem Reichstag ein Mann ohne Glut und Faust. Fürchterlich sind mir die Würdenträger, die nach außen Widerstrebenden und innerlich Staffelsüchtigen, die mit dem Bratenrock und den Gesinnungsbärten. Sie gehen immer mit

den Gesetzen, die grade gelten, nichts kann ihnen vorgeworfen werden, sie sind tadellos. Kaempf fehlte zum Führer ungefähr alles. Er war kein Redner, er hatte keine Schöpfergedanken, keine Lebendigkeit. Er war ungefährlich, seine Opposition war akademisch, und der Kaufmann in ihm war ohne Unternehmungsdrang und ohne edle Freude an der Gefahr.

*

Die liberalen Politiker-Kaufleute sehen ihre Inkonsequenz nicht oder wollen sie nicht sehen. Sie reden und stimmen für den Freihandel, aber sie verwalten Gesellschaften, die hinter Zollmauern fett werden. Sie schlucken Riesentantiemen, sie sind Interessenvertreter in der Aufsichtsratssitzung, und in den Parlamenten spielen sie die Altruisten. Sie kollidieren fortwährend, aber sie machen sich nichts draus. Sie sind Verwaltungsmitglieder von Immobilinstituten und fechten als Politiker gegen die Bodenspekulanten. Sie haben hohen Nutzen von allem, was sie bekämpfen. Sie haben nicht, wie Richter, den Mut, vom Geldschrank wegzugehen und nur den Idealen zu leben, die sie predigen. Sie sind, wie gesagt, untadelig. Denn solche Inkonsequenz ist nicht strafbar, die Genossen verurteilen sie nicht. Identität von Gesinnung und Tat wird bei uns nicht verlangt. Die Hauptsache ist die Rede und die Repräsentation. Ich liebe diese Art nicht, und wenn ich Kaempfs Aufsichtsratsliste betrachte, so halte ich meine Abneigung für berechtigt. Man sitzt an beladenen Tischen und gibt sich moralisch, gibt sich beglückend. Der Kämpfer soll nicht arm sein: aber Folgerichtigkeit, feurige Folgerichtigkeit sei sein erstes Gesetz. Wenn ich Freihandel lehre, so nutze ich nicht den Schutzzoll. Wenn ich mich spekulationsfeindlich aufführe, so unterstütze ich nicht die Spekulation. Das ist doch selbstverständlich. Man sehe sich daraufhin unsere Parlamente an. Es ist ein Jammerbild.

*

In dem Erpresserprozeß Geisel hat der Aufsichtsratsvorsitzende der Darmstädter Bank zugestanden, daß vor fünfundzwanzig Jahren berliner Handelsredakteuren für Emissionsdienste hohe Honorare gezahlt worden sind, nach dem Börsengesetz von 1896 müßten jedoch Honorare und Leistung in Einklang gebracht werden. Die Sache wäre also nur wohlfeiler geworden, die Beeinflussung selbst wäre nicht zu verurteilen. Der Verein Berliner Presse hat im Jahre 1911 gegen solche Auffassung protestiert. Her Kaempf hat nichts dabei gefunden. Auch das ist kennzeichnend. Liberale Politiker sind bekanntlich Hüter der „freien Meinung". Aber der Politiker-Kaufmann verurteilt den Meinungskauf nicht. Er begnügt sich mit einer Lohnherabsetzung. Ich fordere vom Politiker die Betätigung seiner Grundsätze in seinem Berufe. Sonst ergeben sich Halbheiten, peinliche Widersprüche und Mangel an Stoßkraft.

*

Viele sehen den verstorbenen Kaempf, wie ich ihn sehe. Weshalb sagen sie es nicht? Weshalb sind sie nicht ehrlich? Unser ganzes „öffentliches Leben" ist durchsetzt von solchen Biederkeiten. Entsetzlich ist mir dieser Bürger, dieser Mann mit der Folgsamkeit, der Alltagsmoral, der Angst vor jedem Sprung ins Neuland. Dieser „legitime Kaufmann", der in Nationalversammlungserinnerungen schwelgt und selbst kraftlos ist. Der im Zimmerlein von vergangenen Barrikaden träumt, mit der versteckten Faust in engem Raume fuchtelt, aber sich nicht scheut, Gesinnungen zu kaufen, Verbeugungen nach oben zu machen, nach Orden zu haschen und das Geld der Knebeler zu nehmen. Dieser gesetzmäßig brutale, gesättigte Repräsentant des Mittelmaßes, dessen Politik schon lange mit dem Kopfe wackelt.

Antworten

E. Sch. in Steglitz. Johannes Fischart ist keine physische Person. Einschreibebriefe an ihn mit der Unteradresse: Redaktion der Weltbühne werden also weder dieser noch sonstwem ausgehändigt, sondern gehen zurück. Wenn Sie den Ihren aber das zweite Mal an mich richten wollen, so verspreche ich Ihnen, daß ich ihn in die rechten Hände gelangen lasse.

Ellinor W. Sie sind nicht anspruchslos. Verreisen drei Wochen und wünschen von mir die drei Prosa-Bücher zu wissen, denen ich „unter den Neuheiten dieses ersten Halbjahrs von 1918 die Palme reiche". Solch einen Satz finden Sie nun zwar in keinem der drei Meisterwerke, die mich seit Wochen immer von frischem erquicken und bezaubern. Aber da, nach Ihrem Brief zu schließen, Ihre Empfindung minder konventionell ist als Ihre Ausdrucksweise, so werden auch Sie der Menschlichkeit und Künstlerschaft meiner drei Lieblinge kaum widerstehen. Nachdem Ihnen ihre Schönheit und Weisheit hier auseinandergefaltet worden ist, werden Sie sie zum zweiten oder dritten Mal lesen. Vorläufig trübe die Unbefangenheit, die für die erste Lektüre erstrebenswert ist, kein Zusatz zu der Angabe der drei Titel: „Vita ipsa" von Peter Altenberg; ‚Der Tscheinik' von Julius Meier-Graefe; ‚Stufen' von Christian Morgenstern.

Münchner. Marie Conrad-Ramlo ist fünfzig Jahre an euerm Hoftheater, und dazu soll ich ihr gratulieren? Ich condoliere uns, daß sie dieses halbe Jahrhundert nicht bei uns gelebt hat. Vielleicht ist auch ihr zu condolieren; wenn ihr nämlich Ruhm mehr als ein leeres Spiel ist, und wenn sie heute, eine immerhin angejahrte Frau, sich klar macht, um wie viel berühmter sie in Berlin geworden wäre als in euerm lieblich klatschhaften Bierdorf. Ich vermute aber, daß sie auf Lorbeer verzichtet. Ich habe sie nur ein Mal gesehen, vor sechs Jahren, in ‚Jedermann'. Von dieser Vorstellung weiß ich höchstens noch, daß sie nicht, wie Reinhardts, im Zirkus stattfand, sondern im Theater, in euerm großen Hoftheater. Töne und Bilder sind mir verblaßt und entwichen — bis auf eine einzige Figur, die auftauchte, kurze Zeit dastand, ein paar Sätze redete und verschwand. Jedermanns Mutter — Marie Conrad-Ramlo. Es war unser aller, es war ‚die' Mutter. Von einem Liebesreichtum in Blick und Stimme, von einer Fülle des Herzens, von einer festen helfenden Güte, die umso tiefer rührte, je weniger sie von sich her machte. Dies war die letzte, die höchste Künstlereinfachheit. Der Berliner sagte: Eine Lehmann im Silberhaar. Wäre die prachtvolle kleine Frau bei uns aufgewachsen, so hätte er zu der jüngern Lehmann gesagt: Eine Conrad-Ramlo von dreißig Jahren. Um dieses bescheidene Glück, gewissermaßen eine Gattungsbezeichnung abzugeben, ist die verehrte Jubilarin freilich gekommen. Aber sie wirkt, als hätte die Arbeit sie über und über entschädigt. Ihre Sehnsucht und Stärke scheint die Stille zu sein. Also will ich ihr möglichst leise zurufen, daß ich ihr mindestens noch ein Vierteljahrhundert Gesundheit für ihre geliebte Tätigkeit wünsche.

Kasimir Edschmid. Rache schmeckt süß; die Sie an mir üben, nachdem ich am dreiundzwanzigsten Mai angedeutet habe, in was für einem Jargon Sie Literaturkritik betreiben. „Ich sehe, von Schweden zurückgekommen, daß es Sie erfreute, durch Beschäftigung mit meinem Schreiben eine interessante Briefkastennotiz zu schreiben. Wäre mir in den paar Jahren, in denen ich schreibe, dies Hinundher des liter. Betriebes in Deutschland, dieses Begönnern, Vernichten, Ekstatisieren um nichts, nicht grenzenlos gleichgültig geworden, ich hätte mich vielleicht erregt in dem Gedanken, von einem allgemein geschätzten Kritiker derartig ange-

griffen zu sein. Ich fühle es jedoch nicht nötig mich zu rechtfertigen, da ich Ihnen auch nicht das Recht zuspreche in solchem Tone zu reden. Hätten Sie sich nur mit einem Bruchteil meines kritischen Arbeitens beschäftigt, wüßten Sie, daß weder unter dem Schlagwort des Express. oder anderer Formeln ich je gegen Altes zu Felde gezogen, Sie wüßten. daß ich, über alles Schulenmäßige hinweg, das objektive Urteil durchzusetzen suchte, ja hätten Sie, statt aus den ersten Zeilen eine Notiz zu machen, den Essai gelesen, wüßten Sie, daß ich mit der letzten Ehrfurcht und also auch mit den strengsten kritischen Maßen von Hauptmann sprach. Sie hätten dann aber, was aus dem Zusammenhang sich von selbst ergibt, gesehen, daß im Wesentlichen ein Druckfehler vorlag. Denn Sie werden mich nicht für so irrsinnig halten, zu glauben, ich rede von Hauptmann nicht als ‚ernstem' Dichter. Ich hatte selbstverständlich ‚erster' geschrieben. Dies zur grundsätzlichen Feststellung." Rache schmeckt süß. Denn als „ein allgemein geschätzter Kritiker" angeredet zu werden, ist hart, ist erheblich härter, als ich gegen Sie zu sein jemals das Herz gehabt hätte. Auch nach diesem Brief, dessen Gebogener-Stuhlmöbel-Satzbau die strengste Bestrafung verdiente, bleibe ich milde, behalte mein Hieb-und-Stich-Werkzeug sauber im Futteral und kitzle Sie nur ein bißchen mit Ihrer eigenen Feder, die ein Mal eine Gänse- und dann wieder eine Pfauenfeder zu sein scheint. Also im Wesentlichen lag ein Druckfehler vor? Nun kann zwar Karl Kraus „nicht oft genug sagen, daß nicht nur der Stil, sondern auch der Druckfehler der Mensch ist" — aber verbessern wir ihn getrost, diesen Druckfehler: „Gerhard Hauptmann, Nobelpreisträger, allgemein nach innen und außen als einer der ersten deutschen Dichter betrachtet, als Repräsentant aufgestellt, schrieb ein Prosabuch. Sein Ruhm kam von dem Theater, die Zeit wird lebhaft daran ändern. Es bleibt, auch heute schon zu sagen, sicher, wenn auch kein erster Dichter, so eine Persönlichkeit von grundlegender Bedeutung in der naturalistischen Entwicklung . . . " Ist nun damit irgendetwas geändert, sind Sie durch diese Zurücknahme eines dazwischengerutschten Buchstabens wirklich ein besserer Mensch geworden? Den hätte ich gleich erkannt, wenn ich, „statt aus den ersten Zeilen eine Notiz zu machen, den Essai gelesen" hätte? Es gibt keine ersten Zeilen noch ersten Worte, die nicht unbedingt für alle stehen und haften. Ich habe seinerzeit den „Essai", wie Sie Ihren kauderwälschen Erguß zu nennen belieben, selbstverständlich nach den ersten sechs Zeilen in die Ecke geworfen. Jetzt hab' ich ihn wieder herausgesucht und lese, Ihrem Wunsche gemäß: „Breit geführt, übermäßig die seitherige Vorstellung der Deutschen über Epik beweisend, die langausladende behäbige Breite als oberstes Dogma führte, halb von dem Autor, halb vom Helden selbst erzählt, ist die Geschichte im Grunde als Handlung psychologisch." Wenn ich aus diesem blödsinnigen Satz auch über den ‚Ketzer von Soana' nichts erfahre, so erfahre ich doch genug von einem Kritiker, der „über alles Schulenmäßige hinweg das objektive Urteil durchzusetzen sucht". Aber mein Wissenstrieb ist noch nicht gesättigt: „An der heutigen Stellung des Dichters gemessen, die Maßstäbe seiner Bedeutung auf ihn angewandt, das heißt: mit letzten Maßen gemessen (was man, wenn nicht jedem Hergelaufenen, so doch Hauptmann schuldig ist), fehlt jegliche Disziplin." Auf meiner Schule hätte sie nicht gefehlt, sondern da hätte es für diese syntaktische Leistung den Rohrstock gegeben, namentlich, wenn ein so beschaffener Diszipel sich erdreistet hätte, von einem Buch Gerhart Hauptmanns zu sagen: „Betrübend sind Sätze wie diese . . . "; oder: „Leider sind solche Sätze angetan, dem, der verehrungsvoll sich naht, gewisses Staunen abzunötigen und Schmerz zugleich, einen Dichter

von Vergangenheit und solchem Ruf in solcher Rederei zu sehen"; oder: „Kurz: in der künstlerischen Gestaltung das Werk einer nicht mit unsterblichem Griff zufassenden, aber einer weichen und doch begnadeten Persönlichkeit, die es leicht nimmt, was nur letzte Anspannung an Göttlichem schenkt: ein halbes Buch, ein in der übermäßigen Entwicklung langweiliges Buch, ein für Hauptmann schlecht gekonntes Buch, ein in der Hauptsache, in der Figur des Priesters, in seinem konventionellen Seelenkampf zwischen Sutane und Weib unwesentliches, oft schon geschriebenes Buch." Als nach der Attackierung durch diese immerhin umfangreichen Bruchstücke eines Gesudels, für das Ihr beneidenswerter Wortschatz die Bezeichnung „Essai" zur Verfügung hat, mein brechender Blick zu Ihrem Brief zurückirrte und darin das Geständnis fand, daß Sie „mit der letzten Ehrfurcht" von Hauptmann gesprochen hätten: da flog das Heftgen zum zweiten Mal in die Ecke, und dort soll es liegen bleiben, bis von Ihnen ein zweiter Brief eingetroffen ist. Aber ich widerrate, ihn zu verfassen. Wir sprechen und schreiben zwei grundverschiedene Sprachen, von denen eine die deutsche ist. Verständigung ist somit ganz unmöglich. Sie glauben gewiß, daß ich mir anmaße, Hauptmann vor Ihnen in Schutz zu nehmen. Bewahre. Weder kann jemand wie Sie ihm was antun, noch hat jemand wie er meinen Schutz nötig. Ich trete nicht etwa für seine neue Novelle ein, die ihn kaum überleben wird: ich verweigere nur Ihnen das Recht, eine deutsche Dichtung, wie unzulänglich immer sie sei, mit Ihrem Rackerlatein zu besabbern. Aber um das Verfahren abzukürzen und eine Duplik von Ihnen bereits im Keim zu ersticken, bücke ich mich zu dem verschmähten letzten Drittel hinunter, und wiederum muß ich dreimal lesen, um nichts, nichts und zum dritten Mal nichts zu verstehen: „Wäre es ihm vergönnt gewesen, die Gestalt des Priesters ebenfalls aus dem Boden wachsen zu lassen wie einen Baum, statt ihn mühsam zu zernagen, wäre er einfach, unmittelbar wie die anderen, die nie handeln, nur gehen, leben, da sind, und doch aufglänzen vor Vitalität und Dasein, wäre ein bedeutendes Kunstwerk geworden." Gewiß ist abermals ein Druckfehler schuld, daß dieses quietschende Blech mir die Ohren zerreißt. Doch ich möchte nicht ungerecht sein. Sie schließen mit einer Wahrheit: „Kritik geht auf das Ganze. Es gibt da kein Ausweichen. Vor das Ganze gestellt löscht sie das freudige Ja mit dem schmerzlicheren Nein." Bravo: Kritik geht auf das Ganze. Das Ganze ist die Summe der Teile. Ihre Teile sind einer immer verräterischer als der andre. Und so vor das Ganze Kasimir Edschmid gestellt, löscht meine Kritik das vorschußbereite Ja einer fernen Vergangenheit mit einem freudig schmetternden Nein.

Kitty T. Ich habe das vorige Mal gelobt, mich nicht wieder auf Druckfehler einzulassen; und Sie haben mit Ihren Freundinnen gewettet, daß Sie mich doch dazu bringen werden: Sie hätten nur nötig, mir die Berliner Morgenpost vom ersten Juni zu schicken. Da steht in einem Bericht über des Januschauers Gastspiel bei seinen Bundesbrüdern, den sächsischen Landwirten: „Die allgemeine Empörung über sein letztes Auftreten in Berlin, wo er bekanntlich als den idealen Kanzler einen solchen bezeichnet hat, auf den geschossen wird, und der seinerseits wiederum auf das Volk scheißen läßt . . . ". Nachdem ich für Sie, zarte Jungfrau, errötet bin, erkläre ich Ihre Wette für verloren. Das ist kein Druckfehler. Das ist die Lesart des Setzers, der in der Aera des Wahlrechtskampfes auf seine Weise seinem gepreßten Herzen Luft machen wollte.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14 Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Das Dreimäderlhaus

von Germanicus

Also sprach bei der Erörterung des preußischen Kultusetats der Zentrumsabgeordnete Doktor Heß: „Es ist ein gutes Zeichen und wirft ein gutes Licht auf den gesunden Kern unsres Volkes, daß ein so reines, keusches und harmloses Stück wie das ‚Dreimäderlhaus' in Berlin achthundertfünfzig Aufführungen erleben konnte." Gleich darauf hat er gegen die Aufführung von Hasenclevers ‚Sohn' und Wedekinds ‚Frühlingserwachen' protestiert. Beide Vorgänge sind symbolisch. Wir stehen im Zeichen des ‚Dreimäderlhauses', so, wie der Abgeordnete Heß es auffaßt. Das Geistige ist von der bequemen, braven, arbeitsfähigen, einsichtigen und durchhaltenden Mittelmäßigkeit verdrängt worden. Und das von Rechts wegen. Der vortreffliche Doktor Heß wird kaum gewußt haben, wie ausgezeichnet er unsre vermilitarisierte, vertechnikte und verindustrialisierte Zeit aufgedeckt hat. Alle Leute, die gegenwärtig was wirklich Nützliches leisten, werden von Geistigem kaum mehr als das ‚Dreimäderlhaus' ertragen können. Unsre Offiziere, unsre Aerzte, unsre Rechtsanwälte, vielleicht sogar unsre Philosophie-Professoren werden in ihrem Bedürfnis nach Erregung der Nerven, Entflammung der Sinne und Beflügelung des Geistes durch Schubert-Schwarm und Schwammerl-Fraß vollständig befriedigt. Um die Reichstagsabgeordneten wird es kaum besser stehen, und was die Herren der Regierung betrifft, so dürften nur die Gezählten, die draußen gewesen sind, in Paris, in Chile und in Konstantinopel, höhere Ansprüche haben. Alles übrige: Dreimäderlhaus. Millionen von Menschen sind eingeschnürt in detaillierten Gehorsam und bedingungslose Unterwerfung, in blindes Vertrauen zu den Sachverständigen und absolute Hingabe an eine einzige, für die Meisten kaum in den Umrissen erkennbare Aufgabe. Im Kampf gegen die Gefahr, anderer Völker Sklave zu werden, sind sie der Freiheit so entwöhnt worden, daß sie kaum noch bemerken, wie ihr Geist, von den Bedürfnissen des Tages und von heiligen Pflichten aufgezehrt, sich, halb unbewußt, halb das Schicksal dieser Zeit erkennend, der Schablone des Verwendbaren unterworfen hat. Die ausgeglichene Mittelmäßigkeit ist die Grundlage, auf der die bedeutendsten Vorgänge der Gegenwart geschehen. Das prompte Funktionieren des Apparates, zu dem heute die Menschheit geworden ist, wird am besten dadurch gesichert, daß Harmlosigkeit, Flachheit und Stumpfsinn jeglichen Aufstand, jedes Gelüst niederhalten. Unsre Erfolge sind nicht zuletzt dem ‚Dreimäderlhaus' zu verdanken.

*

Wie es dem politischen und dem kulturellen Zustand entspricht, hat das Zentrum nunmehr auch den Reichstagspräsi-

denten gestellt. Fehrenbach neben Hertling! Zwei Männer von erprobter Leistungsfähigkeit und starker politischer Begabung. Genau das, was wir haben müssen. Die Rede, mit der der neue Präsident sich eingeführt hat, war ebenso tugendsam wie klug, gerecht und vorsichtig, patriotisch und auf Gott vertrauend. Wollte man sie subaltern nennen, so würde man nur zeigen, daß man den Mechanismus des politischen Betriebes, seine Neigung zur flächenhaften Ausgeglichenheit, seine Einstellung auf den Durchschnittstyp und also die Grundbedingung seiner Lebensfähigkeit nicht begriffen hat. Tätiger Geist? Der Geist kann heute nicht tätig sein; es genügt vollständig, wenn der Verstand, durch ein wenig Sentimentalität gemildert, sein Werk verrichtet. Organisation plus Dreimäderlhaus: das ist es, was wir gebrauchen. Nur keine dramatischen Konflikte. Der Kampf um die höhern Güter wäre Kraftvergeudung. Man muß sich anpassen und in Reih und Glied stellen. Nur nicht mit dem Hammer philosophieren. Eine Hand wäscht die andre, und Widerspruch aus reiner Erkenntnis heraus ist nur so weit zulässig, wie er dem gleichmäßigen Fluß der Ereignisse keine Störung bereitet. Scheidemann geht zum Kaiser, und Herr Paasche bleibt auf seinem Sessel. Ohne daß wir diese beiden Vorgänge in Parallele zu einander stellen wollen — denn daß die Sozialdemokratie die höfischen Pflichten erfüllt, ist nur ein Zeichen ihrer politischen Erstarkung —: es muß so sein, alle Spitzen müssen umgebogen werden. Es lebe die Ebene.

*

Das Zentrum sitzt in der Regierung, aber die Verwaltung hat es noch nicht so in der Gewalt, wie ihm dies notwendig erscheint. Herr Doktor Bell beschwert sich darüber, daß die höhern Beamtenstellen noch nicht genügend den Katholiken zugänglich sind. Da ein Kaplan nicht schlimmer ist als ein protestantischer Stadtmissionar, und da beide Arten von Geisteshemmungen zu der Mischung gehören, die heute beste Volkskost genannt werden muß, so haben wir nichts dagegen einzuwenden, daß die Wünsche des Herrn Bell in Erfüllung gehen. Ulrich von Hutten würde heute störend wirken, und Luther könnten wir nur feldgrau gebrauchen.

*

Der Pfarrer Graue, der es aushält, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses zu sein, sagte: „Es besteht ein starker Zusammenhang zwischen der deutschen Bildung und der deutschen Macht nach außen; es bestehen aber auch innere Beziehungen zwischen der Wahlreform, die doch einmal kommen muß, und dem Bildungsstand des gesamten Volkes. Wenn Sicherungen zum allgemeinen gleichen Wahlrecht verlangt werden, so ist zu sagen, daß die einzig wahrhaftige Sicherung Volksbildung heißt. Es ist der Ruhmestitel des deutschen Liberalismus, daß er immer sein Ideal in einer tiefgehenden und weitausgreifenden Volksbildung gesehen hat. Ohne Zweifel gehen wir nach dem Kriege großen religiösen Auseinandersetzungen entgegen. Wir brauchen daher

Religionsphilosophen, die die jungen Theologen für die bevorstehenden Kämpfe so ausrüsten, daß sie wirklich Bescheid wissen." Die beiden Graue, Dietrich und Paul, gehören mit Männern wie Rade zu einem Theologengeschlecht, das die Religion nicht zur Zweckmäßigkeit erniedrigt, sondern als eine geistige Erscheinung in dem Stand der Freiheit erhalten will.

Die Befehle des Zentrums zu den preußischen Kultusangelegenheiten gab Doktor Kaufmann (der Herr, den der Sozialdemokrat Heinrich Schulz die konfessionelle Unabhängigkeit des Theaterkulturverbands demonstrieren ließ): „Wir betrachten als den notwendigsten Bildungsfaktor für den deutschen Menschentyp die Pflege der Religion, wie sie nur durch die Konfession möglich ist. Der Abgeordnete Graue hat gestern unsre Volksbildung als die beste und einzige Sicherung für die Zukunft bezeichnet, hat uns Goethe als Bildungsideal vorgestellt und für die Schule neuen ‚undogmatischen Religionsunterricht' verlangt. Von den Grundsätzen dieses Abgeordneten ist meine Partei siriusweis entfernt ... In der Kommission ist bei der Beratung der Universitäten von verschiedenen Seiten mit Recht hervorgehoben worden, daß die philosophische, religiöse und politische Ueberzeugung eines Gelehrten ihr Recht haben. Die Schwierigkeit entsteht nur dann, wenn dieser Gelehrte auch als akademischer Lehrer auftritt. Kann und darf er dann auch seine innerste Ueberzeugung voll und ganz zum Ausdruck bringen?" Das Zentrum regiert. Herr Doktor Kaufmann hätte das Fragezeichen nicht mitsprechen sollen. Natürlich darf der Gelehrte nicht so, wie der Geist ihn treibt; auch er hat sich an die Melodie der großen Zeit zu halten: Dreimäderlhaus!

*

Die Debatten über die Gewalttaten der Zensur werden nach und nach langweilig. Erstens hat eine Zeitung sehr recht, die es tadelt, daß kilometerlange Reden gehalten werden, wo ein halbwegs geschickter Mensch dasselbe in einem Feuilleton (verachtet nicht das Feuilleton!) erledigen kann. Und dann: wozu diese ewige Wiederholung von Beschwerden, da doch nichts geschieht und wohl auch nichts geschehen kann, das erfolgreiche Nivellierungsinstrument, das man Zensur heißt, unwirksam zu machen. Uebrigens: am ‚Dreimäderlhaus' hat die Zensur nicht das Geringste auszusetzen gehabt. Man könnte also, wenn man die Zeit nur recht versteht, vollauf zufrieden sein. Lustig ists, daß die Presse, von der der Abgeordnete Gothein, der Sturmgeselle, andeutete, daß sie von der einen oder der andern Regierungsstelle politisch beeinflußt werde, sich gegen solchen Vorwurf — so nennt sie es — mit Vorstößen wehrte. Woher solche Feinhäutigkeit? Und dann: warum sollte die Presse sich nicht beeinflussen lassen? Sie lebt doch nicht im luftleeren Raum. Mehr als vieles andre ist sie ein Gebild ihrer Zeit; aber es mag ja sein, daß die Diktatmaschinen aus einem letzten Rest von Scham wenigstens die Illusion haben möchten, selbständigen Geistes zu sein. Ein Luxus, der stören würde, wenn er echt wäre, der aber als Maske die erforderliche

Suggestionswirkung der Zeitungen nur stärken kann. Darum: ich glaube an die Freiheit der Presse und die unberührbare Mannhaftigkeit ihrer Livree.

■

In der furchtbaren Anklageschrift, die der in der Gefangenschaft verstorbene Doktor Max Brausewetter gegen die französische Regierung veröffentlicht hat, steht dieser Satz: „Ich will nur bemerken, daß in der langen Gefangenschaft in ganz kühnen Träumen uns etwas von einem W. C. vorschwebte. Wenn wir uns trotzdem im Anfang Fische brieten, um den Hunger zu stillen (wir haben ja auch bei Krätzekranken gelegen, um Schlaf zu finden), so erfaßte uns doch bald ein unbeschreiblicher Ekel davor, und auch die anfangs viel beliebten Polypensuppen fanden keinen Beifall mehr, und der Ekel erstreckte sich weiter. Wir mochten das Meer nicht mehr sehen. Das schwamm voller Unrat. Nicht mehr baden, das war ganz unmöglich geworden, wir mochten auch nicht mehr am Wasser vor dem Schuppen uns aufhalten, denn da stank es, und es stank bis zum Schuppen hinein, und es stank in der Kantine, die direkt den Aborten gegenüberlag, fünf Schritt davon entfernt."

Aus dem Briefe eines armseligen, kranken Menschen: „Ich ging ins Gefängnis, um ein Verbrechen zu büßen: daß ich es gewagt hatte, voriges Jahr, am fünfundzwanzigsten Oktober, vor den Toren Berlins einen Viertelzentner Kartoffeln zu kaufen, wozu mich nur mein grimmigster Hunger getrieben hatte. Ich wurde in eine Zelle gesteckt (Nummer 394), welche die ominöse Zahl von dreizehn ‚Betten' hatte, immer zwei übereinander. Da ich nur Geldstrafe hatte, behielt ich meine Kleider. Andre trugen Anstaltskleidung. Die Meisten waren Obdachlose, in der Regel zu drei bis sechs Wochen Gefängnis verurteilt, Greise, die wirklich kein Mensch mehr in Arbeit nimmt, und die so gezwungen sind, die ‚Palme' aufzusuchen. Fünf Tage bekommen sie dort freies Quartier, am sechsten werden sie abgefaßt und im Gefängniskarren nach der Stadtvogtei eingeliefert . . . Des Nachts erstickte ich beinahe in dem bestialischen Gestank, mein Husten wurde stärker, beinahe erstickend, und nur um etwas Luft zu bekommen, stand ich auf und ging in das enge Loch von Klosett, welches in der Ecke eingebaut war. Dort roch es auch nicht viel besser, der Umstand aber, daß oben ein kleines Fensterchen offen war, machte doch diesen engen, wenn auch wenig einladenden und unsaubern Winkel zu einem angenehmern Ort, welcher eher Möglichkeit bot, etwas leichter Atem holen zu können."

Für den ethisch verderbten Radikalismus des Geistes ist es nach solcher Gegenüberstellung schwer, den begreiflichen und auch wünschenswerten Zorn gegen die brutale Behandlung, die unsre Gefangenen in Frankreich erfahren, hervorbrechen zu lassen. Auch bei dieser Gelegenheit werden es die Freunde des ‚Dreimäderlhauses' leichter haben, das Notwendige zu tun.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XVIII.

Freiherr Hartmann von Richthofen

Politik ist nicht immer, wie Fremdlinge auf diesem Gebiete meinen, eine Sache des Verstandes und der Ueberlegung. Man kann noch so viel Verstand aufbrauchen und noch so reichlich nachdenken: wer die Politik nicht in den Knochen hat, wird es nie zu einem Politiker bringen. Und alle noch so fleißige Beschäftigung mit politischen Dingen bleibt Stückwerk, wenn nicht das geistige Band die toten Teile zu Einem zusammenfaßt. Politik ist eine Kunst, die zwar das Wirkliche meistern soll, die aber auch ein ideales Ziel festhalten muß. Politiker kann man nicht sein wollen — man muß es sein. Woran kranken wir denn? Daran, daß die sogenannten Politiker in Deutschland (von denen leider viele an hoher Stelle stehen) keinen politischen Sinn haben. Sie sind meist ›Fachmänner‹, Stuben-, Fabrik- und Handelsgelehrte oder bezahlte Interessenvertreter. Das Leben als Ganzes genommen ist ihnen fremd. Ein Politiker großen Stils darf kein Spezialist sein. Sind es nicht grade die Fachmenschen in der Politik, die den Abscheu vor der Beschäftigung mit der Staatskunst vermehren? Noch überwiegen die trockenen Schleicher in den Parlamenten — wann wird das endlich anders werden? Fast sind an den Fingern einer Hand Diejenigen aufzuzählen, die man Politiker in Deutschland nennen kann. Ich will einige Namen herausgreifen, ohne mich um die Parteirichtung zu kümmern. Naumann, Scheidemann, Heydebrand sind Politiker. Sie und noch Einer: Freiherr Hartmann von Richthofen. Diese Männer haben den Mut, sich zu dem zu bekennen, was man innere Ueberzeugung heißt. Heydebrand verrennt sich in der Wahlrechtsfrage — aber er bleibt stilrein. Ein Konservativer, der so gegen die neue Zeit tobt, bleibt sich treu und seinen politischen Zielen.

Freiherr Hartmann von Richthofen führt einen alten Adel und verfolgt mit Konsequenz eine neue Politik. Er wird erst im Juli Vierzig, hat aber mehr von Welt und Menschen gesehen als dreihundertneunzig seiner Kollegen im Reichstag. Sein Vater war Staatssekretär des Auswärtigen. Das hat dem Sohne die Karriere sicherlich erleichtert. Wenn er aber nichts wäre als der Sohn seines Vaters, dann hätte man ihn nach dem Tode dieses Vaters, 1906, wohl fallen gelassen. So aber war er neun Jahre lang, von 1902 bis 1911, im diplomatischen Dienst, nicht als versorgter Beamter, sondern als Mensch mit offenem Auge und Ohr. Wo war er überall? In Aegypten, in Rom, in Havre, wieder in Aegypten. Dann 1905 bei seinem Vater im Auswärtigen Amt. Dann in Kopenhagen, in Petersburg, in Teheran, in Washington und in Mexiko. 1912 ließ er sich in den Reichstag wählen und 1915 ins Abgeordnetenhaus.

Hartmann Richthofen gehört in beiden Parlamenten der nationalliberalen Fraktion an. Wer ihn aber kennt, der weiß, daß er sich in dieser Gesellschaft nicht wohl befindet. Er trägt weder die Scheuklappen der meisten seiner Fraktionsgenossen, noch hat er ihren Dünkel. Die politischen Verhältnisse lagen wesentlich anders, als er der Partei beitrat. Jetzt ist aus der Partei, die vorgibt, eine liberale zu sein, eine Partei der Bremser geworden. Im Abgeordnetenhause stemmt fast die Hälfte der Fraktion sich gegen das gleiche Wahlrecht, und die Reichstagsfraktion findet nicht den Mut, sich entschieden auf die eine oder die andre Seite zu schlagen. Sie wills in der Kriegszielfrage mit den rechtsstehenden Parteien nicht verderben, aber sich auch als liberale Partei zeigen, die moderne weltpolitische Anschauungen hat. Unter Leuten dieser Denkart befindet sich Richthofen, der von solcher Schaukelpolitik kein Freund ist, der es liebt, den graden Weg zu gehen.

Man hat in der Partei das junge Temperament sofort erkannt. Nun hieß es: alles aufbieten, um es nicht aufkommen zu lassen. Wie durfte einer in der nationalliberalen Partei sagen, was er wirklich meinte! Wohin sollte das führen! Die Partei wäre damit erledigt. Dazu kam, daß Richthofens politische Begabung die Dinge auch vom gegnerischen Standpunkt betrachten kann, was gleichbedeutend ist mit der Entdeckung eigener Fehler. Das macht in Kriegszeiten nicht populär. Ist aber tausendmal nützlicher als die verdammte Einseitigkeit, die geholfen hat, uns die Feindschaft der Welt auf den Hals zu hetzen.

Kein Wunder, daß der Politiker Richthofen bei unsern ›Politikern‹ nicht hoch in Gunst steht. Das hindert aber nicht, daß man doch hier und da seine Gesellschaft sucht. Denn Richthofen hat seine Fühler überall. Er hat überall gesellschaftliche und politische Beziehungen. Er gehört zu den Parlamentariern, die am besten unterrichtet sind. In allen Aemtern hat er seine Freunde, bei allen auswärtigen Vertretungen seine Bekannten.

Richthofen schreibt seit dem Sommer 1916 für die Berliner Börsen-Zeitung, die seit drei Jahren auch in der politischen Presse mitzählt. Richthofen schreibt viel und meist gut. Seine Aufsätze erscheinen entweder mit seinem Namen oder mit dem allgemein bekannten kleinen r—.

Der junge nervöse Freiherr ist von einem unstillbaren Tätigkeitsdrang erfüllt. Hier und da geht sein Temperament auch mit ihm durch, und dann sagt er für einen Politiker zu deutlich, was er denkt. Manchmal gibt er auch fremden Einflüssen und Einflüsterungen zu sehr nach. Er bedarf noch der Selbsterziehung. Die muß er üben für die Zeit, wo man ihn auf einen politischen Führerposten berufen wird. Diese Zeit wird kommen, wenn die nationalliberale Partei in ihrer gegenwärtigen Gestalt abgewirtschaftet haben wird, was ja nach ihrem Verhalten in Kriegs- und Friedensangelegenheiten mit Notwendigkeit kommen muß. Man

wirft Richthofen vor, daß er den Zersetzungsprozeß der Partei beschleunige. Das tut er sicherlich nicht absichtlich. Die Natur aber hat ihn auf einen Außenposten gestellt: mit Richthofen beginnt die Umbildung der nationalliberalen Partei.

Die meisten Unbilden erleidet er zweifellos von seinen eigenen Parteigenossen. Sie streuen allerhand Verdächtigungen gegen ihn aus, um ihn moralisch zu entwerten. Seine Freundschaft mit Erzberger, die mehr persönlich als politisch ist, wird ihm arg verdacht. Man nennt ihn ein Werkzeug Erzbergers. Wer aber Richthofen kennt, der weiß, daß er alles andre ist als ein Werkzeug Erzbergers, mit dem er in Kriegszielfragen allerdings übereinstimmt. Mit dem er auch darin übereinstimmt, daß er die politische Gewalt im Reiche nicht von der militärischen ausschalten lassen will. Heute, wo das Verlangen nach einer Parlamentarisierung Deutschlands weiteste Kreise erfaßt hat, hat man wohl vergessen, daß es Hartmann Richthofen war, der als Erster den Gedanken eines deutschen Parlamentarismus vor mehr als zwei Jahren in die politische Debatte warf.

Richthofen ist durch den Krieg an die Oberfläche gekommen. Die großen Lehren dieses Krieges haben auf ihn stark eingewirkt. Bei seinem rastlosen Tätigkeitsdrang kann es gar nicht ausbleiben, daß ihn die neue deutsche Politik in vorderster Reihe finden wird. Ein Mann wie Richthofen kann nicht im Schatten leben. Seine Frau, eine temperamentvolle, rassige Halbmexikanerin aus der Hamburger Patrizierfamilie de Chapeaurouge, die an den Arbeiten ihres Mannes mit einer weit über dem Durchschnitt stehenden Sachkenntnis Anteil nimmt, ist nicht minder von politischem Ehrgeiz erfüllt. In Richthofen verkörpert sich eine politische Hoffnung Derjenigen, die an eine gründliche Neuordnung unsres Staatswesens glauben.

Hodler von Wilhelm Hausenstein

Kein Denkmal der Kunst entsteht außerhalb der Voraussetzungen, die jeweils eine zeitgeschichtliche Gestirnstellung ihnen entgegenbrachte. Aber es ist das Zeichen der ganz großen Dinge, daß sie dennoch jenseits der Konstellation vollbracht zu sein scheinen und wie etwas Unbedingtes unter dem Himmel der Jahrtausende aufgerichtet stehn.

Daß Hodlers Werk zu dieser absoluten Welt gezählt werden muß, darf bezweifelt werden. Vielmehr wird man dem Problem, das sich um seinen Namen kristallisiert hat, wahrscheinlich dann grade am ehesten beikommen, wenn seine Kunst als Widerschein der Konstellation begriffen ist. Sein Format oder Anspruch beirrt. Rasch erblickt der staunende Betrachter in der nervigen Anspannung dieses künstlerischen Willens und in der Zähigkeit der Ausweitung des Bildes Bürgschaften für jene Vollendung, die sonst

den souveränen Zugriff des Genies beweist. Allein: wo dies geschieht, ist leicht der Blick nicht weit genug gedrungen — hat leicht der Blick nicht umfänglich genug gekreist.

Dabei liegt das Argument wider Hodler vornan im ersten Plan, und jeder glaubt, es irgendwann gesehen zu haben. Es wäre etwa so zu formulieren: an Hodlers Werk wird eine Plastizität vermißt, die dem vollkommenen Monumentalbild nie gefehlt hat. Es ist nicht von Plastizität im Sinne illusionistischer Rundung der einzelnen Form die Rede; nicht von Plastizität im Sinn der Akademie, der Perspektive und des Naturalismus. Wäre der Einwand so gemeint, so bliebe er Hodler gegenüber füglich ungiltig und unwirksam. Dem Werk des Toten mangelt die Plastizität, mit der das Werk Cézannes und des Hans von Marées seine Fülle bildet. Sie ist ideale Kubik. Mit ihr wölben die Beiden schon erste Anschauung der Natur und frühestes Gestalten in der Einbildungskraft. Freilich: sie setzt sich ins Einzelne des konkreten Bildens fort. Dort wirkt sie als Ueppigkeit; als Saft; als Katarakt und Seenruhe des Malerischen; als Rotation des Sinnlichen; als Ueberfluß der Technik. Es kann nicht eingewendet werden, Hodler habe das Zweidimensionale gewollt. Auch Cézanne ist zweidimensional. Verzichtet aber er auf die illusionistische divina prospettiva der Renaissance, dann ist die dreifache und vierfache Dimensionalität seiner Malerei nur umso nachdrücklicher.

Mit diesen Wahrnehmungen ist nun bereits in die Richtung der tiefsten Tiefe des Problems gewiesen. Aber man kann das Zeitgeschichtliche an Hodler nicht bestimmen, ohne zuvor über das Maßzeichen des Zeitgeschichtlichen hinausgestoßen zu haben. Denn: es bleibt eben der Ausweis des Größten in der Kunst, daß ihm auf irgendeine Weise der Reichtum der Plastizität verliehen ist. Von diesem Punkt aus wird die aegyptische Skulptur, die Kunst der exotischen Welt, das Romanische, das Gotische, Grünewald, Giorgione, Tintoretto, der Greco, Delacroix, Renoir, Cézanne, Rodin, Marées, Leibl verstanden. Es ist die Genialität der guten Gotik, daß ihre Spalierhaftigkeit eine zugleich sinnlich erwärmte und idealische Plastizität besitzt. Wollte man die weise Theorie Hildebrands zum Gegenzeugen wider das Ideal des Plastischen nehmen, so hätte man sie ebenso mißhört, wie das körperliche Werk dieses Bildners, das reliefhaft projiziert doch in der Süße idealer Kubik erblüht, verkannt wäre.

Im Vergleich mit diesen Maßstäben wird an Hodlers Werk eine Flächenhaftigkeit sichtbar, die nicht im höchsten Sinn der Forderung des Zweidimensionalen ist. Dies Flächige wirkt nüchtern und als Armut an umgreifender Phantasie. Wie es ideell und bildhaft-tatsächlich des Konkaven und zumal des Konvexen entbehrt, so trägt es nicht horizontal in die ruhende Ebene der Jahrhunderte hinaus, sondern steht perpendikulär und dünn wie eine unschwer zu durchstoßende Wand zwischen den Epochen.

Als Hodlers sehnige Hand sich vor der Tafel der Zeit erhob und Stift und Pinsel nahm, hatte sie führend einen entscheidenden Drang des Augenblicks begriffen. Auf der Tagesordnung stand: der Widerspruch gegen das Staffeleibild; der Mißkredit des Genre; der Kreuzzug gegen den Naturalismus und seine Mittel; der Einwand gegen das scheinbar Zufällige des Impressionismus; der Gedanke der Kollektivität oder — anders gesagt — des Forensischen, Menschlich-Republikanischen und Demokratisch-Monumentalen in der Kunst. Hodler hat mit ungeheurem Nachdruck dazu sein Wort gesagt: hörbarer, trotz allem stumpfsinnigen oder überlegenden Einspruch propagandistisch wirksamer als irgendeiner seiner Zeitgenossen. Er war der Künstler, der wollend oder nichtwollend im Zusammenhang dieser Zeitfragen Wirkungen von fast politischer Temperatur und Farbe gehabt hat. Das lag nicht daran, daß er die Schlacht von Marignano, den Auszug von 1813, den Tell oder den Winkelried — also politische Motive — mehr gezeichnet als gemalt hat, wiewohl dem thematischen Einschlag mitbestimmende Bedeutung zukam. Sondern es lag an dem illustrativen und plakatierenden Element, das mit unvergleichlicher Drastik zum Augenblick sprach, während zeitverwandte, aber distinguiertere Antriebe wie zumal die Kunst des Maurice Denis, des Seurat, selbst des Gauguin mehr im Hintergrund blieben.

Das Persönliche der Leistung Hodlers ist der verdienten Anerkenntnisse längst teilhaftig, und es fällt keinem besonnenen Urteil ein, sie zu leugnen. Aber es ist die Aufgabe des Ueberblicks, auch festzustellen, wieviel von dieser Leistung der Tradition geschuldet oder zum wenigsten mit ihr verbunden war.

Seltsam ist, wie wenig Aufmerksamkeit die Betrachter Hodlers auf die Herkunft zu richten pflegen. Doppelt seltsam, weil die Verknüpfungen Hodlers mit seiner künstlerischen Abstammung von offenbarer Wesentlichkeit sind.

Das erste Element der Herkunft ist die proletarisch durcherlebte Jugend. Das Aufständische und krampfig Verzogene, das von unten auf Angestrengte und leidenschaftlich sich Emporbiegende, der zuckende Zickzack der Gebärde und die schmerzliche Länge ihrer Kurven: der ganze Komplex dieser Wesenszüge streckt die Wurzeln in den Boden eines einzigen Daseinsschmerzes entscheidender Jahre, der vom Siechentod des Vaters, vom rohen Armensarg und Leichenkarren der geliebten Mutter bis zum Pritschenlager dreier genfer Studienjahre gedauert und im Gemüt des Künstlers das Bewußtsein von der „Permanenz des Todes“ — sein eigenes Wort — gezüchtet hat.

Das zweite Element der Abstammung ist die Handwerklichkeit anfänglichen künstlerischen Lernens. Hodler empfing ersten Unterricht von dem „Flachmaler“ Schüpbach, der sein Stiefvater war und Schilder und Uhren malte. Die Fortbildung erhielt er in der Vedutenmanufaktur des Thuners Ferdinand Sommer. Das

Ebene und Gewerbliche dieser Bildung mußte für Hodler Zeit seines Lebens tatsächlich — wenn auch nicht bewußtermaßen — um so viel mehr bedeuten, je hartnäckiger ein Leben wie das seine selbst dann in die Ausfallstellung seiner Wachstumsjahre gerückt blieb, als es die Schwelle des Bürgerlichen — allzu Bürgerlichen — betreten hatte.

Das dritte Element seiner Voraussetzungen war der Klassizismus der akademischen Ueberlieferung, die ihn in Genf umgab. Hodler wurde von Barthélemy Menn gebildet, der Schüler von Diday, Lugardon und Ingres gewesen war. Lugardon stammte vom Baron Goos; er und Diday gehörten zum Bezirk des Calame. Die Komponenten sind sichtbar: in den Abmessungen des Klassizistischen die Historie, die große Figurenmalerei und die heroische Alpenlandschaft — das Ganze da und dort auch romantisch entzündet.

Der starke Kontrapost, der damit der Haltung Hodlers selbst dann mitgegeben war, wenn er, wie er gegen Ingres tat, wider diese Ueberlieferung sich in Opposition stellte, stieß mit neuern Bewegungen zusammen. Eine spanische Reise der siebenziger Jahre und eine Bildungszeit in Paris müssen den Künstler zwar in rein malerische Aufgaben hineingezogen haben; aber die neue Gotik, die von dem aus Klassik und style ogival eigentümlich gemischten Puvis de Chavannes, von der verwandten Struktur des Maurice Denis und der Reise Hodlers zu den italienischen Primitiven ausging, gab den Ausschlag endlich zugunsten des Kartonstils, in dem Hodler sich, biographisch mehr als sachlich, vollendet hat.

Man kann ein fünftes Element hinzufügen. Hodler war mathematisch ungemein begabt. Seine Kunst zog aus dieser Mitgift die ungemeine Kraft zur kalkulatorischen Behandlung der Fläche mit Bildzeichen und seine außergewöhnliche Gewandtheit im Vergrößern der ersten Konzeption — eine Sicherheit, ja Unfehlbarkeit, die allerdings, so groß der Reiz des Exakten ist, der künstlerischen Fülle und Unmittelbarkeit auch den verhängnisvollsten Abbruch tat und die Mitschuld an der Leere vieler Kompositionen trägt.

Mit solchen Mitteln ausgerüstet richtete Hodler sich in der Zeit auf. Sie reichten nicht aus, für die Epoche das zu sein, was etwa der Greco für das Barock gewesen ist. Sie reichten nicht aus, die Epochen weithin zu überbrücken. Fast zu gleichen Teilen aus Fermenten der Renaissance — etwa Holbeinischem Erbe — und aus Fermenten der Gotik, aus Traditionen des Naturalismus und aus erschütternden Uebergriffen zu supranaturalistischen Zielen hin zusammengesetzt, steht Hodler in der Zeit als ein bedeutender und ins Blut getroffener Kompromiß. Als ein Kompromiß freilich, der zwei Dinge beinahe ausschloß. Zum ersten: die Kultur des Geschmacks, die der Welt von Peter Cornelius bis zu Maurice Denis — von Giotto gar nicht zu reden — eine so unvergleichlich viel feinere Art gab. Zum zweiten: das Malerische, dessen Fülle und Verzweigtheit den eigentlichen Reichtum des Abendländischen er-

geben hatte — dessen Fehlen daher den seltsamen und mit Großartigkeit verbundenen Eindruck der Armut Hodlers mitbegründet. Dieser Mangel ist immerhin nur relativ. Hodler hat wunderbare Dinge gemalt — von jenen frühen Bildern der siebziger Jahre bis zu den Landschaften noch später Zeiten. Man sagt das entscheidende Wort nicht leicht, weil auch Ehrfurcht das Urteil bindet. Allein es könnte sein: Hodlers Problematik rührte daher, daß seine hochgestimmte Gesinnung dem Format, das sie wagte, nicht so gewachsen war, wie sie es sein mußte, um es mit der Hoffnung auf vollkommene Größe und also auf zeitlose Dauer wagen zu können.

Briefbeilagen von Peter Panter

Mit der Kunst des Briefschreibens ist es ja ziemlich vorbei. So wie Keiner mehr zuhören kann, sondern den Andern nur noch als Wand benutzt, gegen die er monologisiert, so schreiben sich die meisten Leute unsrer Zeit Briefe, die schlechter und unordentlicher sind als Geschäftsbriefe, aber ebenso sachlich. Die Geschichte von dem Aktuar, der seiner Hulda zu wissen tat: „Ich liebe dich leidenschaftlich" und dann das letzte Wort mit dem Lineal unterstrich, ist nur ein spaßiger Einzelfall einer ganzen Epoche des Verfalls der Briefschreibekunst und ihrer völligen Verkennung. Ein Brief soll doch kein Tatsachendokument sein, sondern ein Luftzug, der mich in die Atmosphäre des Andern versetzt. Ja, Kuchen! Und was die heutigen Liebesbriefe angeht, so ist das ein eigenes Lachkapitel für sich.

Was an mir des Tages vorbeiläuft, was ich aufnehme — das schreibe ich in die Briefe. Nun gibt es aber manches, das wächst aus dem Brief hinaus, ist ein kleines Ding für sich, ein Geschichtchen oder ein Meditatiönchen, ohne doch etwa ein Kunstwerk zu sein. Und so, zum Beispiel, wie Maler aus ihrem Skizzenbuch manches Blatt herausreißen und in den Brief legen, den sie ihrer Freundin schreiben, so will ich, was ich dir aufschrieb, Blonde, und was zwischen Brief und Literatur angenehm die Mitte hält, hier aufbewahren. Es ist kein Zufall, daß ich es grade dir schrieb: denn als ich es erlebte, in all den Tagen, warst du bei mir.

Im Hinterzimmer

Im Hinterzimmer in der Wohnung des Rumäners, bei dem ich grade wohnte (man sagt nicht „Rumäne", alte Balkanisten sagen Rumäner, femininum die Rumänerin) — im Hinterzimmer also lagen rumänische und französische Bücher, unordentlich in Kästen gepfropft und wild durcheinander. Juristerei und Zeitschriften und Kriminalabenteuer für sechzig Centimes und ‚L'Illustration', die man hier in vielen Häusern findet und ‚Die Kunst, gut zu lieben' mit vielen, aber leider sehr harmlosen Bildern (daraus konnte man sie jedenfalls nicht lernen) und vieles andre.

Ich fraß die Bücher. Zuerst meinen geliebten Courteline, den französischen Wied. Etwas habe ich übersetzt, aber die schönsten Sachen kann man ja nicht übertragen. Es geht alles verloren. Wie der Jüngling unten in der Droschke stundenlang von Mama in-

struiert wird, nun aber ja beim Empfang den feinen Mann zu machen, denn bei diesem Empfang käme es darauf an, und er werde die Auserwählte seines Herzens kennen lernen, das heißt: die von Mama Auserwählte, und die Augen der ganzen Gesellschaft seien auf ihn gerichtet . . . Aber als er in die gute Stube hereintritt, da fällt er der Länge lang über eine Teppichfalte und sagt etwas, was man aber wirklich nicht übersetzen kann, so wenig fein ist es. Und ich blätterte in den dummen Heften mit den glatten Frauenakten und in den Romanen mit dem ganzen umständlichen Hin und Her der Liebesleidenschaft auf sehr elendem Papier. Und ich las die Kriegszeitschriften.

Ach! wie ist dieser Mist aufgemacht! Tiefdruck, famoses satiniertes Papier, alles hat eine Art splendider Großzügigkeit... Es bereitet eine wohltuende Freude, einmal alles andersherum zu sehen: die französischen Flieger mit den kreisrunden Abzeichen fliegen stolz am Himmel einher, während der Deutsche tief unten entweicht; französische poilus knien auf deutschen Soldaten; Russen stürmen lanzenschwingend auf die Preußen, die die Hände hochheben — das kam mir alles, bis auf die Besetzung, sehr bekannt vor. Und das gleiche empfindsame Mitleiden mit Denen, die draußen sind, gespendet von Denen, die durch die Spende drinnen sind, und diese bombastischen Worte (einmal, zum Kullern, unter einer Gruppe griechischer Herren aus der Fremdenlegion, also doch wirklich von Leuten, die nur wegen zu schlechten Falschspiels in den Verein gegangen sind: ce sont des hèros, qui Homére eût chanté? Siehst du wohl!).

Aber ich muß doch sagen: mein erster Gedanke war der des Bedauerns. Warum haben wir das nicht? Sie sind so geschickt, und so gemein. Und so wirksam. Sie verkennen allerdings fast den gesamten Tatbestand. Sicherlich läßt sich über deutsches Wesen, an dem einmal die Welt genesen soll, allerhand — wenn auch jetzt nicht — sagen; aber das sind keine Deutschen, diese Bilderbogenboches der französischen Kriegsliteratur, das sind allenfalls Schützenscheiben. Sie sind nicht einmal fähig, einen richtigen deutschen Namen zu erfinden, oder heißen vielleicht unsre Professoren Ferdinand Schmitzmolle? Aber, weißt du, ich kann mir sehr gut denken, daß von diesen Weisheiten etwas hängen bleibt — wenn sie einem jahrelang so eindringlich eingehämmert werden. Fälschungen (Maurice Barrès gibt angebliche Schwätzereien eines Soldaten mit einer französischen Schwester als ein document aus), Lügen (Zeichnungen werden unter Photographien geschmuggelt und bilden ein einziges Bildmaterial), Geschmacklosigkeiten (die Karikaturen des Kaisers und des Kronprinzen sind unterhalb jeder Linie) — das ist zwar alles nichts. Aber es wirkt. Aber es ist infam geschickt und gewandt hergestellt. Aber es zieht.

Warum machen wir das nicht? Sie schrecken vor nichts zurück, wenn sie damit irgend einer These, einem moralischen Satz zur Wirkung verhelfen können. Sie haben seit langem erkannt,

was bei uns in Deutschland kaum einer weiß und gar keine illustrierte Zeitung: daß man Photographien nicht mehr ertragen kann, die einfach berichten. Man will Moral in den Bildern. Das Rezept ist so: gegeben ist eine Tendenz, die offensichtlich werden soll. Sagen wir: die Deutschen sind gemeine Mörder. Dann wird dieser Satz an einer scheinbar harmlosen Photographie demonstriert, an der Hausruine einer pariser Vorstadt, in die eine Bombe fiel — und unter dem Bildchen steht dann: ce que leurs „héros" ont fait dans la „forteresse" Paris. Und das vergißt kein Leser. Oder rührsame Zeichnungen von toten Müttern und Kindern in Verbindung mit den deutschen Barbaren (das ist kein Wort von 1914, das lebt heute noch!) — und deutsche Gefangene ... Aber hier können wir allerdings nicht mit. Eine solche viehische Roheit, noch mit Zerschossenen und Verwundeten und halbtoten Gefangenen Propaganda für den Kikeriki der Marianne zu treiben, ist leider romanische Politik. Sie sind wie die Weiber, wenn sie hassen. Ich weiß sehr wohl, daß es Zeitungsschreiber und nicht die Soldaten im Graben sind, die das machen — aber wer liest es denn? Hachette wird sein Publikum kennen. Und die Andern, die Leute aus dem ‚Feuer' des kriegerischen Friedensbuches von Barbusse, sind wohl noch dünn gesät.

Sie schrecken vor nichts, aber auch vor nichts zurück. Bis auf die schmierigen Sudeleien: warum wir nicht auch? Warum arbeitet unser Nachrichtendienst nicht im großen Stil mit der Tendenzphotographie wie sie? Warum bearbeiten wir nicht das Ausland wie sie? Warum zeigen wir nicht Aehnliches in unsern eigenen Blättern wie sie? Tausend Beispiele: ein französisches und ein deutsches Badezimmer einer Bürgerwohnung (denn sie verspotten dauernd unsere Zivilisation, nicht nur die Kultur) — der Südfranzose und sein Haustier — der Gegensatz zwischen Hui und Pfui im Leben des romanischen Schiebers . . . aber dafür gibt es Belege! Hier kann man aggressiv arbeiten. Wir verteidigen uns brav: wir veröffentlichen saubere Statistiken, wie gut unsre Schulen arbeiten, und wieviel Kriegsanleihe wir gezeichnet haben — Eine Zeichnung Raemaekers wirft das alles um. So kann man dem Betrachter nicht kommen. Man muß ihn unterhalten, einfangen, packen.

Aber noch schöner wäre es freilich, man hätte das alles nicht nötig, und im Hinterzimmer lägen Bücher, die dem Rumäner förderlicher gewesen wären als dieser Schund. Und das hat wohl noch gute Weile.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Als Neuheit brachten die hier gastierenden münchner Kammerspiele: ‚Der Einsame', ein Menschenuntergang (neun Bilder) von Hanns Johst. Das Stück, die ernste Arbeit eines jungen Dichters, lebt. Es hat Herz und Hirn. Es steckt voll Empfindung, die manchmal das gedankliche Niveau sturzwellenartig über-

flutet. Es ist sozusagen eine kraft-sentimentalische Dichtung. Ihr Held: Christian Dietrich Grabbe. Die Ideen, die diesem Namen assoziiert sind, gestatten dem Autor mancherlei dramatische Verkürzung. So gerieten neun straffe, stimmungsvolle Szenen, neun wie vom Scheinwerfer erfaßte Segmente eines dunklen Poeten-Schicksals. Dessen innere Logik bleibt allerdings unaufgeschlossen. Wir hören neun Mal den Schlag der Uhr: wir sehen nicht ein Mal ins Räderwerk. Aber der sonderbar heisere Donner ihres Schlages ist vortrefflich nachgetönt. Daß es in diesem ‚Einsamen' gelungen scheint, ein Genie wirklich als Genie glaubhaft zu machen, bedeutet viel, wenn auch dieser Genie-Nachweis vorwiegend durch Kommentare erbracht wird, die Grabbe selbst zu seinem Wesen spricht. Er klappt die eigene Schädeldecke auf und läßt Genie-Dampf aus. Immerhin: es ist Genie-Dampf. Das Stück ist ganz auf einen Ton düsterer Schwermut gestimmt. Es sind Bilder in dunkelgrau, von bläulichen Flämmchen des Alkohols gespenstisch umspielt. Schade, daß Herr Johst im Charakter des ‚Scherz-, Satire-, Ironie'-Dichters die wilde Humor-Komponente völlig außeracht ließ, das Kerl-hafte, das Epatante, das Feuerwerkende. Grabbe als Auditeur, im Amt, hätte nicht fehlen dürfen. Grade in den Zersetzungsprodukten der Melancholie gibt es die interessanteste, die shakespearischste Gärung.

Die Münchner spielten das noble Stück, dem zuzuhören Anregung und Gewinn, recht sympathisch. Persönlichkeiten drängen sich nicht vor, aber es stört auch nirgends Falsches oder Dummes. Und die ganze szenische Arbeit (Otto Falckenberg) hat Sinn, Geschmack, Niveau. Grabbe: Herr Erwin Kalser. Er ist ein guter Schauspieler und, was in diesem Falle wichtiger, hat geistige Beziehung zur Sache. Das ist schon etwas, wenn einer einen Abend lang das Kainszeichen der Genialität auf der Stirne zu tragen weiß, ohne daß es zu einem Schminkfleck zerflösse.

*

‚Die gutgeschnittene Ecke' — so berlinerisch-bizarr heißt das neue Stück von Sudermann — ist eine Straßen-Ecke. Dort soll das neue Theater erbaut werden, das der Großindustrielle und Stadtverordnete Brandstätter der deutschen Kunst errichten will. Aus reinem Idealismus errichten will. Wie es ihn und seiner edlen Absicht ergeht, wie sich Gemeinheit, Habgier, Spekulantentum, Kunstbetrüger und Betrugskünstler der Sache bemächtigen, das macht den Inhalt der Tragikomödie aus. Sie ist fünf Akte schwer. Und liefert reichlichen Ertrag an Figuren, Szenen, Bildern modernen Lebens, Aperçus gegen den Schwindel mit neuer Kunst, Abgängen und Auftritten, sowie an satirischem Schmalz. Ein richtiges Mast-Theaterstück, bei dem der Züchter, der Käufer und der Zwischenhändler (das Theater) auf ihre Rechnung kommen. Als ein, zwar mit dem Besen hingepatztes, aber immerhin farbiges Bild neuberlinischen Schiebertums entbehrt die gutgeschnittene Ecke nicht einer gewissen knallenden Plakatwirkung. Aber die schreck-

liche geistige Trockenheit und der Unhumor des Ganzen macht schon von der nagelneuen Sudermann-Schwarte die Farbe springen und abblättern. Wie wird das nach fünf Jahren aussehen?

Im Deutschen Volkstheater ist Herr Fürth der alte Brandstätter. Er gibt der Figur Herzenswärme und ein schönes Temperament streitbarer Rechtschaffenheit. Herr Homma ist der brutale, ganz gemeine, Herr Kramer der gesittete, ganz feine Schieber: beide Typen bekamen ekelhafte Lebensechtheit. Herr Forest gibt mit leisen und kleinen Mitteln einer Nebenfigur originelles und scharfes Profil. Fräulein Waldow als geld- und machtgierige Theatrine von essigsauerster Süßigkeit. Dem idealen Schriftsteller Brandstätter junior, einem ganz läppischen Lebewesen, verlieh Herr Klitsch tadellose seelische Bügelfalten. Der Darsteller des Journalisten Jeiteles fiel allgemein auf: er konnte nicht jüdeln. Und grade dem Regisseur Herrn Rosenthal sollte das entgangen sein?

*

Hebbels ‚Maria Magdalene' ist so quälend wie am ersten Tag. Katharsis und Befreiung wollen sich nicht einstellen. Ein weiches Menschenkind gerät in die törichteste bürgerliche Moral-Maschine und wird zu Tode torquiert. Meister Antons „Knorrigkeit" ist hassenswerter als des Kassierers Leonhard Niedertracht. Es steckt Majestätisches in dem harten Tischlermeister, aber eine viehische Majestät. Seine Rechtschaffenheit ist ein drohend aufgesperrter Rachen: Wehe dem, was zwischen ihre eisernen Kinnbacken gerät! Sie zermalmen alles, auch das eigene Fleisch. Aber der Kinderfresser, indes ihm das Blut von den Zähnen tropft, bewahrt Haltung! Sein Avis an die Tochter, er würde sich, hütete sie nicht ihre Tugend, die Kehle durchrasieren, ist Erpressung, Nötigung, Verbrechen. Seine Anständigkeit finsterster, barbarischer Hochmut. Sein kleinbürgerliches Ich-Gefühl, in pathologische Zersetzung übergegangen, lähmt und vergiftet, was in seines Atems Bereich kommt. Meister Anton sollte trotz seinen sechzig Jahren einen pechschwarzen Vollbart haben. Alle Helden Hebbels haben einen pechschwarzen Vollbart: Herodes, Holofernes, Kandaules, Hagen. Das hat schon seine Bedeutung!

Am Burgtheater traf die Regie des Herrn Heine das Dumpfe, Muffige, Ueber-Stickstoffhältige in der Atmosphäre des Spiels. Auch das spezifisch Bürgerliche wurde fühlbar. Kaffeebraune Röcke und geschwungene Zylinder halfen dabei. Das Bühnenbild hatte Plastik. So besonders die Szene an der Leiche der Mutter. Hier schien die Stimmung des Dramas zur Form geballt. Hier erreichte auch der Meister Anton Heines seinen Höhepunkt. Eine Figur aus Metallguß, kalt, klingend, dunkel. Allerdings kein Handwerker und Analphabet, sondern mehr ein verhärteter Professor der Chirurgie: aber daran trägt Hebbels Diktion schuld, nicht der Darsteller. Frau Medelsky gibt der Klara das Blut ihres Herzens und den Saft ihrer Nerven. Sie ist fraulich, nicht mädchenhaft; doch läßt sich das mit den besondern Umständen recht-

fertigen. Frau Medelsky hat für die Qual der gepeinigten Kreatur Töne, die aus der Tiefe kommen und fähig sind, hoch zu tragen: bis zum Allerbarmer. Keine edlere Dolorosa als diese Frau. Keine mächtigere Heldin der Ohnmacht. Keine, die ihre Seele für eine Theaterfiktion in vollern Wellen verströmte. Leider hat sie für letzte tragische Steigerungen — so auch im dritten Akt dieser Maria Magdalene — Flageolett-Töne in ihrem Register, die viel zu leise sind und durch die Schwierigkeit im Ansatz und Ausklingenlassen eine ermüdende Langsamkeit des Vortrags bedingen. Es klingt dann wie Litanei in der Fistel-Lage.

Das Publikum von El Ha

Es gibt keine wahren Zuschauer mehr. Der jetzige Zuschauer möchte sich eigentlich selbst produzieren, er möchte lieber handeln als genießen. Er beneidet den Darsteller, der sich vor ihm gebärdet. Er ist ihm untergeordnet. Das ist nicht schön!

Der wahre Zuschauer ist Herr! Lässig und neugierig wie Harun al Raschid! Der Aermste kann Harun al Raschid sein, wenn er stark zu genießen weiß. Spielt, singt und tanzt vor mir! Wem wird es gelingen, meine Kraft herauszufordern? Wer kann meine höchst kultivierte Genußsucht für einen Augenblick beruhigen? Ihr müht euch um ein gnädiges Lächeln Harun al Raschids! Macht ihm die Brust wieder weit, denn er ist heute traurig.

Wie könnt ihr euch denn preisgeben vor Leuten, die gern an eurer Stelle wären? Die zu euch aufsehn? Die sich abtoben, um euch ihre Begeisterung anzutragen? Wollt ihr einer ahnungslosen Menge euern Willen einprägen, ohne das Wagnis der Initiative, ohne die Gefahren der Freiheit? Wollt ihr Verkünder sein zu eurem eigenen Heil? So bleibt euch weder Stolz noch Demut. Nur eine triumphierende Reverenz.

Ist es nicht schäbig, so ein bequem postiertes Ideal abgeben zu müssen?

Publikum! Erhebe dich! Erkenne, daß Genießen nobler ist als Handeln. Veredle dich! Habe Augen! Sinne! Nerven! Sei kein Spießer! Erringe die Grandezza des Zuschauers!

Inflation von Alfons Goldschmidt

Friedrich der Große hat im siebenjährigen Kriege die Münzqualität tief unter den Nominalwert gedrückt. Münzverschlechterung war damals und auch später ein beliebtes Rettungsmittel aus Geldnöten. Beliebter noch war und wurde die Notenpresse. Nordamerika arbeitete schon im siebzehnten Jahrhundert mit ihr. Das ganze englisch-amerikanische Kolonialsystem litt lange Zeit unter Papiergeldentwertung und riesigem Metallgeldagio. Die große Revolution überflutete Frankreich bis zur Wertlosigkeit mit Assignaten. Auch im neunzehnten Jahrhundert gab es Notenkrisen: in Frankreich, Rußland, Italien, Oesterreich, Preußen, den Balkanstaaten und wieder in Nordamerika. Zur Zeit der Grenback-Ueberschwemmung schnellte in den Vereinigten Staaten

das Goldagio auf über 160 Prozent. Damals wurde das Papiergeld zum politischen Instrument. Die Partei der Inflationisten kam auf und stemmte sich gegen die metallische Sanierung. Dann wurde mehr und mehr das Gold Zentralgeld. Der internationale Zahlungsverkehr oszillierte um seinen Wert, die Notenbanken standen auf Gold. Die Goldwährung wurde Dogma. Ließ sie sich nicht in der Innenwirtschaft durchführen, so benutzte man sie als Außenwährung, das heißt: zur Festigung des Kredits, besonders des Staatskredits. In diesem Sinne war Witte Anhänger und Förderer der russischen Goldwährung. Wissenschaft und Politik des Inflationismus schienen geschlagen, die Warenpreissteigerer schienen zurückgedrängt. Die Kontraktionisten, die Prediger der Papiergeldverminderung, hatten Oberwasser.

Der Krieg hat den Inflationistenstreit wieder entfacht. Goldzentralisation in Notenbanken, Goldabfluß nach Lieferungsländern, Einziehung hochwertiger Scheidemünzen, ungeheurer Aufwand für die Heeresversorgung, Zahlungsmittelhunger in besetzten Gebieten, sinkende Kaufkraft des Geldes haben die Notenpresse rasend gemacht. Staaten, Staatenteile, Provinzen, Gemeinden blasen seit vier Jahren Papier ins Land. Die Binnenpreise sprangen, die Valuten der neuen Papierländer wurden entwertet, während die Devisennotierungen der goldüberschütteten Gebiete entsprechend stiegen. Wertverminderte Ueberquantität oder qualifizierte Ueberquantität: die Warenpreise waren nicht zu zügeln. Furcht vor Papier und Gold packte die Völker.

Noch haben wir keine neue Inflationspolitik, aber wir haben eine neue Inflationswissenschaft. In Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren und Büchern wird gefochten. Die Definierer sind an der Arbeit, den Begriff fein säuberlich auszuprägen. Selbstverständlich ist jeder der alleinige Wahrheitskünder, alle andern sind üble Zweifler, Apostaten, Irrende, Dilettanten. Die Warenknappheits-Theoretiker sind lächerliche Staubhüter, die Zahlungs- und Handelsbilanzlehrer sind erledigt. Man ist von der Quantität berauscht, erklärt alles mit Indexen, Papiergeldumläufen und Devisenkurskurven. Wieder einmal triumphiert die Statistik. Man kann Tabellen aufstellen, Linien entwerfen und hat dann die Wahrheit beim Schopfe. Kriegshochpreise und Kriegsvaluta-Senkungen sind lediglich Folgen der Papierwirtschaft. Das ist höchst bequem, und die Anwendung ergibt sich von selbst. Haltet die Pressen an, verbrennt die Hälfte der Noten, und der Käse wird wieder eine Mark das Pfund kosten. Verlangsamt den fiebrigen Kreislauf des Geldes, kehrt von der Zahlungspromptheit zum alten gemütlichen Lieferungskredit zurück, und Ihr habt das Heil.

Es ist immer dasselbe: sie kommen nicht los vom Schema. Mit fliegenden Fahnen haben sie das Schema in der Kriegswirtschaft zur Niederlage geführt. Aber sie lassen sich nicht abschrecken, sie pflanzen die graue Fahne von neuem auf. Sie haben keinen Sinn für Mannigfaltigkeit der Ursachen, für Waren- und Geldpsychologie. Diese Wissenschaft ist noch nicht begründet. Tritt sie einmal sachte auf, so wird sie als ‚Feuilletonismus' verhöhnt. Es wimmelt von Gründen. Eindeckungspsychose, Umgebungsraserei, Verschwendungssucht, die Gier des Luxusweibchens und die Gier nach ihm, lokale Bedingungen, Gewöhnungen, Willkür und Achtlosigkeit und noch vieles mehr ist Ursache der abnormen Binnenpreissteigerung. Gewiß auch die Inflation, die Ueberschwemmung mit Papier oder Gold. Das Problem läßt sich nicht

statistisch erfassen. Die Inflationsgeschichte zeigt Papiermißwirtschaften und Valutenausgleich, Notenirrsinn und niedrige Warenpreise. Es ist höchste Zeit, von der Zahl abzukommen und die Seele der Wirtschaft zu suchen. Die arbeitende, die spekulierende, die hoffende und verzagende Seele. Die Wirtschaft ist ein Lebewesen, das heißt: eine äußerst komplizierte, mit tausend Gefühlen und Geistigkeiten betriebene Maschine. Lebendig sei auch die Wirtschaftswissenschaft und die Finanzwissenschaft, frei von der Ueberhebung des öden Schemas.

Alt-Wiener Couplet von Theobald Tiger

„Den Menschen heutzutage ist nichts mehr recht, alles wollen sie besser machen, und wenn einer ein Amt hat, da heißts gleich: Ah! das is alles nix, jetzt werd ich euch mal zeigen, wies gemacht wird! Aber i hab das schon oft gesehen; wenn so einer dann eine Weile da ist, da kehrt der neue Besen net mehr so gut, er wurstelt auch halt so weiter, und dann bleibt doch alles beim alten!"

(Orchester)

Da sagen die Leut: So gehts nimmer weiter,
nicht einmal die Sonne scheint heuer noch heiter,
und es st . . . aubt schon zum Himmel, so mißlich ist alls:
keine Butter, keine Eier, kein Fleisch und kein Schmalz.
Die Herrn, die regieren,
die sind ja strohdumm,
man muß reformieren
ganz umadum.
Und kommen dann die Neuen, die anders verwalten:
's bleibt alles beim alten!
's bleibt alles beim alten!

Ist einer benebelt und liegt in den Betten,
vormittags um zehn Uhr, noch gar bei der Metten,
dann schwört er sich leise: Jetzt, Franz, sei ein Mann!
von morgen da fang ich ein andres an!
Da will ich schon schaffen
frühmorgens um vier;
und dann gibts kein' Affen,
kein Branntwein und Bier . . .
Ein Maß, ein Versprechen — sie könnens nicht halten:
's bleibt alles beim alten!
's bleibt alles beim alten!

Wir haben in Deutschland gar mächtige Schreier,
die spitzen auf eine gewaltige Feier.
Europa und Asien, ja selbst Afrika,
das gehört fein den Preußen — für die ist es da.
Mit dem Wahlrecht hienieden
da wollens ihr Ruh;
und kämen im Frieden
die Chineser noch zu
und die Esten und die Polen und die Belgier und die Balten:
's bleibt alles beim alten!
's bleibt alles beim alten!

(Ab)

Antworten

Gefreiter A. G. Sie sind nicht der Erste, der mir berichtet, daß beim Militär Kirchgang ‚Dienst‘, das heißt also: aufgezwungen ist. Damit wird eine Religionsübung, die vielen ernsthaft und heilig ist, zur Freiturnübung erniedrigt. Ihr Protest wird nichts helfen. Aber die Feldprediger sollten dagegen einschreiten.

Düsseldorfer. Hoffentlich werde mich meine „Abneigung“ gegen den „Dramatiker“ Herbert Eulenberg nicht hindern, von seinem „Sprung auf die Bühne Notiz zu nehmen“? Abneigung und Dramatiker? Ich weiß weder von jener noch von diesem; sondern nur, daß sich alle Dichter verfolgt fühlen, für die man nicht Zeit ihres Lebens ihr eigenes Entzücken teilt. Bin etwa ich schuld, daß Eulenberg vor nun schon fast zwanzig Jahren mehr versprochen als bis zu diesem Tage gehalten hat? Ich trete vor jede neue Leistung von ihm mit der gleichen Bereitschaft, mich begeistern zu lassen, und habe keinen Grund, die Schilderung zurückzuweisen, die ich von seinen Bemühungen um die Schminkschatulle erhalte. Absichtlich wohl hat Heinz Stolz diese Schilderung ein bißchen auf den Zopfpoetenton seines Opfers gestimmt. „Auch die Schauspieler hat Herbert Eulenberg, der im Irrgarten der Dramatik umhertaumelnde ‚romantische Kavalier‘, in manchem freundlichen oder polternden Zuruf schon angelockt, ihm beherzter in seine abenteuerlichen Stücke nachzusteigen und zu seiner Nachtmusik die Fiedeln kecker und munterer zu stimmen. Ein ewig verschmähter Liebhaber, hat er noch keins seiner Ständchen in das Herz der Frau Welt zu zaubern gewußt und deshalb nachher immer umso ärgerlicher, statt auf seine eigene Musik, bald auf die spröde Geliebte, bald auf die steifen Musikanten gescholten. Ihre Konservatoriumsweisheit sei für Schiller oder Shakespeare gut, aber ein Pierrot-Tanz des großen Frank Wedekind oder gar eine Serenade von Herbert Eulenberg sei ohne Seele nicht zu kaufen. Die Musikanten haben die Botschaft gehört und den Glauben, der sich lieber auf die Werke als auf Worte stürzt, verweigert. Doch Herbert Eulenberg, der forcht sich nit: kurz entschlossen, klettert er schließlich selbst auf das Podium und zeigt dem staunenden Orchester, wie man Eulenberg zu spielen hat. Im Schauspielhaus zu Düsseldorf kann man ihn in dieser Verwandlung bewundern, ohne dazu eigens am Abend ins Theater zu gehen. Auch am Nachmittag zwischen Sechs und Sieben kann man ihn sehn, wie er über die Promenade der Stadt spazieren kommt: der rundliche, wohlbeleibte, um hundert Jahre verspätete Vetter Jean Pauls, der die farbenfrohesten Anzüge von ganz Düsseldorf trägt und wie ein vergnügter Amtsrichter vom Rhein, der seine Kontorstunden abgesessen hat, durch die Nachmittagssonne zum Dämmerschoppen bummelt. Nur darin liegt der Unterschied, daß der Amtsrichter um diese Stunde zum Seidel, der Doctor juris Eulenberg hingegen zum Theater geht. Dort schiebt er sich dann, Glockenschlag acht, durch die Kulissen und spaziert in sein eigenes Stück, das die ‚Zeitwende‘ heißt, weil es weder mit der Zeit noch mit einer Wende irgendwas zu tun hat. Da erzählt er den Leuten, die ihn alle als Herbert Eulenberg kennen, daß er heute Abend Sebald heiße und ein sonderlich verschwärmter Jüngling sei. Zum Beweise dessen hat er eine Rose im Knopfloch, Gamaschen über den Schuhen und eine Sebald-Rolle im Kopf, die er dann (zum Unterschied von sonstigen Konferenzen, wie er sie in den Sonntagmorgenfeiern des Schauspielhauses cum omnium

applausu hält) abschnittweise, auf Anruf und ein gegebenes Stichwort ein wenig weinerlich, tapsig und vergnügt zum Vortrag bringt. Die Schauspieler aber sind geduldige und höfliche Leute: sie machen ihm Platz und sehen sehr ehrfurchtsvoll den Meister an, der aus seinem Himmel in ihr höchst reales Handwerk niederfiel. Doch die Rache ist süß, und Herbert Eulenberg wird nun nicht mehr böse sein und nicht mehr heftige Artikel in Journale schleudern, wenn sie fortan alle mit einer Rose im Knopfloch und Gamaschen über den Schuhen durch seine Stücke spazieren; denn wie es scheint, ist das für Eulenberg allein schon Glücks genug."

Joseph Adler. Den Schopf der Zeit will ich, da Sie's wünschen, gern bei der Stirnlocke fassen — auch wenn er, wie Sie behaupten, verlaust ist. Aber Sie dichten ihm noch eine Eigenschaft an — ich lasse sie lieber unaufgeschrieben, denn sonst steht die ganze antisemitische Presse auf dem Kopf, und ihr Anblick auf den Beinen ist schon nicht erheiternd —; und diese Eigenschaft hat die Locke nicht. Die Sache ist die: Ihr Junge findet im Rinnstein einen Brieffetzen — auf dem zu lesen ist, wie sich der Schreiber eine Jüdin „bestellt" hat, und mit welchen Augen er auf ihre schwachen paar Stunden blickt. Und links oben prangt die Firma einer großen Zeitung des Ostens, die den Schreiber offensichtlich beschäftigt. Ach, Ihr Junge wird später noch ganz andre Sachen im Rinnstein finden. Der junge Herr, der den Brief in seiner saubern Sekretärshandschrift geschrieben — wahrscheinlich ist sonst nichts sauber an ihm —, hat nicht die Jüdin beschmutzt. Denn erstens einmal wissen Sie — oder vielleicht wissen Sie das auch nicht, —, daß im okkupierten Osten die Judenmädchen entweder ihrer Familie und ihrer Religion treu geblieben sind, dann sind sie anständig wie die Damen; oder aber alles ist aus, dann — na, dann bestellt sie sich eben der Herr Sekretär. Und zweitens: ihr müßt nicht immer die Schuld eines Menschen seiner Klasse oder Rasse zuschieben. Frißt einer was aus, dann kommt ihr — des guten Willens voll, zugegeben — und sagt, wie Herr Kesselmeyer in meinen ‚Buddenbrooks': „Höchst, aber höchst merkwürdig, wie? . . . " und schnüffelt so lange, bis ihr herausgefunden habt: Natürlich, ein Wagnerianer! oder: Kein Wunder — ein boche oder: Diese Juden! oder — nun, wie Sie übertreiben und ich nicht drucken kann. Bester Herr, keiner ist nur ein . . . ianer, sondern jeder ist ein höchst absonderliches Gemisch von allerhand Einwirkungen, die allerhand Umstände auf sein innerstes Wesen gehabt haben. Wie unverständig, stets den Verein zu suchen! Der liebe Gott hat seine Lumpen ziemlich gleichmäßig in der Welt verteilt.

Helmuth Z. Ob wahr sei, was über Karl Kraus in der ario-germanischen Monatsschrift ‚Ostara' Lanz von Liebenfels schreibt? „Wer in ihm nur den phaenomenalen Sprachkünstler, den ätzend scharfen Satiriker und den geistvollen Kritiker sieht, wird diesem Genius nicht gerecht. All diese Vorzüge und Eigenschaften sind bei Kraus nur Waffen und Werkzeuge seines Wesens. Sein Wesen aber ist sein großes, tief menschlich fühlendes, jedes fremde Unrecht als einen persönlichen, körperlichen Schmerz empfindendes Herz und seine unbestechliche Rechtlichkeit. In Kraus vereinigt sich ein genialer Intellekt mit einem warmfühlenden Herzen. Er ist der Mann und Märtyrer der publizistischen Ueberzeugungstreue. Diesem Manne verdanken wir es — ich kann mich hierin als völlig objektiver Beurteiler ausgeben, weil mein Wirkungskreis

ein wissenschaftlich-religiöser ist und ich in jeder Hinsicht unabhängig bin —: daß die bisher nur auf dem Papier stehende Preßfreiheit, die im Grunde nur eine Banditenfreiheit für literarische Freibeuter, finanzielle und politische Volksbetrüger war, zur Tat geworden ist. Was Kaisern, Königen, Fürsten, Parlamenten und Regierungen mit ihren ungeheuern Machtmitteln nicht gelungen ist, das hat dieser Mann allein, ohne jegliche Hilfe, lediglich durch die Mittel seiner genialen Begabung vollbracht. Diesem Manne kommt nicht lokal-wienerische, nicht oesterreichische, nicht deutsche Bedeutung allein zu, dieser Mann hat den Ariogermanen wieder das Recht der öffentlichen Aussprache zurückgegeben. Er hat uns die Sprache wiedergegeben. Wer daher Karl Kraus schmäht, der degradiert sich selbst, der tritt von selbst in die Reihen des allerdings noch immer nur zu zahlreichen Heerhaufens wissenschaftlicher und literarischer Korruptionisten, Scharlatane und Marodeure." Ob das nicht doch übertrieben sei? Für mein Ohr kaum. Freilich muß man vielleicht, ums zu glauben, die ganzen neunzehn Jahre der „Fackel' kennen, von deren zwanzigstem Jahrgang soeben das erste Heft erschienen ist. (Nummer 474—483 vom dreiundzwanzigsten Mai; zu beziehen durch den Verlag der „Fackel', Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3.) Aber dies Heft von hundertundsechzig Seiten — wem es jene Schwärmerei nicht in vollem Umfang bestätigt, der wird sie zum mindesten verstehen.

Theaterbesucher. Nun ward der Winter Ihres Mißvergnügens . . . Aber er ward nicht. Er bleibt. Er ist nur, wie der Stammvater von uns Feuilletonisten zu sagen pflegte, grün angestrichen worden. Und eigentlich nicht einmal das, denn es ist ja eiskalt, und in diesem Augenblick hagelts mörderisch gegen mein Fenster, und meine Finger sind klamm. Sollte man da nicht zum mindesten ein paar wärmende Dramen haben? Vielleicht ‚Aristid und seine Fehler', ein wiener Gewächs in drei Aufzügen von Hanns Saßmann? Aber ach: wenn ich alle Unausstehlichkeiten zusammenkratze, die vom ersten September 1917 bis zum einunddreißigsten Mai 1918 erbarmungslos auf uns nieder gegangen sind (und es waren mehr als jemals zuvor in neun Monden) — dieses Erzeugnis nimmts in hurtigen zwei Stunden spielend, angeblich lustspielend mit ihnen auf. Ein abgewiesener Freier behauptet von sich: „Ich bin ein getreuer Seladon, der im Dunkel einer Frauenlaune planlos umherirrt", und so ähnlich heißen auch die Personen: Baronin Mimi von Mohrfeldt; Herbert von Stolz auf Stolzenwald; Aristid Baron Kreinz, sein Neffe. Dieser selbige Titelwitzbold spricht vom „Ministerium des Aeußersten", kommt stracks aus China gereist, hat in einer Kiste junge Cobras ohne Giftzähne mitgebracht, verfügt über einen anamitischen Diener und einen mit Namen Antonius und ist eine Kreuzung des Grafen Trast und des Junkers Röcknitz aus den lahmen Lenden eines Epigonen von einem Sudermann-Epigonen, der sich ausmalt, wie der Meister dichten würde, wenn er sich vornähme, diesmal aus Gründen der Abwechslung eine leichte Hand zu haben. Zu diesem Zweck erklärt die Baronin energisch: „Ich heirate nie mehr", was leider der Spannung den Garaus macht, indem man daraufhin überzeugt ist, daß sie zum Schluß dem Titelteufelsfassa für immer an den Busen sinken wird, an dem sie schon vorher flüchtig geruht hat. Und das geschah so. Sie saß am Anfang des zweiten Aktes mit nichts als dem Nachthemd bekleidet auf der Bühne. Die abgemurkste Spannung flackerte auf. Man überlegte nämlich: das Stück wird Bassermanns wegen auf-

geführt. Unmöglich, daß ein ganzer Akt ohne den Star verläuft. Bei solchen Stücken pflegt innerhalb der Akte kein Szenenwechsel stattzufinden. Folglich wird Bassermann auftreten, während die Partnerin bei geschlossenen Türen und Mondschein sich nahezu nackt verhält. Ei verflucht! Wie, wo, wann, auf welchem Wege wird er erscheinen? Da drückt er bereits den ellipsenförmigen Ausschnitt der einen Tür ein, steckt den Arm hindurch, riegelt auf und — wie es die übrigen anderthalb Akte in teils züchtigem, teils ergreifend verschmocktem Geschmuse zugeht: das begehre niemand von mir zu erfahren, dessen Darstellungsgabe gewiß nicht gering ist, aber schließlich auch das Recht hat, ihre Grenzen zu haben. Schauplatz: das Kleine Theater. Ueberschrift: Sommerspielzeit der Reichshauptstadt. Und jetzt wird man doch endlich langsam zum Erwerb eines Kursbuches schreiten müssen.

Georg E. Entrüstet schreien Sie mich an: „Wie können Sie das kostbare Papier Ihres Blattes für Kasimir Edschmids Deutsch veraasen! Wem frommt das?" Vielleicht den Jüngern und Jüngsten, denen man eingeredet hat, daß das schön sei, und denen doch irgendwo zum Unglauben Mut gemacht werden muß.

Zeitungsleser. Ja, das sind liebe Leute. Stimmungsbericht aus dem Reichstag: „ . . . Erster Vizepräsident aber ist Herr Paasche, den man auch nicht gern absetzen möchte, weil das so aussehen würde, als ob er über heftige Angriffe gestolpert wäre, die in letzter Zeit gegen ihn erhoben worden sind." Himmlisch! Wenn gegen einen Mann von reichlich sichtbarer Stellung heftige Angriffe erhoben werden, und gar „aus verschiedenen Lagern": dann, so sollte man meinen, liegts im Interesse der Reinlichkeit unsrer öffentlichen Zustände, daß zunächst die Triftigkeit dieser heftigen Angriffe nachgeprüft wird. Bei uns denkt niemand an so was. Man vermeidet ängstlich den Anschein, als schere man sich um das Urteil der Welt, und watet behaglich weiter im Dreck. Si parva — den Reichstag — licet componere magnis — der Presse: als ich einmal in meinem Blatt einer Zeitung einen besonders begabten Mitarbeiter empfohlen hatte, da schrieb mir der Verleger bekümmert, wie schade es wäre, daß ichs nicht bei einem Privatbrief hätte bewenden lassen; dann hätte er sich das Talent bestimmt gesichert; aber jetzt müßte ja der Eindruck entstehen, als ob eine Zeitung von der Größe der seinen auf meine Ratschläge hörte, und das ginge beim besten Willen nicht. Den Posten erhielt ein Mittelmurks. Und so ist auf allen Gebieten dafür gesorgt, daß wir um Himmels willen keinen Schritt vorwärts kommen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Politik der Tertia von Anton Kuh

Der Vollbart-Gymnasiast ist eine der widerlichsten und typischsten Erscheinungen unsres politischen Lebens. Er neigt zu Haufenbildung, nimmt den Vordergrund ein, besetzt Landkarten, Parlamente, Aemter und öffentliche Stimmen, nennt sich in Deutschland ‚Vaterlandspartei', in Oesterreich ‚Nationalverband' und bildet hüben wie drüben die starre Phalanx, an der sich Geist und Wille der Wirklichkeit bricht.

Was ist sein Wesen? Nun, das liegt im Wort: daß er in die Tertia geht und einen Vollbart trägt. Aber beides steht in notwendiger Beziehung: Bildung, Horizont und Subordinations-Wollust der Tertia zum machtheischenden, sittlich-gelehrten Vollbart. Wenn man ihn rasiert, steht noch immer kein athletischer Metzgergeselle, sondern ein blutleerer, schweißfeuchter, lippenzuckender Diurnist da, der liebe Müller von einst, der schon wieder seine Präparation nicht gelernt hat, den Professor, vor dem er sich vormittags kreischend auf dem Boden windet, am Abend in seine schwülen Pubertätsträume einschließt und zur Vergeltung auf den Moment wartet, wo er einen Witz seines Gewalt-Lieblings oder das Ungeschick eines Geprüften mit mutig-entfesseltem Gegröhl quittiert. Macht und Bild sind die Elemente seiner Anschauung geblieben. Sein Gymnasium heißt: Staat. Sein Ordinarius: Behörde. Nur ist er jetzt selbst zugleich Professor — ein Professor, der seine Schülerillusion befriedigt und sich in das Phantasiebild seiner jugendlichen Träume verwandelt. Er ist sitzen geblieben.

‚Macht' und ‚Bild'. Jene ist Inhalt, dieses Form seiner Geistigkeit. Außer Nachprüfung, Hausarrest und Klassenbuch haben ihn noch Landkarte, Geschichts- und Lesebuch auferzogen. Aber dieser ganze Unterricht war nur eine Höhenprojizierung und Bildverklärung seiner Distanz zum Katheder, des Glaubens an eine mysteriöse, von Gott in die Welt gesetzte Straf- und Herrengewalt. Mit diesem notwendigen, naturgegebenen Widerpart des menschlichen Willens rechnete fortan sein Geist, er konnte nur noch ein Oben und Unten, Sieger und Besiegten, Herrscher und Hörigen sehen. Sein Weltbild orientierte sich danach, bevor er noch daraufkommen konnte, ob es ein Oben und Unten, Sieger und Besiegten, Herrscher und Hörigen überhaupt geben muß und nicht der Mensch das einzige Maß der Welt ist. Er sah in Vergangenheit und Gegenwart nur noch Bilder, Dioramen, Apotheosen, insgeheim alle auf dem Gegensatz von Tafel und Schulbank, Autorität und Sklave aufgebaut. Die Ideologie des Lesebuchs vergoldete dieses beharrliche Verhältnis. Sie sorgte rechtzeitig dafür, das Jünglingsaug' mit gemalten Harmonien zu umgeben. So wurde er denn bequem und überließ sich den Bildern, begann in historischen Tableaux, Festzugsgruppen, Rang-Pyramiden und Wehrschild-Ent-

hüllungen zu denken. Sein Gehirn war tot. Und sogar seine Sprache zog — wie unser grauenhaftes, mit gestrafften Sittlichkeitslenden stolzierendes Heldendeutsch, das vor merkantiler ‚Ballung' schnaubt — ihre Säfte nicht aus Erlebnis und Erkenntnis, sondern aus dem Bilderbewußtsein. Beispiel: das Wort ‚Ertüchtigung'. Man muß sich vor sich selbst in Positur stellen, knirschend und gottdurchbebt bis zum Adernplatzen nachhelfen, um an das verwischte Bild zu glauben und es zur Wahrheit zu runden. Eine Elephantiasis der Geistesleere, wie die Weltanschauung der Tertia überhaupt.

Was zeichnet denn also die Bilder aus, die den Himmel der Tertia verhängen? Gleichgewicht — Rangstafflung — Umfang. Macht und Schwäche, Natur und Zwang, Glück und Gesetz vollziehen darauf in Rosenfarben einen statischen Ausgleich. (Die Vorliebe für den ‚Ausgleich' bleibt.) Das politische Universum erscheint nicht als Körper, der seine Festigkeit von der Adhäsion lebendiger Moleküle erhält, sondern als eine Wage. (Daher der Name ‚Europäisches Gleichgewicht'). Die Begriffe vagieren nicht, sie „stellen sich auf", begeben sich an ihren vorgesehenen Platz. Die Menschen bilden ein spitz in die Höhe verlaufendes Autoritäts-Ensemble, Volk rechts und links, in der Mitte die Ritter und schwertgestützten Vasallen, einer über dem andern wie auf der Akrobatenstange. (Die Zeichnung der Bureaukratie.) Und sie tragen alle Kostüm. Bärenhaut, Harnisch oder Uniform, das Kleid theatralischer Größe. Größe — oder besser noch: Rekord — ist auch das Lieblingsthema der Bilder. Vorstellung riesenhafter Flächeninhalte, imposanter Bevölkerungszahlen, endloser Darius-Armeen und ungeheurer Landkartenfarben. Das ungefüllte Tertianergehirn schwelgt in Weiten, sein Ideal ist das Noch mehr. Nur Zuwachs, Verbreitung und Hegemonie! Zu Englands Seemacht, Alexanders Weltreich und Rußlands Flächenraum blickt die Seele auf wie zu Areal gewordenen Professoren. In der Klasse hängt eine Karte: ‚Oesterreich zur Zeit Karls des Fünften'. Der Jüngling kann den Blick nicht davon wenden. Alles goldgelb: die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder, dazu Ungarn, das halbe Italien, Spanien, Belgien, die Niederlande und ein Trumm vom neuen Erdteil. Wenn sich die Farbe noch weiter ergösse! Daß sie Menschen ertränkt oder auch nur bedeutet, daran denkt der Tertianer nicht. Der Mensch kommt ganz zum Schluß. Wenn die Stunde des Lebens aus ist — oder in der Nacht von Zehn bis Drei.

Dies ist die Bilderbuchpolitik einer schmächtigen, beintrockenen, geschlechtsblassen Subalternität, die sich mit ihr die engen Schultern wattiert. Ihre Sittlichkeit ist eine gefällige Schildknappenpose vor dem lieben Gott, Selbstverzicht vor dem Selbstgericht. Daß sie monarchisch, bureaukratisch, imperialistisch ist, an Hörigkeit glaubt, das Parlament mißachtet und im Geschichtsbuch

blättert, liegt an den Wandbildern der Tertia. Begreift man da, welcher Wechselhaß zwischen ihr und der Wirklichkeit, der Welt des erwachsenen Verstandes klafft? Sie sieht das Bild — dieser den Menschen. Sie ordnet die Menschen ins Bild — dieser entwirft es nach ihnen. Das ist die Urformel aller Zwiste und Gegensätze, die in Oesterreich und Deutschland den politischen Tag erfüllen.

Tagebuch der Verzweiflung von Hans Natonek

IV.

Sind Sie Pazifist?" fragte mich neulich ein irgend jemand. Dummkopf, dachte ich, was würdest du sagen, wenn ich dich fragte: „Sind Sie ein Mensch?"

*

Die Auflehnung der Idee gegen die Wirklichkeit ist deshalb so zermürbend und entnervend, weil die Wirklichkeit Recht behält, wiewohl sie Unrecht hat, und die Idee Unrecht behält, wiewohl sie Recht hat.

*

Wirklichkeit ist nicht das, was wir wirken, sondern in was wir hineingewirkt werden, und was unsre Seele verwirrt und erwürgt. Die Orthographie wäre garnicht so schlecht: Wirklichkeit und Würglichkeit.

*

So schreib ich Wirrklichkeit,
denn sie ist Wahn,
sie ist das irre Leid,
das graue Totenkleid,
dem schönen Leben furchtbar umgetan.

*

Wer die geistige Not erleidet, der arbeitet sich auch aus ihr empor. Es ist aber die Not dieses Geschlechts, daß es seine Not nicht empfindet.

*

Nichts ist erstaunlicher, unfaßbarer und widerlicher als diese selbstgewisse Ruhe der Menschheit, die unter dem Ruf ‚business as usual' zur Hölle fährt.

*

Das Mittelalter entlud sich, wenn die Schatten der apokalyptischen Reiter über die Erde jagten, in Flagellantenzügen. An die neueste Neuzeit pocht der Untergang, aber nicht einmal der schleudert das Gewimmel aus seiner flachen Bahn.

*

Mit dem Wort „historische Entwicklung" stopft man manches Maul zu, das vor Erstaunen über den Gang dieser Welt weit aufschnappt.

*

Dies wäre die wahre Revolution, die die Wirklichkeit zerbricht und das eigentliche Leben, das hinter ihr verborgen liegt, befreit.

*

Es gibt so viele Arten des Friedens: Siegfrieden, Sicherungsfrieden, Brotfrieden, Hungerfrieden, Verständigungsfrieden, Verzichtfrieden — daß wir den richtigen garnicht mehr finden können.

*

Luzifer:
Sieh, Gott, deine Sphärenmusik
ist zerstört durch einen zerstückten Leib,
den eine berstende Flattermine
in die glitzernde Morgenluft wirbelt;
deine Schöpfung ist auf ewig geschändet
durch ein blutiges Menschenhirn,
das an einer weißen Birkenrinde klebt.

Gott:
Sieh, Luzifer, und doch schimmern meine
Birken weiß, und die Vöglein singen
im Gezweig, wenn auch mancher Mutter Kind
vom Eisen zerrissen niedersinkt.
Und nachts haben die Menschen Träume
von Liebe, meine Sonnen
kreisen, und der ewige Gesang des Aethers
trinkt den blutigen Schrei der Welt,
wie eine weite Sommernacht
den Klagelaut eines Käuzchens.

*

Primum vivere, deinde philosophari. Wie hirnverbrannt ist doch die Menschheit, daß sie tatsächlich nach dem Aphorismus eines flachen römischen Literaten lebt. Aber vielleicht ist dieser Satz gar kein Imperativ, sondern eine vernichtende Feststellung, daß das Leben so unter die Räder gerät. Der Mensch glaubt leben, vor allem leben zu müssen und bringt sich grade dadurch um das köstliche Geschenk des Daseins.

*

Dies quält mich sehr: Will Gott den Sanftmütigen oder den Empörer? Jenen, der, geduldig durch alles Uebel trottend, sagt: Wir kennen das gute Ende nicht, wir sind unfähig, zu durchschauen, was Gott vorhat, wir tun Unrecht, wenn wir uns auflehnen! Oder will Gott, daß wir uns diese Welt nicht gefallen lassen, daß wir protestieren? Ich glaube an Gott, der will, daß wir protestieren.

*

Daß doch die guten Ideen Utopien sind und die schlechten Wirklichkeit! Wir müssen es dahin bringen, daß der Krieg zur lächerlichen Utopie wird.

*

In den Evangelien findet die ausgepichteste Realpolitik Methoden, deren Anwendung noch nie versucht wurde. Darum ist auch die Politik ein so dunkles Teufelswerk.

*

Die Ohnmacht des Wortes, das nicht Geist ist, erkenne ich daran, wie sie alle, diese Staatsmänner, in fast gleichen Wendungen hüben und drüben, den Krieg verabscheuen, ohne fähig zu sein, aus dem Wort den Geist, aus dem Geist die Tat zu schöpfen, die dem (angeblich erkannten) Greuel ein Ende macht.

Ein Rathenau von Johannes Fischart

Den Vollmann und den alten Emil Rathenau kennen wir besser als den jungen Emil Rathenau. Nichts ist reizvoller für den Biographen, den Lebenswegpsychologen als der Anblick der jungen Seele, ihrer Wirrungen und Irrungen, ihrer trotzigen Schwingensucht, naiven Zielsicherheit, edlen Abwegigkeit, ihrer Lahmheitsgefühle, ihres Feuers und Frostes. Wie sie aus dem Ei kriecht, behütet oder geplagt wird, wie sie tappt, geht und flugartig stößt. Wie sie Freundschaften für ewig schließt und morgen auf die Geliebten Schwefelhaß speit, wie sie die Brillenaffen narrt, mit keimendem Kitzel das Weib sucht, Leidenschaft mit Seelenumspannung verwechselt, Arme verehrt, Heldenmuskeln bejauchzt, vor Mächtigen erschauert und sie im Kreis der Opponenten mit üblen Sklavenhaltern vergleicht.

So herrlich kompliziert und doch eindeutig war der junge Emil Rathenau nicht. Aber doch voll Drang und Wirrnis, voll Zuneigung und Abneigung, voll Selbstbewußtsein und Selbstzweifeln, voll Phantasie und Greifbarkeiten, voll Universalität und Enge. Ein prächtiger Jüngling, aus schon wurzelfestem berliner Bürgertum entsprossen. Etwas Ahasver der Seele, viel Flieger, aber Flieger mit Verbindung zur Erde. Felix Pinner, einer der fünf schreibkundigen deutschen Handelsjournalisten, widmet dem jungen Emil Rathenau ein starkes Kapitel seines Buches: ‚Emil Rathenau und das elektrische Zeitalter‘ (Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig 1918). Die Familie: wohlhabende Großeltern ohne ausgeprägte Merkmale; ein gewissenhafter, dennoch nicht geschäftsgradstrebiger, ehekorrekter Vater; eine nicht lodernde, hütende Mutter. Unter ihnen wuchs der empfängliche Emil auf. Mit viel Begabung, aber wenig Lernsystem, mit dem sozialen Mitleiden des Gymnasiasten und mit wertvollen Familienbeziehungen. Als Unterprimaner verließ er das Gymnasium zum Grauen Kloster und kam nach Schlesien in die Eisen- und Maschinenlehre. In die Wilhelmshütte, die den Verwandten Liebermanns gehörte. Viereinhalb Jahre war er dort als Lehrling eingespannt. Ein „Proletarier in blauer Bluse und mit zerschundenen Händen“, gepeinigt von der Vornehmheit der Ku-

sinen. Ein altes Bild: der brausende Knecht im Kreis um das Parfum. Wer jemals die jungen Beine in Englischlederhosen stecken und von ferne Lackkutschen und Knisterweibchen sehen mußte, kennt die faustschüttelnde Verbitterung. Die Verbitterung, aus der der Klassenhaß wird, wenn der Verbitterte es nicht zum Angekommenen bringt. Emil Rathenau brachte es zum Angekommenen. Als er angekommen war, wurde er rechnender Patriarch.

Aus der Lehrzeit ging der handwerklich tüchtige Maschinenbauer Rathenau hervor. Ihm fehlte die akademische Grundlage. Das Großvatererbe gab ihm die Möglichkeit zum technischen Studium. Er lernte in Hannover und Zürich. In Zürich bestand er die Diplomprüfung. Noch ein altes Bild: der Student focht in Hannover um die akademische Freiheit. Später flammte er weniger heftig für Ellenbogenweite. Er bändigte Gefühl und Theorie mit dem Konto.

Der Berufsweg war nicht dornig. Der diplomierte Techniker fand Anstellung in der Lokomotiven-Fabrik von A. Borsig. Dort arbeitete man nach technischem Schema. Emil Rathenau wollte mehr. Er ging nach England, aus Studienlust und Weltdrang. Er kam in die große Maschinenfabrik von Penn in Greenwich, später in die Werkstätten von Easton & Amos in London. In England sah und arbeitete er großdimensional und neuartig. Die Anforderungen und Fähigkeiten des Maschinenbauers Rathenau wurden gedehnt. In einer andern Fabrik bekam er Blick für Geschäftsschiefheiten und Geschäftsnotwendigkeiten. Er kehrte nach Deutschland zurück, mit der Absicht, die Kenntnisse auf eigenem Grund zu verwerten. Als Maschinenmann, Geschäftsmann, Demokraten und Freihändler sah ihn Berlin wieder. Maschinenmann und Geschäftsmann ist er geblieben; den Demokraten und Freihändler hat er radikaler abgestreift, als Pinner glaubt.

Der Weg war nicht dornig. Rathenau erwarb mit seinem Schulfreunde Valentin die Maschinenfabrik M. Weber in der Chaussee-Straße. Einen Teil des Geldes hatte ihm Mathilde Nachmann, eine Bankierstochter, in die Ehe gebracht. Eine Kameradin und gute Mutter. Die Gemeinschaft mit Valentin blieb auch noch, als Rathenaus Expansionshunger eine Riesenvielfältigkeit zum Großkonzern vereinigt hatte. Sie blieb als Gefühlsgemeinschaft. Fast zehn Jahre hielt sich die Sozietät. Aber er fand keine Befriedigung, obwohl die Arbeit nicht unlohnend war. Obwohl neue Typen geschaffen wurden und Behördenaufträge kamen. Darunter, im Jahre 70, ein großer Kriegsauftrag auf Minentorpedos. Der Kriegsauftrag war damals wie heute Erweiterungsanreiz. Es wurde gebaut, und neue Fabrikationen wurden eingeführt. Doch wollte das Unternehmen nicht nach Rathenaus Wunsch zur Maschinengroßfabrik gedeihen. Die Unlust wuchs, das Niveau war ihm zu niedrig. Trotz Rastlosigkeit war Rathenau selbstsicher und stolz. So lehnte er einen winkenden riesigen

Waffenauftrag ab. Das Geschäft wurde liquidiert. Man war überdrüssig und hatte sich übernommen. Auch die Aktienumgründung des Unternehmens rächte sich. Es waren die Vorschatten des Gründerkrachs. Immerhin ging Rathenau mit stattlichem Vermögen aus dem Geschäft hervor. Nun kamen Zeiten innerer Gärung und äußerer Ruhe. In einer Rentnerperiode, der die Familie mit Mißmut zusah, wuchs Rathenau sich zu neuen Industrietaten aus. In den Vereinigten Staaten packte ihn die Leidenschaft für die Elektrotechnik. Acht Jahre wälzte der Unruhige neue Pläne. Er kehrte nach Berlin zurück, voll Elektrizität. Rathenau hat das Telephon nach Deutschland gebracht. Das groteske Behördenmißtrauen ist bekannt. Er wuchs bald über die elektrischen Anfänge hinaus. Die Edison-Gesellschaft, die A. E. G. entstand und wurde zum größten Elektrizitätsunternehmen der Welt, zum Elektrotrust.

Wir dürfen den Mann bewundern. Ein feurig-kühler Neuerer, ein waghalsiger Finanzierer, ein phantasiebegabter Techniker. Die Gefahren seines Trustsystems wurden durch die starke Persönlichkeit gebannt. Ein gewitzter Mann, auch in Gefühlen rechnend, der erste große Industriejude Deutschlands. Blendendes Licht ging von ihm aus, er hatte Zentralisierungsgewalt, hohen Sinn für Zeitüberwindung und für Kraftgewinne. Eine amusische Kirdorf-Natur, großzügig und pedantisch, lebensfroh und verärgert. Lodernd log sein Herrenbewußtsein in die aufbegehrende Aktionärherde und Pressekritik: „Nescio, quid mihi magis farcimentum . . .“ Ein Kerl.

Er hat uns den Sohn Walther hinterlassen. Pinner, in seinem ausgezeichneten Buche, billigt diesem Tiefe des Gedankens, ungewöhnliche Plastik der Darstellungsweise, Originalität der Anschauung und sichern Blick für das Praktische zu. Ich sehe nur nachgedachte Gedanken, pretiösen Talmistil, Verschwommenheit und Halbheiten. Der Sohn wächst den Vater nicht aus. Weder den Techniker noch den Kaufmann noch den Problematiker Emil Rathenau.

Indienfahrt von Harry Kahn

Indien, das Wahrzeichen der Macht und Kraft unsres gewaltigsten Feindes, das Rückgrat britischer und somit einstweilen jeder Weltpolitik, beginnt allmählich in den Sichtkreis des mitteleuropäischen Interesses zu rücken. Das Schrifttum ist ein feiner Seismograph. Marktkundige Bühnenmakler schlagen im Handlexikon bei Littera J nach und hängen mit flinken Fingern den eisherzigen Eroberern des Rätsellandes eine lauwarme Liebe an, um sie bretterreif zu brüten, oder pressen die herbduftenden, seltsam geformten Früchte seiner alten dramatischen Literatur durch das Shakespeare-Sieb, um sie als süßliches Kriegsmus auf das inter-

national kärgliche Brot unsres Spielplans zu streichen. Und schon vor dem Krieg gehörte es ja für einen bessern deutschen Schriftsteller zum guten Ton, daß er, wie ein Jahrhundert vorher der teutsche Maler seine Romreise, seine Indienfahrt gemacht hatte. Es war nicht immer sehr erheblich und erhebend, was die Herren Uriane, die solche Reise taten, dann erzählen konnten. Die meisten hatten sich in den europäisch gefirnißten Großstädten ein paar falsche Götzen oder einen pseudo-antiken Kelim aufschwatzen lassen und breiteten diese billigen Raritäten nun vor den kindlich aufgerissenen Augen eines auf alles ethnographisch Entlegene fliegenden Snobpublikums aus. Bestenfalls waren sie bei einem Maharadscha eingeladen gewesen, hatten eine Tigerjagd hoch zu Elefant mitgemacht und wußten einiges Farblose und Geistreichelnde von Dschungeln und Yoghis, Brillenschlangen und Brachminen zu stammeln. Die anständigste Spielart dieser Spezies von Möchtegern-Globetrottern stellt etwa jener Lyriker dar, der mit einem Verlagsscheck und . . . dem Schmetterlingsnetz ausgerüstet gen Osten zog und ein dünnes Büchlein nur ihm interessanter Tagebuchnotizen nebst einer Handvoll seiner schwachleuchtenden Gedichte heimbrachte, die er ebenso gut am Bodensee oder in der Campagna hätte verfassen können. Und der unangenehmste Absenker dieser Exotomanie war jener hemmungslose Hanns Heinz in allen Gassen, der es über sich gewann, Indien mit seinem lieben Ich zu alliterieren, ohne die beiden inkommensurablen Größen auch nur im Entferntesten mit einander konfrontieren zu können. Daß die kaltschnäuzige Kolportagejournalistik dieses Konjunkturfledderers nicht unter die äußerste Rinde des geheimnisüberreichen Erdteils schürfen konnte, nimmt nicht weiter Wunder. Aber es bedarf immerhin der Erwähnung, daß auch die Andern nur ganz gelegentlich an die Seele Indiens zu rühren vermochten.

So griff man denn, wenn man etwas Wahrhaftiges und Gewichtiges über die derzeitige psychische Struktur der Mutter des Menschengeistes zu erfahren wünschte, immer wieder zu den Ausländern: Rudyard Kipling blieb das letzte Wort, das über Indien gesagt, Johannes V. Jensen das modernste Temperament, durch das dieses Stück Urnatur gesehen worden war. Jedoch bei aller neu- und nachschöpferischen Phantasie des Einen, aller schier photographischen Bildhaftigkeit des Andern — auch sie schufen schließlich doch nur, wenn auch jeder in seiner Art geniale, Abschriften der Phänomenologie des kat'exochen transzendentalen Kontinents, dessen seelische Essenz empfindbar zu machen ihnen umsomehr versagt bleiben mußte, als ihre Weise, an seine Hinter- und Untergründe heranzugehen, letzten Endes durchaus europäomorph ist. Immer bleibt bei dem Engländer ein Rest von Erobererhochmut, bei dem Dänen ein Rest von Reportereitelkeit zu tragen gleich peinlich und noch das Vorletzte verschleiernd. Das wahre Gesicht Indiens erscheint selbst in ihren sonst bewunderungswürdigen

Werken nicht so bestimmt, wie etwa das Antlitz Afrikas aus den nicht genug gelesenen, aber nicht genug zu preisenden Büchern des Landmanns Jensens, Johannes Jürgensen, hervortritt.

Auch der junge deutsche Dichter, dessen in jedem Betracht außerordentliche „Indienfahrt' (für die der Verlag Rütten & Löning, wie für die Bücher Jürgensens, zu wenig tut) ich jetzt anzeigen will, hebt nicht die allerletzte Hülle. Mag sein, daß dazu das Herz, das seine Hand lenkt, zu schamhaft ist. Aber zuzutrauen wäre ihm solch saïdische Tat schon. Denn näher und gewisser als bisher bei jedem Andern schimmern uns Züge entgegen, deren unfaßbares Ineinanderklingen und notwendiges Aufeinandergewiesensein hinter Duft und Glanz die Plastik der Wahrheit ahnen läßt. Eine immanente Konsonanz und Konvergenz der Linien zwingt, mit einer Sicherheit, die von der tiefen Erschütterung der Erkenntnis nicht beirrt wird, zwingt zu dem staunenden Eingeständnis eines scheinbar schon immer gewußten und doch völlig neuen Zusammenhangs. Worin der besteht, das wäre nur auszudrücken, wenn man ganze Seiten des Buches ausschreiben wollte; denn seine — seltenen — Formulierungen sind unübertrefflich. Wer das gespenstische Nachtgespräch mit ‚Huc dem Affen' oder das herrliche Kapitel ‚Die Herrschaft des Tiers' liest, vermag ihrer ohnehin zu entraten.

Vor allem charakteristisch für das Buch ist, daß es sich mit den großen Städten und den abgestempelten Kuriositäten überhaupt nicht befaßt. Die Namen Bombay, Madras, Kalkutta kommen kaum beiläufig vor. Nichts von den heiligen Affen in Benares und den merkwürdigen Schlössern zu Delhi wird berichtet. Keine Fakire und Radschas treten auf; es werden keine Schlangen beschworen und keine Tiger getötet. Die Ramschphantastik von Kostümverleihern und Kinobesitzern kommt nicht auf ihre Kosten. Zwei kleine Städtchen an der malabarischen Küste, die die gewöhnlichen Karten nicht kennen, eine Kanufahrt ins Innere und ein Marsch ins Gebirg mit zwei eingeborenen Dienern machen den ganzen äußern Apparat aus, dessen sich Waldemar Bonsels für seine Erlebnisse und Erkenntnisse bedient. Aber auf eine überwältigende Weise weitet sich dieses winzige geographische und biologische Segment der beiden riesenhaften Halbinseln ins Beispielhafte für den ganzen Begriff Indien. Denn alles, was Auge und Ohr, Nase und Nerven gereizt hat, ist scharf nach innen gerissen und dort gründlich durchfühlt; jedes Erlebnis ist zutiefst auf seinen geistigen Gehalt geprüft und jeder Gedanke redlichst unter die Kontrolle der Sinne gestellt. Auf eine köstliche und tröstliche Art wird so die landläufige Literatenmeinung widerlegt, als bedürfe es eines Im- oder Ex- oder sonst eines Pressionismus, um komplizierten Inhalten eine übertragungsfähige Intensität zu schaffen; und es wird dagegen wieder einmal deutlich, daß nur die Synthese eines aufgeschlossenen Gemütes und eines reibungslos funktionierenden Verstandes zu hellseherischem Gestalten, zu bildmächtigem Erkennen taugt.

Alles, was ein bedeutender Mensch — das ist eben einer, dessen Erbteil jenes mystische Amalgam von Erlebnisfähigkeit und Denkkraft ist, das jedem wahrhaften Schöpfertum zugrunde liegt — alles, was ein solcher Mensch vollbringt, wird ungewollt symbolisch. Es ist darum gleichgültig, ob die Logik der Tatbestände oder des Kunstverstands den prachtvollen innern Rhythmus des Buches herbeigeführt hat: wie das Erlebnis des Tiers sich von dem kleinlich-gräßlichen Kampf der Katzen mit den Ratten über Alligator, Kobra und Panther zu der ruhevoll drohenden Majestät des Tigers steigert; wie aus dem immer toller gärenden Brodem der Kreatur und ihrer immer vollendeter geballten Formen als letztes Sinnbild und endlicher Sinn der Mensch aufsteigt und, alles Gekräut und Gekräuch überwachsend und überstrahlend, die Victoria Regia seines Geistes aufblüht. Diese innerste Musik des Buchs allein stempelt es zu einer Dichtung hohen Ranges. Aber darüber hinaus macht es sein Stil zu einem seltenen, zugleich süßen und gefährlichen Genuß. Der Rauschduft eines schweren südlichen Weines schwebt über seiner Sprache, und es ist nicht bloß die eingeborene Macht des Dargestellten, sondern zweifellos die höchstbewußte Kunst des Darstellens, die etwas wie eine schwingende und schillernde Aura um die Sätze und Seiten dieses Dichters legt. Die bei uns so überaus seltene, den östlichen Literaturen eigentümliche enge und echte Vermählung von Bild und Gedanke ist hier, gewiß vom Stoff gefördert, zu einer Reife gediehen, zu deren mindestens messendem Vergleich man ohne Ueberschwänglichkeit die letzte abendländische Vollendung in diesem Kreis, Goethes Westöstlichen Diwan, heranziehen darf. Und bei der Notwendigkeit, womit sich äußere und innere Form bedingen und bestimmen, kann man dies seltene Zusammen zurückbeziehen auf das mutmaßlich Tiefstpersönliche des Verfassers: auf das, was man mit einem schon immer schlecht gewählten und nur immer schaler gewordenen Wort seine Weltanschauung nennt. Dies ist: eine schier leidenschaftliche Demut vor allem Gewordenen und Gewachsenen, vor den tiefrauschenden Quellen und den hochreichenden Firnen der Schöpfung überhaupt und insbesondere dieses paradigmatischen Teils von ihr; eine Demut, die grade darum so leidenschaftlich ist, weil alle Formen der Erscheinungswelt als Manifestationen eines über Sinne, Verstand und Wille Hinausgehenden begriffen werden; eine Demut, die als Ehrfurcht hinauf- und als Humor hinabschaut.

Dieser Humor ist, wenn nicht das Schönste, so sicher das Lehrreichste an diesem schönen und reichen Buch. Vor allem dürfte manchem deutschen Politiker die Mentalität der anglo-indischen Regierungsbeamten, die in einem nichts weiter als durchschnittlichen Exemplar mit ein paar Strichen umrissen wird, zu denken geben. Denn so gewiß der kühle Humor, den der Verfasser dem ‚Kollektor‘ gibt, wenn er ihn nicht überhaupt von ihm hat, bei mindern Köpfen auf die Dauer zu Verarmung und Verflachung führt, so gewiß verleiht er — der von Shakespeare bis Shaw stets auch die feinste

Blüte angelsächsischer Geistigkeit gewesen ist — und er allein Seelen von willensbewußter Erfülltheit jene selbstverständliche Ueberlegenheit, die das Arcanum jeder Großpolitik und damit auch das Geheimnis der in aller Weltgeschichte einzigen Erfolge der englischen Staatskunst ist. Es mag manchem nicht sehr humoristisch klingen, und doch ist es so: die deutsche Politik ist — unter dem einzigen Bismarck ausgenommen — von jeher mit viel zu wenig Humor betrieben worden. Vielleicht wäre mit einem Gran davon alles das, was heute durch Ströme von Blut errungen werden muß, ganz ohne die Gewalt des Schwertes durch rein geistige Mittel zu erreichen gewesen. Auch der Geist ist eine Macht, und auch, wer die gebraucht, treibt — Machtpolitik.

Briefbeilagen von Peter Panter

Auburtin

Das ist eine Wohltat und eine Erfrischung: ‚Was ich in Frankreich erlebte' von Victor Auburtin. Nach all den großmäuligen Berichten neuartiger Helden, die die Wirkung von Technik, Organisation, Krafthuberei und einem kleinen Teil wirklichen Muts zusammenrafften; nach all den Bilderbüchern dieser Lokomotivführer der Kriegsmaschine, die Hans von Weber einmal mit Hektor verglichen hat (als ob das Heldentum Hektors in der Leistung und nicht in der heldenhaften Gesinnung ruhte); nach all diesen Bändchen von Männern, die, wie einmal Thomas Mann von einer Figur sagt, keine Ereignisse, sondern Zeitungsberichte über das Ereignis erlebt hatten: nach all diesem Schund endlich wieder einmal ein menschliches Zeugnis aus dem Kriege.

Auburtin, der deutscher Korrespondent in Paris war, wurde dort verhaftet, eingesperrt, der Spionage angeklagt, das Verfahren wurde eingestellt, man schaffte ihn nach Korsika, und als er dann von dort entlassen und ausgetauscht wurde, schrieb er aus seinen geretteten Notizen und aus dem Gedächtnis dieses Büchelchen (erschienen im Buchverlag von Rudolf Mosse).

Das Was ist ja nichts Sonderliches, für frühere Zeiten eine kleine Odyssee, heute ein Alltagsschicksal mit einem Sonntagsschluß — aber das Wie ist himmlisch. In den Aufzeichnungen steckt die herrliche Ueberlegenheit des Unterlegenen. Das ist so konsequent: wie er immer wieder sagt: „Diese Zeit ist nichts für mich" (die Worte finden sich nicht in dem Buch), und wie er auf jedes Kompromiß zwischen Macht und Geist verzichtet. Denn, liebe Umgefallene: es gibt keins.

Entzückende Einzelheiten sind in dem Heftchen. „Sie haben von den historischen Tagen der Väter gehört und wollen nun auch ihre große Zeit erleben." Das ist eine Motto, und nicht nur für dieses Buch. Es ist jammerschade, daß sie Herrn Auburtin damals nach Korsika abtransportiert haben; wir hätten alle mehr

davon gehabt, wenn er zufällig portugiesischer Staatsangehöriger wäre, und er hätte nun, Victor Auburtin, der er ist, dieses Spektakel in Frankreich miterleben dürfen. Er hat ja im wesentlichen das Schicksal von Annette Kolb: er schwankt zwischen den Rassen, liebt beide und wird deshalb von beiden beschimpft. „Selig der Mann," sagt Auburtin einmal, „der Krause heißt und aus Tilsit gebürtig ist. Er steht auf Felsengrund." Aber da wollen wir ihn stehen lassen und uns hübschern Dingen zuwenden, zum Beispiel, wie die französische Geheimpolizei eine Auskunft über den p. Auburtin gibt: „Er ist überzeugter Alldeutscher, Mitarbeiter des pangermanistischen Berliner Tageblatts und durchaus fähig . . ." Aber das wundert mich nun wieder gar nicht — denn das Kapitel der Spionage ist (bei den Franzosen) ein sehr dunkles Kapitel . . .

Einige Kraßheiten, Verdauungsangelegenheiten betreffend, sind leider in dem Buch. Nicht, als ob man nicht von diesen Dingen sprechen sollte, aber es gehört eine Bullenkraft dazu, um davon zu sprechen; bei Auburtin wirkt dergleichen ein wenig . . . im Vorwort steht das Wort „forsch". Es paßt nicht zu ihm.

Ich bin beim Lesen, obgleich doch auch traurige Seiten da sind, kaum aus dem Schmunzeln herausgekommen. Und Schmunzeln ist ja die schönste Art Lachen. Er sagt, die Deutschen seien den Franzosen unentbehrlich. „Wer soll ihnen ihre elektrischen Klingeln instandsetzen, was sie nie herausbekommen werden." Oder von dem Interniertenlager: „Wir machten den Eindruck eines mittelkräftigen Irrenhauses." (Was wahrscheinlich auf alle Leute zutrifft, die so eng mit einander leben müssen.)

Aber viel schöner ist der eigentliche Auburtin, der mit der „Inselsehnsucht", wie er die Sehnsucht der Deutschen, nein, der Menschen nennt, allein zu sein. Es ist ein schmerzlich-lustiges Schauspiel, einen Menschen mit dünnem Trommelfell in einem Sousaschen Orchester neben dem Trompeter sitzen zu sehen und grade vor der Pauke. Und er kann die Stille singen machen, und weil er weiß, daß der Weg das Ziel ist, deshalb zerläuft ihm sein Leben auch nicht wie so Vielen, sondern es rollt sich langsam und leise ab, und jede Minute ist ein volles Glas mit herbem oder süßem Wein.

Menschlich am anständigsten ist, wie der Schluß nicht der in diesen Büchern sonst so beliebte Schluß ist, so mit Bumtrara auf die Heimat — sondern ein inniges Gedenken an die Gefangenen in Korsika und der Wunsch, man möge sie bald befreien. Worauf sie wohl noch lange zu warten haben werden.

„All das", sagt er an einer Stelle, „ist natürlich nur ein Traum. Ich werde jetzt gleich erwachen, nach links greifen und ihre Hand finden." Und weil man so — so selbstverständlich, so zusammengehörig, so einfach — nur von einer Frau sprechen kann, die man sehr liebt, deswegen habe ich dir heute seine ‚Onyxschale' mit der Post geschickt, und ich hoffe, du wirst sie bald in Händen haben.

Reinhardts Bilanz

Es ist eine Unterbilanz. Reinhardts sechzehntes Spieljahr war nicht nur sein kümmerlichstes, sondern auch an und für sich von einer niederdrückenden Kläglichkeit. Den Geschäftsführer selbst scheint der Anblick des Ergebnisses so vertattert zu haben, daß er in seinem Bericht den Fehlbetrag noch höher beziffert, als ihn sich der Revisor herausrechnet. Die Volksbühne hätte dafür, daß sie ein paar der qualvollsten Abende beigesteuert hat, durch das ‚Edelwild‘ Emil Götts entschädigen können, wenn nicht die Hauptfigur an Fräulein Maria Fein geraten wäre: aber die ganze Volksbühne ist aus der Aufstellung weggelassen. Und aus dem Spielplan der Kammerspiele sind Saltens unschuldige ‚Kinder der Freude‘ vergessen, bei denen man sich immerhin von Johannes V. Jensens ‚Madame d'Ora‘ erholte und für den ‚Schwarzen Handschuh‘ von Strindberg die Widerstandskräfte stählte. Diese beiden Werkchen bilden mit Fuldas ‚Richtiger‘ und Reickes ‚Blutopfer‘ ein Quartett, wie es von den minder verpflichteten Bühnen Berlins in Einem Winter keine einzige anbieten würde, weil sie der altmodischen Ueberzeugung wäre, daß die Leitung eines Kunstunternehmens den letzten Rest von künstlerischer Schamhaftigkeit erst im äußersten Notfall ablegen sollte.

Von Notfall, selbstverständlich, war keine Rede. Es wurde gescheffelt wie nie zuvor. Bei Beginn des Vorverkaufs für die Woche standen die Leute, von Sonnenaufgang an, ein paar Querstraßen lang auf die Kasse zu, die Sonntag Mittag gewöhnlich bis zum nächsten Sonntag ausverkauft war. Der Abendkassierer öffnete seinen Schalter nur, um die Querulanten abzuweisen, die so pedantisch waren, für ihr schweres Geld die angekündigten Schauspieler sehen zu wollen; wenn sie sie aber nicht zu sehen kriegten, sich schließlich auch zufrieden gaben. Alles zog eben; wie das schlechteste Stück in der falschsten Besetzung das schönste in der auserwähltesten: und so wäre ohne Opfer der Heiligenschein des Literaturförderers zu verdienen gewesen. Fast ohne Opfer: der Name und ein Abend im Monat mußten schon dran gewagt werden — und selbst dieses Risiko schreckte. Es war nicht schwer, dem ‚Jungen Deutschland‘ einen Reinfall in dem Augenblick zu verheißen, wo ein Komitee von so und so vielen Herren mit so und so vielen Geschmäckern und Ungeschmäckern zusammentrat, um Max Reinhardt — dem Theatergenie, dem das Drama nichts andres ist als dem Gaukler, dem Erzkomödianten die Rolle, und der für den Dramatikernachwuchs noch weniger als Ungeschmack und Geschmack, nämlich nicht das geringste Interesse hat — ein paar Begabungsproben zur Aufführung durch seine Truppe an ein paar Sonntagmittagen zu empfehlen. Tatkräftige Erziehung der Jugend, die auf der Bühne ihre Fehler erkennen solle? Sorge, der Dichter des ‚Bettlers‘, ist tot. Entdeckung verborgener Talente? Goerings ‚Seeschlacht‘ und Hasenclevers ‚Sohn‘ — beide waren bereits Besitz der Provinz. Schutz poetischer Libertiner vor der ‚Tante Anastasia‘, der bebrillten, griesgrämigen, muckerischen Zensur? ‚Der Besuch aus dem Elysium‘ und ‚Kain‘ konnten und können jederzeit an jeder stehenden Bühne jedem Repertoirestück voraufgehen oder folgen.

Nicht, als ob diese Einakter von Franz Werfel und Friedrich Koffka irgendwie publikumsgefällig wären. Nach keinem rührte sich eine Hand. So lautlos protestierten merkwürdig wohlerzogene Menschen gegen die Zumutung, den verlockendsten Frühlingssonntagmittag in einem dumpfen Mauerloch zu verbringen, ohne durch eine nennenswerte Gegenleistung erfreut zu werden. Denn welch ein Grad auch von künstlerischer Harmlosigkeit! Wenn zu glauben wäre, daß die drei Dramen und zwei Drämchen, die das ‚Junge Deutschland' im ersten Winter herausgestellt hat, tatsächlich eine repräsentative Bedeutung haben, daß sie Auslese sind, daß das dramendichtende junge Deutschland keine markantern Vertreter aufweist: dann laßt es des Vereinsspiels genug sein, bis eine neue Generation halbflügge geworden ist; oder sucht einen Dramaturgen. Werfel ist im Hauptberuf Lyriker, Koffka Aesthetiker. Eine spezifische Veranlagung für die Kunstform des Dramas zeigen sie vorläufig Beide nicht. Werfel schickt einen seiner Kollegen aus dem Jenseits zu der Frau zurück, die ihn einstmals dadurch zum Lyriker gemacht hat, daß sie seine Liebe nicht erwiderte. Er bedankt sich nachträglich für diese Entzündung und dauernde Anfachung seiner Sehnsucht; aber während er sich bedankt, fällt ihm ein, daß ein bißchen reelle Liebe vielleicht doch auch ganz hübsch gewesen wäre, und er nimmt einen Anlauf zu einem frischen Abschnitt seines ekstatischen Monologs und — und da, wo eine Art dramatischer Kampf anzuheben hätte, da ist die Rederei schon zu Ende. Bei Koffka hapert es anderswo. Seine feindlichen Brüder brauchten keineswegs Kain und Abel zu heißen. Romulus und Remus täten wahrscheinlich denselben Dienst, oder sonst zwei Jünglinge, von denen der lichter, jener dunkler ist, und die deshalb in einen tödlichen Streit geraten. Den Totschlag hat Koffka aus der Bibel genommen und von ihm aus den Streit zurückverfolgt, statt einen Streit zu entwickeln, der unweigerlich zu einem Totschlag führen muß. Dieser hier muß wahrhaftig nicht. Weder muß überhaupt totgeschlagen werden, noch muß grade Kain den Abel erschlagen, vielmehr ist mit ein paar psychologischen Drehungen ebenso zwingend oder nichtzwingend zu erreichen, daß Abel das Beil gegen Kain erhebt. Die Gehirnspielerei eines geschmackvoll-gescheiten Mitläufers. Diese seltsame Freie Bühne erwirbt sich Meriten um die Hirschfelds, bevor sie den Hauptmann gefunden hat.

Den alten Hauptmann aber, der vertrauensselig genug war, sich dem Deutschen Theater mit Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit zu verschreiben — den behandelt der Hausherr, als wäre ‚Hanneles Himmelfahrt' ein Gelegenheitsstück für Turnvereine. Ein Mangel an verecundia ist in diesem Theater eingerissen, an Ueberheblichkeit des smarten Modebeherrschers hinterm umlagerten Ladentisch gar über den unverlangten Eigenbrödler, der das Pech hat, nicht mehr zwanzig zu sein: daß man nur schweigen dürfte, wenn der Laden nicht den Anspruch erhöbe, auch in heiligern Registern als dem Handelsregister geführt zu sein. Zur rechten Zeit druckt die ‚Glocke' eine Eingabe ab, mit der fünfunddreißig Gelehrte und Künstler, darunter einige vom Range Reinhardts wie Strauß und Liebermann, ihn so höflich wie möglich ersuchen, nicht achtlos an den besondersgearteten Bemühungen des Dramatikers

Arno Holz vorüberzugehen. Dieses Schriftstück ist nicht einmal einer ablehnenden Antwort würdig befunden worden. Ein Schulfall von Hybris. Aber durchaus keine Ueberraschung. Es paßt zu einem Betrieb, der seine Leistung, so oft sie untern Hund sinkt, in einem eigenen Reklameblättchen von den Angestellten gegen Bezahlung übern grünen Klee loben läßt; der mit zunehmenden Erfolgen eine so feine kapitalistische Witterung bekommen hat, daß er selbst dort ausschließlich nach der Konjunktur fragt, wo ihn die reinsten sachlichen Motive zu leiten scheinen. Augenblicklich ist Jugend Trumpf. Also wird in Jugend gemacht, ganz gleich, ob sie über den Durchschnitt, über das Niveau der allgemeinen Generationsgeschicklichkeit ragt oder nicht. Sollte im nächsten oder übernächsten Winter Gerontophilie der letzte Schrei sein, dann werden dem Arno Holz wieder auf der andern Seite die zwanzig Jahre fehlen. Dabei hat sich, noch einmal, allmählich zur Genüge gezeigt, warum es garnicht Reinhardts Sache ist, den dramatischen Weizen von der Spreu zu sondern. Daß er nicht in die Literaturgeschichte kommen wird, vermindert seine Bedeutung so wenig, wie wirs Matkowsky und Mitterwurzer nachtragen, daß ihre Lieblingsrollen Kean und Coupeau gewesen sind. Reinhardts Reich ist die Szene: ihm ist das Theater Selbstzweck. Und daß er im Reich Otto Brahms so peinlich herumpfuscht, wird ihm erst übelgenommen, seitdem er aufgehört hat, sein angestammtes Reich vorbildlich zu verwalten. Wer die Bühne dem Dramatiker unter den Versfüßen wegzieht und dem Regisseur und dem Schauspieler zuweist, der sorge für eine Regie- und Schauspielkunst, die jeden Verdruß über die Tendenz zur Entgeistigung zu einem „Sinnenrausch" ertränkt. Aber damit dieser zustandekomme, ist eine Sicherheit des Instinkts, eine Einheit der Intentionen, eine Harmonie der Mittel nötig, wie sie ehemals keinen Wunsch unbefriedigt ließen. Heut? Heut verdirbt lautes Provinzlertum, Krampf der Ohnmacht, kälteste Mache das Konzept eines Bretterzauberers, dessen Empfindlichkeit gegen Mißtöne einer rätselhaften Grobhörigkeit gewichen ist. Was ist das mit diesem Reinhardt? Manche erklärens so, daß er sich zum Imperialisten entwickelt hatte, daß ihn der Krieg in die Enge zurückgeworfen hat, daß diese ihn nicht mehr freut, und daß er mürrisch seinen Stiefel herunterarbeitet und obendrein mit Ledererſatz, trotzdem es für ihn noch Leder gibt. Aber — nicht wahr? — uns wird dann diese Arbeit auch nicht mehr freuen. Und meine sechzehnjährige Gefolgschaft wird nicht umhin können, sich in eine ingrimmige Enttäuschtheit zu verwandeln, die sich doppelt erbittert äußert. Ein schwacher Trost ist mir freilich geblieben. Im Herbst sollte an die Stelle der Volksbühne der Zirkus Schumann treten, und dann wäre alles aus gewesen. Da erbarmte der Himmel sich meiner Trauer um eine verlorene Jugendliebe, hauchte das Riesendach an, und es stürzte in die Manege. Ich bin gleich freudebebend hingehüpft und habe abgeschätzt, daß die Eröffnung des Zirkus mindestens um ein Jahr wird verschoben werden müssen, wenn das ausreicht. Eine Galgenfrist für Reinhardt — der während ihrer Dauer, wie in guten alten Zeiten, nur das Deutsche Theater und die Kammerspiele hat —, sich auf sich selbst zu besinnen. Und nach ihrem Ablauf wird dem Himmel, und dem Zirkus, hoffentlich abermals was einfallen.

Menschenfreunde von Alfred Polgar

Christian Wach hat seine Tante aus der Welt geschafft. Sie war eine widerliche, tyrannische Person und lag vor ihren Millionen wie ein Drache. Christian erschlug den Drachen, raubte das Gold und machte es der Welt, den Menschen nutzbar. Er selbst lebt als Asket, aber die Armen der Stadt haben nun gute Zeiten. Neun Jahre gehen drüber hin. Da kommt Justus, ein Vetter Christians und seinerzeit um die Hoffnung auf das Tanten-Erbe betrogen. Er hat ein Beweisstück für Christians Verbrechen gefunden und klagt nun an. Christian nimmt den Kampf auf. Er siegt. Materiell: indem das Gericht Freispruch verkündet und die Welt Ehren auf den Wohltäter häuft. Geistig: indem keine Macht der Erde noch des Himmels, nicht Gewalt, nicht Sanftmut, nicht das eigene Gewissen ihn zu einem „Ich gestehe" oder „Ich bereue" bringen. Das Problem steht so: Christian hat eine subjektiv schlechte Tat begangen, aber — so glaubt er mindestens — eine objektiv gute. Die Millionen der zuwidern Tante zinsen ja jetzt gute Werke. Dieser Glaube Christians an die objektive Sittlichkeit seines Tantenmordes bricht zusammen, als er den Schwindel der Wohltätigkeit, der Menschenfreundlichkeit großen Stils durchschaut. (Wir sehen ihn im Drama gleichsam verschüttet unter den Trümmern seiner Mordideologie.) Hier melden sich Einwände. Christians Wohltun geht schief, seine Menschenfreundschaft gerät in den Sumpf der Gesellschaftslügen, ja. Aber das ist schließlich ein technisches Ungeschick und Mißgeschick seiner Wohltäterei. Und trübt das gestellte seelische Problem, für dessen Reinheit es unbedingt nötig wäre, daß Christian das sichere Bewußtsein hätte, die durch Untat erworbenen Millionen setzten sich in wirklich gute Taten um. Er ist Einer, der erkennen muß, nutzlos seine Gewissensruhe preisgegeben und das geltende Ethos verletzt zu haben. Damit rückt der Fall ins Gewöhnliche. Er ist ein Tyrannenmörder, der von der Miserabilität der durch solchen Mord errungenen Freiheit seelisch wund und tot gequetscht wird. So kommt es auch im Drama niemals zu einem klaren Ja oder Nein auf die Frage: Darf man Sünde begehen um der Menschenliebe willen?, weil diese Frage durch Negierung und Ironisierung der „Menschenliebe" gewissermaßen aus ihren geistigen Scharnieren hinausgedreht erscheint.

Die ganze Haupt- und Nebenproblematik des Dramas von Richard Dehmel zu erörtern, würde zu weit führen. Es ist ein edles Stück Theater, hart und fest hingebaut. Drei Akte: Sommer, Herbst, Winter. In jedem Akt bringt die engelsgute Schwester Anna Blumen: Rosen, Astern, ein Tannenbäumchen. In jedem Akt erscheinen die Gespenster der bürgerlichen Ordnung und häufen aufs Haupt des menschenfeindlichen Menschenfreundes, immer gesteigert, ihre verachtete Achtung. Und jeder Akt bringt die große

Szene zwischen Justus und Christian und ihre Retardierung durch den ekelhaft jovialen Sanitätsrat. In diese Linien ist das Schauspiel wie in ein starres Koordinatensystem eingezeichnet. Es bleibt scheinbar auf demselben Fleck, rückt aber Akt für Akt um eine Schraubenwindung tiefer. Und diese Schraube dringt mit wahrhaft dichterischer Kraft ins Seelendunkle, bohrt scheinbar unteilbare Begriffe auf und splittert weise Gedanken ans Licht. Eine steingeschnittene, zu innerst metrische Sprache hilft zum Eindruck der Größe.

Herr Kreidemann (im Deutschen Volkstheater von Wien) ist ein tüchtiger Schauspieler nordischen Formats. Er hat starken darstellerischen Willen und kann, was er will. Bassermanns schmetterndes Gekrächz echot in seiner Rede. Herr Edthofer ist der Justus. Er kann, wie sich zeigte, auch preußisch, aber in südlichern Regionen ist ihm (und uns mit ihm) doch wohler. Fräulein Waldow spielt eine fromme Schwester, Händefalten und Augenaufschlag. Offenbach.

Aufsichtsratlosigkeit von Alfons Goldschmidt

Nach der letzten Zählung (Handbuch der Direktoren und Aufsichtsräte) hat Herr Louis Hagen 57 Aufsichtsratsmandate. Der Mann muß ein Genie sein. Die 57 Gesellschaften sind keineswegs nah bei einander stationiert. Herr Hagen muß also auch ein Schnelligkeitsrekorddrücker sein, er muß eine Ubiquität mit amerikanischem Schnellzugstempo besitzen. Selbstverständlich übt er die 57 Mandate nicht etwa im Sinne des Handelsgesetzes aus. Er repräsentiert, vollzieht Unterschriften, finanziert und ist abwesend. Würde er, dem Gesetze folgend, nur 2 Aufsichtsratsitzungen in jeder der 57 Gesellschaften jährlich mitmachen, so wären das 114 Sitzungen, das heißt: mehr als 2 Sitzungen im Wochendurchschnitt. Man wird erkennen, daß auch ein Großgeist und Springer solchen Anforderungen nicht genügen kann.

*

Carl Fürstenberg ist ihm mit 56 Mandaten dicht auf den Fersen. Drei Vertreter der A. E. G. sind mit über 120 Mandaten verbucht. Nun ist Carl Fürstenberg gewiß der schlagfertigste Finanzmann. Er hat einen Großkonzern aufgebaut und hält ihn zusammen. Könnte Louis Hagen 57 Mandate versehen, so Carl Fürstenberg die doppelte Menge. Aber auch Carl Fürstenbergs Witz muß an einer solchen Aufgabe scheitern. Einem solchen Aufsichtsratsannektionismus ist er praktisch nicht gewachsen. Aufsichtsräte sind nach dem Gesetze Leute, die den Geschäftsgang von Aktiengesellschaften beaufsichtigen sollen. Und zwar sollen sie das mit Eifer und Eindringlichkeit tun. Carl Fürstenberg ist ein eifriger und auch eindringlicher Mann: dennoch vermag er nicht mit all seinem Eifer in 56 Gesellschaften einzudringen. Die Berliner Handels-Gesellschaft dringt mit ihrem Kapital in die Unternehmungen ein, aber nicht Carl Fürstenberg mit Kontrolle und Rat. Anders Walter Rathenau, der selbstverständlich alle Gesellschaften beherrscht. Er kennt sie bis in die kleinsten Aederchen. Er ist der gesetzmäßigste Mil-

liardenkapitän Deutschlands. Aus dieser intensiven Vielfältigkeit, dieser Aufopferung an 30 und mehr Orten zugleich, holt er die großen Probleme, die er uns broschiert oder gebunden vorlegt. Er ist der einzige Mensch in Deutschland, der mit einem solchen Riesenwerk fertig wird. Er ist repräsentativ, organisierend, beratend, bilanzaufmachend, immer stichprobenbereit. Er ist geschäftsuniversell, mit technischem Weit- und Rundblick begabt und dazu noch Menschheitslehrer und Menschheitsbeglücker. Aber er ist eben eine Ausnahme, die Andern können das nicht. Sie sind beengter, nur auf ihr Gebiet bedacht.

*

Hätte ich 57 Aufsichtsratsmandate inne, so wüßte ich nicht einmal die Tantieme von jedem. Aber das wäre auch nicht nötig. Die Tantieme kommt, ob die Aufsicht geführt wird oder nicht. Nehmen wir für Herrn Louis Hagen einen Tantiemedurchschnitt von 20 000 Mark an, so macht das in Summa 1,14 Millionen Mark. Nehmen wir einen Durchschnitt von 30 000 Mark, was wohl richtiger sein wird, so macht das in Summa 1,71 Millionen Mark. Nach dieser Rechnung erhalten 5 deutsche Aufsichtsratsherzöge insgesamt über 7 Millionen Mark Tantiemen. Nicht mehr als 100 Männer dürften die Aufsichtsratspfründen zwischen 57 und 10 Mandaten in Händen haben. Setzen wir einen Durchschnitt von 15 Mandaten, so macht das in Summa 45 Millionen Mark fürs Jahr. Das ist beinahe die Friedensanleihe eines größern Bundesstaates. Die Schätzung ist sehr vorsichtig. 100 Staatssekretäre erhalten insgesamt 4 Millionen Mark. 100 Mittelstaatsminister vielleicht 2 Millionen. Aber wer wagt es, die Herren Hagen, Fürstenberg und Rathenau mit Staatssekretären oder Ministern zu vergleichen? Bismarck legte jährlich ein hübsches Sümmchen zu. Bis zur Dotation verzehrte er sich auch materiell im Dienste des Vaterlandes. Die Spesen unsrer Aufsichtsratsfürsten sind nicht so bedeutend. Auch werden sie von den Gesellschaften ersetzt. Der Dienst des Vaterlandes ist zwar anstrengender und verantwortungsvoller, aber weniger einträglich als der Industriekonzerndienst.

*

Die Verteidiger der Aufsichtsratsakkumulation erleichtern ihr Gewissen. Sie sprechen von Rückständigkeit des Gesetzes. Nach ihnen braucht der Aufsichtsrat garnicht Aufsichtsrat zu sein. Es genügt, wenn er glänzt und verbindet. Sie wünschen die Anpassung des Gesetzes an die Zustände und nicht umgekehrt. Dann sollte man ein Institut mit anderm Namen schaffen, einige Spezialbestimmungen für Aufsichtsratsfürsten in das Gesetz aufnehmen. Wie die Dinge sind, stimmen sie nicht mit Pflicht und Wesen des Aufsichtsrats überein. Aber wir brauchen keine neue Institution: wir brauchen eine Gesundung der Aufsichtsräte. Es wird fremdes Kapital verwaltet: die Verwaltung muß kontrolliert werden. Repräsentation in Aktiengesellschaften ist ein Armutszeugnis. Verbindungen sind massenhaft zu haben, wenn die Geschäfte gehen. Die Banken reißen sich um die Finanzierung, sobald sie einträglich ist. Wenn Zentralunternehmungen und Großbanken Vertretungen in den vielen Gesellschaften wünschen, so haben sie genügend Menschen zur Verfügung. Genügend tüchtige Menschen, die schnell anzulernen sind. Aber die Aufsichtsratshamster wollen die Kleinen nicht aufkommen lassen. Sie wollen herrschen und säckeln. Sie rationieren

die Mandate unter sich und lassen keinen Andern ran. Man weiß ja, wie die Verteilung vor sich geht. Nicht nach Fähigkeiten, nicht nach Kraft. Es ist schon ein Schema und zwar ein sehr gefährliches.

*

Die Aufsichtsratszusammenballung ist ein Mittel der Kapitalskonzentration. Sie ist Machtausdruck. Der Aufsichtsratskönig bestimmt die Dividenden, die Abschreibungen, die Geschäftsmethoden, die Aufträge und Lieferungen weiter Bezirke. Er bestimmt sie mit Fingerwink. Er ist die Direktionszentrale für ein Riesengebiet. Er stellt Richtlinien auf; es geht nach seiner Auffassung. Er braucht nur wenig zu arbeiten; sein Magnetismus richtet den Konzern nach seinem Willen oder dem Willen der Mittelgesellschaft oder Mittelbank aus. So werden Bilanzierungsgrundsätze über den Haufen geworfen und schematisiert, Geschäftspraktiken werden „vereinheitlicht“, faule Ausgleichsmanöver werden unternommen. Die Abhängigkeit der Arbeiter und Angestellten wächst. Die Sozialpolitik wird einseitig, oft gegen das Gesetz, gerichtet. Die Industrie wird zum Finanzierungsobjekt Weniger. Dagegen kann man mit Steuern nichts ausrichten. Man muß den Kampf anders führen. Es läßt sich machen. Die Hauptarbeit haben die Arbeiter- und Angestelltenorganisationen. Sie müssen in die Verwaltungen eindringen. Sie dürfen sich nicht abschrecken lassen, auch nicht von Leuten, die oben eine Beglückerstirn und unten einen stoßenden Herrenfuß haben.

Zensurdebatte von Theobald Tiger

Im Reichstag haben sie über Zensur gesprochen
und alle Mißgriffe derselben fürchterlich gerochen.

Herr Gothein hat es ausführlich in den Saal hineingeredet,
groß sei das Debet derselben, aber klein ihr Credit.

Und auch Herr Müller-Meiningen hat sich dahin ausgelassen:
neben England müsse man dieselbe am meisten hassen.

Dann haben sich aber die Vertreter der Regierung erhoben
und sagten: man müsse dieselbe ertragen, aber nicht loben.

Und wenn die Offiziersburschen mit den Dienstmädchen gingen,
so sei das geheim; über Truppenbewegungen dürfe man nichts
bringen.

Und auch Herr von Tirpitz gehöre wie die Papierverteilung zu
denjenigen Sachen,
deren diskrete Geheimhaltung vor den Feinden uns viele Sorgen
machen.

Und so wurde noch allerhand hin-, beziehungsweise herverhandelt.
Es steht aber nicht zu befürchten, daß sich in nächster Zeit etwas
wandelt.

Und wie in alten Schultagen fühl ich beklommen:
Wir haben eine miserable Zensur bekommen!

Antworten

Paul N. Ja, es wäre viel schöner, wenn die Geistlichkeit aufhören wollte, in diesen Krieg etwas hineinzuinterpretieren, was nicht drin ist. Zum Beispiel: Christentum. Aber es ist immer noch besser, daß sie sich um den Krieg kümmert als um die Kunst. Da gibts von einem gewissen Georg Büchner ein romantisches Lustspiel, das einmal wirklich eins ist: ‚Leonce und Lena‘, ein Dichterwerk, hauchig, volksliedhaft, spielerisch, schwerlos und schwermütig. Mondbeglänzte Zaubernacht! Auch wenn nicht richtig eine auf die Bühne käme: das wäre die Atmosphäre für Lena und ihren Leonce, für ihre Gemeinsamkeit. Getrennt von einander sind sie in eine Burleske gestellt: sie hat ihre Gouvernante, er seinen Valerio. Das ist das Reich, wo die Wortwitze wild wachsen und Stegreifspieler hoch im Preise stünden. In der Mitte: Rosetta, die Tänzerin — das Geschöpf eines früh verstorbenen, melancholischen Genies. Kennt Ihr den Gesang ihres strapazierenden Gewerbes und ihres strapazierten Seelchens? Lernt ihn auswendig wie ich. „O meine müden Füße, ihr müßt tanzen in bunten Schuhen, und möchtet lieber tief im Boden ruhen. O meine heißen Wangen, ihr müßt glühn im milden Kosen, und möchtet lieber blühn — zwei weiße Rosen. O meine armen Augen, ihr müßt blitzen im Strahl der Kerzen, und schlieft im Dunkel lieber aus von euren Schmerzen.“ Ist das häufig im weiten Umkreis der deutschen Literatur? Gewiß nicht. Im Gegenteil: nichts ist seltener. Und das Hoftheater von Mannheim ehrt sich selber, seine Vergangenheit und sein Publikum, indem es ihm diese Kost zumutet. Aber ein Teil des Publikums zieht ‚Meine Frau, die Hofschauspielerin‘ vor, und in dessen Namen schreibt an die gelesenste Zeitung der Stadt Herr Pfarrer P. Klein: „Die Vertreter der katholischen und evangelischen Geistlichkeit haben bei dem Herrn Oberbürgermeister und bei dem Zensor der Theaterkommission die ernsthaftesten Vorstellungen erhoben gegen die neueste Sensation unsres hiesigen Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters, das Stück ‚Leonce und Lena‘ von Büchner. Und zwar nicht nur wegen der läppischen Banalitäten und Trivialitäten dieses unreifen literarischen Machwerks, die weder dem blutigen Ernst der Zeit noch der Würde eines Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters entsprechen, sondern vor allem aus folgenden Gründen: In dem Stück wird der monarchische und staatliche Gedanke in unerhörter Weise dadurch verhöhnt, daß der im Stücke vorkommende Fürst als Halb-Idiot, der Minister und die Staatsräte als Trottel hingestellt werden. Ferner findet sich eine überaus anstößige Herabwürdigung einer heiligen kirchlichen Handlung, da am Schlusse Pappfiguren nach evangelischem Ritus feierlich von einem Geistlichen in Amtstracht getraut werden. Wenn auch bei der zweiten Vorstellung mit Rücksicht auf die erhobene Beschwerde die gröbsten Anstößigkeiten weggelassen wurden, so bleibt die Nichtigkeit und Widerlichkeit des Stückes im Ganzen, die in dem Augenblick, wo Tausende unsrer Feldgrauen im Westen im letzten Entscheidungskampf verbluten, dem Publikum erspart bleiben muß. Es steht zu erwarten, daß die Intendanz zur Einsicht kommt und von weitern Vorstellungen dieser famosen literarischen ‚Neuheit‘ absieht.“ Und so fährt er fort, der Herr Pfarrer P. Klein, der ‚Leonce und Lena‘ für ein Erzeugnis von heute zu halten scheint und dagegen „die obersten Aufsichtsbehörden“ zu Hilfe ruft. „Sie wurden während des Krieges

schon mehrfach mit Beschwerden über Aufführung unpassender, künstlerisch und sittlich minderwertiger Theaterstücke am hiesigen Theater befaßt (Aufführung des Wedekindschen ‚Erdgeistes‘, der Schahrazade, des ‚Sohnes‘)“ . . . aber ich kann, begreiflicherweise, nicht weiter. In einer großen berliner Zeitung las ich heut früh in anderthalb Spalten ausgeführt, daß am cölner Stadttheater die Schauspieler leider nicht den Ernst von Lessings ‚Nathan dem Weisen‘ gewahrt hätten, und daß deshalb an den falschesten Stellen gelacht worden sei, und daß das doch nicht anginge, und daß Berlin dazu Stellung nehmen müsse. Ueber die widerlich jammervollen Versuche der Dunkelmänner, einen aufgeklärten Theaterdirektor wie Hagemann lahmzulegen, bisher kein Wort, in keiner Zeitung. So ist zu befürchten, daß ihnen ihr übles Spiel gelingt.

Georg Bresin. Wenn hier voriges Mal Alfons Goldschmidt behauptet hat: „Viele sehen den verstorbenen Kaempf, wie ich ihn sehe — weshalb sagen sie es nicht?“, und wenn Sie, Herr Doktor, es gesagt haben, so ists nur in der Ordnung, daß wir das feststellen. In den ‚Mitteilungen der Hauptvereine Groß-Berlin der Fortschrittlichen Volkspartei‘ führen Sie Kaempfs Erfolge auf seinen einzigen, allerdings „ganz besondern Vorzug“ zurück: „Er hatte viel Geld, und mit seinem Gelde kargte er nicht, wenn Herr Kopsch mit dem Klingelbeutel zu ihm kam“, und schreiben dann weiter: „Daß die Präsidentschaft Kaempfs für die Fortschrittliche ‚Volks‘-Partei irgendwie förderlich gewesen ist, kann leider nicht behauptet werden. In andern Ländern bedeutet die Persönlichkeit des Präsidenten der Volksvertretung ein Programm. Im Falle Kaempf bedeutete sie das Programm der Programmlosigkeit . . . Viel Sympathien hat Kaempf für die Volkspartei im Volke nicht zu erringen vermocht, im Gegenteil, er hat sie sehr stark in Mißkredit gebracht.“ Was aber dünket Sie um das Paaschanama, das wir Herrn Kaempfs Kollegen verdanken? Ein Reichstagsabgeordneter schickt mir ein Flugblatt, das er und seine Genossen erhalten haben, und aus dem ich ersehen soll, daß unsre Angaben in Nummer 23 unvollständig gewesen sind. Das wußten wir. Also überrascht uns nicht, in dem Flugblatt zu lesen: „Herr Paasche war Vorsitzender eines Denkmal-Komitees (für das Denkmal des Kaisers Franz Josef in Karlsbad), nachdem der ursprüngliche Vorsitzende Minister v. Studt sein Amt sehr bald niedergelegt hatte. Aus diesem Unternehmen entwickelte sich hinterher eine überaus häßliche Ordensschieber-Affäre und führte zum Einschreiten der oesterreichischen Behörden. Herr Paasche ist Interessent der spezifischen Rüstungsindustrie. Herr Paasche hat sich mehrfach an faulen Kolonial-Gründungen beteiligt und insbesondere einen Kautschuk-Prospekt unterschrieben, der irreführende und unwahre Angaben enthielt und die Zeichner schwer geschädigt hat.“ Der Herr Reichstagsabgeordnete, der so beflissen ist, erlaube freundlichst die kleine Anfrage: Was gedenkt er dagegen zu tun? Siebzig Millionen Deutsche sondern ihre vierhundert besten Männer ab: das ist der Reichstag, der sich der hohe nennt. Diese vierhundert sondern wiederum die vier besten, die allerbesten ab: das ist das Präsidium, gleichfalls das hohe genannt. Darin sitzt Herr Pasche. „Gibt es“, les' ich in jenem Flugblatt, „eine Körperschaft der Selbstverwaltung, eine Anwaltskammer, eine Aerztekammer, die einen Mann, wenn er sich auf Dinge einläßt wie die erwähnten, in ihr Präsidium wählen oder nach erlangter Kenntnis dort belassen würde?“ Einen Mann, der sich in der Kölnischen Zeitung eine kläg-

liche Verteidigung schreiben und es dort als „die Politik der Kleinkinderstube“ bezeichnen läßt, daß man nicht den großen Zug hat, dem Reichstag einen Vizepräsiden zu wünschen, dessen Ehrenhaftigkeit bisher sechs Blätter grundverschiedener Richtung, gelinde zu sprechen, angezweifelt haben? Welche Leistungen wären nötig, um über Beschuldigungen dieses Kalibers hinwegzuhelfen! Aber Herr Paasche hat ja gar keine aufzuweisen. Er ist ja doch eine Null. Eine subalterne Agentennatur. Derjenige, welcher der nationalliberalen Partei am tiefsten den Stempel der unbedingten Gouvernementalität, der byzantinischen Machtkriecherei eingedrückt hat. Kein Wunder, daß ein Körper, dessen bevorzugte Glieder diese Beschaffenheit haben, vor unsern sehenden Augen zerfällt. Aber dann wollen wir mindestens den Zerfall nach Kräften beschleunigen. Und nächstens dartun, wie wenig erstaunlich es ist, daß selbst jemand wie Ehren-Paasche gehalten wird.

K. V. Sie wundern sich. Tröstlich, daß Ihnen zu dieser freundlichen Tätigkeit an der Front noch Zeit bleibt; aber es rührt doch nur daher, weil Sie so lange — Sie mußten den Vormarsch mitmachen — die Tägliche Rundschau nicht gelesen haben. Hätten Sies: Sie wunderten sich über nichts mehr. Auch nicht darüber, daß Herr Friedrich Hussong — wenn schon Feuilleton, dann lieber Heine und die Folgen — gegen den Plan der Zivileinquartierung Einspruch erhebt. Ueberschrift: ‚Lattenfritze bei Geheimrats‘. Geplant ist bekanntlich, begüterten Familien kinderreiche Familien oder Eingänger, die kein Obdach finden, zwangsweise einzuquartieren. Nun liegt die Sache ja so: es besteht in den großen Städten Wohnungsnot, die sich erheblich steigern wird, sobald „sie“, also Sie, zurückkehren. Obs zur Zwangseinquartierung kommen wird, weiß man nicht. Obs nicht Möglichkeiten gibt, sie zu vermeiden, wollen wir abwarten. Daß Keiner eine reine Freude dran haben wird, ist vorauszusehen. Aber in einer so ungezogenen Form den minderbemittelten Schichten — und dazu dürfte Lattenfritze gehören — der Geheimratswelt gegenüberzustellen, den selben Lattenfritze, der sicherlich in derselben Nummer des Blattes als Unteroffizier Lattenfritz das höchste Entzücken des schildernden, das heißt: nicht handelnden und deshalb begeisterten Kriegsberichterstatters erregt: das mußte Dem vorbehalten bleiben, dessen Liebe zu den Schrecken des Krieges im umgekehrten Quadrat der Entfernung von dem Schauplatz der Schrecken wächst. Also jeder, der einem Andern einquartiert wird, ist ein pöbelhafter Plebejer, der nur darauf aus ist, dem feinen Mann die Teppiche zu verderben? Das hat Herr Hussong wahrscheinlich nicht einmal sagen wollen. Aber er hat auf seine blauäugige Plauderweis' — nein wirklich: wenn schon Feuilleton, dann lieber Heine und die Folgen — seinem Dauerbezieher aus der Seele gesprochen: nur keine Unannehmlichkeiten! Es soll passiert sein, daß gebildete Menschen neuerdings in Mitteleuropa nicht standesgemäß geschlafen haben, und es soll sich ereignet haben, daß dieser kärgliche Schlaf im Dreck, im vermisteten Pferdestall, in zugigen Scheunen, im nassen Lehm, auf verwanzten Dielen — Himmeldonnerwetter, wenn ich daran denke, weiß ich nicht, warum ich Herrn Hussong in so feinem Stil ad absurdum, nämlich zu Seinem, zu führen versuche. Was er am Soldaten schätzt, ist dies: daß er zwar Waffen hat, aber wehrlos ist. Na, einst wird kommen der Tag, und die Sorte hat keinen Grund, ihn herbeizusehnen, wo sich die Welt auf die andre, die richtige Seite zurückdreht. Und dann, lieber K. V., wollen wir unsre Unterhaltung fortsetzen. Bis dahin: wundern Sie sich nicht wieder.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die kalte Rechnung von Germanicus

Im Oktober 1916 schrieben wir hier: „Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten dieses Krieges, daß unsre Feinde ernsthaft zu glauben scheinen, in Deutschland die Barbarei niederkämpfen zu müssen. Schon heute dürfen wir getrost sagen, daß eine künftige Geschichtsschreibung dies Bedürfnis der Entente, ihre politischen Absichten durch eine kulturelle Maske zu verdecken, als eine Schwäche kennzeichnen wird. Bei aller Selbstkritik können wir uns rühmen, keinerlei Versuche gemacht zu haben, den Krieg — von uns aus — als eine Art Kreuzzug im Dienste allgemein menschlicher Ideale auszugeben. Wir kämpfen, um uns zu erhalten, um das Reich in seinem Bestand zu sichern, um dem deutschen Volke den Raum zu schaffen, dessen es für seine Leistungsfähigkeit bedarf. Wir haben es darum auch nicht nötig, unsre Gegner zu beschimpfen, sie als den Abschaum alles Irdischen, uns aber als die Retter und Propheten der Kultur zu deklarieren. Dabei verzichten wir keineswegs auf den Glauben, daß auch dem deutschen Geiste noch eine Mission unter den Völkern vorbehalten ist. Nur: diesen Krieg führen wir nicht um des Geistes willen, nicht darum, andern Nationen unsre Lebensauffassung zu bringen oder gar die halbe Welt dem deutschen Gedanken untertan zu machen; wir, denen die Wissenschaft und die Kunst unsrer Feinde durchaus bekannt und auch durch das Meer des Bluts, in dem man uns zu ertränken trachtet, nicht fremd geworden sind — wir haben das Schwert gezogen, weil man uns in unserm realen, in unserm wirtschaftlichen und unserm politischen Dasein bedrohte, und wir führen dies Schwert, nicht um eine messianische Aufgabe zu erfüllen, sondern um den Völkern klar zu machen, daß Deutschland ein Faktor im weltpolitischen System ist, es bleiben will und bleiben wird." Wir haben von alledem auch heute nichts zurückzunehmen und stimmen darum notwendig mit der Frankfurter Zeitung überein, wenn sie zur Kritik eines der letzten kaiserlichen Trinksprüche erklärt: „Es handelt sich durchaus nicht um den Kampf von zwei Weltanschauungen, sondern um den Kampf von zwei Machtkomplexen, deren jeder eine Kraft besitzt, wie die Welt niemals etwas Aehnliches erlebt hat."

*

Man gestatte uns noch eine andre Erinnerung. Gleich nach dem Amtsantritt des Staatssekretärs v. Kühlmann wiesen wir auf einen Satz hin, den die Neue Zürcher Zeitung veröffentlicht hatte; darin wurde ausgesprochen, daß der deutsche Staatssekretär „als ein überzeugter Freund deutsch-englischer Beziehungen zu Gunsten deutscher Weltwirtschaft" zu bewerten ist. Abermals möchten wir glauben, nichts abstreichen und nichts hinzutun zu brauchen. Immer deutlicher zeigt sich, daß eine andre Politik als die der

Wiederaufrichtung guter deutsch-englischer Beziehungen nicht gemacht werden kann, wenn man der deutschen Weltwirtschaft Arbeits- und Ausdehnungsfähigkeit sichern will. Zum mindesten ist ein so gearteter Versuch, aus dem Weltkrieg ein für uns möglichst günstiges Ergebnis zu ziehen, an erster Stelle zu unternehmen und erst dann aufzugeben, wenn wirklich jede Möglichkeit, ihn durchzuführen, sich erschöpft haben sollte. Dabei vergessen wir keineswegs, daß es auch heute noch in Deutschland Stimmen gibt, die jeglichen Annäherungsversuch an England für verhängnisvoll halten. Wir haben aber unter diesen bedingungslosen Englandfeinden noch keinen gefunden, der vermocht hätte, uns — abgesehen von der ein wenig gar zu hitzigen Hoffnung auf die völlige Zermalmung des englischen Imperiums — zu sagen, **wie Deutschland wohl sonst verhindern könnte, daß Mitteleuropa** ihm zu einer Einschnürung werde, während es eine Plattform für Operationen mit größtem Radius braucht. Mag immerhin fürs erste die Regelung des Ostens sich als zweckmäßig und darum auch als notwendig erweisen: der eigentliche politische Nutzen solcher Umschichtung ist doch nur die Fundamentierung und Sicherung eines unter allen Umständen anzustrebenden und zu erreichenden, unsrer Entwicklung möglichst viel Beweglichkeit einräumenden Verhältnisses zu England und Amerika. Mitteleuropa ist nur — wir wollen nicht sagen: ein Notbehelf — eine Voraussetzung, eine Sicherstellung, eine Rückendeckung. Die eigentliche und entscheidende deutsche Zukunft liegt jenseits von Hamburg und Bremen. Und dies selbst dann, wenn es, falls sich das als notwendig erweisen sollte, gelingt, Deutschlands und seiner heutigen Freunde Einflußbereich weit nach Asien hinein und etwa über Palästina gegen Aegypten vorzutragen.

Es mehren sich, beinahe möchte man sagen: täglich die Belege für die Selbstverständlichkeit solcher Auffassung. Hierzu rechnen wir die Erörterung über die Neutralisation der englischen Flottenstützpunkte, Ballins hamburger Rede und die Auslassungen des Bremers Lohmann über die Frage der Rohstoffversorgung und der Handelstonnage nach Friedensschluß. Eine einseitig mitteleuropäisch orientierte Politik würde durch Inzucht zu Grunde gehen. Daran könnten weder ein noch so festgefügtes Bündnis zwischen Deutschland und den übrigen Mittemächten noch die klügsten, tiefe Perspektiven sichernden östlichen Friedensschlüsse etwas ändern. Es fragt sich eben nur, wie ein Zustand, der — was ja wohl fürs erste ein Traum bleiben dürfte — wenn auch nicht tatsächlich, so doch praktisch eine Neutralisation der englischen Stützpunkte genannt werden könnte, zu erreichen ist; es fragt sich, wie wir uns eben die Zufuhr von Rohstoffen und die freie Benutzung der Meere sichern. Daß in solchem Zusammenhang der Begriff der absoluten Gewalt seinen Zauber ständig mehr verliert, darf man wohl feststellen. Doch bleibt es beiden beteiligten Gruppen, sowohl den Mittemächten wie England, unbenommen,

sich für den Sieger zu halten. Nützlicher wäre es, wenn sie sich gegenseitig zwar nicht den Sieg, aber doch die Gleichwertigkeit zuerkennen wollten. Ballin sagte: „Eine unabänderliche Forderung ist es für unsre Friedensunterhändler, daß sofort nach dem Kriege die in den überseeischen Ländern zur Ausfuhr vorhandenen Rohstoffe und Nahrungsmittel nach Maßgabe der Beteiligung, die die einzelnen Länder im Jahre 1913 an diesem Export gehabt haben, zu gleichmäßigen Bedingungen verteilt werden." Lohmann schrieb: „Die Tatsache, daß das englische Mutterland viele Rohstoffe bereits bezahlt und in den Kolonien liegen hat, gibt unsern Unterhändlern die Möglichkeit, zu verlangen, daß die Rohstoffe Deutschland übereignet werden, soweit wir derselben für unsre Wirtschaft bedürfen. Die zweite Forderung aber ist: die Wiederübereignung der noch vorhandenen, widerrechtlich genommenen Tonnage oder Ersatz dafür in natura und darüber hinaus die Gestellung einer genügend hoch bemessenen Tonnage zum Heimtransport der Rohstoffe." Es ist gewiß richtig, daß solch Ergebnis des Krieges nicht gar so sehr abweicht von der großen politischen Lösung, die im Jahre 1912 durch den englischen Kriegsminister Haldane in Berlin versucht worden ist: Abstandnahme Englands von der Einkreisung und eine englisch-deutsche Flottenkonvention. Man mag das Schicksal unsagbar grausig finden, das uns und der übrigen Welt furchtbare Blutopfer aufzwang, um schließlich doch nur ein Ergebnis herbeizuführen, das vor Ausbruch des Krieges billiger zu haben gewesen wäre. Vielleicht aber war es notwendig, daß die beiden Partner sich zunächst einmal gründlich kennen lernten, ehe sie sich freiwillig unter den Zwang der beiderseitigen Anerkennung stellten.

*

Balfour: „Hat die deutsche Regierung jemals öffentlich in Wort oder Schrift erklärt, daß Belgien in politischer oder wirtschaftlicher Beziehung wiederhergestellt wird?"

Professor Hans Delbrück: „Soeben lese ich die Rede des Großadmirals v. Tirpitz in Düsseldorf, in der er von neuem die alte Forderung erhebt, daß Deutschland die wirtschaftliche, politische und militärische Oberherrschaft über Belgien behaupte. Ehe der deutsche Reichskanzler sich nicht entschließt, diese Idee derart zurückzuweisen, daß drinnen und draußen jeder Zweifel verstummen muß, eher ist es unmöglich, daß der Weltfrieden beschert werde."

*

Noch zeigt sich England ungemein widerborstig. Die Reichskonferenz ist kaum als Vortagung eines Friedenskongresses gedacht. Daß Herrn Troelstra der Paß verweigert worden ist, kann gleichfalls als ein Kennzeichen des englischen Kriegswillens betrachtet werden. Die Umtriebe in Sibirien und die mannigfachen Versuche, Rußland wiederum, sei es durch eine Gegenrevolution, sei es durch andre Machenschaften in den Krieg zu hetzen, wollen gewiß beachtet werden, und die letzte Rede Bonar Laws kann man

gar nicht unterschätzen: „Aber die Hauptquelle der Reserve der Alliierten bleibt Amerika . . . Als die Deutschen den unbeschränkten U-Boot-Krieg begannen, waren sie überzeugt, daß Amerika unter keinen Umständen seine Hilfsmittel für den Krieg nutzbar machen könne, um das Ergebnis ernstlich zu beeinflussen. Sie haben sich getäuscht. Die Anzahl der Truppen, die in diesem Monat herübergekommen sind und weiter in jedem Monat herüberkommen werden, ist so groß, daß wir sie noch vor ein bis zwei Monaten für völlig unmöglich gehalten hätten . . . Das ist die große Tatsache dieses Jahres, und es soll die entscheidende Tatsache des ganzen Krieges sein." Die Hoffnung auf Amerika hält ohne Zweifel England davon ab, sich schon heute in ein Friedensgespräch einzulassen. Es kommt viel darauf an, wie es dieser Hoffnung ergehen wird.

*

Welche Möglichkeiten sind gegeben? Es ist vorstellbar, daß unsrer westlichen Offensive ihre Absicht: die völlige Vernichtung der feindlichen Reserven und darüber hinaus der feindlichen Wehrkraft während der nächsten Monate im vollen Umfange gelingt, daß vielleicht obendrein auch weithin sichtbare Ergebnisse, so etwa die Einnahme von Paris und Calais, zu verbuchen sind. Dann ist der Augenblick gekommen, wo Frankreich aus der Entente ausbrechen kann, aber auch umgekehrt ist es möglich, daß dann England — Kühlmanns letzte, vorwärtsführende Rede recht verstehend — auf Kosten von Frankreich zu Verhandlungen bereit ist. Hält sich England unbekümmert um den Zusammenbruch des kontinentalen Krieges zurück, so wird der Seekrieg fortgesetzt und im Laufe der nächsten zwei, drei Jahre der Krieg der Mittemächte gegen die asiatischen und afrikanischen Tore Englands vorgetragen. In allen diesen Fällen, welche Sonderfriedensschlüsse, wie wir sie anstreben, aber unter Umständen auch einen Gesamtfriedenskongreß möglich machen, wird und muß Deutschland nebst seinen Bundesgenossen alles das erreichen, was es für die Fortführung der seinen Kräften angemessenen Weltpolitik braucht. Wesentlich schwieriger und heute wohl in keiner Weise ausdeutbar wäre die Sachlage, wenn der Kontinentalkrieg in das nächste Jahr hinübergriffe und so die Erwartungen des Herrn Balfour, was die Amerikaner betrifft, erprobt werden könnten. Man versichert uns, daß dies nicht der Fall sein wird. Da die Politik das Geschäft der kalten Rechnung ist, können wir erst im Spätherbst dieses Jahres sehen, in welchem Umfang wir mit Bestimmtheit England gegenüber die Stellung des Junior-Partners für die Mitbeherrschung der See und den uns gebührenden Anteil an der Kolonialpolitik werden behaupten können.

Feststellungen von Lucian

Ein Deutscher sagte neulich, daß dieser Krieg der Entscheidungskampf darüber sei, welche Weltanschauung in Zukunft herrschen solle: die englische des Mammondienstes oder die deutsche der Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und Freiheit. Als ob es in diesem Kampfe um etwas andres ginge als um die Möglichkeit des Geldverdienens! Niemals gab es einen Krieg, der so offenkundig um den Mammon geführt wurde. Niemals gab es aber auch einen Krieg, in dem die Phrase eine so große Rolle spielte. Für die Phrase mußten Millionen sterben — und für die Phrase werden auch in Zukunft Millionen sterben.

*

Ueberall reden die Staatsmänner in den kriegführenden Ländern davon, daß der Krieg bis zum Siege dauern müsse. Bis zum Siege! das heißt: den Krieg ins Unendliche fortsetzen. Sieg war in frühern Zeiten die Vernichtung oder die so starke militärische Schwächung des Gegners, daß an eine Fortsetzung des Kampfes nicht zu denken war. Kann das heute noch sein? Im Zeitalter der Industrie kann jeder Kriegsverlust an Material ersetzt werden — und im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht wachsen die Armeen immer neu aus der Erde. Das Tragische an der Gegenwart ist: mit alten Begriffen eine neue Zeit verstehen zu wollen. Das Tragischste aber ist: das Volk als Volk hält fest an diesen alten Begriffen! Ein moderner Oedipus, der seinem Schicksal nicht entfliehen kann.

*

Der ‚Politiker' Stresemann, der gern ein Politiker sein möchte, schimpfte, um sich populär zu machen, auf den Frieden von Bukarest. Deutschland erhält ihm nicht genug — Bulgarien erhält ihm nicht genug — die Türkei erhält ihm nicht genug! Du fragst erstaunt, woher es denn komme, daß Politiker so blindwütend drauflosfordern können. Das tun ja auch nur ‚Politiker'. Und dann vergiß niemals, daß Stresemann nationalliberal ist. Bei seiner nächsten Rede im Kriegerverein will er auf seine im Reichstag geübte Kritik verweisen können — bei seinem nächsten Frühstück in Sofia will er auf seine Rede deuten und mit all seinem Pathos sagen können: „Ich bin stets für Bulgariens gerechte Forderungen eingetreten! — und bei seinem nächsten Diner in Konstantinopel will er beweisen können, daß niemand im Reichstag sich wärmer der türkischen Interessen annehme als er, der Stresemann. Ob das praktische Politik treiben heißt? Vergiß doch nicht, daß es sich um Stresemann handelt — und daß er nationalliberal ist!

*

Der Deutsche und im besondern der deutsche Parlamentarier pflegt recht ungemütlich zu werden, wenn man von ihm sagt, daß ihn Kulturdinge kalt ließen, und daß er nur Sinn für sein eigenes

Fachgebiet habe. Ist denn dieser Vorwurf wirklich so unberechtigt? Als im preußischen Abgeordnetenhause der Kultusetat auf der Tagesordnung stand, waren kaum zwanzig Abgeordnete im Saal. Einem unabhängigen Sozialdemokraten fiel das auf. Man verstand ihn einfach nicht. Wer soll denn Reden über kulturelle Angelegenheiten anhören? Der amtierende Präsident sagte, daß kein Abgeordneter verpflichtet sei, sich Reden anzuhören, er kann sie ja, wenn er will, im amtlichen Protokoll nachlesen. Wenn er will! Nicht einer wird wollen. Das sind die Abgeordneten des Volkes, an dessen Wesen die Welt genesen soll!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XIX.

Georg Graf von Hertling

Im fünfundsiebzigsten Lebensjahr, wenn der Durchschnittsbeamte längst schon den Dienst quittiert hat und seine Pension still und beschaulich verzehrt, wurde Graf Hertling an die Spitze der Reichsleitung berufen. „Wenn ich mich", sagte er mit einem leichten Anflug von Resignation in seiner großen programmatischen Antrittsrede im Reichstag, „in sturmbewegter Zeit entschlossen habe, das schwere und verantwortungsvolle Amt des Reichskanzlers zu übernehmen, wenn ich die Bedenken zurückgedrängt habe, die sich schon allein aus meinem vorgeschrittenen Alter ergeben konnten, so leitete mich dabei die Ueberzeugung, die ungesucht an mich herangetretene Aufgabe nicht abzulehnen, da es Pflicht sei, dem Vaterland auch das schwerste Opfer zu bringen." So kann nur sprechen, wer, über den Ehrgeiz des menschlichen Lebens hinaus, zu der Erkenntnis gekommen ist, daß wir nicht in diese Welt gestellt sind, um uns selbst zu leben, sondern daß es unser Schicksal ist, gelebt zu werden, das heißt: unser Leben im Dienst der Andern bis zum letzten Hauch aufzureiben. Einmal schon, als Herr v. Bethmann Hollweg aus dem Amte gedrängt wurde, war der Ruf zur Nachfolge an den Grafen Hertling ergangen. Damals, im Juli 1917, glaubte er, aus Altersrücksichten, ablehnen zu müssen, da ja noch andre Anwärter auf die Kanzlerschaft, unruhig, vor der Tür standen. Aber das Experiment mit Einem aus der Ochsentour der Bureaukratie, um mit Bismarck zu reden, mißlang, das Zwischenspiel Michaelis ging, nicht ohne Tragikomik, überraschend schnell zu Ende, und abermals fragte man bei ihm an, und jetzt glaubte er sich nicht noch einmal versagen zu dürfen. Und so nahm er in der Tat, physisch nicht nur, sondern auch psychisch, das schwerste Opfer auf sich, das man von ihm in seinem Alter verlangen konnte. Er ist gebrechlich und so kurzsichtig, daß er fast stets geleitet werden muß. Nur wenn er, glänzend und fließend, im Parlament spricht, vergißt man sofort seine Körperschwäche. Dann kommt in dieses äußerlich unscheinbare Männchen im zugeknöpften Bratenrock Leben, Energie, Willensstärke, Kraft,

und die Augen hinter den dicken Brillengläsern beginnen zu leuchten. Eine leichte Röte überfliegt das kleine, weißbärtige, spitze, abtastende Gesicht, das den Schnitt des Mauskopfes hat. Als ich einen bekannten ausländischen Diplomaten einmal nach dem Eindruck fragte, den Graf Hertling bei ihm nach der ersten Unterredung hinterlassen hätte, sagte er lächelnd: „Ein entzückender Greis." „Und was haben Sie erreicht?" fuhr ich fort. „Erreicht? Er hat mir, plaudernd, viel erzählt. Aber, letzten Endes, ist er immer um die Dinge herumgegangen, die ich gern geklärt wissen wollte." So ist er: Keiner, den man aufs Glatteis locken könnte, der sich, unvorsichtig, jemals festlegen würde. Wenn man ihn in den Sitzungen des Bundesrats betrachtet, dann glaubt man oft, daß er ermüdet den Verhandlungen nicht mehr zu folgen vermöge. Schweigend scheint er in sich versunken zu sein. Sobald aber die Aussprache sich zu verlieren, zu verwirren droht, dann greift er rasch ein, und in klaren, zugespitzten Worten formuliert er das Wesentliche und bringt wie ein politischer Weichensteller die Debatte auf das ihm nützlich scheinende Gleis.

Er ist eine durchaus konservativ gerichtete Natur. Dennoch haben ihn die Verhältnisse fast stets in die Opposition gedrängt, und selbst als er die höchste Stufe bürgerlichen Einflusses im Staate erklommen, brach er, geschoben, mit den Anschauungen von heute und gestern und leitete so, nicht ohne Zagen, durch seine Tat einen neuen Abschnitt neudeutscher Politik ein. Wenn ich sein geistiges Bild zu zeichnen versuche, darf ich nicht oberflächlich ein paar politische Daten seines Lebens lose aneinanderreihen, sondern muß, um sein Wesen ganz zu erschließen, dort beginnen, wo er sich geistig-seelisch zu entfalten begann, und von wo dann tausend Fäden auch sein ganzes politisches Tun und Lassen durchdrangen: mit der Philosophie.

Auf der Universität Bonn hatte er, 1867, zu lehren begonnen, kam hier aber über den Privatdozenten nicht hinaus. Erst nach dreizehn Jahren wurde er Professor und auch nicht mehr als außerordentlicher, obwohl er schon eine Reihe philosophisch nicht unbedeutender Werke geschrieben hatte. Aber in jenen Zeitläuften des Kulturkampfes schien auch er suspekt, da er an den Lehren des Vatikans festhielt und treu zur Kirche in ihrem Kampfe wider den Staat stand, ohne sich dabei irgendwie besonders vorzudrängen. Er war, auch später als Professor in München, in der Philosophie weniger Forscher in dem Sinne, daß er mit einem großen Wurf ein neues System errichtet hätte: er war mehr der Lehrer, der Historiker, der nur kritisch verzeichnete, was war, und der nicht so sehr darauf bedacht war, zu zeigen, was werden müsse. Das verbot ihm schon seine dogmatisch-theologische Befangenheit. Das katholische Christentum setzt an den Anfang alles Geschehens einen überweltlichen, persönlichen Gott, die Welt ist ein Akt seiner schöpferischen Allmacht, und die eigentliche Be-

stimmung des Menschen liegt im Jenseits. Die Lösung dieser transzendentalen Hauptprobleme ist also festgelegt, und so hat die Philosophie, wie Hertling einmal in einer Schrift über den Kirchenvater Augustinus sagt, nur die Aufgabe, diese gegebenen Probleme zu formulieren, zu verdeutlichen und ihrem vollen Inhalt nach entwickeln zu helfen. Mit Plato und den Neuplatonikern setzt er sich (aber nur nebenher) auf diesem Wege auseinander und beschäftigt sich eingehend mit Aristoteles, der im Mittelalter der Kirche zum neuen Rüstzeug für die philosophische Durchdringung und Begründung der Dogmen wurde.

Diese katholisch-scholastische Schulung, die nicht zuletzt auf der Erziehung zu geschmeidiger Dialektik in Wort und Schrift hinzielt, darf man nicht übersehen, wenn man Hertling als Politiker verstehen will.

Schon als bonner Privatdozent bewirbt er sich, 1875, mit Erfolg um das Reichstagsmandat von Münster und steht unter Windhorst und Reichensperger in heftiger Fronde gegen den eisernen Kanzler, der Zentrum und Vatikan das Rückgrat zerbrechen möchte. Ein Jahr darauf begründet er mit mehreren Andern in Koblenz die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft, auch der politisch-staatsrechtlichen, im katholischen Deutschland, und legt sich, mit feinem Empfinden für die Nöte des kleinen Mannes, aufs Sozialpolitische. Das wird schon damals seine Spezialität. Mehr als einmal lädt ihn Bismarck zu sich ein, um soziale Fragen mit ihm durchzusprechen, und schüttet ihm, so 1883, sein Herz über den unseligen Kulturkampf aus. Klug und nachsichtig streckt ihm Hertling die Hand entgegen und versichert, „daß auch die Zentrumsabgeordneten sich unterschiedslos nach der Langenweile des kirchenpolitischen Friedens sehnten". Allmählich finden sich Zentrum und Kanzler auf dem Umweg über die neue Steuer- und Wirtschaftspolitik. Der lärmende Waffengang wird schrittweise eingestellt, aber hinter den politischen Kulissen weicht die katholische Kirche keinen Schritt zurück. In den Werken der von Hertling geleiteten Görres-Gesellschaft liest man: „Der Staat ist als die natürliche, für diese Erde bestimmte, das zeitliche Wohl bezweckende Gesellschaft der Kirche unterstellt." Und dennoch verbindet sich das Zentrum jahrelang mit Freisinn und Sozialdemokratie, den ausgeprägtesten Vertretern des Toleranzgedankens, mit Richter und Grillenberger, um gegen die Ausnahmegesetzgebung Bismarcks zu streiten.

Nach Liebers Tod wird er der Chef der Zentrumsfraktion, der Diplomat der Partei und läßt sich die Zustimmung zu jedem grundlegenden Gesetz, vor allem den Militär- und Marineforderungen, von der Regierung abkaufen. Diese kühle Geschäftspolitik, der sich selbst Bülow anfangs nicht zu verschließen vermag, bringt dem Zentrum unter anderm den langsamen Abbau des Jesuitengesetzes ein, führte dann aber, über allzu Persönliches, im Dezember 1906 zum jähen Abbruch aller Beziehungen zwischen Zentrum und Regierung. Die Verfehmung des Zentrums dauert

indessen nicht lange, der konservativ-liberale Block zerbricht an der Reichsfinanzreform. Stärker als je zuvor geht die Partei der Mitte aus ihrer temporären Isolierung hervor. Grade zur rechten Zeit kann sie ihr ganzes politisches Gewicht in die Wagschale werfen, um in der Fehde Pius des Zehnten wider alle modernistischen Regungen, die stark in die Kompetenzen des Staates überzugreifen droht, die Regierung zur Nachgiebigkeit zu veranlassen. Nicht gering ist dabei die Rolle Hertlings als Vermittler gewesen. Als 1912 das Beamtenministerium Podewils in Bayern über einen Konflikt mit dem Zentrum stürzt, wird Graf Hertling mit der Kabinettsbildung betraut. Die Zentrumsmehrheit der bayrischen Kammer wird über Nacht offizielle Regierungspartei, und das parlamentarische Regime hält damit, obwohl keiner von den Beteiligten es wahr haben will, in dem ersten deutschen Bundesstaat seinen Einzug.

Hertling steht nun an verantwortungsvoller Stelle, wird, automatisch, Vorsitzender des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten und bekommt von hier aus tiefe Einblicke in das große Gebiet der internationalen Politik. Bayerns Einfluß im Reiche wächst zusehends und ist in der Vergangenheit nie bedeutungsvoller gewesen als in diesen fünf Jahren bis 1917. Eng lehnte sich Herr v. Bethmann Hollweg an Hertling an, und es war schließlich nur natürlich, daß man beim Kanzlerwechsel in allererster Linie an ihn dachte. Aber er ließ sich nicht einfach vom Kaiser zum Reichskanzler ernennen, sondern setzte sich erst mit den Mehrheitsparteien des Reichstags, mit dem Zentrum, dem Freisinn und der Sozialdemokratie, ins Benehmen, vereinbarte mit ihnen, die einst eine geschlossene Oppositionsmehrheit im Reichstage gebildet hatten, ein positives Arbeitsprogramm und berief führende Parlamentarier in die Reichsleitung. Damit hatte er auch im Reich dem parlamentarischen System Bahn gebrochen. Darin liegt sein bleibendes Verdienst. Innerpolitisch ist er denn auch dem mit den Parteien vereinbarten Programm treu geblieben. Er hat, mitten im heißesten Kampf um das gleiche Wahlrecht in Preußen, erklärt, daß er mit dieser Frage stehe und falle, und hat anknüpfend an die sozialen Februarerlasse Wilhelms des Zweiten von 1890, den Entwurf eines Arbeitskammergesetzes und die Aufhebung des Paragraph 153 der Gewerbeordnung in die Wege geleitet.

In der Außenpolitik dagegen hat er, wie einst als Philosoph, gehandelt und sich, fatalistisch, dem Spruch der Mächte gefügt, die stärker waren als er. Er versuchte ursprünglich seine Kriegs- und Friedenspolitik aufzubauen auf der deutschen Antwort an die Papstnote, die sich gegen gewaltsame Annektionen und Kriegsentschädigungen aussprach. Langsam jedoch paßte er sich, unter allerhand rhetorischen Vorbehalten in seinen Reichstagsreden, der neuen Atmosphäre, die ihn täglich und stündlich umgab, an und vergaß

die Frage des heiligen Augustinus, die er vordem als Gelehrter an ihm gerühmt hatte, die Bemerkung des Kirchenvaters in seinem „Gottesstaat“ über das römische Imperium: ob es denn wirklich etwas Großes und Lobenswürdiges sei, den Erdkreis ohne Ende mit Krieg zu überziehen, unabhängige Völker zu unterjochen und aus den Trümmern zerstörter Freiheit und Selbständigkeit ein gewaltiges Denkmal des Ehrgeizes zu errichten. Schritt für Schritt wich er vor Denen zurück, die allein in Annektionen die Zukunft Deutschlands gesichert wissen wollen, und es kostete ihm Mühe, in seinen Reichstagsreden diesen Rückzug mit allerhand vieldeutigen Worten zu verschleiern. So hinterläßt er allein schon mit dem deutsch-russischen Frieden dem deutschen Volk eine Erbschaft, deren ganze politische Tragweite erst später sich ergeben wird.

Sicherlich hat er es, auf lautem und leisem Wege, nicht an Versuchen fehlen lassen, auch mit den Westmächten zu einem friedlichen Ausgleich zu kommen. Das ist ihm ebenso wenig wie seinen Vorgängern gelungen. Er wurde mit der Zeit ein bißchen fatalistisch und ließ abwartend die Dinge an sich herantreten, um alle Reibungsmöglichkeiten auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Er hält still und wurde mehr und mehr zum Vollstrecker des Willens eines Andern oder Zweier, und wenn er im Widerstreit mit den militärischen Autoritäten etwas erreichte, dann wars, bei Licht besehen, ein magerer Kompromiß. Auch der schlaueste Fuchs hat lieber den Sperling in der Pfote als die Taube auf dem First. Und so sitzt er in dem vornehm-alten Barockbau des verträumten Reichskanzlerpalais hinter großen Spiegelscheiben, mit dem Blick auf das bunte Rundbeet blühender Rhododendren, Rosen und Stiefmütterchen, und wartet auf den ersehnten Gast, der auch in dieses Haus einmal einkehren muß: den Frieden.

Sezession von Willi Wolfradt

Man könnte es die Methode des Aussparens nennen. Das Ereignis einer Sezession wird dargetan, indem man zeigt, was zurückbleibt. Wie stets, so scheint auch hier der Bloßstellung ein Ausziehen vorangegangen zu sein. Im nächsten Jahr vielleicht schon wird man von einer ‚Kleinen Berliner Kunstausstellung‘ sprechen dürfen — und dann vielleicht auch wieder von einer echten Sezession. Denn dieser große Name scheint mir nicht bestimmt, Firmenschild eines Kreises von Leuten zu werden, die unter ihm als Bannerzeichen wohl früher auszogen, neues Land zu entdecken, auf dem sie nun das Fett der Seßhaftigkeit ansetzen. Sezession sei vielmehr immer wieder der Ruf, mit dem der junge Durst das Erworbene aufgibt, sei der mutige, schöpferische Drang einer Schar, die ungehemmt von Starrgewordenem vorstoßen will in unerschlossene Bezirke der Sehnsucht, die keck von allen zuverlässigen Trefflichkeiten sich sondert, um, getragen vom eigenen Schwung, ihrem Gemeinschafts-Ich, der Form ihrer Generation zuzueilen.

Abspaltung vom sichern Besitz, vom Können, von Meisterschaft, abenteuerlicher Brautflug in Gewitternächten geistiger Erregung, Sprung in die Wogen: das ist Sezession doch wohl. Da wird die Fähigkeit, ihres Beifalls sichere Bilder herzustellen, pfeifend abgeschüttelt; da wird in einem Zugleich von tiefstem Weh und dionysischer Heiterkeit der trennende, flügellösende Schnitt geführt; da ordnet sich im Gefühl einer triebhaften Gleichgerichtetheit, in religiöser Unruhe die Kameradschaft zum Auszug aus umfriedeter Stadt. Das stampft und scharrt ungebärdig, sprüht von Ergriffenheit, hadert mit sich und den Gefährten, trunken von überschießender Kraft. Das arbeitet, von innen heraus, ohne viel doktrinäre Abmachung, auf seine Art ein Jeder und doch Alle einer Polkraft untertan. Ein großer Schauer, streicht die Einsicht so brüderlichen, geistgelenkten Schaffens um die Köpfe, die sich, umspült von frühem Lichte, auf einem kleinen Hügel sammeln, vor der Stadt, in der die Meister schlafen. Jeder trägt das Teilchen Werk, das zu schaffen ihm anvertraut war, heran. Im Reigen feiert der Bund den Auszug, der der Inbegriff seines Wesens ist. All dies Gebild ist nur ein Bild der Befreiung, Symptom nie absterbenden Lebens, Symbol sezessionistischen Mutes — und das leiht ihm Bedeutung über alle Galerie schöner Dinge hinausgehend.

Genug! Einmal trug auch die, die heute die „freie", die angeblich doppelt entkettete Sezession patronisieren, solch Wogen der Herzen ins Land hinaus. Ach, so viele sind erloschen nun von ihnen, Meister wie Stümper. Bescheidung, Trennung, liebevolles Sichabgrenzen vom gärenden Leben wäre ihr Teil; aber sie gewinnen es nicht über sich, die Farben der Eroberer abzulegen; sie mieten sich Jugend, blind vor Wert und Unwert, und illuminieren alljährlich mit ein paar Bürgerschrecks eine kleine appetitanregende Revolution. Mein Brockhusen etwa, ein rechter Kraftlinienmaler, faßt den Heitmüller, einen Türmer von bunten Bauklötzen, unter und zeigt sich mit ihm den Leuten. Ja, das macht jung! In Wirklichkeit aber ist alles so matt und schal. Kein einziges wirklich starkes Werk hemmt dem betrübten Spaziergänger den Fuß, kein Halt! donnert dich an, kein Arm greift von der Wand herunter dir ans Herz. Gott ja, das ist nicht übel; immerhin, das geht; oh, das ist ein reifes Stück Malerei. Verkauft? Schmücke dein Heim. Laß sehen — ja, das wär' was für die Stadt Berlin. Neulich, als ich so dastand und überlegte, weshalb man diese Ausstellung, die eigentlich eine aus bewährter Anstellung und expressionistischer Verstellung zusammengestellte Herstellung ist, zwischen uns und unsre weit großartigern Vorstellungen gestellt hat, an der nicht erst viel auszustellen, sondern sie in ihrem Unwesen möglichst abzustellen ich bestellt bin — weshalb man uns diese so ungroße, auch ihre Stärkern lähmende Schau modern aufgezogener Verkaufsfertigkeiten unter dem mißbrauchten Namen einer Sezession angetan hat: da ging ein Hängekommissar betriebsam vorüber und ließ die Worte fallen: „Es muß doch voll sein!" Aha, dachte ich, daher diese Leere.

Ich hielt den Trott zwischen den Mittelmäßigkeiten nicht aus. Wo ist denn der Meidner? Was, kein Meidner ist da? Und Rohlfs, Melzer, Purrmann? Sie müssen mitgezogen sein, mit der Sezession. Die hier sind zurückgeblieben. Muß gesagt werden, daß Liebermann ein genialer Maler ist? Gewiß nicht. Aber eine rechte Sezession müßte es nicht für noch wichtig halten, Jahr um Jahr ein halbes Dutzend immer schablonisierterer Bildnisse des längst Angelangten herauszustellen. Ist das ihr Kampf? Muß gesagt werden, daß Trübner Ehre gebührt? Aber es ist eine schlechte Ehrung, dreißig Durchschnittswerke von ihm dahin zu stellen, wo die junge Kraft Anspruch hat, hörbar zu werden. Und uns gar mit ganzen Kollektionen von dem faden Theodor Hagen oder gar dem kalten Akademiker des Interieurs Heinrich Hübner zu kommen: das ist ein Frevel, den die bunte Behängung mit grinsenden Gewagtheiten nicht wett macht, sondern verstärkt. Freiherr von Seckendorff: ein ganz neuer Mann, und gleich mit zwei Dutzend Leinewänden! Ach, die nur wieder beweisen, daß das französische Maschinengewehr kein Kunstrichter ist und der Heldentod kein Beweis für Genialität. Wie konnte man nur dem zu früh dem Leben Entrückten die Niederlage eines anspruchsvoll und blechern hallenden Saales voll pathetischer Patzerei bereiten, um den Raum tiefern und eignern Gestaltern zu rauben? Was soll uns diese stupide Häufung von Kompromissen aus Marées und Kainer, ohne das paradiesisch Schlichte des Einen, ohne das mondän Tänzerische des Andern; diese Schöne Helena, die sich ernst nimmt und in klirrenden Manierismen einherstelzt?

Man irrt mißmutig herum und sucht vergebens das Eine Bild, das man meinen könnte ewig anschauen zu müssen. Auch Kokoschka bringt es nicht. Am besten wirken in dieser schlappen, ihres Zieles unbewußten, nur im Halbschlaf Eröffnungsreden gleichsam haltenden Sammlung jene feinen, kultivierten Künstler, die einen differenzierten Farbsinn und eine liebenswürdige Anmut der Form besitzen, die stets ein bißchen bezaubern und zugleich doch nur als angenehme Tagesgrößen empfunden werden. Orlik, Ulrich Hübner, Moll vor allen gehören hierzu. Man hat nach so viel Akademie und großspurigem Kitsch ein dankbares Auge für die Wohltaten, die sie mit der Kammermusik ihrer reinen Paletten, mit dem regen Sinn für atmosphärische Duftwirkungen bereiten. Ein Heinrich Tischler imponiert mit gewagter Komposition, Nölken, Stückgold, Bangerter, Röhricht, Klein-Diepold, Friederichs, Farby, Degner, Davidsohn-Hartung, Badt und noch ein paar bekommen — was soll man machen — ihren Strich im Katalog. Auf der Ausstellung, die ich mir denke, wären sie kaum bemerkt worden. Sie seien „genannt", schön. Das „Nennen" ist ja hierzulande die Hauptfunktion der Kunstkritiker. Man ist ja auch froh, ein Dutzend Sachen lauen Herzens wenigstens „nennen" zu können.

Die Plastik hält etwas besser Niveau. Da ist immerhin ein geistreiches und höchst einprägsames Stück von metaphysischer

Schlagkraft: Bellings ‚Mensch' — eine unerhört angespannte, kubisch konzentrierte Zweibeinigkeit, über dem Gürtel in zwei Rümpfe gespalten, deren einer mit wuchtigen Hieben die andre Hälfte seines Ichs brutal niederboxt. Ich finde keine künstliche Stelle an dieser grotesken, aber faszinierenden Gestaltung der mit sich hadernden Dualität. Ein wunderschöner ‚Freund' von Lehmbruck besitzt seltene Daseinstiefe und jenen unbeschreiblichen Zug des „gar nicht anders sein Könnens". Der junge Bildhauer Garbe aber besteht daneben recht gut mit einem zarten liegenden Akt, um den der Morgen und ein zärtlicher Wind zu spielen scheinen. Wer Lehmbrucks Nachbarschaft so aushält, an dem muß etwas sein. Barlach vermag auch diesmal im Relief nichts Wesentliches zu sagen. Huf, Moselsio und Emmy Roeder möchte man nicht unbelobt lassen. Gaul macht mit einem Eselreiter von legendarer Schlichtheit ein paar üble Kriegsbären wett. Im Ganzen bestehts, trotz der platten Glätte eines allzusehr in den Vordergrund gerückten Klimsch; freilich die eigentlich sezessionistische Verwunderung wird selten Gestalt.

Repräsentieren ist gewiß Sinn einer solchen Ausstellung. Pechstein im neuen, Thoma im ältern Tonfall tun es vielleicht sicherer als sonst. In die erste Reihe aber ist nun Klingers Wandgemälde für das chemnitzer Rathaus gestellt, das betitelt ist: ‚Arbeit, Wohlstand, Schönheit'. Im Hintergrund eine freundliche Hügelstadt, davor moderner Hafen mit Dampfern und Kuttern, auf dem Kai eilfertiges Menschengewimmel, davor wieder Wasser und schließlich im Vordergrund in friesartigem Nebeneinander mehr als ein Dutzend meist weiblicher Gestalten, von denen sich jede Einzelne benimmt, als mime sie grade ihre große Arien- und Monologszene. Nachdem man vergeblich versucht hat, die Allegorien der Arbeit, des Wohlstandes und der Schönheit säuberlich auszusortieren und auch literarische Kombinationen wie: „Arbeit verschönt den Wohlstand" oder: „Der Schönheit steht Arbeit wohl an" oder so in der Komposition nicht ausgedrückt zu finden vermag, entschließt man sich, die Bedeutung von hinten nach vorn abzulesen. Wenn ein Hodler darüber gekommen wäre! So ist es nur ein großes Stollwerckbild geworden, eine geistlose Configuration ohne rhythmische Bindung, ohne Einheit, ohne Gebärde, nichts als eine Stapelung von Panoramen, samt und sonders in eine hellenisierende, bunte, sprenklige Schattenlosigkeit getaucht. Eine gefällige Monumentalität mit kleinen Ekstasen. Eine Stieglitziade der Motive und Themen, ohne jede Spur von Tiefe. Alles in Pose, alles lebendes Bild; Phrase das Licht, Phrase die soziale Illustration, Phrase die Figuren in ihrer Statuarik wie im Pappe-Rausch der Bewegung. Welch Aufwand an Bildelementen und wie bar aller Beziehung zwischen ihnen! Ebenso wie man die Bildgründe von einander trennen könnte, kann man die einzelnen Figuren ausschneiden, unbeschadet ihres Effekts. Aber: alles hat so einen gesunden Chick und wird „ungemein putzen".

Ein kleiner Saal ist der Schweiz eingeräumt. Hier weht eine andre Luft. Doch davon soll erst die Rede sein, wenn das zu Gast geladene Jung-Holland sich daneben eingefunden hat. Diesmal möchte ihr Ruhm von der Bitterkeit gegen den Gastgeber allzuviel profitieren. Woher so viel ärgerlicher Grimm? Wir lieben ja diese Stätte, wir haben ja keine andre, wo nicht in persönlicher Vereinzelung, nein: in ihrer Gesamtheit das sehnsüchtig Suchende uns zur Feier lädt, wo sich die grünende Kunst in ihren Nöten und Hoffnungen als ein Stück Kulturentwicklung ausbreiten darf: eine heilige Stätte soll uns dieser Raum sein, nicht ein Arrangement von verkaufsreifen Gemälden für jeden Geschmack. Was ist in diesem Jahr daraus gemacht worden! Der Katalog sagt alles. Preis: drei und eine halbe Mark. Wer wissen will, von wem die Bilder sind, muß ein halbes Dutzend Aufsätzchen ohne Belang, aber aus „ersten Federn“, mitbezahlen, die „einführen“ sollen. Solange nicht ein lakonisches Nummernverzeichnis für höchstens fünfzig Pfennige zur Verfügung steht, ist so ein protziger Almanach eine dreiste Zumutung, die wohl einem zeitgemäßen Schaustellungsunternehmen geziemt, nicht aber der Sezession, wie wir sie fordern müssen, beschwörend und krittelnd. Lieber eine Front glühender Ohnmacht als diese reife Blässe, die sich die Anziehungskraft ungekämmter Mittelmäßigkeit nicht entgehen lassen will. Nur der Aufbruch kehrt zurück in den Schoß zeitloser Schönheit, nur Sezession mündet dorthin, wo Glaube, Gedanke und Vorstellung vereint noch ruhen, von wo die fromme Kunst aufsteigt in Ewigkeit.

Adrian Brouwers Hochzeit von Alfred Polgar

Der kunstgeschichtlich beglaubigte Maler Adrian Brouwer ist ein zerrissenes Genie. Nicht nur seine Tracht, auch seine Seele ist malerisch in Fetzen. Er läßt sie im Winde flattern und schlägt sie den Bürgern um die Ohren; mit jener bittern, aufdringlichen Selbstgefälligkeit, die ein Kennzeichen des Genies. Im ersten der ‚sieben dramatischen Bilder‘ von Eduard Stucken sehen wir ihn (Herrn Aslan) mit mindern Komödianten (Herren und Damen des Deutschen Volkstheaters von Wien) allerlei dürren und gequälten (Regie: Herr Rosenthal) altniederländischen Straßenulk treiben. Er kommt ins Kittchen, in ein urgemütliches, mit der Straße kommunizierendes Parterre-Kittchen, wird aber von dort durch einen reichen, auch einflußreichen Freund herausgeholt und mit heimgenommen. In dem vornehmen Patrizierhaus, in dem Adrian nun Gastfreundschaft und von des Freundes Schwester (Frau Erika von Wagner) Liebe empfängt, fühlt er sich nicht wohl. Sein Wesen ist Protest gegen die bürgerliche Welt, Ungebundenheit, genialische Flamme. Er kann nicht trautes Lämpchen im stillen Kreise sein. So benützt er ein festliches Gastmahl (drittes Bild), um durch einen frechen Bierschwefel die Gäste zu epatieren

und sich davon zu machen. Wieder in der Schenke ersticht Herr Aslan, von schräg einströmender Sonne übergossen, mit einem schneeweißen, halsfreien Hemd angetan und auch in der Frisur sowie im ganzen seelischen Habitus entzückend verwahrlost, den elenden Komödianten, der sein schönes totes Weib an die Anatomie verkauft hat. (Das Weib aber war aus unglücklicher Liebe zu Adrian in die Schelde gegangen.) Das nächste Bild zeigt den Maler in die Anatomie eindringend, um den Leichnam der Freundin vor den ärztlichen Messern zu retten. Der wilde Künstler stürzt mitten in ein Kolleg des Professors Goetz. Zwischen den beiden entspinnt sich ein Zwiegespräch über Leben und Tod, Medizin und Schönheit. Der Maler klagt die Aerzte leidenschaftlich an, daß sie einen so schönen Leib wie den der toten Freundin zerstören wollen. Der Professor erwidert leider nicht mit der Frage, ob der Maler denn glaube, daß die Würmer und die Verwesung mehr aesthetische Rücksicht auf den schönen Kadaver nehmen würden. Er fragt nur: „Wer seid Ihr?" Und äußert, als der Maler antwortet: „Ich bin ein Mensch!" . . . „Das ist viel; das kann ein Abgrund sein oder ein Gipfel." Herr Goetz sagt das aber in einem Ton so voll Seelen-Durchschauer-Milde, daß die Plattheit wie Weisheit klingt. Nach diesen düstern Episoden in Wirtshaus und Anatomie, von Herrn Aslan temperamentvollst und doch mit Wahrung ultraschöner Linien bestanden, wird Adrian von jenem reichen Freund neuerdings eingefangen. Er soll nun Hochzeit machen mit des Freundes Schwester. Aber, wissend, daß das süße Durchschnitts-Geschöpf an seinem bittern Genie-Wesen elend werden müßte, erscheint er schon bei der Hochzeit ohne Hosen, mimt einen Betrunkenen und verrammelt sich solcherart für immerwährende Zeiten den Weg zum Idyll. Die arme Braut geht ins Kloster, Adrian ins Ungewisse . . . Was ist das Ganze? Ein Schauspiel in sieben Bildern. Das ist viel: das kann ein Abgrund sein oder ein Gipfel. Es ist keines von beiden; sondern eine sanft hügelig gewellte dramatische Landschaft mit hübschem Blick ins nebelvolle Tal, mit etwas künstlicher Ruinen-Romantik, poetischen Plätzchen und gepflegten Pfaden, durchaus bekömmlich für bessere Spaziergänger im Geiste.

Briefbeilagen von Peter Panter

Witze

Witze gut zu erzählen: das ist eine große Kunst. Als Roda Roda noch nicht Kriegsberichterstatter war, da hatte er dies im Druck wohl am besten von allen heraus; auch wenn man schon wußte, wann der Pfeil abschnellen würde, war es eine Freude, das elegante Spiel mit dem Bogen zu bewundern. In der Unterhaltung ist es noch schwerer; da gehört schon die ganze Behäbigkeit und saftige Lebenskraft eines guten Westdeutschen — links der Elbe — dazu, um ein Gespräch nicht unter die letzte Linie zu bringen.

Was hingegen unsere Witzpresse angeht, so überkömmt mich eine sanft elegische Stimmung, wenn ich Dir davon erzählen soll. Ach Gott, damit ist es ja so traurig.

Da ist zunächst der ‚Simplicissimus'. Nein: da war der ‚Simplicissimus'.

Der Hort des gut bürgerlichen deutschen Witzes ist die ‚Jugend'. Die ‚Jugend'-Witze sind vorher so genau zu berechnen wie eine Algebra-Aufgabe. Da haben wir den Witz, der gutmütig-holperig über die Dummheit eines Bäuerleins oder eines Soldaten spottet, der irgendeine neue Verfügung nicht kennt, der Rammel. Diese Witze fangen meistens so an: „Geht da neulich ein biederes Bäuerlein —", oder: „Komme ich da jüngst —". Spaßig ist in diesen Geschichtchen immer die selbstverständliche Würde des Erzählers, der doch alles viel besser weiß als der „brave Landstürmer", und der unnennbare Stumpfsinn, wie so eine Spitze (früher: Pointe) herausgedreht wird. Dann ist da — ein unerschöpfliches Thema — der Witz, in dem festgestellt wird, daß die kleinen Kinder, trotz jahrelangen Anstrengungen der ‚Jugend', immer noch nicht wissen, woher Frau Bartel den Most und die Menschheit die Rekruten und Rekrutenmütter holt. Ich glaube, man nennt das drollig. Man sollte der alten ‚Jugend' endlich einmal den Kindermund stopfen.

Und dann ist da der erotische Witz. Damit ist es bei uns ganz elend bestellt. All dieses Zeugs bleibt am Stoff hängen, was begreiflich ist, da er für nicht gewandte Läufer klebrig erscheint. Es hat natürlich mit Prüderie nichts zu tun, wenn man einfach müde ist, sich immer wieder versichern zu lassen, das eins und eins zwei sind. Das wissen wir allmählich.

Der ‚Kladderadatsch' lebt davon, daß es im Deutschen viele Worte gibt, die verschiedene Bedeutung haben, woraus sich dann die erheiterndsten Folgen ergeben.

Die ‚Lustigen Blätter' haben den Vorzug der Originalität: sie lassen vollkommen salzlose Geschichten im Ton des Witzes erzählen. (Der unvergessene Fritz Müller Klammer auf Zürich Klammer zu war darin Meister.)

Du meinst, es käme heute — 1918 — wirklich nicht darauf an, ob unsre Witzpresse gut ist oder nicht. Wie Du willst. Sie ist ein Spiegel, weißt Du?

Aber einer, bei dem hinten das Quecksilber an vielen Stellen abgeschabt ist. Wir haben den geduckten, gesinnungstreuen Witz; hinter dem Schreiber steht nicht Satyr mit der Pritsche, sondern etwas andres mit einer Art Gestellungsbefehl . . .

Richtig! Ich habe ja beinahe vergessen, Dir die ‚Fliegenden Blätter' zu nennen. Ja, denke Dir, die gibts immer noch. Neulich hörte ich einmal einen Leutnant aus diesem Organ einen Witz vorlesen, und ich dachte, er wollte damit einen machen. Aber es war ihm blutiger Ernst.

Ableger dieses klassischen Stamms mit den fliegenden Blättern gibt es eine ganze Menge, aber das kann man nicht. „Gut ge-

geben" und „Durch die Blume" und „Ein ganz Schlauer": das steht so über den Witzen. Es gibt eine Zeitschrift, die heißt ‚Nagels Lustige Welt'. Ich habe den Mann immer um seinen Optimismus beneidet.

Die französischen Witzblätter im Kriege sind nicht viel heiterer; die englischen und amerikanischen häufig roh, und fast immer maßlos komisch. Sie haben — ich weiß nicht, warum man ihnen diese Ueberlegenheit nicht zugestehen soll — so einen stillen, unterirdischen Witz, den man erst erraten muß, und der dann doppelt dröhnend einschlägt.

Das Grab des Witzes ist gewiß seine gewerbliche Anfertigung, wie sie heute betrieben wird. In der ‚Schaubühne' stand einmal ein bis dahin unveröffentlichter Brief Gottfried Kellers, worin er sagte, das Zünftige verderbe allen Dingen ihr Bestes; er sprach von den ‚Humoristen'. Witze, über die man schmunzelt — die schönste Form des Lachens — haben wir fast gar nicht mehr.

Frage nicht, welche alten Witzblätter Du nun lesen solltest. Die ‚Assiette au beurre' bekommst Du doch nicht; aber wenn Du ganz artig bist, leihe ich Dir ein paar Bände — nur: man soll Frauen keine Witze erzählen. Man muß sie ihnen immer erklären, und dann sind sie enttäuscht.

Also dreh Dich um, halt Dir die Ohren zu und höre, wie vor zweihundert Jahren eine Dame zur anderen sagt: „Denken Sie, Frau von Reveillac will zur Zeit dauernd mit ihrem Mann schlafen gehen!" Und darauf die andre: „Wahrscheinlich ein Schwangerengelüste." Aber dieser Witz hat wirklich Witz, und ich wollte Dir ja nur von den Scherzen meiner Zeitgenossen erzählen.

Scheidemandel von Alfons Goldschmidt

Eine der krausesten, verbogensten, undurchsichtigsten Aktienentwicklungen. Gegründet 1895. Zweck: Erzeugung von Leim, Knochenfett und Knochenmehl. Sitz erst in Landshut, dann in Berlin. Von Anfang an Kapitalsgalopp und Angliederungsraserei. Gepeitscht von der Monopolsucht des Herrn Alois Löw aus Wien. Dieser Mann wollte den Leim von ganz Europa in einem Topf kochen. Mit Hilfe der ‚Ossa' (Aktiengesellschaft für chemische Industrie in Wien). Eine Fürstin, Erzherzogin Clothilde, wurde mitgeleimt. Sie ging mit einem Minus von vier Millionen Kronen aus dem Geschäft hervor. Die Sache war damals ein gelinder wiener Skandal. Alois hatte Strousberg-Allüren, ein Handgelenk wie ein fromm gewordener amerikanischer Milliardenräuber. Mit Ueberpreisen und Ueberverträgen ritt er die Gesellschaft fest. Es gab Hoffnungen, aber keine Gewinne; und schließlich eine Sanierung, wenn man die Fusion mit der Aktiengesellschaft für chemische Produkte vormals H. Scheidemandel so nennen will. Diese Angliederung war Gift für Scheidemandel. Das System des Alois drang in die Blutbahn der berliner Gesellschaft und machte sie transaktionswild.

Der geleimte Knochen-Rockefeller hatte also abgewirtschaftet, aber seine Ideen lebten wütend weiter. 1912 umfaßte der Konzern unge-

fähr fünfzig Unternehmungen. In Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Spanien, Frankreich, in der ganzen Welt. Man zielte auf die Monopolisierung der Fabrikation und des Einkaufs. Aber die Rechnung stimmte nicht ganz. Die Einkaufsorganisation der Scheidemandel-Gesellschaft, Rohag genannt, trieb die Preise nach oben, während die Verkaufskonkurrenz die Fabrikatpreise herunterdrückte. Hohe Einkaufspreise — niedrige Verkaufspreise: das ist kein Geschäft. Der Trust war brüchig. Es war überhaupt kein Trust, sondern eine Talentlosigkeit. Es war aber noch allerlei andres. 1913 kamen Gerüchte heraus, leise Anfeindungen, Hinweise auf faule Stellen, Konstruktionsfehler und unberechtigte Dividenden. Innerhalb der Rohag zeigten sich Unerquicklichkeiten, sonderbare Preisbevorzugungen, eigenartige Gewinnverteilungen. Es wurde da etwas viel hinter den Kulissen gewirtschaftet.

Inzwischen sprudelten aus dem sumpfigen Grunde prachtvolle Dividenden. Für drei Jahre zahlte die Verwaltung je 15 Prozent. Die Verwaltung, nicht die Gesellschaft, denn die Gesellschaft konnte es nicht. Schließlich brach die Krise nach außen. Im Frühjahr 1914 wurde die Börse schon sehr mißtrauisch. Aber die Verwaltung wies die Alarmgerüchte „in das Reich der Sensation". Gleich darauf kam der Krach. Die Aktionäre erfuhren nun offiziell den plötzlichen Gewaltrutsch von 15 auf 0 Prozent. Sie erfuhren von der bevorstehenden „einschneidenden Rekonstruktion". Schon lange hatte eine ernste Kritik das Mißverhältnis von Aktienkapital und Rücklagen gesehen. Die Verwaltung hatte sich nicht gesichert, die Dividendenpolitik stand auf hohlem Grunde. Selbstverständlich waren die Bilanzen dunkel. Es war nur eine Trusthoffnung gewesen. Jetzt wurde es eine schwere Enttäuschung. Die Generalversammlung vom März 1915 beschloß die Sanierung und einen Verwaltungsschub.

In Deutschland, Oesterreich-Ungarn und andern Ländern hatte die Sache peinliches Aufsehen gemacht. Da kam der Krieg und mit ihm nach kurzer Kopflosigkeit neue Hoffnung und hoher Gewinn. Die Schleuderkonkurrenz hörte auf, die Warenpreise kletterten, und vorratskräftige Unternehmungen konnten mit Riesennutzen abstoßen. Die Scheidemandel-Gesellschaft hatte sich unbeliebt gemacht. Deshalb wurde sie von der Kriegswirtschaftsorganisation wenig oder garnicht berücksichtigt. Aber die Verwaltung brachte es durch Ueberholung der Organisation bald zur Einigung und zu Verträgen. Mit ihrem Großkonzern, mit Düngeknochenmehl, mit Knochenleim, mit Knochenfutter und Knochenfett wurde die Gesellschaft ein bedeutender und anerkannter Kriegswirtschaftsfaktor. In Berlin und in Wien. Der Nutzen stellte sich wieder ein, die Dividendenlosigkeit wurde überwunden, und nach einigen Jahren feilschten die Aktionäre in der Generalversammlung um die Erhöhung des Bonus. Bankschulden wurden getilgt, die Gewährung von Gratisaktien erwogen. Das Unternehmen wurde gewinnfett. Es war eine fabelhafte Entwicklung.

Fette werden vom Kriegsausschuß für Oele und Fette bewirtschaftet, Leim und Knochenfutter vom Kriegsausschuß für Ersatzfutter. Mit diesen Ausschüssen mußte also die Scheidemandel-Gesellschaft in Verbindung treten. Anfang dieses Jahres wurde von übermäßigem Einfluß des Unternehmens auf die Kriegswirtschaftsorganisation gesprochen. Oesterreichische Blätter stellten Vergleiche mit Daimler an. Der Aufsichtsratsvorsitzende, Geheimer Justizrat Maximilian Kempner, protestierte in der Generalversammlung vom sechzehnten März 1918,

Er leugnete den Einfluß, die Monopolbestrebungen und gab eine Naturgeschichte der Riesengewinne. Es war schon von einer Beschwerde beim Hauptausschuß des Reichstags die Rede. Damals und früher schon habe ich die Nachprüfung der Verträge mit den Kriegsgesellschaften verlangt.

Aus den Anwaltserklärungen und Anwaltsgegenerklärungen, den Pressemitteilungen und Eigenkenntnissen kann folgendes konstruiert werden: Mit Hilfe eines „Formularversehens“ sollen 212 Waggons Knochen der Speisefetterzeugung, also einer überaus wichtigen Lebensmittelproduktion, entzogen worden sein. 212 Waggons, das macht: 2,12 Millionen Kilogramm. Also ein sehr hübscher Posten. Wer die deutschen Knochenmengen kennt, weiß, was das bedeutet. Diese 2,12 Millionen Kilogramm sollen zu höherm Nutzen, als die Fettfabrikation läßt, verwendet worden sein. Der Formular-Irrtum wurde, so heißt es, erst nach langer Zeit berichtigt. Vielleicht erst nach dem Erlaß der Leim-Bundesratsverordnung. Man könnte demnach schließen, daß die Knochen zu Leim verarbeitet worden sind. Also wenig Speisefett und viel Leim. Solange Leimfabrikation und Leimhandel unbewirtschaftet waren, herrschte ein heilloser Leimwucher, eine unglaubliche Leimhamsterei und eine unsagbare Leimnot des Handwerks sowie vieler leimbedürftiger Betriebe. Der Leimpreis wurde von Woche zu Woche nach oben gejagt. Es war ein gutes Geschäft, Leim zu machen und die Eindeckungsangst zu benutzen. So kann es gewesen sein. Es kann auch anders gewesen sein. Jedenfalls wird behauptet, daß die Scheidemandel-Verwaltung durch Nichterfüllung der Meldepflicht einen Teil ihrer Rekordgewinne erzielt habe. Vielleicht richtet man die Aufmerksamkeit scharf auf die Leimpolitik der Gesellschaft. Das scheint mir ein besonders interessantes Kapitel.

Wie aber war so etwas möglich? Es wird behauptet und auch zugegeben, daß Angestellte der Scheidemandel-Gesellschaft in die Knochenstelle des Kriegsausschusses für Oele und Fette designiert worden seien. Auf Vertragsbasis und mit Zustimmung des Reichsamts des Innern. Diese Angestellten seien von Scheidemandel und nicht vom Kriegsausschuß bezahlt worden. Nun muß zwischen dem Kriegsausschuß für Oele und Fette und dem Kriegsausschuß für Ersatzfutter ein Knochenverteilungsschlüssel ausgemacht sein. Denn beide Organisationen bewirtschaften Knochen und müssen daher die Knochenmengen abgrenzen. Dieser Umstand scheint zu Einwendungen und Aufklärungswünschen geführt zu haben. Dem Kriegsausschuß für Ersatzfutter mußten Aufklärungen gegeben werden. Der damit beauftragte Herr Götze, einer der Scheidemandel-Kriegsausschuß-für-Oele-und-Fette-Dualisten, wurde damit beauftragt. Wie Herr Werthauer, der Anwalt des Herrn Götze, behauptet, war der Auftrag scheidemandeltendenziös. Herr Götze hat dann im Kriegsausschuß für Ersatzfutter die Dinge dargelegt, wie sie von ihm wirklich gesehen und aufgefaßt wurden. Damit war die Angelegenheit staatsanwaltsreif, und die Untersuchung kam in Gang. Wir wollen abwarten, was sie bringt.

Aber einiges kann doch schon bemerkt werden. Zunächst, daß die Deutsche Bank sehr erheblich am Kriegsausschuß für Oele und Fette interessiert ist. Ihr Direktor Kurt Weigelt war Vorsitzender des Ausschusses. Er ist von seinem Posten gegangen. Das ist ein äußerst interessanter Vorgang, der hoffentlich durchleuchtet wird. Ferner ist zu sagen, daß mit Meldeformularen ein unerhörter Humbug getrieben wird.

Es wird dabei unsagbar viel gemogelt. Nur Stichproben sind möglich. Die Bewirtschaftung aber richtet sich danach. Die ganze kriegswirtschaftliche Formularstatistik ist lückenhaft und unzuverlässig. Daher das Versagen der Organisation. Weiter ist anzumerken, daß eine höchst peinliche Diffusion von Privatinteressen und Allgemeininteressen stattfindet. Im Fall Scheidemandel ist sie sichtbar geworden. Man sollte daraufhin einmal die ganze Organisation durchprüfen. Unglaublich fast, daß Angestellte eines Privatunternehmens bezahlte Angestellte dieses Unternehmens bleiben und zugleich in der kontrollierenden Behörde sitzen. Hier möchte ich noch auf andre Gefahren aufmerksam machen. Es gibt Leute, die es verstehen, Beiräte zu werden. Diese Leute sind nicht selten Privatinteressenten. Man sollte ihre Betriebe auf die zugewendeten Mengen untersuchen. Man sollte auch auf das Anschmieren mit Stellungsversprechungen achten. Beispielsweise könnten Syndici-Verträge für die Friedenszeit angeboten oder abgeschlossen werden. Man sollte weiter die Zuwendungen von Beutegut revidieren. Auch das scheint mir ein bemerkenswertes Gebiet. Dann sollte man sich näher und gründlicher die Stellenbesetzungsursachen in den Kriegsgesellschaften ansehen. Man wird dabei vielleicht auf allerlei Unionen treffen.

Sehr belichtenswert ist auch die Rolle des Großbetriebes in der Kriegswirtschaft. Im Frieden nutzte der Großbetrieb den Verband zum Vertrusten und zum Andiewandquetschen aus. Im Kriege sucht er sich zu solchen Zwecken der öffentlichen Organisation zu bedienen. Es ist garnicht auszudenken, wie viele Leichen herumliegen, Betriebe, lebenskräftige Betriebe, Produktions-, Handels- und Handwerksbetriebe, die dem Großbetrieb erlegen sind. Kapazität bedeutet: Mittelvermehrung und Einflußerhöhung. Ein Großbetriebsleiter kann, wenn er es versteht, wie ein kleiner König in der Organisation auftreten. Die Andern sind mehr oder weniger Nulpen. Sie müssen Bücklinge machen, Telegramme jagen, flehen und wohl auch hie und da auf ihre Lebensmittelbestände hinweisen. So werden Rückgrate gebogen, Selbständigkeiten zur Paralyse erweicht. Es ist ein Jammer! Man muß auch in dieser Beziehung Kriegswirtschaftspsychologie treiben. Dann versteht man das Wegtreten oder Durchlöchern oder Umgehen der Verordnungen, die Verfettung, die Dividenden und die Bonusse. Ein netter Staatssozialismus.

So Vieles ist schlimm und faul. Die Großen haben nicht selten Frühkenntnisse von kommenden Verordnungen. Danach können sie Mengen- und Preispolitik treiben. Sie profitieren ungeheuer von der Schwerfälligkeit der Organisation. Unten sitzt das Uebel. Die Reichsämter, die Zentralstationen, können nur vertrauen und auf Formalien prüfen. Sie müssen sich auf die Angaben von unten verlassen. Der Bundesrat ist völlig außerstande, den Einzelheiten nachzugehen. So bleiben Unvollkommenheiten in den Verordnungen, so werden schädliche Verträge gutgeheißen. Eine Generalrevision ist vonnöten. Auch eine Generalrevision des ganzen Systems, des Grundsatzes. Wie soll man für diese Art Organisation eintreten? Das kann nur dogmatische Verbohrtheit. Ich bin wahrhaftig kein Abtrünniger und wünsche heiß die freie und gerechte Wirtschaftsgemeinschaft. Die freie und gerechte Wirtschaftsgemeinschaft. Das ist es. Ich liebe auch Herrn Ballin nicht unbedingt. Aber, was er in Hamburg den Reichstagsabgeordneten vorgeklagt und vorgewünscht hat, ist mir aus der Seele gejammert. Lieber das wildeste Gegeneinander als eine solche Organisation.

Kleine Anfragen von Theobald Tiger

In Bayern soll es noch viele Dörfer und Städte geben,
darinnen läßt sich äußerst vergnüglich und heiter leben.
Butter gibt es daselbst, Gemüser aller Sorten,
und Rahm- und Sand-, beziehungsweise Käsetorten . . .
Und das alles zu lächerlich billigen Preisen —
(nur kann man leider nicht dahin reisen).
Dort klappt es mit der Ernährung — das läßt mich nicht ruhn:
Was gedenkt der Herr Reichskanzler dagegen zu tun?

Jetzunder führen sie Stücke auf auf den Bühnen,
darinnen will die Tugend die Untat durchaus nicht sühnen,
sondern im Gegenteil: sie, die Untat, verstehste, triumphiert,
ohne daß sie sich bei dieser Gelegenheit auch nur im mindesten geniert.
Hingegen ertönt mit Recht kerndeutscher und fetter Applaus
in dem sinnigen, öffentlichen Dreimäderlhaus.
Goethe, Hasenclever, Molnar aber und Sumurun . . .
Was gedenkt der Herr Reichskanzler dagegen zu tun?

Mein Herr Sohn, Ludolf heißt er, ist eine dolle Nummer,
und macht mir derselbe leider wochen- und auch sonntags reichlichen Kummer.
Offenbar hat er das leichte Blut von seiner Mama,
denn auch diese — von mir sonst so hochgeschätzte — Frau ist meistens nicht da.
Beide amüsieren sich tanzend und mein Geld durch die Gurgel jagend
in berliner Laster- und Sumpfhöhlen bei schleichgehandeltem Fleisch hervorragend.
Ich aber sitze allein und schiefbeinig zu Hause in gelieferten und deshalb hölzernen Schuhn —
Was gedenkt der Herr Reichskanzler dagegen zu tun?

Antworten

Theaterbesucher. Nun droht Ihnen und mir noch ein Kotzebue: und dann scheinen die Quälgeister bis zum Herbst frische Kräfte sammeln zu wollen. Aber wir wollen nicht minder; und werdens im Herbst schon wieder mit ihnen aufnehmen. Trotz erheblicher Abstrapaziertheit waren wir ja sogar dem vorletzten Attentat gewachsen. Alles wiederholt sich nur auf Erden. Bei der berliner Sommerdirektion Maximilian Sladeks unter anderm in jedem Jahr der Versuch, die ‚Familie Schimek‘, sowie sie nicht mehr bis zum allerletzten Platz ausverkauft ist, durch einen Schwank zu ersetzen, der die berechtigtste Forderung eines Schaubudenpächters erfüllt. Ob voriges Jahr der ‚Kleine Napoleon‘ sie erfüllt hat, habe ich glücklicherweise vergessen. ‚Bibikoff‘ war am zweiten Abend, wie's in der Gaunersprache der Theaterkassierer heißt: hundeleer. O, daß es immer so bliebe, und daß infolgedessen der alte Schlager an die sogenannte Stätte seiner Triumphe zurückkehrte, weil auch ein aesthetisches Interesse besteht, daß man mit legitimen Mitteln dazu gebracht wird, über den Lauf der Welt und die Beschaffenheit ihrer Bewohner zu lachen. In Bruno Franks drei Akten kann man das selten. Dies ist eins von den Stücken, in denen man immerzu mit steifem Ernst für sich feststellt, daß dem Autor die Abfassung offenbar einen Heidenspaß gemacht hat. Er dauert fünfundsiebzig Minuten, und seine Kürze ist leider nicht des Witzes Seele, sondern der Witzlosigkeit. Die ersten zwei Akte sind einer

Humoreske von Dostojewskij nachgebildet. Der Staatsrat Bibikoff läuft seiner Frau Glafira ins Opernhaus nach, weil er glaubt, daß sie dort ein Rendezvous habe. Ein Rendezvous hat dort ein Jüngling mit einer andern Frau. Staatsrat und Jüngling prallen zu zähen Verwechslungsmanövern gegeneinander, geraten nach dem Theater denkbar unglaubhaft unters Bett der andern Frau — und bei Dostojewskij ist der Schluß, daß deren schlagflußreifer Ehegatte mit Bibikoff, während der Jüngling unbemerkt entwischt, eine Auseinandersetzung hat, die nicht lustiger ist als die ganze Geschichte. Bei Bruno Frank ist dies erst der Schluß des zweiten Aktes. Den dritten hat der Münchner — dessen literarischen Ehrgeiz hoffentlich nicht auf immer der Drang erwürgt hat, für eine Zeit vorzusorgen, da in Berlin womöglich Budapest so verpönt ist wie seit vier Jahren Paris — also den dritten Akt hat er selber erfunden, und da sei Gott vor. Der Jüngling kommt nachts in Bibikoffs Wohnung und erzählt Glafiren, was wir bis dahin gesehen haben. Dann kommt der zerknitterte Bibikoff und erzählt es in Pallenbergs Sprechmanier noch einmal. Und dann kommt keine von den Pointen, die hergepaßt hätten, keine einzige, sondern der Vorhang sinkt resigniert, und die Zuschauer fühlen sich berechtigt, so enttäuscht von dannen zu ziehen, daß sogar die Claque nicht ins Gewehr zu treten wagt. Dabei muß muß man ehrlicherweise sagen, daß ‚Bibikoff' etwa von ‚Aristid und seinen Fehlern' sich insofern vorteilhaft unterscheidet, als man keine Geschmacklosigkeit zu verwinden hat. Nur ist halt dem Poeten nichts eingefallen, und das ist selbst für den schlanksten Theaterabend zu wenig. Und Pallenberg? Seine Verdienste sind negativ: er verhindert, daß man schon in der Mitte die Flucht ergreift. Ein positives Verdienst wird ihm dadurch verwehrt, daß die Rolle ihm auf den Leib, in den Mund geschrieben ist. Bibikoff spricht bereits in Bruno Franks Buch mit Pallenbergs Zunge. Das legt diese lahm. Wenn sie extemporierte, von jedem Zügel frei galoppierte, querulierte und quinquilierte: es käme ziemlich dasselbe Zeug heraus, das auch für andre Interpreten der Rolle fixiert ist, und so verliert dieser Improvisator nach einem jähen Anlauf, der jetzt als zu früh genommen wirkt, die Freude an ihr. Der zweite Akt übrigens ist vielleicht bloß für mich und meine Umgebung verpufft. Dies ist der Akt, dessen Komik darauf beruht, daß Bibikoff und der Jüngling unterm Bette schwitzen und schwatzen. Ein Provinzregisseur wird solch ein Bett in die Mitte der Bühne bauen. Hier wirds auf die linke Seite gebaut, aus der naturalistischen Erwägung, daß der hundertundfünfzigjährige Gatte, der auf die rechte Seite gesetzt wird, nichts sehen noch hören darf. Aber er kann ja ohnehin weder sehen noch hören, während nun das rechte Drittel der Vorderreihen, welches könnte, nicht kann und dadurch in die Ungewißheit gedrängt wird, ob der Mittelakt die Rahmenakte an Lahmheit erreicht oder nicht. In diesem bangen Zweifel stimm' ich, wie jeden Sommer, für Johann Nepomuk Zavadil und seine Schimeckische.

Geschäftliche Mitteilungen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

